

OHG

Mitteilungen

des
Oberhessischen
Geschichtsvereins
Gießen



2020

105. Band

Mitteilungen
des
Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen

Redaktion:
Michael Breitbach, Eva-Marie Felschow,
Susanne Gerschlauer, Volker Hess und Sabine Raßner

105. Band

Gießen 2020

Dieser Band wurde mit einem Zuschuss der
Universitätsstadt Gießen gedruckt.

Impressum:

Herausgegeben vom Vorstand des Oberhessischen
Geschichtsvereins Gießen e.V.

Umschlagmotiv:

Carl Theodor Reiffenstein, Kapelle in Klein-Linden,
Städel Museum Graphische Sammlung, Inv.-Nr. 9877

ISSN: 0342-1189

Druck und Bindearbeiten:

VDS-Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt a. d. Aisch

Inhalt

Michael Breitbach

Nachruf auf Hermann Schüling

5

I. Beiträge

Helmut Krasser:

Der Gießener Cicero-Papyrus P.Iand 90 – Eine Zeitreise in die antike Buchkultur

7

Katharina Mohnike:

Pohlheim-Grüningen, Landkreis Gießen. Zu den Ergebnissen einer archäologischen Baubegleitung in der historischen hessischen Kleinstadt

17

Stefan Prange:

Beiträge zur spätmittelalterlichen Kirchengeschichte von Lützellinden

35

Gerhard Steinl:

Die Hungener Landwehr gegen Hof Grass

45

Rolf Haaser:

Briefe aus dem Exil. Carl Vogt an Justus Liebig: 1839-1843

57

Gerd Steinmüller:

Klein Linden 22. Aug. 1859 – Zwei bisher unbekannte Zeichnungen mit Linner Motiven

129

Dagmar Klein:

Vor 150 Jahren: Deutsch-Französischer Krieg 1870/71. Spuren des Gedenkens in Gießen

145

Matthias Willing:

Altertumswissenschaft und Lyrik – War der Althistoriker Fritz Taeger ein Anhänger des Dichters Stefan George?

157

Ludwig Brake:

Vom Vitagraph zum Gloriapalast – aus der Frühzeit der Gießener Kinogeschichte

189

Heidrun Helwig:

Die Abrahams – eine jüdische Familie aus Gießen

221

Karl Müller:

Der Kirchenkampf in den Gemeinden Oberhessens in der Zeit des Nationalsozialismus

261

Michael Weise:

Diener zweier Herren. Theologische Forschung und ideologische Betätigung bei Georg Bertram und Karl Friedrich Euler in der NS-Zeit

335

Michael Breitbach:

- Zur erinnerungskulturellen Arbeit des Oberhessischen
Geschichtsvereins: Der Fall Friedrich Karl Euler. Nach-
bemerkung zum vorstehenden Beitrag Weise 371

II. Miszellen**Siegfried Becker:**

- Zur Erbauung der Fachwerkkirche in Climbach 1783 377

Siegfried Becker:

- Ein Topfhändler mit Hauser Ware 1782 390

Sabine Raßner:

- Vorhang auf! Kinogeschichte(n) im Landkreis Gießen. Eine
Ausstellung der Kommunalarchive im Landkreis Gießen 392

Steffen Sobe:

- Das Grabdenkmal der Sophia Maria Balser, geb. Möller 398

Lutz Trautmann:

- Vom Recht zur Kunst. Emil Preetorius und die Universität Gießen 403

III. Dokumentation

- „Wenn es doch bald zu Ende wäre!“ - Szenische Lesung im Rahmen der
Gedenkveranstaltung zum Jahrestag des Bombenangriffs auf Gießen am 6.
Dezember 1944 413

IV. Rezensionen

- Otfried Kraft, Landgraf Ludwig I. von Hessen (1402–1458)

Eva-Marie Felschow, Wetzlar 429

- Das Augustinerkloster Alsfeld. Beiträge zu seiner Geschichte, hrsg.
von Hans Schneider

Eva-Marie Felschow, Wetzlar 431

- Ein neuer Backstein der Georg-Büchner-Forschung – Gideon
Stiening, Literatur und Wissen im Werk Georg Büchners.

Rolf Haaser, Bad Rippoldsau-Schapbach 434

- Jürgen Dauernheim: Das Landgraf-Ludwigs-Gymnasium in Gießen
unter dem Hakenkreuz - Zur Geschichte dieser Schule 1933-1945/46

Dagmar Klein 439

V. Neue Publikationen	441
VI. Vereinsleben	443
VII. Presseberichterstattung	445
VIII. Autorinnen und Autoren	449

Nachruf

Hermann Schüling (1927-2019)

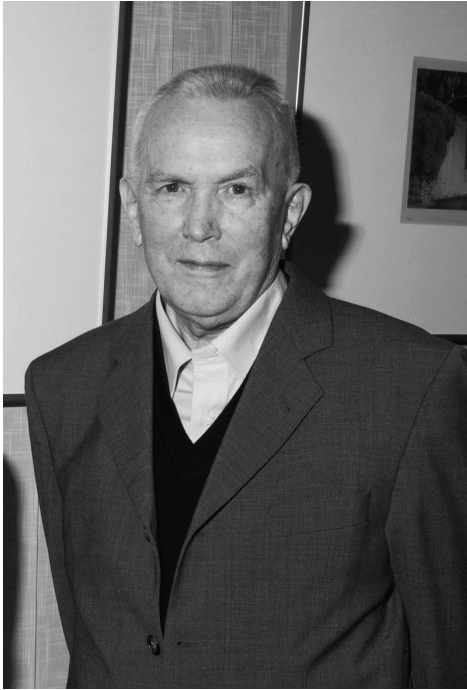


Foto: Universitätsbibliothek Gießen,
Barbara Zimmermann

Hermann Schüling war knapp fünf Jahrzehnte Mitglied des Vereins. Dem Vorstand gehörte er von 1970 bis 1990 in verschiedenen Funktionen an. Er setzte damit eine satzungsmäßig erwünschte Tradition fort, wonach der Bibliotheksdirektor der Universität Gießen Mitglied von Verein und Vorstand sein sollte. Als spezielle und besonders wichtige Aufgabe oblag ihm, den aufwändigen Schriftentausch zwischen dem Verein und einer Vielzahl von Tauschpartnern im deutschen Sprachraum zu gewährleisten. Die Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins (MOHG) sicherten sich so einen weiten Verbreitungsgrad, der in den Mitteilungen unter Aufzählung aller Tauschpartner auch dokumentiert wurde. An die Stelle solcher Austauschverfahren trat aufgrund neuer technischer Möglichkeiten inzwischen die Online-Stellung der MOHG, sie löst den Schriftentausch ab.

Schüling widmete sich darüber hinaus von 1970 bis 1974 zunächst auch den Aufgaben des – wie es damals hieß – Rechners, also den Aufgaben des heutigen Schatzmeisters. Seine Amtsführung war durch sorgfältige und ordnungsmäßige Rechnungslegung über das Kassengeschehen ausgezeichnet, während sein Nachfolger den Verein durch massive Unterschlagungen in größte Verlegenheit stürzen sollte. In den achtziger Jahren übernahm er die Aufgaben der Schriftführung für Verein und Vorstand. Schüling gewährte dem Vorstand häufig Gastrecht in der Gießener Universitätsbibliothek.

Neben seinem wichtigen verwaltungsmäßigen Engagement im Vorstand trat Schüling schließlich publizistisch für den Verein in Erscheinung; zwei seiner Arbeiten fanden ihren Platz in den Mitteilungen: so eine umfangreiche Abhandlung über den 1759 verstorbenen Philosophen „Jacob Müller – ein Kritiker der Wolffischen Philosophie“ (MOHG 86, 2001) sowie „Eine Sammlung von Segen, magischen und rationalen Praktiken aus dem östlichen Kreis Gießen und dem

westlichen Vogelsbergkreis“ (MOHG 87, 2002). Darüber hinaus stammt eine Reihe weiterer verdienstvoller universitätsgeschichtlicher Arbeiten aus seiner Feder. Schließlich beteiligte er sich an dem über lange Jahre vom Vorstand angebotenen Programm für die heimische Volkshochschule zu Fragen des Bibliothekswesens – wobei das angefallene Honorar stets dem Verein zugutekam.

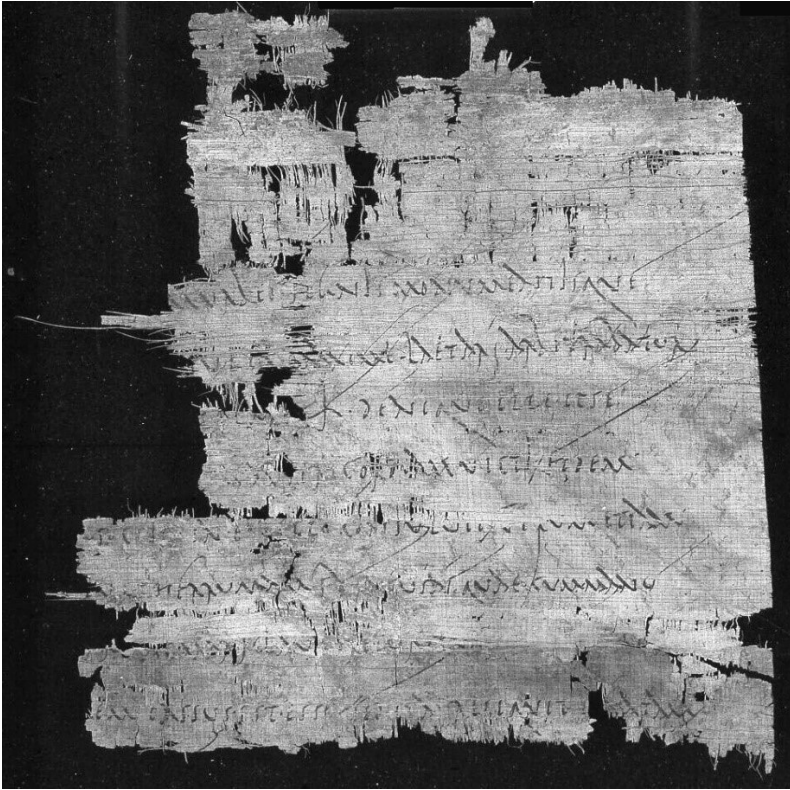
„In Anerkennung seiner Verdienste um die Zielsetzungen des Vereins“, so die Begründung im Beschluss der Mitgliederversammlung, wurde Hermann Schüling im Jahr 1987 mit der Ehrenmitgliedschaft des Vereins ausgezeichnet. Verein und Vorstand werden ihn, der von seiner Person wenig Aufhebens machte, im Wissen um seine zahlreichen Verdienste um den Verein in dankbarer Erinnerung behalten.

Michael Breitbach

Der Gießener Cicero-Papyrus P.Iand 90 – Eine Zeitreise in die antike Buchkultur

HELMUT KRASSER

Der Papyrus und sein Text



Vorderseite des Papyrus (*recto*)*

Bei dem Cicero-Papyrus P- Iand 90 (Inv. Nr. 210) handelt es sich um ein 16x19 cm großes Papyrusfragment, das aus der Sammlung des Gießener Klassischen

* Bildpublikationen mit Genehmigung der Universitätsbibliothek der JLU Gießen. Ein Digitalisat des Papyrus ist auch in den Ausstellungsräumen der Antikensammlung der JLU im Oberhessischen Museum zu besichtigen.

Philologen Karl Kalbfleisch stammt und 1926 im Medinet al-Fajum erworben wurde. Das Fragment, das *recto* (Vorderseite) ein Stück aus Ciceros Verrinen und *verso* (Rückseite) einige Sklavennamen enthält, gelangte mit den übrigen Teilen der Kalbfleischschen Sammlung, die dieser nach seinem Schwiegervater, dem Gelnhäuser Verleger Karl Reinhold Janda, Papyri Iandanae nannte, in den Besitz der Gießener Universitätsbibliothek, wo er sich seit 1930 befindet.¹

Bei diesem Papyrus mit einem Fragment aus den Verrinen Ciceros handelt es sich um ein *rarissimum* und ein durchaus spektakuläres kulturhistorisches Dokument, das uns in fast unmittelbare Nähe zu Ciceros Lebenszeit und in direkten Kontakt zu den Text- und Lesepraktiken seiner Zeit bringt.

Vorab die Umschrift des Textes sowie eine inhaltliche Einordnung der hier überlieferten Passage und deren argumentativen Bedeutung für die Verrinen Ciceros. Schon auf dieser Ebene ist dieser Text ausgesprochen aussagekräftig. So kurz dieser Ausschnitt auch erscheinen mag, so ist er doch ein ganz vorzügliches Zeugnis der Beredsamkeit Ciceros und lässt uns in den Werkzeugkasten seiner Argumentationskunst blicken:

Ergänzter Wortlaut des Papyrus (*recto*)²

- 1 quare P. Africanus Carthagine deleta Siculo]r [u]m urbés signIs
monumentIsque
- 2 pulcherrimis exornavit, ut quos victoria po]puli R maxime laetari arbitrabatur
- 3 apud eos monumenta victoriae plurimae col]locaret K dénique ille ipse
- 4 Marcus, Marcellus, cuius in Sicilia virtutem hostes,] misericordiam victI / fidem
- 5 ceteri Siculi perspexerunt, non solu]m socii in eo bello consuluit / verum
etiam
- 6 superatis hostibus temperavit. urbem] pulcherrumam Syracusás quae kum
manú
- 7 muntissima esset, tum loci natura t]erra ac mari clauderetur kum [vi
consilioque
- 8 cepissent, non solum incolum]em passus est / sed ita reliquit o[r]natam/ut
esset idem monumentum victoria, mansuetudinis, continentiae

Übersetzung:³

-
- 1 Wichtige Literatur: Peter Kuhlmann, Die Giessener literarischen Papyri und die Caracalla Erlasse. Edition, Übersetzung und Kommentar, Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Giessen 46, 1994, 77-83 (mit umfangreicher Übersicht über Editionen und Forschungsstand); Pierre Collart, Les papyrus littéraires latins, Revue de Philologie 15, 1941, 112-128; E. Otha Wingo, Latin Punctuation in the Classical Age 1972, 50-54; Rex Winsbury, The Roman Book, London 2009, 33.
 - 2 Cicero *In Verrem* 2,2,3-4. Nach Kuhlmann ebd. 1994, 81. Ergänzungen vor] und nach [eckigen Klammern.
 - 3 Übersetzung: Manfred Fuhrmann, Marcus Tullius Cicero. Sämtliche Reden Bd. 3, Stuttgart 1973, 189.

Daher hat P. Africanus die sizilischen Städte nach der Zerstörung Karthagos mit den schönsten Statuen und Denkmälern geschmückt, um bei denen, die sich wie er glaubte am meisten über den Sieg des römischen Volkes freuten, die meisten Denkmäler des Sieges aufzustellen. Schließlich hat selbst der berühmte M. Marcellus, dessen Tapferkeit in Sizilien die Feinde, dessen Mitleid die Besiegten, dessen Redlichkeit die übrigen Sizilier kennenlernten, in jenem Kriege nicht nur für die Bundesgenossen gesorgt, sondern auch die überwundenen Feinde mit Schonung behandelt. Die herrliche Stadt Syrakus hatte teils sehr starke Befestigungsanlagen, teils war sie durch ihre natürliche Lage von der Land- und Seeseite her gesichert; Marcellus erhielt sie, nachdem er sie durch Gewalt und List erobert hatte, nicht allein ganz unversehrt, sondern ließ ihr auch so reichen Schmuck, dass sie zugleich ein Denkmal des Sieges, der Milde und der Mäßigung war.

Ein korrupter Frevler am Pranger. Der Prozess gegen Verres und Ciceros Argumentation

Der Prozess gegen Verres (70 v. Chr.) stellt die erste ganz bedeutende Station in Ciceros großer Karriere als Redner dar. Als zu diesem Zeitpunkt noch wenig bekannter *homo novus* übernahm er im Namen der Provinz Sizilien, in der er selbst als Quästor (75 v. Chr.) erste Schritte seiner Ämterlaufbahn getan hatte, die Anklage gegen den korrupten Statthalter C. Verres (73-71) in einem Repetundenprozess (Rückforderung widerrechtlich konfiszierten Besitzes). Mit einem prozesstechnischen Meisterstück machte er dabei die Verschleppungstaktik der Gegenseite, die u. a. von dem berühmten Redner Q. Hortensius Hortalus vertreten wurde, zunichte und sorgte schon mit seiner erstaunlichen kurzen ersten Rede, die er aber in der Folge mit der Präsentation umfangreichen Beweismaterials verknüpfte, dafür, dass sich Verres sofort ins Exil begab und erwirkte dessen Verurteilung.

Die weiteren Reden und damit auch diejenige, aus der der Papyrus stammt, wurden erst im Nachhinein als eine Art politischen Statements im Blick auf adlige Handlungsnormen von ihm publiziert.

In diesen Reden konzentriert sich Cicero darauf, einerseits die Bedeutung der Insel Sizilien, ihren Sonderstatus für Rom und die stets gepflegten engen Beziehungen herauszuarbeiten und andererseits durch die Darstellung der Lebens- und Amtsführung des Verres und der minutiösen Auflistung seiner Raub- und Schandtaten den Angeklagten zu desavouieren. Da sich Verres unter aller Hintansetzung religiöser Skrupel und ohne Respekt vor dem persönlichen Eigentum vornehmer Sizilianer in erster Linie als Kunsträuber (Statuen, Gemälde etc.) betätigte, können die Verrinen nachgerade an die Stelle eines Katalogs sizilischer kultischer und privater Kunstschatze und der damit verbundenen Wahrnehmungspraktiken fungieren.

Unsere Passage ist nun ganz ein Paradebeispiel für die Diskreditierungsstrategie Ciceros und ist zentraler Bestandteil seiner Argumentation. Er verweist hier exemplarisch auf das Vorgehen und Handeln des Marcus Marcellus, der im Jahr 212 während des Zweiten Punischen Krieges das abtrünnige Syrakus erobert hatte

und dieses, obwohl er dort als Sieger eingezogen war, weitgehend verschont hatte. Dieses Handeln wird nun auf das schärfste mit den aus niedrigen Beweggründen (so Cicero) durchgeführten Raubzügen des sogar zum frevelhaften Tempelräuber werdenden Verres kontrastiert, der ja als Proprätor und Provinzstatthalter an sich zu einem maßvollen und verantwortlichen Umgang mit den Provinzialen verpflichtet war.

Mumien, Müll und Kohlestäbe. Lateinische Papyri und die Überlieferung papyrologischer Texte

Eigentlich spannend wird der Papyrus jedoch nicht durch seine Bedeutung für die Textkonstitution Ciceros, sondern als papyrologische Rarität und authentisches Dokument der kulturellen Differenz zwischen Griechenland und Rom zumindest im Blick auf Buch- und Schriftproduktion.

Als lateinischer Papyrus gehört der P. Iand 90 zu einer sehr überschaubaren Gruppe papyrologischer Zeugnisse. Im Vergleich zu den literarischen Papyri in griechischer Sprache sind jene, die in lateinischer Sprache verfasst sind, eine ausgesprochene Seltenheit. Instruktiv für die Größenordnung ist hier ein Blick auf die papyrologische Datenbank des Centre de Documentation de Papyrologie Littéraire der Universität Liège, die gegenwärtig gegenüber lediglich 170 lateinischen literarischen Papyri 7062 Nummern an griechischen literarischen Papyri aufweist.

Zudem handelt es sich um einen ausgesprochen alten Papyrus, dessen Schriftgestalt eine Datierung noch in julisch-claudische Zeit, möglicherweise sogar noch in den Zeitraum zwischen 20 v. Chr. und der Zeitenwende nahelegt. Er entsteht also in einem Zeitraum von wohl weniger als 100 Jahren nach dem Tode Ciceros (43. v. Chr.), was in der Überlieferung der antiken Literatur eine absolute Ausnahme darstellt. So gehört der Gießener Papyrus neben Funden wie dem 1978 publizierten Gallus-Papyrus⁴ und den zahlenmäßig wenigen lateinischen Papyri aus Herculaneum zu den frühesten Zeugnissen lateinischer literarischer Papyri. Nicht zu Unrecht hat ihm dies auch die Bezeichnung eines Doyen des Papyrus latins durch P. Collart eingebracht.⁵ Mit Sicherheit kann aber festgestellt werden, dass es sich dabei um den ältesten erhaltenen Cicero-Papyrus handelt.

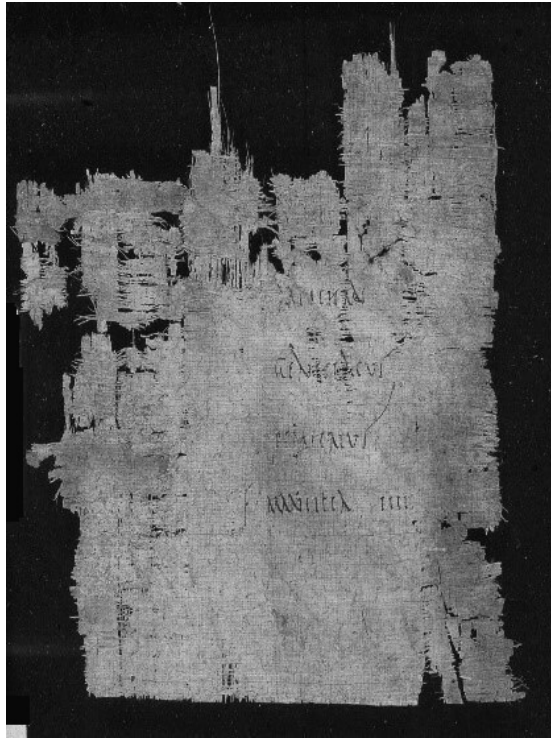
Kommen wir zunächst zu der generellen Überlieferungssituation lateinischer Papyri. Diese stellen schon deshalb eine absolute Ausnahme dar, weil sich Papyri in nennenswerten Umfang nur im heißen Wüstenklima Ägyptens erhalten haben.⁶

4 Editio princeps: Robert D. Anderson, Peter J. Parsons, Robin G. M. Nisbet, *Elegiacs by Gallus from Quasr Ibrim*, JRS 69, 1979, 125-155.

5 Pierre Collart, REG 45, 1932, 405.

6 Eine Ausnahme stellen die sog. Vindolanda-Tablets dar, die 1973 in der britischen Grafschaft Northumberland bei der Ausgrabung des Hilfstruppenkastells Vindolanda entdeckt wurden. Dabei handelt es sich um beschriftete Holztäfelchen aus Birken- oder Erlenholz, die uns in die schriftliche Verwaltung des Kastells einschließlich der dort geführten Korrespondenz Einblick geben. Ein besonderes Highlight ist die Geburtseinladung, die die Kommandeursgattin Claudia Severa einer benachbarten Garnison ihrer Freundin Sulpicia

Da nun aber Ägypten auch in römischer Zeit ganz wesentlich von einer griechischen Schriftkultur geprägt war, finden sich lateinische Texte dort nur in ganz seltenen Fällen. Bei Papyrusfunden handelt es sich dabei in der Regel um Fundkontexte, die nicht unmittelbar mit dem Literaturbetrieb in Verbindung stehen. So handelt es sich etwa bei den sogenannten Oxyrhynchus-Papyri, die eine Hauptquelle unserer Papyrusfunde darstellen, um eine antike Mülldeponie, in der man nicht mehr benötigte Papyri entsorgte. Auch bei unserem Cicero-Papyrus ist deutlich erkennbar, dass er ebenfalls zweitverwertet wurde und seine Überlieferung offenkundig gerade nicht seinem literarischen Gehalt, sondern seinem praktischen Nutzen verdankt.⁷



Rückseite des Papyrus (*verso*)

Lepidina hat zukommen lassen (Tablet 291). Einführend: Alan K. Bowman, *Life and Letters on the Roman frontier. Vindolanda and its people*, London 1994.

- 7 Treffend hier der Titel, den Olaf Schneider in seiner Kurzpräsentation des Papyrus verwendet: *Weltliteratur als Schmierblatt: der Cicero-Papyrus*, *uniforum* 24,1, 2011, 14 und GEB <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2011/8029/>.

Aus einer Buchrolle wurde zur Verwendung als Notizzettel ein Stück Papyrus herausgerissen und eben mit der auf der Rückseite befindlichen Liste von Sklaven beschrieben, die auf diesem Wege wenigstens dem Namen nach die Zeit überdauern haben.⁸ Ein solches Schicksal war offenkundig gängige Praxis und galt antiken Autoren als pointiert beschworenes Schreckensszenario für die eigenen Werke. So wendet sich etwa der Epigrammatiker Martial, der ohnedies eine ganz wichtige Quelle für die kaiserzeitliche Buchkultur darstellt,⁹ gegen Ende des 1. Jh. n. Chr. mit folgenden Worten an das eigene Buch (Epigramm 3,2,1-4):

Cuius vis fieri, libelle, munus?
Festina tibi vindicem parare,
ne nigram cito raptus in culinam
cordylas madida tegas papyro
vel turis piperisve sis cucullus.

Wem willst du zum Geschenk werden, mein Büchlein?
Beeile dich, dir einen Beschützer zu besorgen, damit man dich nicht alsbald zur rauchgeschwärzten Küche entführt
und du mit feuchtem Papyrus Thunfische zudeckst
oder als Tüte für Weihrauch oder Pfeffer Verwendung findest!

Diese Aussage beleuchtet natürlich zugleich auch die Relevanz der Förderung von professionellen Literaten durch potente *patroni*, die dann wie in diesem Fall vorgestellt sowohl durch die Finanzierung einer weniger gefährdeten Prachtausgabe und selbstredend auch durch ihre literarische Expertise, die als Qualitätsmerkmal fungiert, die physische Fortdauer der Buchrolle garantieren sollen.

Ein anderer ebenfalls ziemlich spektakulärer sekundärer Herkunftsbereich sind die Papyri, die aus zu Mumienkartonage verarbeiteten Papyrusrollen stammen und erst durch ein aufwendiges Verfahren der Wiedergewinnung des Ausgangsproduktes wiederhergestellt werden können. Aus diesem Bereich stammen einige der bedeutendsten griechischen Literaturfunde des letzten Jahrhunderts. So etwa die sog. Kölner Epode (Pap. Colon. Inv. 7511) des frühgriechischen Jambikers Archilochos (7. Jhdt. v. Chr.). Aus den o.g. Gründen handelt sich es hierbei um einen Fundkomplex, der für lateinische Papyri allerdings ebenfalls nicht ergiebig ist.

Die Hoffnung, dass Papyrusfunde in den Vesuvstädten nennenswerte Mengen lateinischer literarischer Papyri zu Tage fördern würden, hat sich bislang leider

8 Kennlich sind die Namen: Arpochras, Genesiacus und Demetrius, die als *mancipia* also Sklaven bezeichnet werden. Da insgesamt als Summe die Zahl IIII angegeben wird, können wir schließen, dass es sich nicht um eine umfangreichere Liste gehandelt hat.

9 E.g. hierzu: Helmut Krasser, *Me manus una capit*: von kleinen Büchern und ihren Lesern in Martials Epigrammen, in: Raphael Schwitter / Cornelia Ritter-Schmalz (Hrsg.), *Antike Texte und ihre Materialität, Materiale Textkulturen* 27, 2019, 159-174.

nicht erfüllt. Unter den durchaus zahlreichen insbesondere aus der sog. Villa dei Papiri zu Tage geförderten, nur unter schwierigsten Bedingungen lesbaren zu Kohlestäben verkohlten Papyrusrollen¹⁰ befinden sich in der überwiegenden Mehrzahl griechische Papyri einer epikureischen Spezialbibliothek des Philosophen Philodem. Eine Ausnahme stellen hier die Fragmente des in augusteischer Zeit entstandenen *Carmen de bello Actiaco* dar, von dem als einzigem lateinischen Text Passagen in nennenswertem Umfang erhalten sind.

Literatur für Leser. Zur römischen Buchkultur oder von der Lesbarkeit des Textes

Der für uns vielleicht wichtigste Aspekt des Gießener Papyrus ist seine Bedeutung für die literarische Kultur, insbesondere die römische Buch- und Schriftkultur. Gerade dieses sehr frühe Zeugnis zeigt, dass es erhebliche Unterschiede zwischen griechischer und lateinischer Schriftpraxis gibt, die letztlich auch Konsequenzen für die Frage nach Rezeptionsweise und Lesetechniken besitzt.¹¹ Der Gießener Papyrus weist nämlich einige Merkmale auf, die für die römische Lesekultur ganz signifikant sind.

Hier ist in erster Linie die Verwendung von Worttrennungszeichen, diakritischen Zeichen und Lesehilfen zu nennen. Neben dem Interpunkt zur Worttrennung (ein Punkt auf halber Zeilenhöhe) finden sich im Gießener Papyrus Längungszeichen wie etwa Verlängerungsstriche oberhalb einiger langer Vokale (in der Umschrift durch Großschreibung ausgewiesen) und die Länge von Vokalen markierenden Schrägstriche sog. *apices* (in der Umschrift durch Akzente ausgewiesen), aber auch Zeichen, die ganz offenkundig der syntaktischen Gliederung des Textes gelten. Ein Beispiel hierfür ist das offenkundig als Absatzmarker verwendete K (= *kaput*-Kapitel) in Z. 3, sowie die Verwendung von Schrägstichen in Z. 4 zwischen *vicil* und *fidem* sowie in Z. 5 zwischen *consuluit* und *verum*. und hinter *ornatam* in Z. 8 (in der Umschrift durch Schrägstriche kenntlich gemacht).

Vorab einige grundsätzliche Überlegungen, die es ermöglichen, die Relevanz des Gießener Cicero-Papyrus für die Frage der Erschließung und Lesbarkeit von Texten näher zu bestimmen.

Während nämlich offenkundig im griechischen Bereich, wie auch die Papyrusfunde dokumentieren, wohl durchgängig mit *scriptio continua*, also einer Schreibung ohne Worttrennung zu rechnen ist, ergibt sich im lateinischen Bereich zumindest im Zeitraum zwischen 100 v. Chr. und 200 n. Chr. ein völlig anderes Bild. Zwar

10 Zu den Problemen und technischen Entwicklungen der Lesbarmachung: David Sider, *The Library of the Villa dei Papiri at Herculaneum*, Los Angeles 2005, 46-59.

11 Die hiermit in Verbindung stehende Debatte um die Frage des lauten und leisen Lesens soll hier nicht ausführlicher geführt werden. Vgl. hierzu Helmut Krasser, „*sine fine lecturias*“. Zu Leseszenen und literarischen Wahrnehmungsgewohnheiten zwischen Cicero und Gellius, Habilitationsschrift Tübingen, 1996, 169-221; Stephan Busch, *Lautes und leises Lesen in der Antike*, RhM. 145, 2002, 1-45.

gibt es seit Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts auch bei der Produktion griechischer Texte Bestrebungen, dem Leser die Orientierung im Text durch das Setzen diakritischer Zeichen zu erleichtern, doch reicht die Leserorientierung bei der Buchproduktion im lateinischen Bereich deutlich weiter.¹² Allem Anschein nach ist hier weitgehend *scriptio discontinua* (also Worttrennung) die Regel. Diese Kenntnis verdanken wir vor allem den vereinzelt gefundenen lateinischen literarischen Papyri, die das Bild vom römischen Buch im Zeitraum von der späten Republik bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts präzisiert haben.¹³ Die Zahl der Funde ist zwar nicht übermäßig groß, doch stimmen sie in einem Punkte überein: Alle haben sie Worttrennung, häufig zudem syntaktische Interpunktion und zusätzliche Lesehilfen (etwa Kennzeichnung von langen Vokalen). Gerade hier ist der Gießener Cicero-Papyrus ein ausgesprochen kostbares und instruktives Zeugnis. Selbst dieses offenkundig rasch in beinahe kursiver Hand geschriebene und daher wohl der privaten oder einer eher preiswerten Buchproduktion entstammende Exemplar verfügt über Worttrennung.¹⁴

Auch dieser Papyrus zeigt, dass die literarischen lateinischen Papyri also durchaus mit den Erzeugnissen der römischen Epigraphik, die man als Spitzenprodukt leserorientierter Textgestaltung bezeichnen kann, vergleichbar sind.¹⁵ Sie bestätigen zudem die Feststellung Senecas, die Römer unterschieden sich zumal darin von den Griechen, dass sie ihre Texte anders als diese, die weitestgehend in *scriptio continua* schrieben, interpungierten.¹⁶ So heißt es etwa in Senecas *epistulae morales*

12 In diesem Zusammenhang ist Dionysius Thrax von entscheidender Bedeutung. Siehe hierzu B. Laum, Das Alexandrinische Akzentuationssystem unter Zugrundelegung der theoretischen Lehren der Grammatiker und mit Heranziehung der praktischen Verwendung in den Papyri, Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums 4, Paderborn 1928; Jean Lalot, La grammaire de Denys le Thrace, Paris 1989 75 f., 84 f., 87-92. Ein gutes Beispiel für differenzierte leserorientierte Textgestaltung ist etwa der Didymos-Papyrus (P.Berol. 9780) mit einem Kommentar des Didymos Chalkenteros zu den Reden des Demosthenes. Siehe hierzu Hubert Cancik, Der Text als Bild. Über optische Zeichen zur Konstitution von Satzgruppen in antiken Texten, in: Wort und Bild. Symposium des Fachbereichs Altertums- und Kulturwissenschaften zum 500jährigen Jubiläum der Eberhard-Karls-Universität Tübingen 1977, München 1979, 81-100, bes. 81-93.

13 Neben dem P. Iand.90 etwa: P. Herc.817; P. Oxy. 30; P. Quasr Ibrīm inv. 78-3-11 (LI /2).

14 Sueton merkt die Tatsache, dass Augustus in seinen von ihm persönlich verfassten Dokumenten keine Worttrennung vorgenommen habe, als ungewöhnliche Besonderheit an (*Augustus* 87,3).

15 Siehe hierzu E. Otha Wingo, Latin Punctuation in the Classical Age, Den Haag 1972, 29-49 und Wolfgang Raible, Zur Entwicklung von Alphabetschrift-Systemen, SB Heidelberg 1991, 9, 19-22.

16 Seneca *epistulae morales* 40,11: *In Graecis hanc licentiam tuleris: nos etiam cum scribimus interpungere adsuevimus*. Trotz der insgesamt zu weitreichenden Postulate nach wie vor grundsätzlich hierfür E.O. Wingo, Latin Punctuation in the Classical Age, Den Haag 1972 zu verweisen. Zu den literarischen Papyri besonders 50-67. Aufs beste bestätigt wurden die Ergebnisse der Arbeit Wingos durch den Fund des Gallus-Papyrus in Quasr Ibrīm im Jahre 1978, der sich in puncto Worttrennung nahtlos in das Bild der bisher bekannten literarischen Papyri ein-

(40,11) mit deutlicher Polemik gegen den üblichen ungebrochenen Wortschwall der Griechen: *In Graecis hanc licentiam tuleris: nos etiam cum scribimus interpungere adsuevimus* – Bei den Griechen mag man eine solche Nachlässigkeit tolerieren, wir (sc. die Römer) dagegen pflegen, sogar wenn wir schreiben einen Interpunkt zu setzen (d. h. Worttrennung vorzunehmen). Welche Ansprüche der römische Leser an die Lesbarkeit des Texts stellte, mag eine Passage aus Senecas *De ira* illustrieren, in der unter der Rubrik von Zornausbrüchen, die sich gegen Sachen wenden, auch die heftige Reaktion auf ein fehlerhaft oder in zu kleinen Lettern geschriebenes Buch genannt wird. Von mangelnder Interpunktion oder Worttrennung ist dabei bezeichnenderweise nicht die Rede:

Irascimur aut iis, a quibus ne accipere quidem potuimus iniuriam, aut iis, a quibus accipere iniuriam potuimus. Ex prioribus quaedam sine sensu sunt, ut liber, quem minutioribus litteris scriptum saepe proiecimus et mendosum laceravimus, ut vestimenta, quae, quia displicebant, scidimus: his irasci quasam stultum est, quae iram nostram nec meruerunt nec sentiunt!¹⁷

Unser Zorn richtet sich auf etwas, das uns gar keine Kränkung zufügen konnte, oder auf etwas, das uns in der Tat kränken konnte. Zu ersteren gehören unbelebte Dinge, wie etwa ein Buch, das wir wegen seiner winzigen Schrift schon fortgeworfen oder, weil es voll von Fehlern ist, zerfetzt haben, oder wie Kleider, die wir, weil sie uns nicht gefielen, in Stücke rissen. Darüber zu zürnen, wie dumm ist das: diese Dinge haben ja weder unseren Zorn verdient noch fühlen sie ihn.

Auch dieses Zeugnis¹⁸ eröffnet uns also einen Blick auf die offenkundig hochentwickelte und hinsichtlich der Textgestaltung und Lesbarkeit äußerst anspruchsvolle römische Buch- und Lesekultur. Vor diesem kulturellen Hintergrund ist auch der Gießener Cicero-Papyrus zu sehen, der uns also nicht nur einen für Ciceros Argumentationskunst höchst instruktiven Text bietet, sondern uns auch als

reicht. Zu nennen wäre noch: Rudolf W. Müller, *Rhetorische und syntaktische Interpunktion. Untersuchungen zur Pausenbezeichnung im antiken Latein*, Diss. Tübingen 1964. Unverständlicherweise trägt Raible diesem Faktum nur beiläufig Rechnung (22f.). Ein weiterer interessanter Beleg für die Verschiedenheit griechischer und lateinischer Texte läßt sich aus dem Vergleich der Diskussion um Vortragstechnik bei Dionysios und Quintilian ziehen. Während bei Dionysios die Scholien zum Begriff *diastole* das Problem Worttrennung auftaucht, kennt Quintilian dieses Problem offenkundig nicht. Er beschränkt sich unter dem Stichwort *hypodiatole* darauf, am Beispiel der ersten Verse der *Aeneis* die Probleme syntaktisch korrekter und sinnreicher Lesepausen darzulegen (Quintilian *institutio oratoria* 11,3,36-38).

17 Seneca *de ira* 2, 26.

18 Besonders eindrücklich spiegelt sich diese Lese- und Bildungskultur der Kaiserzeit in den *Noctes Atticae* des Gellius. Hierzu Krasser 1996 wie Anm. 8, 148-168 und ders., *Lesekultur als Voraussetzung für die Rezeption von Geschichtsschreibung in der Hohen Kaiserzeit*, in: Martin Zimmermann (Hrsg.), *Geschichtsschreibung und politischer Wandel im 3. Jh. n. Chr.*, *Historia Einzelschriften* 127, Stuttgart 1999, 57-69.

authentisches und vielseitig aufschlussreiches Zeugnis eine Zeitreise in die römische Buch- und Lesewelt ermöglicht.

Pohlheim-Grüningen, Landkreis Gießen. Zu den Ergebnissen einer archäologischen Baubegleitung in der historischen hessischen Kleinstadt

KATHARINA MOHNIKE

Zwischen September 2017 und März 2019 wurde die Sanierung von Versorgungsleitungen entlang der Ortsdurchfahrt der mittelalterlichen Siedlungsgründung Pohlheim-Grüningen archäologisch begleitet. Die Bauarbeiten wurden entlang der heutigen Taunusstraße der im Jahr 1400 zur Stadt (*burg und stat* 1459) erhobenen Siedlung Grüningen durchgeführt (Abb. 1), die als *Grüningen* bzw. *Gruoninger marca*



Abb. 1: Pohlheim-Grüningen. Plan des historischen Ortskerns
(nach Walbe 1933, Abb. 73, bearbeitet; Grafik: hessenArchäologie des LfDH).

bereits 799 im Lorscher Codex Erwähnung fand.¹ Vor dem Hintergrund zu erwartender und damit von Zerstörung bedrohter Bodendenkmäler im Baugebiet beauftragte der Bezirksarchäologe Dr. Dieter Neubauer der **hessenARCHÄOLOGIE** des Landesamts für Denkmalpflege Hessen (LfDH) eine archäologische Begleitung der Sanierungsarbeiten gemäß dem Hessischen Denkmalschutzgesetz. Wie zu erwarten, traten zahlreiche Zeugnisse der langen Ortsgeschichte zutage, die von Dr. Katharina Mohnike und ihrem Team, bestehend aus F. Bartsch B.A., L. Güssbacher M.A., A. Pollum B. A., J. Ricken M.A., P. Robinson B.A., J. Trabert M. A., A. Tuschwitz M.A. und A. Bolten untersucht wurden.

Grüningen liegt an der nördlichen Ausbuchtung des Wetterauer Limes sowie wenige Kilometer östlich der mittelalterlichen Weinstraße in der westlich an die Wetterau grenzenden Teillandschaft *Wetterauer Schwelle* der Hessischen Senke, die das Oberrheintal mit dem norddeutschen Senkenbereich verbindet. Die Umgebung weist Lösslehmböden auf. Der Ort ist heute eine geschlossene Siedlung mit regelhaften Grundrissmerkmalen und zentral gelegener Kirche am auslaufenden Osthang des Wartbergs; entlang der Ausfallstraßen im Süden und im Norden befinden sich moderne Siedlungserweiterungen. Als Ortsteil gehört Grüningen seit 1970 zur Gemeinde Pohlheim.² Die kleine spätmittelalterliche Stadtanlage weist eine weitgehend ungestörte Bau- und Siedlungsstruktur auf, die als Gesamtanlage eines historischen Ortskerns unter Denkmalschutz steht.³

Für die Grüninger Gemarkungen sind Fundstellen aus unterschiedlichen vorgeschichtlichen Epochen bekannt. Der örtliche Sammler Werner Bender begeht seit Jahrzehnten vor allem Ackerflächen westlich, südwestlich und südlich von Grüningen und hat damit zahlreiche Fundstellen erfasst. Entsprechend der Vorgehensweise wurden Keramik, Steinartefakte und Hüttenlehm registriert, die der Linearbandkeramik sowie allgemein dem Neolithikum, der Urnenfelderkultur und der Eisenzeit zugerechnet werden.⁴ Im Markwald nördlich von Dorf-Güll liegen Hügelgräber, die noch schwach im Gelände zu erkennen sind.

Mit der Einbeziehung der Wetterau in das Römische Reich unter Kaiser Domitian (81-96 n. Chr.) gehörte der Raum seit dem ersten nachchristlichen Jahrhundert zum Imperium Romanum, wobei der Grenzverlauf erst unter Kaiser Hadrian seit 119/120 n. Chr. nachhaltiger befestigt wurde.⁵ Dabei scheint in der nördlichen und östlichen Wetterau bereits im späten 1. Jahrhundert zusätzlich zu einer Waldschneise mit Holztürmen und Begleitweg auch ein Flechtwerkzaun angelegt worden zu sein, da dieser „Korridor“ möglicherweise als besonders gefährdet eingeschätzt wurde. Am westlich von Grüningen gelegenen Verlauf des nördlichen Wetteraulimes, der rund 1 km nördlich der Ortschaft nach Osten

1 „Grüningen, Landkreis Gießen“, in: Historisches Ortslexikon <<https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ol/id/10309>> (Stand: 15.1.2019).

2 Küther/Fey 1982, 259-310.

3 Walbe 1933, 87-107; Denkmaltopographie „Landkreis Gießen II“ 2010, 406-415.

4 Herrn Werner Bender (Grüningen) sei an dieser Stelle noch einmal für seine stete Auskunftsbereitschaft und sein tatkräftiges Interesse an der Maßnahme herzlich gedankt. Es sei angemerkt, dass seine Sammlung dem LfDH übergeben werden soll.

5 Klee 2009; Pfnorr/Schallmayer 2007, 253-262; Schallmayer 2004.

umbiegt, lagen die Wachposten Wp 4/44 bis 4/49 sowie das im frühen 2. Jahrhundert errichtete und nach 230 n. Chr. aufgegebene Kleinkastell „Holzheimer Unterwald“. Nördlich von Grüningen, wo sich heute der Aussiedlerhof „Limeshof“ befindet, lag das Kleinkastell „Hainhaus“ (Wp 4/50; Holzvorgänger unter Domitian?); auch das seit dem ausgehenden Mittelalter wüste Dorf *Pohlheim*⁶ wird hier lokalisiert. Der Verlauf des Limes ist an einigen Stellen der Gemarkung noch gut als Wall-Graben-Konstruktion zu erkennen und lässt sich auch auf Luftbildern nachvollziehen, wobei eine Überprägung durch mittelalterliche Landwehren denkbar ist. Grüningen liegt dabei in einem von ziviler ländlicher Besiedlung freien Streifen, der mit Breiten von 1,8 – 2 km entlang des Limes verlief. Es wird davon ausgegangen, dass es sich hierbei um eine militärisch kontrollierte, bewusst von ziviler Bebauung freigehaltene Zone handelte, die mutmaßlich aber eine Bewirtschaftung durch das Militär erfuhr. Denkbar wäre eine Nutzung als Wiesen- und Weideland, was gleichzeitig eine Bewaldung behindert hätte. Nach 259/260 n. Chr. zogen sich die Römer sukzessive in einem länger andauernden Prozess aus den rechtsrheinischen Gebieten zurück.

In der Umgebung von Grüningen werden neben der Wüstung *Pohlheim* auch die bereits im Frühmittelalter genannten, im Spätmittelalter aber aufgegebenen Siedlungswüstungen *Beringheim*⁷ und *Bergheim*⁸ lokalisiert, von denen Begehungsfunde vorliegen. Rund 550 m östlich des Limes und in Sichtweite der Ortschaft liegt zudem die *Grüninger Warte*, ein Rundturm auf dem Wartberg, der 1471 als *wart* erstmals erwähnt und 1713 als Windmühle überbaut wurde.⁹

Seit dem 13. Jahrhundert wurde Grüningen in Urkunden als Sitz eines Schöffen genannt und gehörte zunächst zum Herrschaftsbereich der Herren von Münzenberg und dann deren Erben, den Herren von Falkenstein. Auf das Jahr 1210 datiert eine Nennung Grüningens im Urkundenbuch des Klosters Arnsburg (Lich, Ldkr. Gießen). König Wenzel verbriefte 1397 den Falkensteinern für den Markt Grüningen die hohe Gerichtsbarkeit. Die Verleihung der Stadtrechte erfolgte vermutlich zwischen 1397 und 1410, ein Stadtrecht ist für um 1400 überliefert.¹⁰ Im Jahr 1419 gelangte das Gericht Grüningen als Teil des Falkensteinischen Erbes an die Herren von Eppstein, die wiederum 1464 Teile Grüningens an die Grafen von Solms veräußerten. Seit dem frühen 18. Jahrhundert befand sich Grüningen vollständig im Besitz von Solms-Braunfels und gelangte 1806 an das Großherzogtum Hessen-Darmstadt. Die schriftliche Überlieferung zu Grüningen ist insgesamt lückenhaft, im 17. und 18. Jahrhundert wird es sowohl als „Stadt“ als auch als „Städtchen“ oder „Flecken“ bezeichnet. Die Bevölkerung lebte vorwiegend von der Landwirt-

6 „Pohlheim, Landkreis Gießen“, in: Historisches Ortslexikon <<https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ol/id/10428>> (Stand: 8.11.2017).

7 „Beringheim, Landkreis Gießen“, in: Historisches Ortslexikon <<https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ol/id/10222>> (Stand: 8.11.2017)

8 „Bergheim, Landkreis Gießen“, in: Historisches Ortslexikon <<https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ol/id/10221>> (Stand: 17.9.2019)

9 Vgl. auch Biller 2016b, 189 f.

10 Wolf 1999, 46-47.

schaft. Aufgrund der neuen Hessischen Städteordnung verlor der Ort 1874 endgültig seine Stadtrechte.¹¹

Im Jahr 1151 wird erstmals eine Mutterkirche („*mater ecclesia*“) erwähnt, deren Patronatsrecht 1380 an das Kloster Arnsburg überging (Abb. 1,1). Sie ist 1479 St. Martin geweiht. Die heutige zweischiffige Anlage mit Chorturm, Rundapsis und südöstlich angebautem Chor weist eine komplexe Baugeschichte auf (Abb. 2).



*Abb. 2: Pohlheim-Grüningen. Die Stadtkirche von Süden während der Bauarbeiten
(Foto: hessen.Archäologie des LfDH)*

Von der ursprünglich romanischen Kirche haben sich die Nordwand mit (nachträglich eingefügtem?) romanischem Portal und veränderten Fenstern sowie die Westwand mit Rundbogenportal erhalten. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde ein frühgotischer Chorturm angebaut. Um 1500 wurde der Kirchenbau nach Süden erweitert, 1520 der spätgotische Chor angesetzt. In das

¹¹ Stadt Pohlheim 1999.

17. Jahrhundert datieren Umbaumaßnahmen nach einem Kirchenbrand. Bei Sanierungsmaßnahmen im Innern der Kirche 1985 wurden im Fußboden befindliche Grabplatten entnommen und an den Wänden aufgestellt. Die zugehörigen Bestattungen sollen im Boden verblieben sein; der ehrenamtliche Denkmalpfleger Manfred Blechschmidt übergab zudem ein Grabkreuz an die Restaurierungswerkstatt des LfDH in Wiesbaden.¹² Als 2013 ein Regenrohr an der Südseite der Kirche repariert wurde, barg man am 24.08. aus dem Aushub das Randfragment eines engmündigen römischen Schankgefäßes, das sachkundig durch V. Rupp und S. Biegert bestimmt wurde.¹³

Um 1400 wurde in Grüningen mit der Anlage einer Ortsbefestigung begonnen – ein Hain- oder Heeggraben ist wohl bereits einige Jahrzehnte älter. Die Stadtmauer hat sich besonders im Westen der Altstadt stellenweise erhalten (Abb. 1,3). An der Nordwestecke steht noch der sogenannte *Diebsturm* mit Schießscharten und viereckigen Fenstern, dessen hochgelegener Eingang die Höhe des Mauerwehrgangs dokumentiert (Abb. 1,4).¹⁴

Die Entstehung der kleinen falkensteinischen Burg am westlichen Ortsrand wird ebenfalls für das späte 14. bzw. das frühe 15. Jahrhundert angenommen – bereits 1394 lässt sich eine Burganlage in Grüningen urkundlich fassen. Für diesen annähernd quadratischen Bau mit rund 25 m Seitenlängen soll ein Burghügel aufgeschüttet worden sein, den ein Wassergraben umgab (Abb. 1,2). Das Tor in der südlichen Burgmauer führte auf eine Brücke, deren hölzerne Überreste im Graben gefunden und dendrochronologisch auf zwischen 1368 und 1400 datiert wurden. Innerhalb der Burgmauern konnten bei einer Grabungsmaßnahme des Heimatvereins Grüningen steinerne Gebäudefundamente möglicherweise für Fachwerkaufbauten sowie Gewölbekeller dokumentiert werden. Im Nordwesten des Mauergevierts sitzt ein Rundturm.¹⁵

Die Hauptstraße des Städtchens wurde im Norden vom Gießener (Abb. 1,5), im Süden vom Butzbacher Tor gesichert (Abb. 1,6). Von diesen 1840 abgebrochenen Bauwerken sind zwei Bleistiftskizzen des Architekten Friedrich Maximilian Hessemer aus dem Jahr 1827 überliefert (Abb. 3).¹⁶ Danach bestand das Butzbacher Tor – es ist die stadtseitige Ansicht wiedergegeben – aus einem viereckigen Steinturm mit Fachwerkgeschoss. Das Gießener Tor zeigt ein stattliches Torgebäude mit Torbogen, unmittelbar östlich des Tors springt ein halbrunder Steinturm vor. Beide Bauten tragen ebenfalls Fachwerkgeschosse.

12 Fst.-Nr. des LfDH: Grüningen 22.

13 Frdl. Mitteilung W. Bender.

14 Vgl. auch Biller 2016b, bes. 179-187.

15 Blechschmidt 2012.

16 Walbe 1933, Abb. 75.

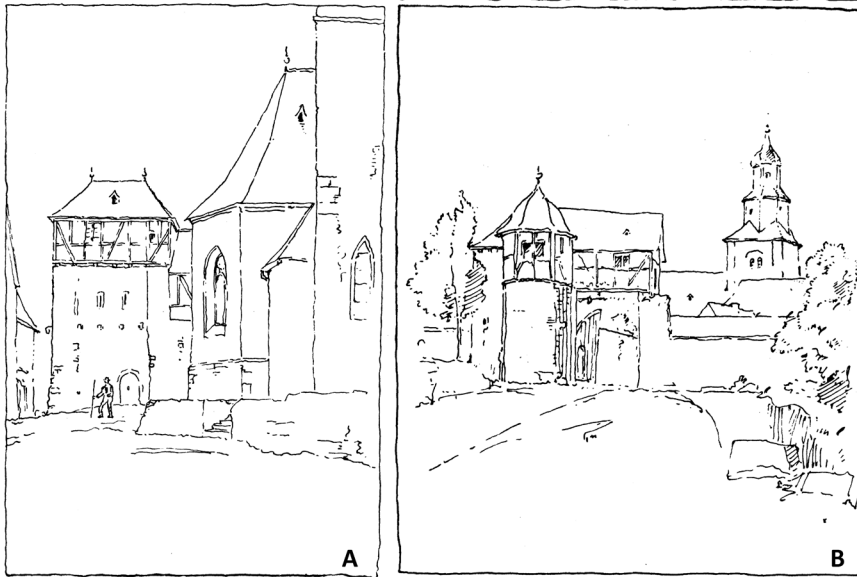


Abb. 3: Friedrich Maximilian Hessemer, Ansichten des Butzbacher (A) und des Gießener (B) Torres (mit fehlerhafter Kirchendarstellung) von Grüningen (1827) (nach Walbe 1933, Abb. 75).

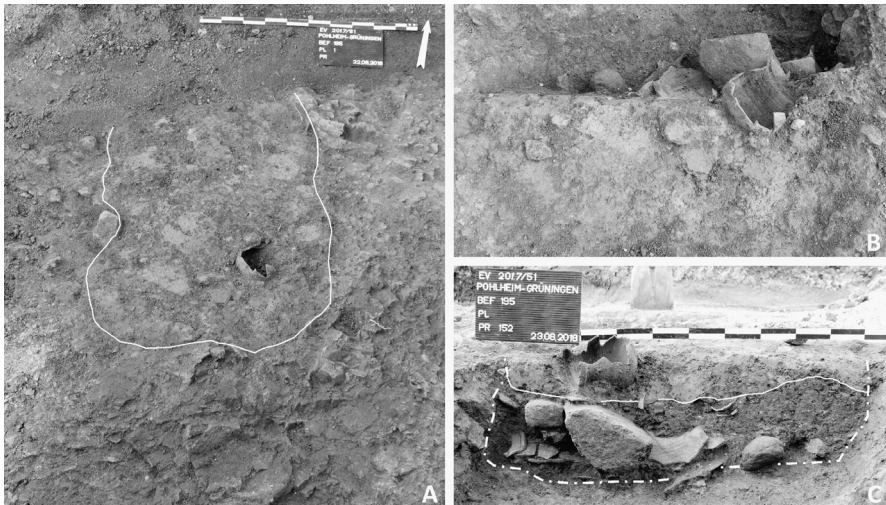
Da die archäologischen Arbeiten in Pohlheim-Grüningen im Rahmen einer Baubegleitung stattfanden, richteten sich die Bodenaufschlüsse fast ausschließlich nach den Erfordernissen der Baumaßnahme, die den Hauptkanal einschließlich der zugehörigen Hausanschlüsse sowie die Trinkwasserleitung einschließlich der zugehörigen Hausanschlüsse betrafen. Als Abschluss der archäologisch relevanten Erdarbeiten wurde ein Bodenaustausch vorgenommen. Damit wurde zweimal ein kompletter, annähernd Nord-Süd ausgerichteter Längsschnitt durch die Altstadt, darüber hinaus aber auch durch die neuzeitlichen und modernen Siedlungserweiterungen gelegt, der oft mindestens entlang eines Grabenprofils die historische Stratigraphie abbildete. Der Graben für den Hauptkanal reichte in Tiefen zwischen 4,0 und 6,0 m, der Trinkwasserleitungsgraben auf 1,50 bis 1,60 m Sohlentiefe hinab. Da abgesehen vom unmittelbaren nördlichen Vorfeld des Gießener Tors der anstehende Boden durch diese Aufschlüsse erreicht wurde, gaben die Profile gesicherten Aufschluss über den Erhaltungszustand der Bodendenkmäler im Baubereich (Abb. 4). Die rechtwinklig dazu angelegten Schnitte für die Hausanschlüsse erlaubten zusätzliche Erkenntnisse unmittelbar angrenzend zur aktuellen Bebauung. Der letzte Arbeitsschritt des Bodenaustauschs von rund 0,60 m Tiefe im Bereich der Straße sowie rund 0,40 m Tiefe im Bereich der Gehwege bot hingegen vor allem flächige Aufschlüsse.



Abb. 4: Pohlheim-Grüningen. Eindrücke der baubegleitenden archäologischen Arbeiten im Kanalgraben der Altstadt (Fotos: hessen.Archäologie des LfJ/DH).

Die Längsschnitte durch das Siedlungsgelände belegen, dass jenseits der Altstadt sowohl im Norden als auch im Süden Lösslehmablagerungen anstehen, die häufig bis auf die Sohle des Hauptkanals hinabreichen. Hin und wieder trat auch das anstehende, teilweise bereits angewitterte Basaltgestein zutage. Die Altstadt selbst bot in dieser Hinsicht ein anderes Bild, da das anstehende Gestein vor allem im

Kirchenumfeld deutlich höher ansteht und teilweise bis unmittelbar unter die moderne Straßendecke reicht.



*Abb. 5: Pohlheim-Grüningen. Grube mit spätmittelalterlichen bis frühneuzeitlichen Siedlungsabfällen in der Aufsicht (A, B) und im Profil (C)
 (Foto und Grafik: hessenArchäologie des LfDH).*

Dennoch fand sich nördlich des Kirchenplateaus eine in diesen Fels eingetiefte Grube (Abb. 5), die rund 10 Kilogramm Funde des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit enthielt, darunter Reste von Glas- und Keramikgefäßen (Abb. 6) sowie Brandlehm, eiserne Geräte und Tierknochen. Im Vorfeld der bestehenden Altstadtbebauung, deren älteste Zeugnisse aus dem 16. Jahrhundert stammen sollen, konnten zudem Fundamente mutmaßlicher Vorgängerbauten dokumentiert werden, die teilweise noch auf dem Walbe-Plan¹⁷ des frühen 20. Jahrhunderts abgebildet sind (Abb. 1, schraffiert), inzwischen aber abgebrochen wurden. Sie verweisen auf eine Erweiterung des Straßenraums im 20. Jahrhundert.

Zu den weiteren Siedlungszeugnissen entlang des altstädtischen Hauptverkehrswegs gehören Pflasterreste aus Basaltsteinen und ein wohl frühneuzeitlicher, aus Basaltplatten gebildeter Abwasserkanal („Dreckgraben“), der in der nördlichen Altstadt wiederholt erfasst wurde (Abb. 7), südlich der Stadtkirche aber komplett zu fehlen scheint. Während innerhalb der Altstadtummauerung an unterschiedlichen Stellen lediglich geringe Reste von ehemaligen Straßenpflastern aufgefunden wurden (Abb. 8), konnte weit südlich des Butzbacher Tors und damit jenseits der Altstadt ein rund 30 m langes, mit Basaltsteinen gepflastertes Straßenstück dokumentiert werden (Abb. 9).

¹⁷ Walbe 1933, Abb. 73.

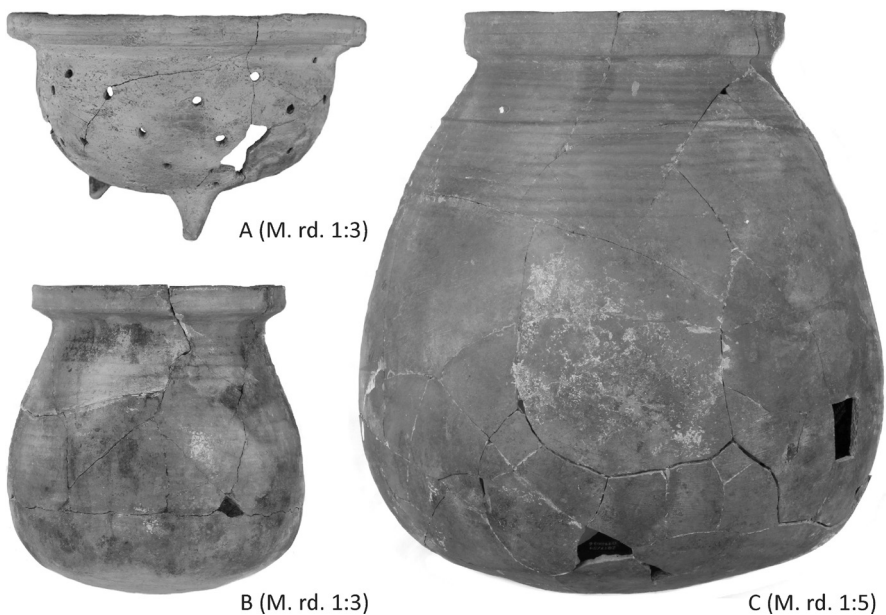


Abb. 6: Poblheim-Grüningen. Keramikgefäße des Übergangs vom Spätmittelalter in die Frühe Neuzeit (Fotos: hessenArchäologie des LfDH)

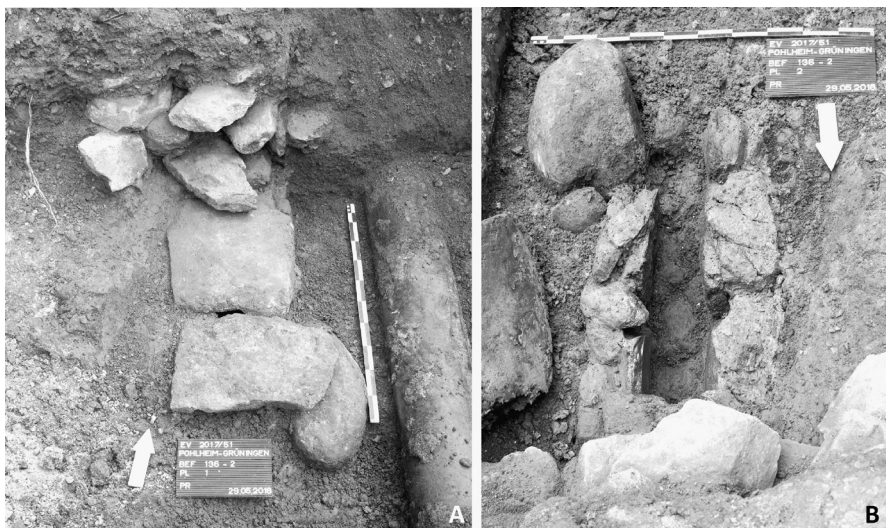
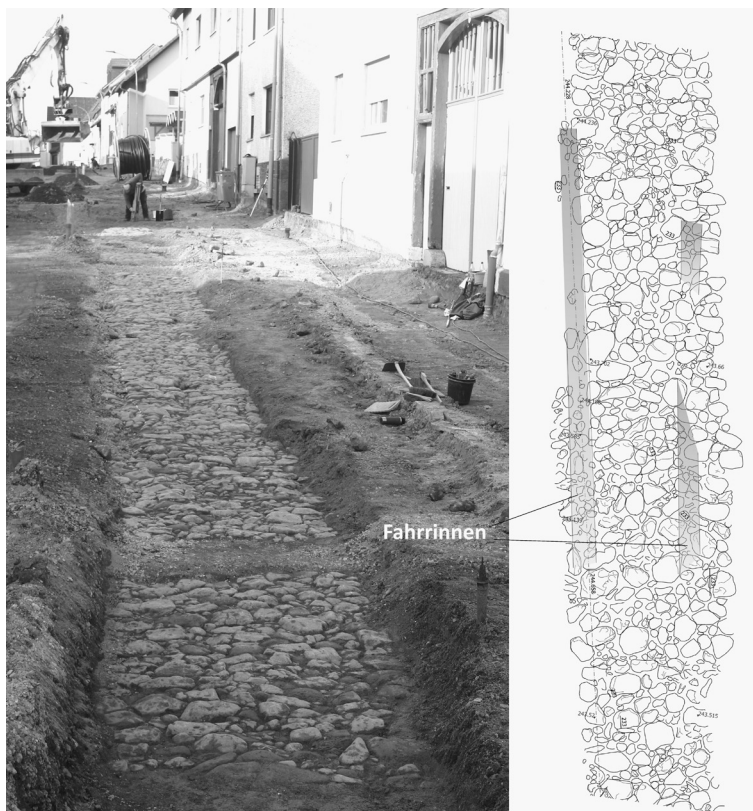


Abb. 7: Poblheim-Grüningen. Überreste eines wohl frühneuzeitlichen „Dreckgrabens“ in der nördlichen Altstadt mit (A) und ohne (B) Deckplatten (Fotos und Grafik: hessenArchäologie des LfDH).



*Abb. 8: Poblheim-Grünigen. Reste von Straßenpflaster im Bereich des Gießener Stadttors
(Foto: hessen.Archäologie des LfjDH).*

Trotz der Lage sollte für diese Straße ein im Vergleich zur umliegenden Bebauung höheres Alter in Betracht gezogen werden, da die Wegbefestigung deutlich unterhalb des heutigen Geländeniveaus lag. Deutliche Fahrrinnen verweisen auf Achsabstände von rund 1,10 m der eingesetzten Fuhrwerke.



*Abb. 9: Pohlheim-Grüningen. Weit südlich des Butzbacher Tors konnte ein sehr gut erhaltenes, möglicherweise frühneuzeitliches Straßenstück freigelegt werden, das noch rund 1,20 m breit erhalten war (rechts ein Teilstück in der Umzeichnung)
(Foto und Grafik: hessen.Archäologie des LfDH).*

Als Überraschung darf der Fund eines sorgfältig aus Basaltbruchsteinen gesetzten kleinen Brunnens mitten auf der Taunusstraße angesehen werden (Abb. 10), der sich auf publizierten historischen Plänen und Abbildungen nicht findet. Vielmehr überdeckte eines der zuvor genannten, heute abgebrochenen historischen Gebäude den Brunnen teilweise, was auf eine Datierung in das Spätmittelalter oder die Frühe Neuzeit verweist.¹⁸ Der Brunnenschacht war bis in eine Tiefe von rund 1,20 m unterhalb der heutigen Geländeoberkante hohl, die dokumentierte Sohle wurde durch im Zuge der Bauarbeiten eingebrochenen Bauschutt gebildet.

¹⁸ Zur Beurteilung wurde die älteste verfügbare Liegenschaftskarte Grüningens, angefertigt zwischen 1918 und 1926, herangezogen. Sie wird im Katasteramt Marburg der Hessischen Verwaltung für Bodenmanagement und Geoinformation (www.hvbg.de, Robert-Koch-Straße 17, 35037 Marburg) verwahrt.



*Abb. 10: Pohlheim-Grüningen. Brunnen aus Basaltbruchsteinen im Grabungsgebiet mit einem Öffnungsdurchmesser von rd. 1,0 m.
(Foto und Grafik: hessen/Archäologie des LfDH).*

Ein weiterer Brunnenrest konnte innerhalb der unmittelbar benachbarten, in den 1960er Jahren abgebrochenen Bebauung aufgedeckt werden, der eine Tiefe von „mindestens 10 Metern“ gehabt haben soll, wie eine ehemalige Anwohnerin Auskunft gab. Ob der erstgenannte, mutmaßlich öffentliche Brunnen vergleichbar tief hinabreichte, konnte im Rahmen dieser Maßnahme nicht ergründet werden. Der Hohlraum wurde wieder verfüllt, so dass der Befund unter der neuen Straßendecke erhalten bleibt. Es sei ergänzt, dass sich im Rahmen der Maßnahme weder an dieser Stelle noch anderswo Hinweise auf Frischwasser-Zuleitungen oder Zisternen fanden. Einblicke in die Grüninger Altstadtthöfe deuten aber auf zahlreiche Hofbrunnen hin, zumal die erste kommunale Wasserversorgung aus dem frühen 20. Jahrhundert stammt. Südlich des Butzbacher Tores konnte zudem der Überrest eines möglicherweise weiteren öffentlichen Brunnens aus Basaltbruchsteinen freigelegt werden, dessen Alter allerdings vorbehaltlich der Auswertung geborgener Funde noch nicht genauer als spätmittelalterlich bis frühneuzeitlich angegeben werden kann (Abb. 11).



Abb. 12: Pohlheim-Grüningen. Mauerstrukturen und ein Grabenrest im Bereich des ehemaligen Gießener Tores in einer Umzeichnung der Grabungsergebnisse (Grafik: hessen.Archäologie des LfjDH)

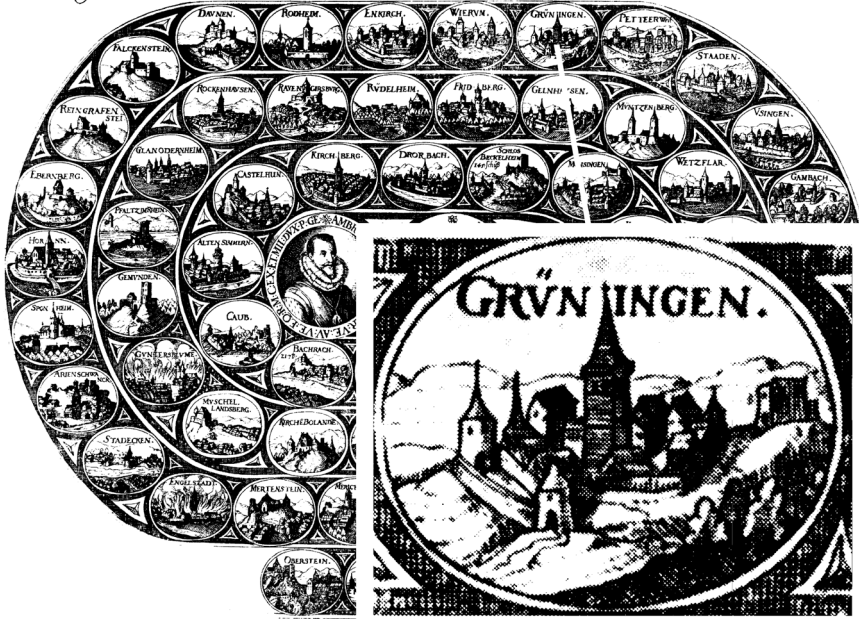
Auch am Butzbacher Tor konnten die stattlichen Überreste eines gassenartigen möglichen Torzwingers aus Basaltbruchsteinen dokumentiert werden, der allerdings von der heutigen Straßenachse leicht nach Westen abweicht. Zugehörige Mauerteile dürften unter dem Grüninger Friedhof erhalten geblieben sein. Wiederum fanden sich im Vorfeld der Toranlage Reste eines Grabens, dessen Sohle – eingetieft in das anstehende Gestein – bei rund 1,50 m unterhalb der heutigen Geländeoberkante erreicht war. Ein Zusammenhang der Grabenreste mit dem eingangs erwähnten Hain- oder Heeggraben erscheint denkbar, da viele Städte durch Wallgräben und Palisaden geschützt wurden, bevor man eine Stadtmauer erbaute.²⁰ Die dokumentierten Grabenanlagen können aber auch im Zusammenhang mit Stadtmauer und Torzwinger angelegt worden sein, wie es ebenfalls häufig belegt ist.²¹ Für Grüningen verweist eine schematisierte Miniaturansicht aus dem frühen 17. Jahrhundert auf eine zwingerartige Toranlage (Abb. 13).²² Die etwa 3 x 3 cm großen, in Kupfer gestochenen Ortsdarstellungen wurden als propagandistische Einblattdrucke verbreitet und zeigen die von der Katholischen Liga unter

²⁰ Biller 2016a, 43-54; Biller 2016b, 179.

²¹ Biller 2016a, 220-244.

²² „Miniaturansicht von Grüningen, 1620/21“, in: Historische Ortsansichten <<https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/oa/id/1672>> (Stand: 7.5.2007).

Abbildung der furnembsten Stadt Schöffers und Flecken im Zuchtlande nach seiner Ex. NARO SPINGLA, ergaben in ANNO 1620 UND 21.



Auf historischen Ortsansichten finden sich weitere regionale Beispiele von Toranlagen mit Zwingern wie etwa in Hungen, Lkr. Gießen²⁴ und in Butzbach, Wetteraukreis, während sie oberirdisch nur noch selten erhalten sind. Für Hungen gelang vor einigen Jahren zudem der archäologische Nachweis von Zwingerfundamenten.²⁵ Interessanterweise liegt für das Griedeler Tor in Butzbach eine weitere

25 Schweltnus 2013, 5-9.

Skizze von Hessemer vor, die eine stattliche Toranlage mit Vortor zeigt (1825/27).²⁶

Es bleibt zu resümieren, dass die archäologische Baubegleitung entlang der Grüninger Hauptstraße zahlreiche neue Erkenntnisse hinsichtlich ausgewählter Fragestellungen zur Infrastruktur hessischer Kleinstädte des Spätmittelalters und der Neuzeit erbracht hat. Aspekte des Straßenausbaus und der Wegebefestigung, die Sicherung der örtlichen Wasserver- und -entsorgung sowie die Errichtung von Befestigungsanlagen können durch entsprechende Maßnahmen zunehmend differenziert werden. Da das Alltagsleben in Mittelalter und Früher Neuzeit in beträchtlichem Maße auf Grundlage archäologischer Quellen erforscht wird, ist dieser Erkenntnisgewinn sehr erfreulich.

Literatur

Biller 2016 a

Biller, T., Die mittelalterlichen Stadtbefestigungen: ein Handbuch. 1. Systematischer Teil, Darmstadt 2016.

Biller 2016 b

Biller, T., Die mittelalterlichen Stadtbefestigungen: ein Handbuch. 2. Topographischer Teil, Darmstadt 2016.

Blehschmidt 2012

Blehschmidt, M., Die Burg Grüningen. MOHG 97, 2012, S. 29-40.

Denkmaltopographie „Landkreis Gießen II“ 2010

Landesamt für Denkmalpflege Hessen (Hrsg.), Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmäler in Hessen, Landkreis Gießen II (hrsg. von K. Lang): Buseck, Fernwald, Grünberg, Langgöns, Linden, Pohlheim, Rabenau, (Stuttgart 2010).

Klee 2009

Klee, M., Der Römische Limes in Hessen. Geschichte und Schauplätze des UNESCO-Welterbes, Regensburg 2009.

Küther/Fey 1982

Küther, W./Fey, W., Grüningen, in: Magistrat der Stadt Pohlheim (Hrsg.), Pohlheim – Junge Stadt am Pfahlgraben. Die Geschichte ihrer Ortsteile (1982), S. 259-310.

Pfnorr/Schallmayer 2007

Pfnorr, S./Schallmayer, E., Zum Schutz eines verborgenen Weltkulturerbes. Zerstörungsfreie Bestandsaufnahme und Forschung am hessischen Limes. In: M. Posselt, B. Zickgraf, C. Dobiak (Hrsg.), Geophysik und Ausgrabung. Einsatz und Auswertung zerstörungsfreier Prospektion in der Archäologie. Int. Arch. Naturwiss. u. Technologie 6, Rahden/Westfalen 2007, S. 253-262.

Schallmayer 2004

Schallmayer, E. (Hrsg.), Limes Imperii Romani. Beiträge zum Fachkolloquium „Weltkulturerbe Limes“, Saalburg Schriften 6 (Bad Homburg v. d. H. 2004).

26 „Ansicht des Griedeler Tors mit Vortor, 1825/1827“, in: Historische Ortsansichten <<https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/oa/id/418>> (Stand: 6.8.2007).

Schwellnus 2013

Schwellnus, F., Von Tor zu Tor: Führungsheft zu den archäologischen Ausgrabungen in der Unter- und Obertorstraße von Hungen, Landkreis Gießen. Archäologische Denkmäler in Hessen 174.

Stadt Pohlheim 1999

Stadt Pohlheim (Hrsg.), Grüningen 799-1999. 1200 Jahre Pohlheim-Grüningen, Pohlheim 1999.

Walbe 1933

Walbe, H., Die Kunstdenkmäler des Kreises Gießen 3. Südlicher Teil ohne Arnsburg. Bearb. H. Walbe, Darmstadt 1933.

Wolf 1999

Wolf, D. Grüningen im Mittelalter. In: Stadt Pohlheim 1999, S. 39-68.

Wolf 2001

Wolf, D., Zur Ortsgeschichte von Petterweil im Mittelalter. Petterweiler Geschichtsblätter (Karben 2001).

Beiträge zur spätmittelalterlichen Kirchengeschichte von Lützellinden¹

STEFAN PRANGE

1. Einleitung

Mit diesem Aufsatz möchte ich drei kirchliche Funktionsträger in Lützellinden nachtragen und sie in den Kontext der mittelalterlichen Pfarrei² stellen. Dazu werden der Wenzelskult, Aufgaben von Plebanen und Vikaren, das Interdikt, Ausbildung und Einkünfte des Landklerus und schließlich das Sendgericht dargestellt.

Die jüngste zusammenfassende Darstellung der Kirchengeschichte von Lützellinden hat Günter Hans im Jahre 1990 vorgelegt.³ Für die Zeit der Reformation wurden sie ergänzt von Andreas Metzting.⁴ Im Zusammenhang der Bearbeitung der Geschichte Kleinlindens für das 750. Jubiläum 2019 sind weitere Daten aufgetaucht, die das von Hans gezeichnete Bild für das Spätmittelalter abrunden.

Die von Hans gegebene Liste der Geistlichen in Lützellinden⁵ ist um drei zu ergänzen: Erstens wird 1333 ein Konrad als Pleban in Lützellinden bezeichnet.⁶ Zweitens erscheint in der auf ca. 1389 datierten Zusammenstellung der zu Jahrgedächtnissen gestifteten Einkünfte des Wetzlarer Stifts ein Eckehard Kuse, Vikar des Stifts und Pleban in Lützellinden. Drittens erhält nach dessen Tod der dann amtierende Pleban in Lützellinden eine Urkunde über den Vorgang.⁷

-
- 1 Die Vorarbeiten für diesen Aufsatz entstanden im Rahmen der Vorbereitung des 750-jährigen Jubiläums von (Gießen-)Kleinlinden auf Hinweis von und in Diskussion mit Prof. Dr. Hans Heinrich Kaminsky (verstorben 2018), dem für seine vielfältigen Anregungen und kritischen Fragen auch an dieser Stelle herzlich gedankt sei.
 - 2 Der unendliche Horizont von Fragestellungen und bisherigen Antworten wird aufgespannt von Enno Bünz in dem Einleitungsaufsatz „Die spätmittelalterliche Pfarrei als Forschungsgegenstand und Forschungsaufgabe“ in: ders. *Die mittelalterliche Pfarrei - Ausgewählte Studien zum 13.-16. Jahrhundert*, Tübingen 2017 = *Spätmittelalter, Humanismus, Reformation* ... hg. v. Volker Leppin Nr. 96.
 - 3 Günter Hans: *Die Kirchengeschichte Lützellindens*; in: *Beiträge zur Geographie, Geschichte und Kultur von Lützellinden - 1200 Jahre 790 - 1990*, herausgeg. und bearbeitet von Günter Hans, Gießen 1990.
 - 4 Andreas Metzting: *Lützellinden und der Hüttenberg im Zeitalter der Reformation*. Hg. Evangelische Kirchengemeinde Lützellinden 2017.
 - 5 Hans, Lützellinden (wie Anm. 3) S. 93 ff.
 - 6 UB Arnsburg Nr. 647 vom 9.8.1333 (Urkundenbuch des Klosters Arnsburg in der Wetterau, bearbeitet und hg. von Ludwig Baur, im Verlag des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen, Darmstadt 1851).
 - 7 Das Wetzlarer Necrologium vom Jahre 1389, hg. v. Fritz Luckard, Wetzlar 1925 = *Wetzlarer Geschichtsquellen Band 1*; mit einem Verzeichnis dazu von August Schönwerck, Wetzlar 1936 = *Wetzlarer Geschichtsquellen Band 2*. Hier Luckard S. 222 und S. 239.

Der Pfarrbezirk Lützellindens wurde offenbar aus dem älteren Pfarrbezirk (Großen-)Linden herausgeschnitten, wobei die alte Pfarrei eine Reihe von Funktionen behielt. Eine dieser Funktionen war, Ort des kirchlichen Gerichts („Sendgericht“) zu sein, das über Verfehlungen von Laien und Klerikern gegenüber den Regeln der Kirche befinden sollte, sich aber auch in - nach unserem Verständnis - ganz weltliche Fragen einmischte.⁸

Lützellinden gehörte seit der Christianisierung, die entlang des Lahntals vom Rhein her erfolgt war, zum Bezirk des Erzbistums Trier, das mit dem Schiffenberg nahezu seine maximale östliche Ausdehnung erreichte. Diese östliche Region der Erzdiözese wurde vom Erzbistum direkt verwaltet, der Erzbischof hatte hier also auch Bischofsfunktionen. Die oberste regionale Untergliederung im Bistum waren Archidiakonate; für die Lahnregion war das Archidiakonat Dietkirchen zuständig. Die nächste Untergliederung waren die Archipresbyteriate. Der Archipresbyter führte die Aufsicht über die Gemeindepfarrer und hielt das Sendgericht.⁹ Lützellinden gehörte zum Archipresbyteriat Wetzlar; die Funktion des Archipresbyters wurde vom Wetzlarer Stift wahrgenommen.

Für das Verständnis der weiteren Darstellung muss auf die Doppelfunktion der Kirchenhierarchie im Mittelalter hingewiesen werden: Sie hatte selbstverständlich innerkirchliche Aufgaben, aber auch weltliche Funktionen, wodurch sie öfter in ganz dysfunktional durchschlagende Zielkonflikte geriet. Dafür gab es verschiedene Gründe: Der erste Grund war, dass die Besetzung kirchlicher Leitungsfunktionen meist mit Adligen erfolgte. Von denen erfuhren viele eine kirchliche Sozialisierung in verschiedenen Ämtern und über die damit verbundenen Weihestufen, mit denen sie zur Wahrnehmung der kirchlichen Aufgaben qualifiziert wurden. Nicht selten aber wurden adelige Männer zu Bischöfen bzw. Erzbischöfen ernannt, die weltlich sozialisiert waren und deren eigentlich erforderlichen kirchlichen Voraussetzungen in unziemlich kurzer Zeit nachgeholt werden mussten und deren Amtsverständnis ein ganz unkirchliches war. Der wesentlichere zweite Grund war die Doppelfunktion der Bistümer, die auch vom König abgeleitete weltliche Aufgaben als regionale Vormacht wahrnehmen sollten und damit in ganz weltliche Konflikte mit angrenzenden regionalen Mächten und mit den sich konsolidierenden Territorialmächten innerhalb ihrer Diözese hineingezogen wurden. Drittens waren die Erzbischöfe von Köln, Trier und Mainz auch Kurfürsten, also Teil der Wahlversammlung für den König des Heiligen Römischen Reiches. Damit gerieten sie in die Konflikte um Königswahlen und um die Rolle des Papstes - damit der Kirche - bei der Königswahl, der päpstlichen Bestätigung des Gewählten und der gelegentlichen Rücknahme der Unterstützung des Königs durch den Papst. Die königliche, die päpstliche und die kurfürstlichen Parteien verwickelten sich im Laufe ihrer jahrhundertelangen Auseinandersetzung über die Vormacht in

8 Wolf-Heino Struck: Die Sendgerichtsbarkeit am Ausgang des Mittelalters nach den Registern des Archipresbyterats Wetzlar - Ein Beitrag zur Geschichte der sittlichen Zustände und des kirchlichen Lebens am Vorabend der Reformation; in: Nassauische Annalen Bd. 82 (1971), S. 104 – 145.

9 Struck a.a.O.

zahllose Konflikte, die mit den Mitteln der Zeit nicht lösbar waren und daher mal latent schwelten, mal akut loderten.

Im jeweils akuten Stadium hatten diese Konflikte dramatische Auswirkungen auf die Menschen, nicht nur durch gewalttätige Handlungen im Rahmen von Fehden oder ganz zügellose Aktionen in Kriegen. Zwar subtiler, aber nicht weniger einschneidend war der Einsatz kirchlicher Strafen wie der Exkommunikation - der Ausschluss aus der kirchlichen Gemeinschaft mit der Folge der Nicht-Erlösung am Jüngsten Tage -, welche die Kirche bei Widersetzlichkeiten ihr gegenüber für einzelne Personen oder kleine bzw. große Regionen verhängte, weil sie diese Widersetzlichkeit als Verstoß gegen die göttliche Ordnung verstand.

2. Drei Plebane in Lützellinden

Wir können Lützellinden drei Plebane mehr als bei Hans genannt zuweisen, davon zwei namentlich:

Ein Pleban taucht in der oben genannten Urkunde von 1333 auf, in der ein Konrad als „plebanus in minori Lynden“ (Pleban in Lützellinden) als Zeuge eines Kleinlinden betreffenden Grundstücksgeschäfts auftritt.¹⁰ Konrad ist ein sehr häufiger Name. Die hohe Zahl von Informationen zu „Konrad“ in Urkunden macht eine sichere Identifizierung einer bestimmten Person daher unmöglich. Ob dieser Konrad auch Vikar im Wetzlarer Stift war, ist aus Mangel weiterer individualisierbarer Informationen nicht sicher festzustellen. Ausgeschlossen ist es nicht, insofern die Liste der Vikare des Stifts für 1312 bis 1315 zwei Nennungen von Konrad, für 1316 bis 1347 eine Nennung sowie für 1336 eine weitere aufführt.¹¹ Über die Lebensdaten und den Zeitpunkt der Vikarsweihe wissen wir nichts; es ist möglich, dass eine Person sowohl 1312 bzw. 1313 sowie 1336 und auch 1333 amtiert hat. Es kann sich aber auch um vier verschiedene Personen handeln. Wir gehen davon aus, dass es sich bei Konrad nicht um einen Vikar, sondern um einen Angehörigen des Landklerus handelt.

Der zweite für Lützellinden nachgewiesene Pleban ist Eckard Kuse, der im Verzeichnis der dem Stift Wetzlar zukommenden Einkünfte für zu versiehende Jahrgedächtnisse als aus Linden bzw. aus Lützellinden kommend („Eckardus kusa de linden“ bzw. „de minori linden“¹²) bezeichnet wird. Über seine Dotation wurde notiert: „Den Festtag des heiligen Wenzel hat Herr Eckard Kuse von Lützellinden eingerichtet, [auf dass wir] besonders feierlich im Chor [d.h. mit dem ganzen Stiftskapitel] mit allen Lobgesängen und Orgelspiel zelebrieren; für das Jahrgedächtnis haben wir 50 Florentiner [erhalten]. Auch wird er ein besonderes einzelnes Jahrgedächtnis nach der Vesper [dem Abendgebet, das vor dem Abendessen gehalten wurde] haben.“¹³ Unter der Auflistung der zu haltenden Jahrgedächtnisse finden wir „Der Stiftsvikar und Herr Eckard Kuse aus Linden stirbt, von dem wir die Einkünfte eines Jahres aus der Pfründe und 50 Florentiner für das Wenzelsfest

10 S. FN 6.

11 Karin Marschall: Das Marienstift zu Wetzlar im Spätmittelalter, Diss. Gießen 1986, S. 59 ff.

12 Luckhard S. 239 bzw. S. 222, auch Marschall S. 66.

13 A.a.O. S. 222 (Übersetzung Prange/Kaminsky).

erhalten haben, damit er [dieses Jahrgedächtnis] am 28. September haben wird. Der Pleban in Lützellinden hat [darüber] eine Urkunde [erhalten]. Ein einzelnes [individuelles] Jahrgedächtnis wird für ewige Zeiten nach der Vesper gehalten werden.“¹⁴

Eckard Kuse ist Zeuge in zwei Urkunden 1454 und 1457.¹⁵ Außerdem erscheint in der zeitgenössischen Umschrift zu einer Urkunde aus 1468, ein Eckard Kuse habe zu einer von ihm gekauften Rente testamentarisch verfügt, aus ihr solle den armen Siechen eine Krankenkost (das ist Weizenbrot und besonders guter Wein) gereicht werden.¹⁶ 1472 urkundet das Stift Wetzlar zu abgeschlossenen Auseinandersetzungen über den Nachlass eines Eckart Kuse.¹⁷ Der Name ist selten genug, um hier eine Person annehmen zu können.

Der dritte Pleban in Lützellinden, dessen Name wir nicht kennen, erscheint im vorletzten Satz des zweiten Zitats aus dem *Necrologium*.

3. Der Wenzelskult

Eckehard Kuse führt uns zum Wenzelskult am Wetzlarer Stift, wobei ausdrücklich berichtet wird, Eckard Kuse habe diesen Kult eingeführt. Dieser Kult geht auf den wie einen Heiligen verehrten - aber nicht nach dem erforderlichen Verfahren vom Papst heiliggesprochenen, also nicht heiligen - Wenzel zurück. Wenzel wurde als Sohn eines böhmischen um Prag begüterten Fürsten um 907 geboren und etwa 8jährig der Kirche bzw. der christlich orientierten später heiliggesprochenen Großmutter zur Ausbildung übergeben. Da er beim Tod seines Vaters unmündig war, wurde die Regierung durch seine - eventuell heidnisch orientierte - Mutter ausgeübt. Nach Regierungsübernahme verstärkte Wenzel christliche Orientierungen in Böhmen und schloss sich an das ostfränkische Reich an. Seine Ermordung wahrscheinlich 935 erfolgte entweder im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung zwischen christlichen und heidnischen Strömungen oder aber mit der Konkurrenz zwischen Tendenzen böhmischer Eigenständigkeit bzw. Reichsorientierung; es mögen auch beide Motive eine Rolle gespielt haben, insofern die Auseinandersetzungsebenen wohl verschränkt waren. Wenzels Gebeine wurden 938 im Vorgängerbau des Veitsdoms in Prag beigesetzt, was eine heiligengleiche Verehrung weiter förderte. Das Wenzelsfest wird am Tag seiner Ermordung - dem 28. September - begangen.¹⁸ Dass Wenzel noch im Mittelalter Identifikationsfigur in Böhmen wurde, wird für den Kult in Wetzlar und Großen-Linden nicht wichtig gewesen sein, wohl aber, dass er in Konflikten um die Christianisierung eine Rolle gespielt hat. Der Teil des Präsenzenbuchs des Stifts Wetzlar, in dem der Wenzels-

14 A.a.O S. 239 (Übersetzung Prange/Kaminsky).

15 [UB Wetzlar III] Das Marienstift zu Wetzlar im Spätmittelalter - Regesten 1351-1500, bearbeitet von Wolf-Heino Struck, Marburg 1969 = Urkundenbuch der Stadt Wetzlar Band 3 = Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck 8, Urkunden Nr. 925 und 951.

16 UB Wetzlar III Nr. 1014, S. 558.

17 UB Wetzlar III Nr. 1032, S. 568.

18 Lübke in *Lexikon für Theologie und Kirche* Bd. 10, Sp. 1028 f. und Bleihovac in *Lexikon des Mittelalters* Bd. 8 Sp 2186 f.

kult aufscheint, ist auf vor 1400 datiert; daher ist unklar, ob der Kult schon früh als Teil der fortdauernden Christianisierung der Bevölkerung aufgenommen wurde oder ob ihn ein Lindener Ritter später mitbrachte. Ein Lindener Ritter kann z.B. im Gefolge des Erzbischofs von Mainz gewesen sein, der den böhmischen König in Mainz 1185 krönte bzw. des Erzbischofs von Trier, der mit großem Gefolge 1186 nach Prag reiste, um ihn zu salben.¹⁹ Das böhmische Erbkönigtum existierte ab 1212 und erforderte bei jedem Thronwechsel den aufwendigen Zug des Erzbischofs von Mainz nach Prag zur Krönung und Salbung. Die letzte Krönung durch den Erzbischof von Mainz erfolgte 1311, weil danach der Erzbischof des neu gebildeten Erzbistums Prag zuständig war.

Wenzel wurde nicht nur von Eckard Kuse, sondern auch in der Region und im Wetzlarer Stift verehrt; es gibt noch eine „Heiligen“figur in der Kirche von Großen-Linden. Den angenommenen „Sprung“ des Wenzelskults von Prag nach Wetzlar bzw. Großen-Linden kann man sich folgendermaßen vorstellen:²⁰ Einer der Ritter von Linden kann im Gefolge des nach Prag reisenden Erzbischofs gewesen sein. Der Erzbischof kann vom König als Dank und in der Erwartung weiterer Unterstützung eine Reliquie des verehrten Wenzel bekommen haben. Der Erzbischof könnte die Reliquie unter seinen Getreuen geteilt haben, wobei auch der Ritter von Linden einen Partikel erhielt, mit dem er seine Eigenkirche in Linden aufwerten konnte.

4. Pleban und Vikar

Wir gehen davon aus, dass Konrad Pleban in Lützellinden war. Ein Pleban war ein Priester für das Volk, also derjenige, der in einer Pfarre - hier einer Landpfarre - den Pfarrdienst versah. Diese Pfarren des 14. Jahrhunderts sind in einem langen Prozess der Diversifikation der frühen Bischofskirchen in zunächst Taufkirchen - eine solche war in der hier behandelten Region die Kirche in Großen-Linden - und deren spätere Aufteilung in kleine Pfarrkirchen hervor gegangen; den Status einer kleinen Pfarrkirche wird man Lützellinden zusprechen. Die alte Taufkirche behielt insofern eine Führungsaufgabe, als sie Sendkirche und häufig auch Dekanat der aus ihr hervorgegangenen Kleinpfarren blieb.

In diesem Prozess zogen die kleinen Pfarrkirchen zunehmend mehr Aufgaben an sich: Der regelmäßige Sonntagsgottesdienst mit Eucharistie/Abendmahl; Spendung der Sakramente zu Beichte, Ehe, Krankheit und Tod; Einrichtung eines Friedhofs und Spenden des Beerdigungssakraments gehören dazu. Damit verbunden waren steigende Ertrags-Rechte durch die Einrichtung von Pfarrbezirken (-sprengeln), die die Bewohner auf die Benutzung derjenigen Kirche verpflichteten, in deren Sprengel sie lebten. Bei der älteren Kirche - hier Großen-Linden - verblieb das Sakrament der Taufe.

19 Die personenbezogene Königserhebung Wenzels erfolgte 1185 auf einem Hoftag in Mainz incl. weltlicher Krönung, die religiöse Krönungsfeier (Salbung) 1186 in Prag durch den Erzbischof von Trier statt des zuständigen Erzbischofs von Mainz (so K. Richter im Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder, hg. v. K. Bosl, Bd. 1, Stuttgart 1967, S. 228).

20 Ich folge hier einem Vorschlag von Hans Heinrich Kaminsky.

Die kleinen Pfarrkirchen wie auch die Taufkirchen konnten Eigenkirchen²¹ eines Grundherren sein. Eine Kirche wurde in der Regel mit einem Kirchengut ausgestattet, das der Pfarrer zu seinem Unterhalt zu bewirtschaften hatte und auch verpachten konnte. Als kirchliches Recht, aber in der Regel nicht durch den Pleban, wurde der Zehnte von den Äckern, Wiesen und dem Jungvieh im Pfarrsprengel eingezogen. Handelte es sich um eine Eigenkirche, zog der Kirchenherr den Zehnten ein und verwendete davon in der Regel ca. ein Drittel für „seine“ Kirche. Aus diesem Anteil wurde erstens der Pleban versorgt, wobei dessen Einkommen ungefähr dem eines Handwerkers entsprochen haben wird. Zweitens wurden davon die kirchlichen Gebäude unterhalten und beleuchtet und drittens ein Anteil an die Taufkirche weitergegeben, die ihrerseits Abgaben in die Bistumsorganisation zu leisten hatte. Die Amtshandlungen des Pfarrers für einzelne Gemeindemitglieder waren in der Regel mit Gebühren verbunden, auch wenn das durch das Kirchenrecht nicht vorgesehen war. Alles in allem müssen wir einen Pleban auf dem Lande dem seelsorgerischen Prekariat zurechnen.

Der dem Eigenkirchenherren verbleibende Anteil von in der Regel fast zwei Dritteln des Zehnten gehörten zu dessen dauernden Einkünften, die er verkaufen, verpfänden oder als Lehen vergeben konnte.

Ob eine Eigenkirche mit einer Pfarrpfünde - einer Sammlung regelmäßig fließender Einkunftsrechte, die zu einer standesgemäßen Versorgung des Pfarrers ausreichten - versehen war, hing vom Eigenkirchenherren ab. Selbst wenn es in Lützellinden eine solche Pfarrpfünde gegeben haben sollte, hatte ein Pleban sie nicht inne. Es ist möglich, dass der Inhaber einer Pfründe einen Pleban nur anstellte, damit der an seiner Stelle den tatsächlichen Pfarrdienst leistete. Es ist auch möglich, dass der Eigenkirchenherr eine Pfarrpfünde gespart hat und einen Pleban als - wie wir heute sagen würden - Werkauftragnehmer nutzte oder dass er die Aufgaben eines Plebans von dem naheliegenden Kanonikerstift in bezahlter Auftragsverwaltung erledigen ließ. In Wetzlar und auf dem Schiffenberg sind solche Kanonikerstifte zu finden. Das Marienstift in Wetzlar - im 10. Jahrhundert vom Regionalgrafen gestiftet und mit den Grundflächen ausgestattet, aus denen es sich versorgen sollte²² - war eine Einrichtung, in der sich Weltpriester zusammenfanden, die in der Umgebung den Pfarrerdienst versehen sollten. Sie waren keineswegs Klosterangehörige, wohnten auch in individuellen Haushalten und hatten persönlichen Besitz, unterwarfen sich aber einer Regel für den Konvent und bildeten damit ein Kollegiatstift. Das Stift auf dem Schiffenberg unterschied sich vom Wetzlarer Stift insofern, als hier Augustiner-Chorherren angesetzt wurden, die sich der entsprechenden Regel unterwarfen und deutlich mehr institutionsinterne Verpflichtungen hatten. Beiden gemeinsam ist aber, dass offen bleiben muss, in welchem Ausmaß die Stifter die seelsorgerische Versorgung der Bevölke-

21 Zu Lützellinden als Eigenkirche s. Hans a.a.O S. 49 ff.

22 S. Edmund E. Stengel: Udo und Hermann, die Herzöge vom Elsaß - Das Rätsel der ältesten Wetzlarer Geschichte; in Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte Band 1 (1951), S. 42-71, Besitzkarte auf S. 65.

rung im Auge hatten und gleichfalls wie intensiv die Pfründner selbst bzw. in ihrem Auftrag die Vikare diese Aufgabe erfüllten.

Unter den Urkunden, die zu Kleinlinden ausgewertet wurden,²³ sind einige Schenkungen von Besitzenden an das Marienstift Wetzlar; in der Regel handelte es sich um regelmäßig fließende Einkunftsrechte. Mit diesen Schenkungen wurden die im und vom Stift lebenden Vikare unterhalten, von denen die in der jeweiligen Schenkungsurkunde genannten gottesdienstlichen Leistungen zu erbringen waren. Bei der Auswahl des Schenkungsempfängers werden die Schenkenden nicht nur das Image der empfangenden Kirche bzw. des Stifts und ggf. auch des Heiligen, sondern auch die vermutete Dauerhaftigkeit der Einrichtung einbezogen haben, denn es ging ihnen ja um die weltliche Ewigkeit der Fürbitten für ein Seelenheil. Dass die gut ausgestatteten Pfründen der Stiftsherren nicht selten dem kirchlichen Dienst entfremdet wurden und nur noch der adeligen Standesversorgung Unge-weihter dienten, kann den Schenkenden nicht verborgen geblieben sein; dass sie gleichwohl schenkten, wird man der großen Furcht um ihr jenseitiges Seelenheil zuschreiben müssen, das größer gewesen sein muss als ihre Unzufriedenheit über die diesseitigen Zustände.

5. Das Interdikt

Konrad war 1333 Pleban in einer schwierigen Zeit: In den Auseinandersetzungen über die Beteiligungsrechte des Papstes bei der Königswahl, die zwischen dem Papst einerseits und dem gewählten König Ludwig IV. („der Bayer“) im Verbund mit den - auch geistlichen - Kurfürsten andererseits geführt wurden, kam es 1323/4 zur Exkommunikation Ludwigs durch den Papst und - weil er und seine Konfliktpartei den Forderungen des Papstes nicht folgten - zum Interdikt gegen alle, die mit Ludwig kooperierten. Das Interdikt galt nahezu für das gesamte Reich - auch für die Landgrafschaft Hessen, für die Reichsstädte und damit für Wetzlar, für die Territorien der geistlichen Kurfürstentümer und damit auch die Erzbistümer Mainz, Köln und Trier sowie für Klöster mit Ausnahme der Zisterzienser.

Folgen des Interdikts waren, dass erstens in den Pfarrkirchen die regelmäßigen sonntäglichen Messen nicht mehr in der von der Gemeinde gewohnten Weise gehalten werden durften - und wenn doch, nur noch hinter verschlossener Tür und mit gesenkter Stimme, also nicht mehr gesungen. Nur die Messen an den vier hohen Festtagen waren noch in gewohnter Weise zulässig. Zweitens war die Spendung der Sakramente ganz unzulässig, also die Eucharistie in der Messe, das Tauf-, Ehe-, Buß-, Kranken- und Sterbesakrament. Wahrscheinlich konnten drittens die Verstorbenen nicht auf dem geweihten Friedhof beerdigt werden. Alles das muss die Menschen - weil sie glaubten und für ihr ewiges Seelenheil fürchteten - in tiefe Krisen gestürzt haben. Wenigstens waren Ehen gültig, weil deren Gültigkeit nicht vom kirchlichen Segen abhing; damit waren auch während eines Interdikts geborene Kinder ehelich, was ihnen die sozialen Folgen der Unehelichkeit

23 S. hierzu Stefan Prange nach der Urkundenzusammenstellung zu Kleinlinden von Hans Heinrich Kaminsky: Urkunden zu Kleinlinden; als Datei 03.04 auf der DVD zum Buch Lindehe - Linnas - Kleinlinden 1269 - 2019, Gießen 2019.

bzw. die Kosten des kirchlichen Dispenses von den Folgen der Außerehelichkeit ersparte. Die genannten Restriktionen wurden wahrscheinlich 1338 gelockert. Dagegen wurde das Interdikt im Erzbistum Trier im vollen Umfang durchgesetzt, nachdem sich Erzbischof Balduin von Trier 1346 von Kaiser Ludwig dem Bayern abwandte. Zur Durchsetzung war nach entsprechender Entscheidung des Erzbischofs eine Verkündung des Interdikts während der Messe erforderlich. Aufgehoben wurde das Interdikt aber schon im Oktober 1347 nach Kaiser Ludwigs Tod.²⁴

6. Landklerus, Plebane, Vikare

Über die Ausbildung des Landklerus im Spätmittelalter ist nicht viel bekannt. Anders als noch im Hochmittelalter bildeten die Klöster in Klosterschulen nur noch ihren Nachwuchs aus; die Wirkung der Klosterschulen in die Welt war mit dem Rückzug aufs Kontemplative im Zusammenhang der Klosterreformen aufgegeben worden. Die Stifte, besonders die Domstifte, hatten Schulen, in denen Führungspersonal ausgebildet wurde, und zwar das geistlich bleibende ebenso wie das später im weltlichen Bereich arbeitende; das Marienstift in Wetzlar hatte auch eine solche Schule.²⁵

Zum Landklerus muss vermutet werden, dass als Alternative seiner Ausbildung an einer Stiftsschule auch die „Lehre“ bei einem Pfarrer von früher Jugend über viele Jahre hinweg stattfinden konnte, bei der der Nachwuchs über alle niederen Weihen bis zur Diakonsweihe - der Voraussetzung für die Plebanstätigkeit - geführt wurde. Die Parallelen zur Handwerkerausbildung sind naheliegend. Dem entsprach auch das Einkommen eines Plebans.²⁶ Theoretisch hatte das 4. Laterankonzil von 1215, ein vom Papst geleitetes Konzil der ganzen katholischen Kirche, ziemlich detaillierte Regeln für die Priesterausbildung, die Weihe, die Priestertätigkeit und die Bepfründung vorgegeben, während der Zölibat - die Ehelosigkeit - schon seit 1022 gefordert und in der zweiten Lateransynode 1139 für verbindlich erklärt wurde. Wie weit sich die Realität diesen Vorgaben auch nur anzunähern versuchte, ist nicht sicher nachzuvollziehen. Konrad war wohl Teil des Landklerus.

Eckard Kuse dagegen war primär Vikar des Stifts und außerdem Pleban in Lützellinden. Die Vikare am Marienstift stammten fast vollständig aus dem Bürgertum, ihr Aufstieg in das adelige Stiftskapitel gelang nur äußerst selten.²⁷ Eckard könnte aus der Stiftsschule am Marienstift in Wetzlar hervorgegangen sein. Die Stiftsschule war für das Gesamtstift von hoher Wichtigkeit. Ob die Schule durch Schulgeld der Schüler als Eintrittsbetrag bzw. durchlaufende Zahlungen oder aber aus dem Stiftsvermögen finanziert wurde, ist unklar. Das Stiftskapitel entschied, wer zu den Weihen zugelassen werden sollte. Ob den Weihen eine Über-

24 Vgl. die Aufsätze in Ludwig der Bayer - Wir sind Kaiser! – Katalog zur bayerischen Landesausstellung 2014, hg. von Peter Wolf u.a., Regensburg 2014.

25 Für das Stift Wetzlar wird 1237 erstmals ein Scholaster - der Leiter der Stiftsschule - erwähnt (Marschall S. 38; zum Scholaster s. Verger in Lexikon des Mittelalters, Band 7, Sp. 1520).

26 Hans Erich Feine, Kirchliche Rechtsgeschichte - Die katholische Kirche, Köln usw. 1972 (5) S. 183.

27 Marschall, S. 60.

prüfung der Kompetenzen der Kandidaten durch den Weihenden vorausging, weiß man nicht. Die niederen Weihen nahm ein vom Bischof Beauftragter, die höheren (Diakon und Priester) der Bischof selbst einmal jährlich im Dom vor. Die Qualität der in diesen Einrichtungen erworbenen Kompetenzen wird nach Orten und über die Zeit sehr unterschiedlich gewesen sein.

Vikare am Stift gab es nicht nur, um die Präsenzlücken der Stiftsherren bei gottesdienstlichen Anlässen zu schließen, sondern auch, um den Anforderungen nach Gedächtnisgottesdiensten an den zahlreichen Nebentälern, an denen verschiedene Heilige verehrt wurden, nachzukommen. Für diese Altäre waren Schenkungen erfolgt. Die Einkünfte für jeden einzelnen Altar wurden in einer Vikarie zusammengefasst und als Pfründe(n) an Vikare wieder ausgegeben.²⁸ Vikarie-Pfründner konnte nur werden, wer schon zum Priester geweiht oder mit der Diakonsweihe unmittelbar davor war. Das Recht, einen Kandidaten für eine Vikarie vorzustellen - das Präsentationsrecht -, hatten bei einem Altar analog zur Eigenkirche die Stifter des Altars bzw. seine Erben. Allerdings musste eine Anwartszeit von 4 Jahren auf frei gewordene Pfründen eingehalten werden, die mit einer Antrittszahlung begann. Es ist wahrscheinlich, dass manche Altarpfründe zum Lebensunterhalt nicht ausreichte und daher der Vikar nicht nur Präsenzgelde für das Mitfeiern der Messe im Stift zu erreichen versuchte, sondern u.a. auch als Pfarrer in Nachbargemeinden oder in ganz weltlichen Dingen wie z.B. als Schreiber oder Notar tätig wurde.

Ein Angehöriger des Landklerus an einer Eigenkirche konnte aufgrund des Präsentationsrechts des Eigenkirchenherren auch aus dem Kreis seiner Familie oder seiner Untertanen stammen; er musste erforderlichenfalls erst noch frei gelassen werden, da nur Freie zum Priester geweiht werden konnten.

7. Das Sendgericht

Die Einbindung der Kirche Lützellinden in das kirchliche Gericht um 1500 ist durch die Sendregister des Archipresbyterats Wetzlar nachvollziehbar.²⁹ Lützellinden wurde als Tochterpfarre der Pfarrei Großen-Linden zugeordnet, die Station des reisenden Sendgerichts war.³⁰

In dem von Struck exemplarisch edierten Sendregister von 1511 wird zunächst eine Übersicht der Sendkirchen und die von ihnen und den ihnen zugeordneten Kirchen zu erwartenden ständigen Sendgebühren sowie der vorgefundenen gebührenpflichtigen Handwerke gegeben und anschließend eine geplante Reihenfolge der Reiseorte, -wege und -termine für die Sendgerichtssitzungen dargestellt.

Das Sendgericht wurde in der Sendkirche zu festen Terminen einmal im Jahr gehalten. Zu bemerken ist, dass zunächst die Pfarreien, mittelbar aber die Gläubigen, mit Sendgebühren belastet worden sind, die letztlich der Gesamtorganisation des Erzbistums zu Gute kamen. Im Archipresbyterat kamen im Jahr 1510 immerhin „29 Gulden von den festen Anklagen und 43 Malter und 9 Mesten Hafer [sog.

²⁸ Marschall S. 59.

²⁹ Dazu Struck, Sendgerichtsbarkeit s. FN 8.

³⁰ S. Struck, Karte auf S. 129.

Sendhafer]“ an festen Gebühren zusammen; die Geldstrafen, die das Sendgericht verurteilten Sündern auferlegte, kamen noch hinzu. Einige der häufig gerügten Vergehen (z.B. Heu machen oder Korngarben binden am Feier- bzw. Sonntag) werden mit den Arbeitsnotwendigkeiten in der Landwirtschaft unter den Bedingungen der aktuellen Wetterlage zusammengehangen haben. Gerügt und mit Geldstrafe belegt wurden sie, weil die Gerügten das Gottesgericht, dass Heu oder Frucht ohne die Feiertagsarbeit verderben würden, nicht hatten hinnehmen wollen.

Die Hungener Landwehr gegen Hof Grass

GERHARD STEINL

Eine Landwehr (auch Landgraben, Landhege, Stadthagen, Knick oder Gebück genannt) war meistens die aus einem Wall und vorgelegtem Graben bestehende Flurbefestigung eines größeren Gebietes. Landwehren wurden über lange Zeiträume als römisch angesehen, waren oft mehrgliedrig oder fügten einem Einzelwall zwei Gräben an.¹

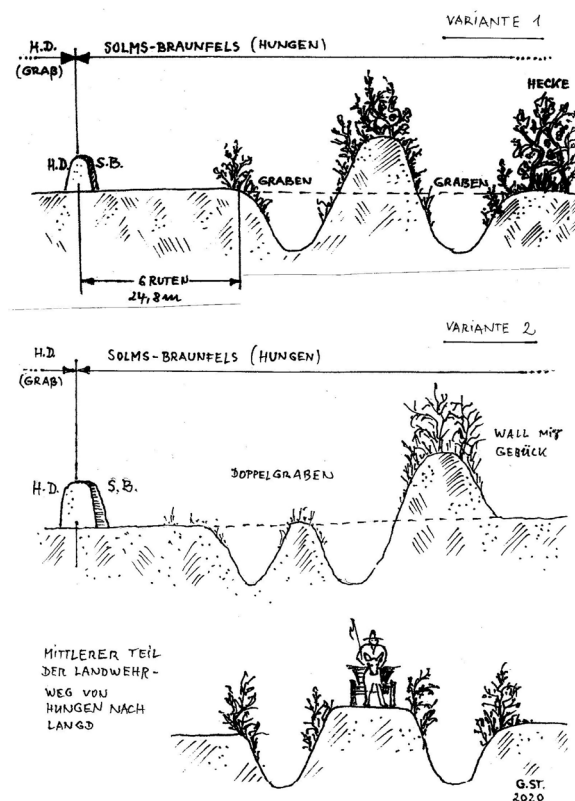


Abb. 1: Schematischer Querschnitt der Hungener Landwehr (Zeichnung: G. Steinl, 2020)

- 1 Lexikon des Mittelalters V, München 2003, Sp. 1682. Ein Beispiel für die Nutzung einer Limesanlage als Landwehr bildet die Limesstrecke zwischen Butzbach und Grüningen/Arnsburg. Auf der Karte des Großherzoglich Hessischen Generalstabes, Section 22 Gießen, ist die Limeslinie als Landwehr eingezeichnet und mit „Die Höhe“ (in Flurbzeichnungen mit Heege) bezeichnet. Siehe dazu auch: Soldan, Wilhelm, Der Pfahlgraben von der Wetter bis Butzbach, Dritter Jahresbericht des Oberhessischen Vereins für Localgeschichte, Vereinsjahr 1882-1883, S. 72 ff., insbes. Karte 2: Querprofile vom Pfahlgraben.

Der Wall wurde mit Dornenhecken oder Hainbuchen dicht bepflanzt. Die Zweige der Heckenpflanzen wurden „gebückt“, das heißt, nach unten gebogen und miteinander verflochten. So entstand ein fast undurchdringlicher Verhau, ein „Gebück“, der Schutz vor Raubgesindel und ungebetenen Eindringlingen bot. Hohe Strafen hatten diejenigen zu erwarten, die versuchten, sich Durchlässe freizuschneiden, um sich lästige Umwege zu ersparen. Die Landwehren konnten nur an den „Schlägen“ passiert werden, Durchlässe, die durch Schlagbäume, abschließbare Tore und Wächter gesichert waren. Schläge wurden an wichtigen Aus- und Einfallstraßen errichtet. Man konnte an diesen Stellen den Waren- und Personenverkehr überwachen, Zoll erheben und im Gefahrenfall die Landwehr schließen. Zur wirksameren Überwachung der Schläge errichtete man in deren Nähe Türme, sogenannte „Warten“. Ihre Vorläufer waren die „Wartbäume“, eine Art Hochsitze, von denen aus man das Gelände beobachten konnte.²

Im „Intelligenzblatt für die Provinz Oberhessen im Allgemeinen, die Kreise Friedberg und Hungen und die angrenzenden Bezirke im Besonderen“ (Nr. 29, Mittwoch, den 13. April 1842) werden dem Leser Einzelheiten über einen südlich von Hungen liegenden Wall mitgeteilt: „Etwas nördlich von der vorhin bezeichneten Stelle ‚auf der Mauer‘ [eigene Anmerkung: Limeskastell Inheiden] fängt bei der sogenannten Unter-Mühle an dem steilen Ufer der Horloff, etwa 300 Klafter südlich von Hungen ein starker Doppelgraben mit Wall (siehe Abbildung 1, Variante 2) an, zieht über die Grasser Höhe weg, und läuft gegen 800 Klafter weit in einem Bogen zwischen Hungen und dem Grasser Hofe fort bis er in der Nähe des sogenannten Thiergarten-Sees, wo wohl ehemals ein Sumpf mag gewesen seyn und dessen Fläche an 50 bis 60 Morgen hält, sich endigt, und zwar wieder an der Horloff. ... Daß diese Befestigung uralte seyn müsse, findet auch der Laie, denn man sieht auf derselben Reste von großen alten Eichbäumen, die zur Erreichung ihrer Stärke mehr als ein halbes Jahrtausend nöthig gehabt haben müssen. ... Jene Befestigung aber diene seit Jahrhunderten zur Gränze erst zwischen den Häusern Nidda und Falkenstein, dann zwischen Hessen-Darmstadt und Solms.“

In den Jahren 1843 und 1844 unternimmt Johann Philipp Dieffenbach³ im Auftrag des „Historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen“ eine Reise durch die Provinz Oberhessen in „historisch-antiquarischer Beziehung“. Er stellt sich dabei die Aufgabe, „Spuren eines längeren Aufenthalts der Römer außerhalb des großen Pfahlgrabens“ aufzuspüren und auch „endlich Alles zu beachten, was sich sonst Interessantes in Beziehung auf die Geschichte des Landes, der bedeutenden Familien und einzelner Orte in Erfahrung bringen läßt“.⁴

2 Geißler, Heinrich, Langsdorfer Flurnamen, Gießen 1985, S. 135; „Wartbaum“, Urkunde vom 6. Februar 1454.

3 Johann Philipp Dieffenbach (1786-1860); Rektor der Augustinerschule und der Musterschule in Friedberg; Sammler von Altertümern und Kenner der Wetterauer Geschichte; literarische Arbeiten: Geschichte von Hessen, Urgeschichte der Wetterau, Geschichte von Friedberg.

4 Dieffenbach, Johann Philipp, Auszug aus dem Tagebuch einer im Auftrag des historischen Vereins unternommenen Reise, in: Archiv für Hessische Geschichte und Alterthumskunde (AHG) (1845) H 2/3, S. 1 (beitragsweise Seitenzählung).

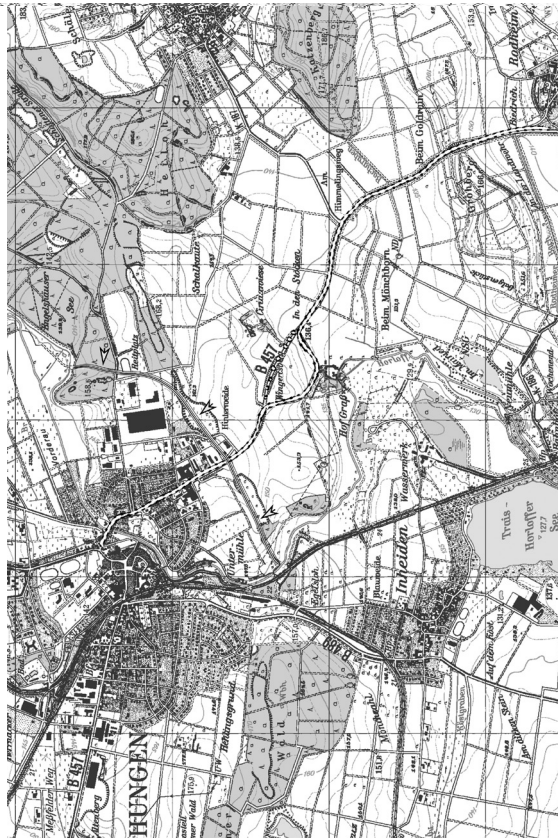


Abb. 2: Ausschnitt aus der Topographischen Karte 1: 25000, Blatt 5519 Hungen, mit Kartierung der Landwehr (durch Pfeile kenntlich gemacht), die die Landwehr kreuzenden Straßen (gestrichelt), sowie der Horloff; Kartengrundlage: Hessisches Landesamt für Bodenmanagement und Geoinformation; Kartierung: G. Steinl.

Zur Gegend um den Grasser Hof hat er „einiges Beachtenswerthe“ erfahren. Der Grasser Berg – gemeint ist das in heutiger Zeit so bezeichnete Grasser Wäldchen – „ist mit Gehölze bewachsen und liegt nahe der Horloff, wohin das Terrain stark neigt und wo die große Landwehr, welche Hungen einschließt, ihren Anfang nimmt“. Zu Hungen bemerkt er unter anderem: „Einer näheren Untersuchung möchte auch der Graben verdienen, welcher südlich von Hungen, an dem Saum des Waldes entlang nach der Horloff zu, und zwar gerade nach der Gegend hin streicht, wo der große Doppelgraben (siehe Abbildung 1, Variante 2) auf der anderen Seite des Flüsschens beginnt“.⁵

Dieffenbach erkennt wohl die Bedeutung des „Grabens“, der sich südlich von Hungen am Rande des Waldes entlang zieht, hat aber nicht die Zeit, dazu grundlegende Untersuchungen anzustellen. Ohne Zweifel handelt es sich dabei um die

5 Ders., Auszug ..., in: AHG 5 (1847) H 2, S. 69, 74 (beitragsweise Seitenzählung).

Limesstrecke am Nordrand des Feldheimer Waldes zwischen dem Kleinkastell Feldheimer Wald und der Untermühle an der Horloff bei Hungen.⁶ Zur Zeit der territorialen Ausbildung der Ämter Solms-Hungen und Solms-Laubach – hier des Unteramts Utphe, das zu Solms-Laubach gehörte – wurde wahrscheinlich der Limesgraben am Feldheimer Wald als willkommene Grundlage für eine Landwehr benutzt und ausgebaut. Im Gewinnstück „In der Waldlücke“, auf dem sich heute das Umspannwerk der OVAG befindet, ist vom Wald aus in nordöstlicher Richtung eine breit angelegte Bodenvertiefung auszumachen, die den ehemaligen Weg zwischen Bellersheim und Hungen an der schmalsten Stelle des Feldheimer Waldes aufnahm. Das Gewinn wird 1570 „Bei der Wallucken“ genannt.⁷ Es muss damals oder zeitlich davor eine Wallanlage – Limesgraben oder Landwehr – an dieser Stelle bestanden haben. Unmittelbar vor dem Kleinkastell Feldheimer Wald trägt das Gewinn die Bezeichnung „Am Zollstock“, ein weiterer Hinweis auf eine sich in der Nähe befindliche Grenze. Der am Zollstock vorbeiführende Weg aus Richtung Wölfersheim – Wohnbach – Obbornhofen - Bellersheim vereinigte sich in Höhe des heutigen OVAG-Geländes mit dem durch die „Wallucken“ kommenden Weg aus Richtung Bellersheim, der 1766 noch die Bezeichnung „Die alte Stras[s]e“ trug. Wenige Meter hinter der Wallanlage sind auf ehemals Solms-Utpher Gebiet im Wald Grenzsteine zu finden, die den Grenzverlauf aussteinen.

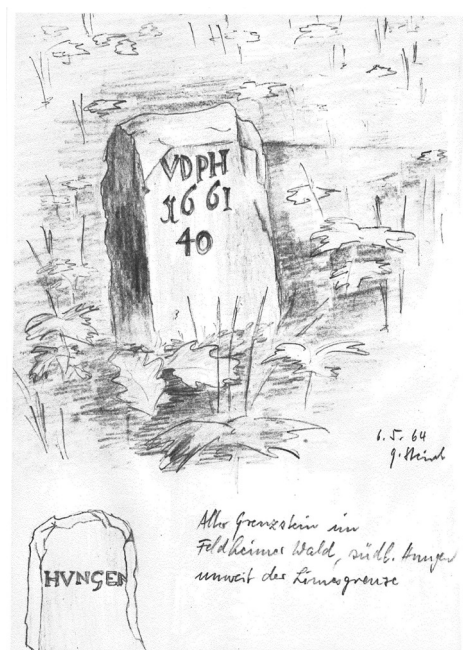


Abb. 3: Grenzstein im Feldheimer Wald (Bleistiftzeichnung G. Steidl vom 6. 5. 1964).

6 Der Obergermanisch-Raetische Limes, Landesamt für Denkmalpflege Hessen, u.a., Maßstab 1:5000, Stand 2003; Turmstellen 4/70/71 und 4/72.

7 Stadtarchiv Hungen, Abteilung X, Konvolut 4, Gerichtsbuch von Hungen 1534 – 1627.

Wie bereits erwähnt war es üblich, in der Nähe von Landwehren Türme, sogenannte „Warten“, zu errichten, um diese ständig oder auch nur bei Gefahr zu überwachen. Das heute bebaute Gelände zwischen Feldheimer Straße, Limesstraße, Friedberger Straße und der Umgehungsstraße (B 457) trägt den Gewannnamen „Hinterm Turm“. Es ist vorstellbar, dass sich auf einem erhöhten Punkt dieses Geländes (Abb. 2) eine Warte befand, von der aus man die aus dem Feldheimer Wald und von Inheiden herführenden Wege überwachen konnte.⁸ Möglicherweise erhielt das Gewann aber auch den Namen von dem aus früherer Zeit vielleicht noch sichtbaren Rest des römischen Wachturms Wp 4/70/71.

An der Horloff stießen unterhalb der Untermühle drei Territorien aneinander: Die Grafschaften Solms-Laubach (Unteramt Solms-Utphe), Solms-Braunfels (Amt Solms-Hungen) und die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt. Dieffenbach erwähnt den Anfang des „großen Doppelgrabens auf der anderen Seite des Flüsschens“ (siehe Abbildung 1, Variante 2), offensichtlich einer mächtigen Landwehr. Luise von Günderode (1782-1822), die auf dem Gut Graß lebte, berichtet in einem undatierten Schreiben, dass „auf der Höhe, wo der Weg nach Hungen geht [...] große eiserne Thore gewesen seien, die sich an die Verschanzungen angelehnt hätten“⁹, weitere charakteristische Merkmale einer Landwehr.

Aus unterschiedlichsten Ursachen kam es an Landesgrenzen immer wieder zu Streitigkeiten, so genannten Grenzzirungen. Im fürstlichen Archiv zu Braunfels liegt eine Akte, die einen Grenzstreit zur Hungener Landwehr zum Inhalt hat: „Hoheitsgränze zwischen Solms-Hungen und Hessen-Darmstadt oder Hungen gegen Graß, die Landwehr oder Hege betr[effend], 1724-1789.“¹⁰

Am 9. September 1724 treffen sich fürstlich Hessische und gräfllich Solms-Hungische (sic!) Beamte an der Landwehr gegen Graß zu einem Grenzgang. Langder hatten „gegen die Hege hinauf geackert“ (Abb. 4, Erklärungen d und e) und bewusst oder unbewusst Hungener Gebiet bearbeitet. Es gibt Streit wegen vermeintlich unklarer Grenzregulierung. Man trennt sich, ohne zu einer Einigung gekommen zu sein.

Der Solms-Braunfelsische Rat Sames aus Hungen verfasst am 28. Oktober 1727 einen Bericht zum Grenzverlauf an der Hungener Landwehr zwischen Graß und Hungen. Seinen Ausführungen legt er eine Planskizze (Abb. 4) mit entsprechenden Erklärungen bei:

„Explication des hier anliegenden Planns von denen hochgräfllich Solms-Braunf[e]ls[ischen] Land-Wehrs-gräben gegen Graß zu:

a. Die Hochgr[ä]fl[ich] Solms-Braunfels[ischen] landt-Wehrs-gräben.

8 Wolf, Dieter, Die Überformung des Limes im Mittelalter durch die Anlage von Landwehren. In: Schallmayer, Egon (Hrsg.), Limes Imperii Romani. Beiträge zum Fachkollegium „Weltkulturerbe Limes“ 30. November 2001 in Lich-Arnsburg. Bad Homburg v.d.H. 2004 (= Saalburg Schriften 6), S. 147-160.

9 Schwab, Udo, Von (Hof) Grass. In: Schwab, Udo/Steinl, Gerhard (Hrsg.), Historisches aus dem Hungener Land, Hungen 2011, S. 117-138, besonders S. 131-132.

10 Fürstliches Archiv Braunfels, 22.1 II 902.b. Sämtliche folgenden Fakten sind dieser Akte entnommen und werden unter 22.1 zitiert.

- b. Der erste grentz-stein, der oben am Hecken felddt oder an dem so genannten grünen weg stehet, und mit seiner Schneide nicht nach der landt-wehr sondern linker handt geradt fordt auf den orth, wo das bierenbäumen gestanden, ziehlet, und von denen landt-wehrs-gräben sechs ruthen¹¹ abstehet.
- c. Das loch unten, ohnfehr 2 ½ ruthen¹² von der Horloff, alwo das geplättete¹³ bierenbäumen gestanden, so in gleichheit erwehntem erstern grentz-stains an dem grünen weg just auch sechs ruthen weit von denen landt-wehrs-gräben ist.
- d. Der Hoinger grentz gang, der durchgehens sechs ruthen weit von der landt-wehr gehet und abgemeßen ist.
- e. Gräßer äcker, welche über die diesseithige grentz geackert.
- f. Die in der grentz beschreibung sogenannte junge und geplättete eichen.
- g. Ein stück wüstung nacher Graß gehörig.
- h. Das Gräßer wäldtgen.
- i. Die Horloff, welche daselbst das hiesige und das Solms-Laubachische scheidet.
- k. Der platz wo der Gräßer marck gehalten wirdt.¹⁴
- l. Hoff-gut Graß.
- m. Der weg von Graß auf Hoingen.
- n. Der weg von Rothheim auf Hoingen.
- o. Der weg von Graß auf Langdt.
- p. Der so genannte grüne weg, oder der fahrweg von Hoingen auf Langd.
- q. Das Hecken felddt.

N[ota] B[ene]:

Wo sich dieses zeichen + bey seinem in dem Plann marquirten baum befindet, sind auf der seithen gegen Heßen geplättete bäume, so auf hochgräflich] Solms-Braunfe[lsischem] territorio stehen. Dahingenen wo sich dieses Zeichen † in dem Plann bey zweyen gantz nahe auf der grentz stehenden bäumen sich sehen läßet, die stehen auf hochfürstlich] Heßen Darmstädt[ischem] grund und boden, und sind herwerths gegen das Solmsische geplättet.“

Seit „undenklichen Jahren“ liegt die Landwehr – so weist es das Grenzprotokoll von 1582 aus – allein auf solmsischem Territorium. Graf Konrad zu Solms-Braunfels (1540-1592) hat über den Landwehrgraben hinaus von dem dort stehenden Gehölz Kohlen brennen lassen.

11 Rute/Ruthe: Vor 1817 betrug der Hungener Ortsfuß 41,38 cm; 1 Rute hatte 10 Ortsfüße = 4,138 m; 1 Lokalmorgen hatte 2739 qm; 6 Ruten entsprachen demnach 24,8 m. Nach: Krause, Rudolf, Umrechnungen der im ehemaligen Großherzogtum Hessen vor 1817 gebrauchten Ortsmaße in das metrische System, Darmstadt 1956, Längen- und Flächenmaße Provinz Oberhessen, S. 30, Hungen.

12 2 ½ Ruten = 10,3 m.

13 geplättet/plätten: „[...] eichen platten, schälen; nassauisch: bäume platten, zeichnen durch aushieb eines stückes der rinde [...]“, nach: Grimm, Jacob und Wilhelm, Deutsches Wörterbuch, Band 13, Nachdruck München, Spalte 1910.

14 „Gräßer marck“: Jährlich fand am 8. August auf diesem Flurstück der Cyriakus-Jahrmarkt statt. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde er nach Rodheim verlegt und dort 1826 das letzte Mal gehalten.

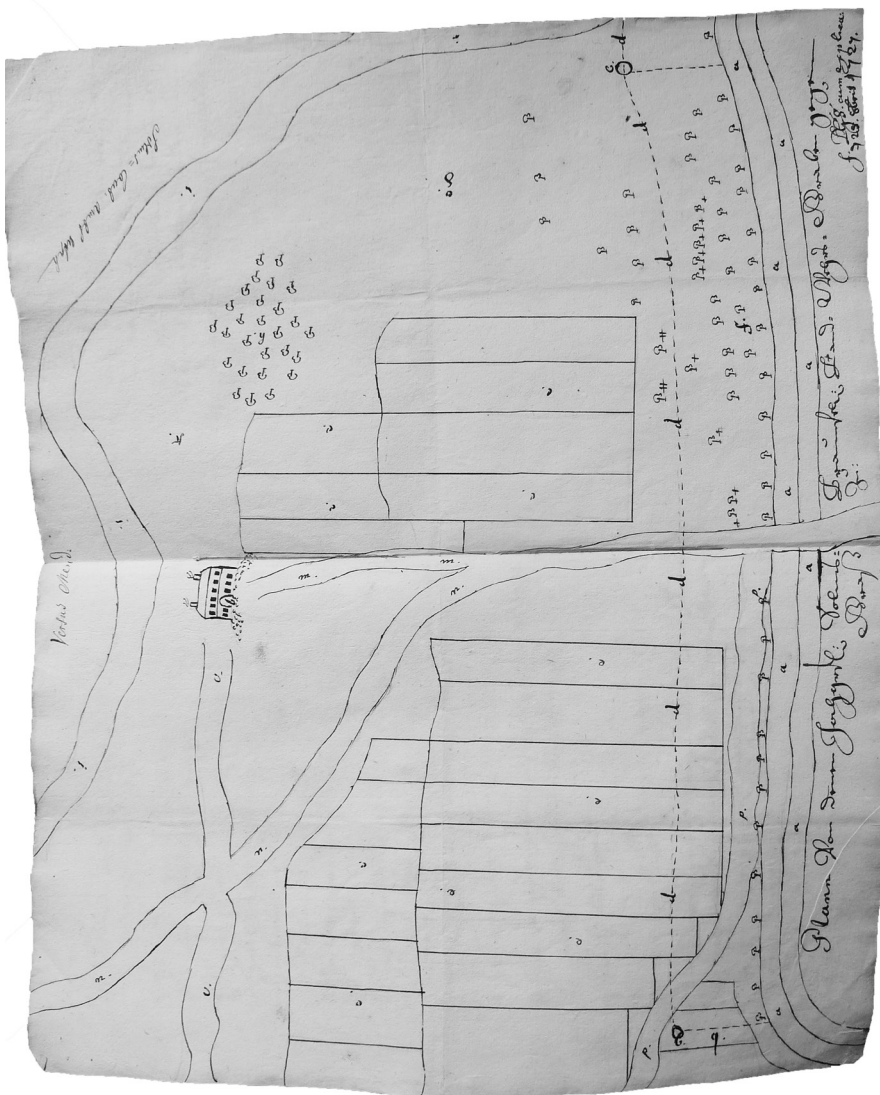


Abb. 4: „Plann von denen Hochgräflich Solms-Braunfelschen Land-Wehrs-Gräben gegen Graß zu: F.D.G.S.¹⁵ cum explicat[i]one d[en] 28. Octobris 1727“.
(Fürstl. Archiv Braunfels 22.1, Foto: G. Steinl).

15 F.D.G.S. = fecit dedicavit [hat errichtet] G. Sames.

Die Hungener Bürgerschaft besitzt über der Hege, das heißt jenseits des Walles auf Graß zu, den Viehtrieb mit Kühen, Schweinen und Schafen in Richtung Heckenfeld. Die Grenze beginnt an dem Stein zwischen dem Solms-Laubachischen Amt Utphe gegenüber dem Birnbaum, der die Grenze „über der Bach“ – gemeint ist die Horloff – gegen Hessen scheidet. Der Abstand vor der Hege beträgt durchgehend sechs Ruten. In den Jahren 1631, 1695, 1706 und 1724 sind die Grenzbeziehungen bestätigt worden und man kam überein, am Birnbaum an der Horloff einen Grenzstein zu setzen. Die Länge der Grenze (Abb.4; Strecke von b nach c) wird mit 299 ½ Ruten¹⁶ angegeben, die vor der Landwehr liegende Bodenfläche mit etwa 15 Morgen.¹⁷

An der Landwehrgrenze nach Graß zu kommen immer wieder verschiedene Irrungen vor. Hessen-Darmstadt erkennt lange Zeit nicht an, dass die Territorialgrenze nicht mit der Landwehr zusammenfällt (Abb.1). Am 16. November 1753 beschwerten sich die fürstlich-hessischen Räte in Gießen, dass sich die „Hoingische Bürgerschaft mit ihren Schweinen dießseits der so genannten Hoinger Landwehr auf dießseitigem Territorium zu hüten“ erlaube. Sie drohe dem Graßer Hirten, ihn „nach Hungen zu schleppen und etliche Tage in die Breche“¹⁸ zu stecken“. Sie fordern die „hoingischen“ Untertanen auf, „von dergleichen unnachbahrlichen Verfahren abstehen“ zu wollen.

Zu den strittigen Grenzverhältnissen wird am 20. November 1753 der 84 Jahre alte, vormalig in gräflich „hoingischen“ Diensten stehende Hühnerfänger Johann Philipp Hinckel herangezogen. Er hat schließlich zweimal an der Begehung und Festlegung der Landwehrgrenze teilgenommen und bestätigt, dass man als Ausgangspunkt für die Grenzziehung das damals noch stehende Birnbäumchen an der Horloff angenommen habe. Die Grenze „wäre also und so weit von der Höhe [=Landwehr] an bewerkstelliget worden, daß eine mit 6 Pferdten bespannte Kutsche sich allenthalben füglich herumdrehen und wenden können“. Die beiden Grenzzüge wären jedesmal „mit beyderseitig vollkommen guter zufriedenheit und ohne die geringsten disputen vollzogen, auch jedesmalen in die in der grantz-Linie gestandenen Bäume grantz-merkmahe eingehauen worden“.¹⁹ Nach einem neuerlichen Grenzbegang wäre nach Darmstädter Auslegung die Mitte des „zwischen beyden Gräben befindlichen Walles“ (siehe Abbildung 1, Variation 1) als Grenze anzusehen, wie dies auch bei „dergleichen Landwehren“ der Fall wäre.

Man kann davon ausgehen, dass der Wall zwischen beiden Gräben – oder hinter dem zweiten Graben - mit einer Hecke, einem Gebück, bepflanzt war. Im 16. Jahrhundert hieß die „Landwehr oder Höhe“ die „Hege“, wie verschiedene Flurnamen belegen: „Auf der Gresser Höhe“ (1537); „Hinseits der Hege übern Lenkter

16 299 ½ Ruten = 1,239 km.

17 154 Morgen = 41085 qm oder gut 4 ha.

18 Breche: Das Bollwerk, das sich an der Hungener Stadumwallung am Untertor befand, hieß „die Breche“. Es wurde wohl damals auch als Gefängnis genutzt.

19 In für diesen Zweck geeignete Bäume wurden häufig schräg gestellte Kreuze (Andreaskreuze), andere Zeichen oder Buchstaben eingekerbt oder eingebrannt und zusätzlich mit einem Loch versehen. Diese Grenzmale wurden Malbäume oder Lochbäume genannt (siehe dazu: <http://www.karl-heinz-hentschel.net/Grenzgang.html>; Stand 01.06 2012).

[= Langder] Pfad“ (1551); „Auf den Hecken an der Heg“ (1554); „Am Gresser [= Graßer] Garten oben ghen die Gresser Hege zu“ (1557); „Auf den Hecken stößt auf die Hege“ (1566).²⁰

Der Streit entzündet sich immer wieder deshalb, weil man versäumt hat, die 1706 beiderseits anerkannter Grenze ordentlich auszusteinern.

Am 3. Oktober 1755 wird die Grenze vom „verfallenen und eingegangenen Schlag“²¹, dem Durchlass an der Straße Hungen-Rodheim an der Landwehr, nach rechts bis an die Horloff am Engelhäuser See und nach links bis zur Horloff an der Untermühle hinab, anerkannt. Einstweilen sollen Pflöcke eingeschlagen werden, die durch tüchtige raue Steine ersetzt werden sollen. Ihre Beschaffenheit wird festgelegt: 5 Schuh hoch, 14 bis 16 Zoll breit und ungefähr 10 bis 12 Zoll dick. Auf fürstlich hessischer Seite sollen die Buchstaben H.D. eingemeißelt werden, auf fürstlich solms-braunfelsischer Seite die Buchstaben S.B.



*Abb. 5 a: Grenzstein von der Hungener Landwehr aus dem Jahr 1789
(Foto: G. Steinl).*

20 Stadtarchiv Hungen, Gerichtsbuch von Hungen 1534-1627, Signatur: Abteilung X, Konvolut 4.

21 Der „Schlag“ ist 1548 schon verfallen und nicht mehr in Gebrauch (siehe: Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, XIII, Conv. 26): „Unten an der Horloff gehet die Hoinger Landwehr an, die scheidet stracks hinauf biß an den schlag, welcher verfallen und nicht mehr in esse ist, dardurch die Landstrasse von Hoingen uf Rodheimb gehet, alhie berichten die Eltisten, daß sich wenn sich zween in gemeltem Schlag schlügen, und einer auf die seiten nacher Rodheimb fiele, sey er den Fürsten von Hessen zugefallen, fällt er aber uf die seiten nach Hoingen, sey er dem Grafen nacher Hoingen verfallen. Und ist solches von den alten also im Anno 1456 gezeugt, vermög eines alten Gerichtsbuchs zu Rodheim im Gerichtskasten liegend.“

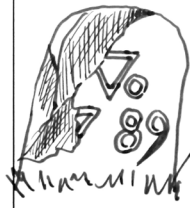
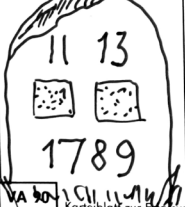
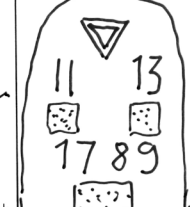
Größe (in cm über Boden)	Höhe: <u>36</u> Breite: <u>29</u> Dicke: <u>24</u>	Kopf ☐ flach ☐ spitz ☒ gewölbt Weisung: <u>ja</u> -nein	Beilagen <u>1</u> Foto(s) Datum: von:
Ansichtsskizzen (Inschriften usw.) mit Himmelsrichtung			
S, SO-Seite 		W, SW-Seite <u>GLATT BEHAUEN</u>	N, NW-Seite 
VA 90 Karteiblatt zur Erfassung eines Grenz- und Flurdenkmals			
Größe (in cm über Boden)	Höhe: <u>60</u> Breite: <u>-</u> Dicke: <u>28</u>	Kopf ☐ flach ☐ spitz ☒ gewölbt Weisung: <u>ja</u> -nein	Beilagen Foto(s) Datum: von:
Ansichtsskizzen (Inschriften usw.) mit Himmelsrichtung			
S, SO-Seite <u>wie N-Seite!</u>		W, SW-Seite <u>Aus- meißelungen</u>	N, NW-Seite 
VA 90 Karteiblatt zur Erfassung eines Grenz- und Flurdenkmals			
Größe (in cm über Boden)	Höhe: <u>74</u> Breite: <u>28</u> Dicke: <u>28</u>	Kopf ☐ flach ☐ spitz ☒ gewölbt Weisung: <u>ja</u> -nein	Beilagen Foto(s) Datum: von:
Ansichtsskizzen (Inschriften usw.) mit Himmelsrichtung			
S, SO-Seite 		W, SW-Seite <u>Ausmeißelungen bei</u>	N, NW-Seite 
VA 90 Karteiblatt zur Erfassung eines Grenz- und Flurdenkmals			

Abb. 5 b-d: Grenzsteine von der Hungener Landwehr aus dem Jahr 1789
(Zeichnungen: G. Stein).²²

22 Die Koordinaten der Grenzsteine (Abbildung 3 und 5a-d) sind erfasst und beim Hessischen Landesamt für Bodenmanagement und Geoinformation hinterlegt.

Die Bäume vom Schlag bis an die Horloff hinunter sind mit dem Herrn von Graß gemeinsam zu hauen und zu teilen. Der Hungener Bürgerschaft wird vom Schlag aus in Richtung Hecke [= Heckenwald] auf der Breite von 2 Ruten der Viehtrieb vor dem Graben erlaubt. Am 1. November 1755 bestätigt Landgraf Ludwig VIII. (1739-1768) den Grenzvertrag.

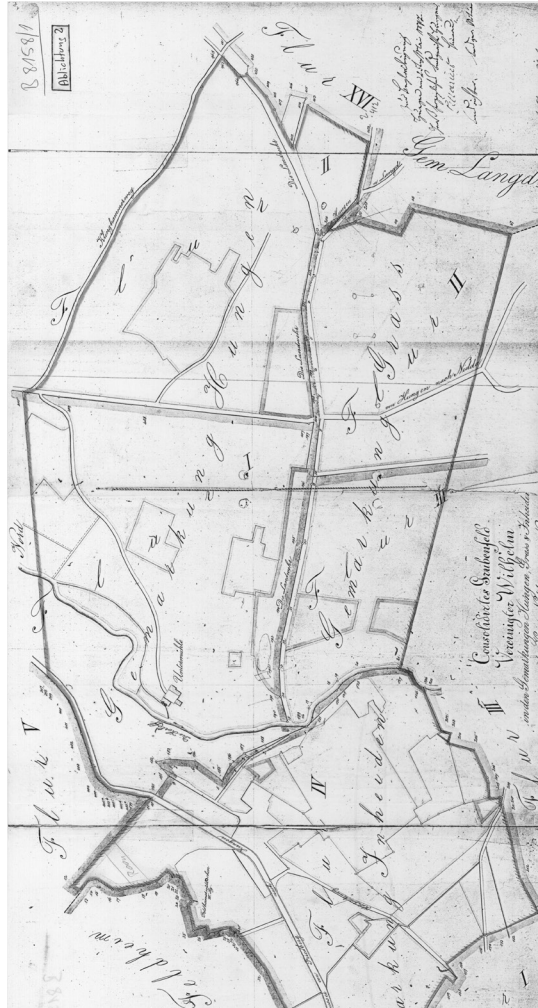


Abb. 6: „Konsolidiertes Grubenfeld Vereinigter Wilhelm 1877“
(Berechtsamsakte der Bergaufsicht Darmstadt, geführt in Wiesbaden, B 8158/1).

Die Hungener Bürger reißen noch 1758 nicht nur die Pflöcke heraus, sie geben auch zu erkennen, dass sie, „so lange keine Grenzsteine gesetzt seyen, sich an nichts kehren würden“. Sämtliche Grafen zu Solms-Braunfels stimmen dem Vertrag von 1755 am 6. Februar 1789 mit dem Zusatz zu, dass die Grenzsteine auf

solmsischer Seite nicht die Buchstaben S.B. sondern S.H., also Solms-Hungen, erhalten sollen. Von Seiten Solms-Braunfels wird als Entschuldigung vorgebracht, es sei inzwischen der Siebenjährige Krieg (1756-1763) ausgebrochen und habe die Steinsetzung verhindert. Schließlich bestätigen die Grafen zu Solms-Braunfels am 20. Juli 1789 den 1755 geschlossenen Vertrag endgültig. Die Grenzsteine auf solmsischer Seite erhalten allerdings die Buchstaben S.B.²³ Die heute noch in der Flur stehenden Grenzsteine der ehemaligen Hessen-Darmstädtischen und Solms-Braunfelsischen Grenze von 1789 weisen Ausmeißelungen auf (Abb. 5 b-c), die vermutlich nach 1806 vorgenommen wurden, als die binnenhessischen Grenzen ihre Bedeutung als Territorialgrenzen verloren hatten.

„Im Jahre 1855 war in den Hungener Fluren 1 und 2 längs der Landwehr [...] Stückerz aufgeschlossen worden.“²⁴ Hinter der Untermühle wurde 1906 in Richtung der Landwehr eine Eisensteinwäsche aufgebaut. Es entstanden die Tagebaue „Landwehr Ost“ und „Landwehr West“. Der Bergbaubetrieb auf der Landwehr wurde 1964 eingestellt.²⁵ Noch heute erinnern der Straßename „Auf der Landwehr“ und das Gewerbegebiet „Vor der Grasser Höhe“ an die ehemalige Landwehr zwischen Hungen und Graß.



Abb. 7: Straßenschild „Auf der Landwehr“ (Foto: G. Steinl).

23 Fürstlich Braunfelsisches Archiv in Braunfels, Signatur 22.1.

24 Georg, Rolf, u.a., Eisenerzbergbau in Hessen, Historische Fotodokumente mit Erläuterungen 1870-1983, Wetzlar 1985, S. 348-352.

25 Wie Anmerkung 24.

Briefe aus dem Exil. Carl Vogt an Justus Liebig: 1839-1843

ROLF HAASER

Vorwort

Der vorliegende Aufsatz knüpft unmittelbar an den Beitrag „Briefe aus dem Exil. Carl Vogt an Justus Liebig 1835-1837“ an, den der Verfasser 2018 im 103. Band der *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins* veröffentlicht hat. Dort wurde gezeigt, wie der in seinem Schweizer Exilort angekommene Carl Vogt auf Wunsch des Vaters in Bern seine in Gießen begonnenen medizinischen Studien wieder aufnahm, wobei er sich besonders bei Gabriel Gustav Valentin, dem bedeutenden Physiologen und Anatomen, auf die Examina vorbereitete, die er im Sommer 1839 bestand. Er war aber schon damals entschlossen, von seinem Diplom keinen Gebrauch zu machen. Bereits in Gießen hatte Vogt sich zunehmend von der ungeliebten Medizin abgewandt und mit Verve auf die Chemie geworfen. Die Patronage Liebigs hielt auch noch während Vogts Exil in der Schweiz an, indem er den Abtrünnigen für die Chemie zu erhalten gesucht hatte. Tatsächlich hatte Vogt anfangs in Bern mit der Möglichkeit geliebäugelt, in diesem Fach zu reüssieren. In regem Briefwechsel mit Liebig stehend, ließ er sich über die geeigneten Schritte beraten. Sogar mit ersten kleineren Publikationen auf diesem Gebiet konnte er mit Hilfe Liebigs aufwarten.

Die für den vorliegenden Beitrag ausgewerteten Briefe fallen in den Zeitrahmen von 1839 bis 1843. Mit Ausnahme des im Anhang im Wortlaut abgedruckten Briefes vom 10. März 1843 befinden sich die Brieforiginale in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek in München und sind Bestandteil eines Konvolutes von insgesamt 44 Schreiben Carl Vogts an Justus von Liebig.¹ Das Auswahlkriterium für die im Folgenden besprochene Gruppe dieser handschriftlich überlieferten Dokumente besteht darin, dass sie alle in den Absenderdaten das eidgenössische Neuchâtel nachweisen. Auf der Ereignisebene sind sie durch die Eckpunkte der Übersiedelung Vogts nach Neuchâtel nach dem Abschluss seines Studiums in Bern (1839) und dem (vorläufigen) Scheitern der Bemühungen Liebigs um eine Anstellung Vogts an der Universität Gießen (1843) markiert.

1 Briefe von Karl Vogt an Justus von Liebig, Bayerische Staatsbibliothek München (BSBM), Signatur: BSB-Hss Liebigiana II.B. Vogt, Karl. Digitalisat: <http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:byb:12-bsb00113921-8> [25.10.2020]. Die Digitalisierung der Originale wurde vom Verfasser des Artikels veranlasst und anschließend von der BSB als freie E-Ressource veröffentlicht. Alle im Folgenden zitierten Briefstellen beziehen sich auf diese Digitalisate mit der Angabe der Briefnummer.

Annäherungen: Exil, Neuchâtel, Gletscher- und Eiszeittheorie

Wenn im Folgenden von **Carl Vogts Exil** gesprochen wird, dann ist im engeren Sinne des Begriffs² der anlassbezogene Entzug seiner herkunftsbezogenen Zugehörigkeit zur Stadt Gießen und dem Territorialstaat Hessen-Darmstadt gemeint. Schon unmittelbar vor seiner überstürzten Flucht, bei der der junge Carl Vogt im Sommer 1835 in Gießen alles stehen und liegen lassen musste, um sich über Darmstadt, Jugenheim, Heppenheim und Straßburg in die Schweiz abzusetzen, waren seine Eltern mit den jüngeren Geschwistern wegen politischer Einschränkung und ökonomischer Benachteiligung in die Eidgenossenschaft emigriert und hatten in Bern einen neuen Hausstand gegründet. Carl Vogts Ausweichen vor akutem behördlichem Verfolgungsdruck, – er befürchtete eine unmittelbar bevorstehende Gefängnishaft, – wurde durch die „Rückkehr“ in den Kreis seiner Familie in Bern bis zu einem gewissen Grade kompensiert. Das Gefühl der Ortlosigkeit, das sich bei Exilierten mit der zeitübergreifenden Verlusterfahrung des Herkunftslandes einstellen kann, spielte trotz der Inanspruchnahme des Angebots familiärer Geborgenheit für Vogt durchaus eine Rolle. Ganz vordergründig ist die durch das Exil entstandene Verunsicherung an den markanten Brüchen und wechselnden Identitätsfindungen in seiner beruflichen Ausbildung ablesbar.

Vogt verfügte aber auch über ein nicht unbedeutendes kreatives Potential, das ihm half, unter erschwerten Bedingungen ein produktives Spannungsfeld zu erzeugen und die existentielle Verunsicherung, die jeder Exilerfahrung inhärent ist, zu einer tragfähigen Identitätskonstruktion im Exil zu nutzen.

Obwohl Vogt in seinen Selbstdarstellungen als robuster, extrovertierter, mental gefestigter sowie anpassungs- und aneignungsfähiger Charakter erscheint, für den nicht zuletzt auch der Spaßfaktor eine bedeutende Rolle in seinem Leben spielt, bedurfte die Exilerfahrung auf emotionaler Ebene durchaus auch einer stilleren Verarbeitung. Zu den Bewältigungsstrategien, die Vogt in diesem Zusammenhang wählte, darf man seine kreative Seite als dilettierender Landschaftsmaler und seine privaten literarisierten Niederschriften zählen, in denen er Landschaftseindrücke festhielt und karikierende Beobachtungen seiner unmittelbaren Umwelt entwarf.

Gerade mit Blick auf den zukünftigen Verfasser von zahlreichen Erinnerungstexten, stellt sich die Frage, wie das selbstreflexive Bewusstsein Vogts durch die Erfahrung des Exils geformt und geprägt wurde. Seine stilistische Besonderheit, persönlichen Reminiszenzen in den von ihm produzierten Texträumen ein privilegiertes „Aufenthaltsrecht“ zuzugestehen, hängt zweifellos damit zusammen, dass er auf der Erinnerungs- und Gedächtnisebene stets bestrebt war, faktische Verlusterfahrungen erzählerisch und rhetorisch zu kompensieren. Die Frage, wieviel Gießen dem Gießener im Exil blieb, beantwortete sich für Vogt somit auf eine ganz eigene Weise.

Gedächtnis und Erinnerung waren als kulturelle Techniken feste Bestandteile der Exilantenfamilie Vogt. Trotz der durch eine große Kinderschar relativ be-

2 Zu den spezifischen Formen und Bedingungen von Exil im Vormärz vgl. Eke, Norbert Otto, „Exil“, in: Norbert Otto Eke (Hrsg.), *Vormärz-Handbuch*. Bielefeld: Aisthesis, 2020, S. 287-297.

engsten Wohnverhältnisse leistete sich das Haus Vogt in Bern ein Gästezimmer, das für Besucher und Dauergäste zur Verfügung gehalten wurde. Diese Einrichtung diente nicht nur den wie in allen Zentren des politischen Exils entstehenden Netzwerken von Emigranten, sondern war auch ein Garant dafür, dass Verbindungen zu dem Gießener Freundes- und Bekanntenkreis aufrechterhalten werden konnten. Für die Jahre um 1840 sind beispielsweise längere Wohnaufenthalte für die Exilanten Eduard Desor und August Becker im „Flüchtlingszimmer“ des Hauses Vogt in Bern nachgewiesen, beides ehemalige Studenten in Gießen, bevor sie sich nach dem Frankfurter Wachensturm dem drohenden Zugriff der Justiz entziehen und ins Ausland absetzen konnten.

Narrative des Exils, der Emigration und der Verbannung bestimmten die Diskurse in der Familie Carl Vogts seit seiner Geburt und sollten seine geistige Landkarte bis an sein Lebensende prägen. Besonders präsent waren sie während der drei großen Exil- und Emigrationsschübe, an denen nahe Verwandte und enge Freunde der Familie einen starken Anteil hatten.³ An unmittelbar Betroffenen des erzwungenen Ausscherens aus den Lebenszusammenhängen des Herkommens seien hier nur die Brüder Karl und August Follen genannt, deren Schwester Carl Vogts Mutter war und die den prekären Freiheitsraum des Exils am eigenen Leibe zu spüren bekamen. Sie zählten in der Zeit der Demagogenverfolgung nach dem Attentat Karl Sands auf den Theaterdichter August von Kotzebue besonders in den Studentenkreisen der zwanziger Jahre zu den prominentesten politischen Flüchtlingen in der Schweiz. Waren diese Exilerfahrungen, die in die Kindheit Carl Vogts fielen, lediglich indirekt durch die Erzählungen Dritter vermittelt, so war er in der zweiten Exilwelle, die in den dreißiger Jahren über die politische Bühne ging, als junger Mann bereits unmittelbar betroffen. Obwohl er an dem gescheiterten Versuch revolutionär gesinnter Aktivisten, die Frankfurter Hauptwache zu stürmen, soweit bekannt, keinen direkten Anteil genommen hatte, zog er es vor, nachdem er einem verfolgten Kommilitonen zur Flucht verholfen hatte, auch sich selbst vorsorglich in Sicherheit zu bringen.

Anders als nach dem späteren Scheitern des Frankfurter Paulskirchenparlamentes 1849, das die dritte Fluchtwellen zur Folge hatte und für Vogt in seinem endgültigen Exil in der Schweiz endete, schloss er während seines früheren Exils in den Jahren um 1840 die Möglichkeit zur Rückkehr in seine „Heimat“, hier verstanden in einem komplexen und modernen Sinn, nicht prinzipiell aus. Dabei kam es ihm zugute, dass zur Zeit des zweiten Exilierungs- und Emigrationsschubes feste Grenzen zwischen der Schweiz und ihren Nachbarländern im Bereich der Wissenschaften kaum noch zu ziehen waren. Die starke Einbindung deutscher Intellektueller und Akademiker in das Bildungswesen der Eidgenossen war ein bedeutender Faktor dafür, dass die Schweiz, – ohnehin wegen ihrer politischen Verfasstheit als Republik attraktiv –, zu einem der bevorzugten Einwanderungsziele der deutschen Vormärzbewegung wurde, obwohl die Exilanten de facto „in ein

3 Eine vergleichende Strukturanalyse des politisch-kulturellen Handelns der Gießener und Hessen-Darmstädtischen Emigranten und Exilanten des Vor- und Nachmärzes in der Schweiz ist ein dringliches Forschungsdesiderat.

innenpolitisch von vielen Spannungen geprägtes und außenpolitisch unter Druck stehendes Land⁴ kamen. Die besondere Notwendigkeit, gesellige Zusammenkünfte zu pflegen, Freundschaftsbande zu knüpfen und Arbeitsgemeinschaften zu stiften, liegt auf der Hand und bedarf keiner weiteren Erläuterung. In Vogts Briefen an Liebig ist der Zusammenhang geradezu paradigmatisch präsent.

Wie für die meisten intellektuellen Emigranten des Vormärz in der Schweiz spielten für Vogt nicht zuletzt auch die natürlichen Schönheiten der Landschaft des Gastlandes eine bedeutende Rolle für den emotionalen Haushalt als Kompensation für den Heimatverlust. Obwohl hinsichtlich seiner körperlichen Erscheinung nicht gerade als sportlicher Typ zu bezeichnen, schien sein Wille, seine neue Umwelt so ausgiebig wie möglich zu erwandern, nicht zu bremsen. Der Natur als physischem Rückzugsraum korrelierte die nicht minder intensiv genutzte Möglichkeit, sich in der naturwissenschaftlichen Forschung ein geistiges Refugium zu schaffen. Zu einem Inbegriff dieser dreifachen Exilheimat, in dem sich gesellig-kollegiales Zusammenrücken, extraordinary Naturerfahrung und Einhausung in der Wissenschaft als Rückzugsraum auf einen konkreten Punkt fokussierten, avancierte für Vogt die von ihm im Jahr 1840 miterbaute, höchst primitive Forschungsstation auf dem Unteraargletscher als sublimierter Heimatersatz, die ebenso sinnbildlich wie ironisch als „Hotel des Neuchâtelais“ von Vogt geliebt und gefeiert wurde.⁵ Der Unterschlupf unter einem überhängenden Felsen auf dem Gletscher eis – denn um nichts anderes handelte es sich bei der Forschungsstation –, begann im Bewusstsein Vogts mehr und mehr die Rolle einzunehmen, die bis dahin das bloß noch in der Erinnerung idealtypisch bewahrte Laboratorium Liebig's in Gießen innehatte.

An dieser Stelle bietet es sich an, die Frage aufzuwerfen, in welcher Form sich für den Briefpartner Liebig der für die Zeit des Vormärz zentrale Themenkomplex ‚Exil und Emigration‘ stellte. Auch wenn seine zeitweiligen Auswanderungsgelüste in das habsburgische Österreich eher unter die Rubrik freiwillige Migration im Sinne einer Optimierung der Berufschancen fallen, denn als notgedrungene Emig-

4 Kilchmann, Esther, „Kulturaustausch und Kulturtransfer IV: Deutschland – Schweiz“, in: Norbert Otto Eke (Hrsg.), *Vormärz-Handbuch*. Bielefeld: Aisthesis, 2020, S. 421-429, hier S. 423.

5 So etwa in dem Gelegenheitsgedicht „An das Hotel des Neuchâtelais“, das Vogt 1840 in das Fremdenbuch des Grimselhospizes eintrug. Der in gebundener Rede geschilderte Schutz- und Obdachraum während der anstrengenden Forschungsarbeit auf dem Gletscher eis, verleitet Vogt zu einer im Namen der Gesellschaft der Bewohner abgestatteten Dankesbezeugung, die in dem emphatischen Ausruf gipfelt: „Nimm unsern Dank dafür / Freundliche Hütte!“ und mit dem Versprechen ständigen Andenkens endet: „Wir denken stets, ob Jahre auch verflossen, / Des stillen Glücks, das wir in Dir genossen.“ – Hermann Hopf, „Originalaufzeichnungen der Forscher im Hôtel des Neuchâtelais aus den Jahren 1840–1845“, in: *Jahrbuch des Schweizer Alpenclub* (Bern) Jg. 33 (1897 bis 1898). Bern: Schmid & Francke, 1898, S. 342-347, hier S. 344. Das Original des Fremdenbuches, das noch weitere Einträge Carl Vogts enthält, befindet sich heute in Brienz im Besitz der Kulturstiftung der BBO Bank Brienz Oberhasli AG.

ration zu subsumieren wären,⁶ darf man unterstellen, dass das Problem des Exils Liebig nicht nur oberflächlich beschäftigte. Seine Grundeinstellung zu dem Phänomen scheint bislang kein Gegenstand der Forschung zu sein, was vermutlich seine Ursache darin hat, dass Selbstäußerungen Liebigs in diesem Zusammenhang höchst selten sind. Dennoch muss das Thema präsent gewesen sein, wie sich beispielsweise am Fall seines Schülers Ernst Dieffenbach, – übrigens ein näherer Verwandter Carl Vogts –, belegen lässt, der bereits 1833 als mutmaßlicher Beteiligter am Frankfurter Aufstandsversuch in die Schweiz geflohen war. In stärkerem Maße betroffen war Liebig dann, als bald darauf sein Kollege und Freund Wilhelm Vogt emigrierte, ein Entschluss, dessen Konsequenzen sie zweifellos in beiderseitigem Gespräch erwogen hatten, denn immerhin ließ Professor Vogt seinen studierenden Sohn in der Obhut Liebigs zurück. Schließlich verhalf die Korrespondenz Carl Vogts selbst dem Gießener Chemiker zu einem fortgesetzten Einblick in die Exilbedingungen und –erfahrungen seines wissenschaftlichen Zöglings. Hinzuweisen wäre auf einen weiteren Briefpartner Liebigs aus dem Umfeld der Vogts in Bern, nämlich auf den Anatomen Gabriel Gustav Valentin. Der gebürtige Preuße jüdischer Konfession, der wegen seines Glaubens keine Anstellung in seinem Herkunftsland hatte finden können, erhielt auf Betreiben Wilhelm Vogts eine Professur in Bern. Liebig stand in Briefkontakt mit Valentin und unterhielt mit ihm eine Kooperationsgemeinschaft. Der Fall Valentin ließe sich als ein eklatantes Beispiel für das Versagen anführen, das Liebig der preußischen Bildungspolitik in seinem Pamphlet über den Zustand der Chemie in Preußen zum Vorwurf machte. Man geht daher wohl nicht fehl, wenn man unterstellt, dass Liebig Exilierung und Emigration in den Kreisen der Intellektuellen und Akademiker, insbesondere wenn es sich um aufgeschlossene, moderne Naturforscher handelte, als lästige und nachteilige Retardierungsmomente in dem dringlich erforderlichen Emanzipationsprozess der Chemie und die Hebung des Ansehens der ihr benachbarten Disziplinen betrachtete. Es ist bemerkenswert, dass sein enormer persönlicher Einsatz in universitäts- und wissenschaftspolitischen Fragen auch die Rückführung im Exil befindlicher Wissenschaftler in Betracht zog. In einem Brief Liebigs an den Universitätskanzler Justin von Linde vom 20. Januar 1843 bringt Liebig unverblümt den Vorschlag ein, den emigrierten Kollegen Wilhelm Vogt auf seine alte Stelle zurückzuberufen. Er glaube kaum, begründet er seinen überraschenden Vorstoß, dass man eine bessere Wahl treffen könne. „Der Vater Vogt ist ein trefflicher Lehrer und ein tiefer gründlicher Gelehrter [...]. Es wäre mir äußerst wünschenswerth, von Ihnen zu erfahren, ob Gründe vorliegen, welche die Berufung des Vaters Vogt unmöglich machen?“⁷ Bereits ein knappes Jahr vorher hatte Liebig in

6 Nicht ohne Ironie darf man in diesem Zusammenhang daran erinnern, dass der Darmstädter Prinz Emil, der in der Geschichtswissenschaft nicht gerade über einen liberalen Ruf verfügt, bei seinem Versuch, Liebig von einem Wechsel nach Wien abzuhalten, ausgerechnet mit dem Argument punktete, dass im habsburgischen Österreich keine Meinungsfreiheit herrsche.

7 Felschow, Eva-Marie und Emil Heuser (Hrsg.), *Universität und Ministerium im Vormärz: Justus Liebigs Briefwechsel mit Justin von Linde*. Gießen: Ferber, 1992, S. 156. Im Folgenden zitiert als Felschow (Hrsg.), *Liebigs Briefwechsel mit Linde*.

einem Brief an Linde vom 5. Februar 1842 die Exilsituation Carl Vogts als möglichen Hinderungsgrund für dessen angestrebte Anstellung an der Universität zu entkräften versucht: „Soviel ich weiß, ist derselbe gar nicht in Untersuchung gewesen, und den Vater in dem Sohne zu strafen und das Exil in das zweite Glied auszudehnen, ist doch zu hart.“⁸ Auf die näheren Umstände dieses Vorstoßes Liebigs zugunsten Carl Vogts wird an späterer Stelle dieses Beitrages eingegangen.

Ein **neuer Lebensabschnitt in Neuchâtel** zeichnete sich während der fünf Jahre ab, die Carl Vogt zwischen 1839 und 1844 als Assistent bei Louis Agassiz in der kleinen Stadt am Neuenburger See tätig war. Sie erwiesen sich als die prägenden Schlüsseljahre seiner beruflichen Laufbahn und persönlichen Lebenserfahrung. Eine ganze Reihe von nachhaltigen Begegnungen und dauerhaften Bekanntschaften mit Zeitgenossen gingen auf diesen Lebensabschnitt zurück und waren in der Folge von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung seiner Persönlichkeit ebenso wie für seine wissenschaftliche Karriere. Der neue wissenschaftliche und menschliche Leitstern Vogts, der gebürtige Schweizer Jean Louis Rodolphe Agassiz (1807-1873) hatte, bevor er seine atemberaubende Karriere in den Vereinigten Staaten vollendete, binnen kürzester Zeit aus dem bigotten Städtchen am Neuenburger See ein international anerkanntes wissenschaftliches Zentrum gemacht; eine Leistung, an der Carl Vogt in der Schlussphase noch beteiligt war. In der kleinen preußischen Enklave auf Schweizer Territorium verdiente sich Vogt seine ersten Sporen auf den Gebieten der Zoologie (Ichthyologie), Paläontologie und der Geologie (Gletscherkunde). Als Emissär von Agassiz bewährte er sich auf dem damals schwierigen Parkett der deutschen, schweizerischen und französischen Naturforscherversammlungen und fand außerdem durch entstehende Kontakte zu dem renommierten Cotta-Verlag erstmals Zugang zu dem zunehmend lukrativen Feld der Publizistik und damit der Wissenschaftspopularisierung. Durch die Arbeitssituation in einem Forschungskollektiv auf engem Raum und die regelmäßigen gemeinsamen Gletscheraufenthalte festigte sich der Zusammenhalt des Neuenburger Mitarbeiterstabes⁹ und wurden auch noch nach dessen späterer Zerstreuung anhaltende, mitunter lebenslange Freundschaften geschlossen.

Die unvollendet gebliebene Autobiographie Vogts endet mit seiner Assistenzzeit bei Louis Agassiz in Neuchâtel.¹⁰ Diese Reminiszenzen, die kurz vor seinem Tod verfasst wurden und posthum erschienen sind, bestimmen als Quelle bis heute

8 Ebd., S. 149.

9 Zu den Lebensläufen der wichtigsten Persönlichkeiten der Neuchâteler „Wissenschaftsfabrik“ vgl. Silliman, R. H., „Naturalists from Neuchâtel: America and the dispersal of Agassiz's scientific factory“, in: Jackson, Patrick Wyse (Hrsg.), *Four Centuries of Geological Travel: The Search for Knowledge on Foot, Bicycle, Sledge and Camel*. Geological Society, London, Special Publications, 287 (1), (January 2007), S. 255-269.

10 Vogt, Carl, *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke*. Stuttgart: Erwin Nägele, 1896. – Kommentierte Neuauflage: Vogt, Carl, *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke*. Hrsg. v. Eva-Maria Felschow und Heiner Schnellling sowie Bernhard Friedmann unter Berücksichtigung der Vorarbeiten von Gerhard Bernbeck. (= Studia Giessensia; 7). Gießen: Ferber, 1997. – Zitate und Verweise auf die Autobiographie Carl Vogts beziehen sich im Folgenden, nicht zuletzt wegen des in sie eingeflossenen wissenschaftlichen Apparates, auf diese Edition. Künftig zitiert als Felschow (Hrsg.), Vogt: *Aus meinem Leben*.

über weite Strecken das Agassizbild in der einschlägigen biographischen Forschungsliteratur.¹¹

Weitgehend unbekannt geblieben ist, dass Vogt bereits unmittelbar nach dem Tod von Agassiz einen umfangreichen Nachruf auf den in seiner Zeit bedeutendsten nordamerikanischen Naturforscher im Dezember 1873 verfasste.¹²

Die intellektuelle Biographie Carl Vogts gewinnt mit dem Wechsel von Bern nach Neuchâtel erstmals eine nennenswerte Struktur, die durch die Rekonstruktion des szientifischen Kontextes seiner Briefe an Liebig sichtbar wird. Trotz seines nicht eben konfliktfreien beruflichen Entwicklungsgangs eröffneten sich ihm hier in der wissenschaftlichen Weiterbildung als post graduate drei neue Perspektiven. Erstens betrat er den zentralen Ort für die aufstrebende Schweizer Naturforschung (Leitfigur Agassiz, mit zahlreichen internationalen Kontakten); zweitens band er sich in den preußischen Wissenschaftshorizont ein (Leitfigur Alexander von Humboldt als Förderer der Naturwissenschaften in Neuchâtel); drittens arbeitete er sich in den französischen Sprachraum ein, von wo aus er sich eine Perspektive auf Paris und letztlich auch auf Genf als zukünftige Wirkungsstätten eröffnete. Dafür nahm Vogt die räumliche Trennung von dem Elternhaus in Kauf, ein Entschluss, der dadurch erleichtert wurde, dass die Distanz zwischen Bern und Neuchâtel gering genug war, um häufig zwischen den Städten hin und her zu reisen. Außerdem verhalf ihm die Verlagerung des Lebensmittelpunktes nach Neuchâtel zu der nicht unwillkommenen Abkehr von dem Wunsch des Vaters, sein Sohn möge als Mediziner in seine Fußstapfen treten und sich auf das Metier werfen, für das er die Examina in Bern abgelegt hatte. Die Assistenz bei Agassiz ebnete ihm dagegen den Weg zu einer von der medizinischen Praxis freien Existenz als Naturwissenschaftler.

Die Rolle des bereits erwähnten Physiologen Gabriel Gustav Valentin als wichtigster wissenschaftlicher Unterweiser und Förderer der Studienjahre Carl Vogts in Bern war damit ebenfalls beendet, wenngleich Vogt mit ihm auch weiterhin persönlich und beruflich in Kontakt blieb.

Zum besseren Verständnis bietet es sich an, das Fürstentum **Neuchâtel politisch-historisch** zu skizzieren. Das Neuchâtel, dessen Boden Vogt im Sommer 1839 betrat, war in seinen politischen, kulturellen und sozialen Strukturen von seinen spezifischen Formen politischer Beziehungen zu Preußen geprägt. Der heutige Schweizer Kanton Neuchâtel (Neuenburg) war bis an das Ende des Ancien Régime ein souveränes Fürstentum der Könige von Preußen¹³ und gehörte dann wieder von 1814 bis 1857 zu den Besitzungen der regierenden Hohenzollern.¹⁴

11 Vgl. die letzte große Agassiz-Biographie: Imscher, Christoph, *Louis Agassiz. Creator of American Science*. Boston [u.a.]: Houghton Mifflin Harcourt, 2013.

12 Vogt, Carl, „Louis Agassiz I.“, in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt* Nr. 355 (21.12.1873), 2. Blatt, S. [1]-[3]. – Ders., „Louis Agassiz II.“, in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt* Nr. 359 (25.12.1873), 2. Blatt, S. [1]-[3].

13 Vgl. Crettaz-Stürzel, Elisabeth und Chantal Lafontant Vallotton (Hrsg.), *Sa Majeste en Suisse. Neuchâtel et ses princes prussiens*. Neuchâtel: Alphil, 2013.

14 Vgl. die Überblicksdarstellungen: Stribrny, Wolfgang, *Die Könige von Preußen als Fürsten von Neuenburg-Neuchâtel (1707–1848). Geschichte einer Personalunion*, Berlin 1998, und

Unter den Rahmenbedingungen einer Distanzherrschaft entwickelte sich in dem, von Preußen aus gesehen, abgelegenen Territorium eine politische Kultur, die die Handlungsmuster der betroffenen politischen und diplomatischen Akteure prägten. Im Verhältnis Preußens zu Neuchâtel entstand eine komplexe Struktur des Protektionismus, der sich zwischen den Polen Partnerschaft und Dominanz bewegte. Carl Vogt widmete im Schlussabschnitt seiner Autobiografie „Aus meinem Leben“ den historisch-politischen Verhältnissen des Fürstentums einen skizzenhaften Überblick, wobei er allerdings den preußischen Einfluss herunterspielte: „La principaute de Neuchâtel et Valengin“, – so der offizielle Titel, – sei bei seiner Ankunft im Herbst 1839 „das wunderbarste Staatswesen, welches man überhaupt finden konnte,“¹⁵ gewesen, nämlich zu gleicher Zeit „ultra-monarchisches Fürstentum und integrierendes Mitglied der republikanischen schweizerischen Eidgenossenschaft.“¹⁶ Mit der Krone Preußens habe Neuchâtel fast nur den Fürsten gemeinsam gehabt, dessen Rechte sehr beschränkt gewesen seien. Nach dem napoleonischen Interregnum¹⁷ habe der König von Preußen für das an die Krone zurückgefallene Fürstentum einen Gouverneur als Stellvertreter ernannt, „der sich so wenig als möglich um die Angelegenheiten des Landes bekümmerte, aber alljährlich eine Woche dort zubringen mußte, um die Besoldung für seine Sinécure, zehntausend Franken, einsacken zu können.“¹⁸ Größere Reibungen mit der preußischen Krone in Berlin waren eher selten. Vogt erinnert in seiner Autobiografie, mit der ganzen Erfahrung eines ehemals radikalen Vertreters der Paulskirchenlinken, an einen Aufstand, „l'affaire Bourquin“ genannt, der sich im Zuge der Pariser Juli-Revolution im Val de Travers entfacht hatte und der von dem preußischen Gouverneur energisch unterdrückt wurde.¹⁹

Folgt man aber dem Berner Historiker Nadir Weber, dann war die preußische Herrschaft über Neuchâtel in beiderseitigem Interesse, zumal sich der Einfluss der Schutzmacht überwiegend eher zurückhaltend äußerte und den politischen Spielraum im Fürstentum nur mäßig einschränkte.²⁰ Liberale Regelungen für Handel und Gewerbe taten das Ihrige für die innere Beruhigung des Fürstentums. Der Hof in Berlin zeigte sich meist darauf bedacht, auf Anliegen der fernen Untertanen einzugehen und Konflikte mit ihnen zu vermeiden. Gerade die periphere, auf den

Henry, Philippe, *Histoire du canton de Neuchâtel*, Bd. 2: *Le temps de la monarchie. Politique, religion et société de la Réforme à la révolution de 1848*, Neuchâtel: *Alphil*, 2011.

15 Felschow (Hrsg.), Vogt: *Aus meinem Leben* (wie FN 10), S. 209

16 Ebd.

17 Unter der Regentschaft des ehemaligen Kriegsministers und Generalstabschefs Napoleons, des 1804 zum Marschall des Kaiserreichs ernannten Louis Alexandre Berthier (1753-1815).

18 Felschow (Hrsg.), Vogt: *Aus meinem Leben* (wie FN 10), S. 209.

19 Ebd., S. 210

20 Weber, Nadir, *Lokale Interessen und große Strategie. Das Fürstentum Neuchâtel und die politischen Beziehungen der Könige von Preußen (1707–1806)*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2015. – Ders., „Vom Nutzen einer prekären Lage. Das Fürstentum Neuchâtel, seine auswärtigen Protektoren und die preußische Distanzherrschaft (1707–1806)“, in: Haug, Tilmann, Nadir Weber und Christian Windler (Hrsg.), *Protegierte und Protektoren. Asymmetrische politische Beziehungen zwischen Partnerschaft und Dominanz (16. bis frühes 20. Jahrhundert)*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2016, S. 311-324.

ersten Blick sicherheitsstrategisch prekäre Lage des Territoriums konnte für seine Bewohner allerdings durchaus spezifische Vorteile mit sich bringen. Die Anlehnung an ein erstarkendes Preußen gewährte dem Fürstentum einen gewissen Schutz vor dem katholischen Frankreich als wirkungsvolle Barriere gegen dessen Integrationsbestrebungen und damit eine Garantie der lokalen Freiheiten und Privilegien sowie der reformierten Religion.²¹ Umgekehrt nutzte Preußen Neuchâtel als Aktionsplattform für seine Außenpolitik mit Frankreich und der Eidgenossenschaft und konnte damit den Aktionsradius seiner Machtpolitik auf dem europäischen Kontinent erweitern. Viele preußische Diplomaten für den Dienst in Frankreich stammten aus Neuchâtel. Für die integrierten lokalen Eliten bot die preußische Herrschaft zahlreiche Aufstiegsmöglichkeiten. Unter der Herrschaft König Friedrich Wilhelms IV. über Neuenburg kam es, trotz zahlreicher preußischer Reformen in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts, mehrmals zu Konflikten zwischen Gegnern und Befürwortern der königlichen Herrschaft über Neuenburg. In dem Zeitraum, als Carl Vogt als wissenschaftlicher Assistent nach Neuchâtel kam, hatte sich die Revolutionsstimmung vorerst wieder beruhigt, sie sollte erst zum schweizerischen Sonderbundskrieg 1847 wieder auf-flammen.²² Begünstigt wurde diese Entwicklung ab 1840 zudem durch die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., dessen anfängliche Regierungsphase von Zugeständnissen an die liberale Öffentlichkeit geprägt war (Lockerung der Zensur, Amnestien politisch Verfolgter etc.), was sich auf die Stabilisierung der politischen Kultur in Neuchâtel positiv auswirkte.

Mit zur Beruhigung der sozialen Verhältnisse trug zweifellos die preußische Bildungspolitik bei, die mit der Bindung einer jungen, vielversprechenden Forschergeneration an das Fürstentum und durch die Gründung einer vom König finanzierten Hochschule im Jahre 1838 deutlich zu Tage trat. Was insbesondere die Förderung der Naturforschung anbetrifft, so erwies sich der Einfluss Alexander von Humboldts auf die wissenschaftspolitischen Entscheidungen der preußischen Regierung als Vorteil. So gelang es Agassiz, der mit Humboldt befreundet war und auf dessen fortgesetzte Unterstützung zählen konnte, in diesen Jahren Neuchâtel vorübergehend zum führenden naturwissenschaftlichen Zentrum im Schweizer Raum aufzuwerten.

Mit dem Namen Louis Agassiz war nämlich die Festigung der **Gletschertheorie** und Verankerung der Eiszeitidee im wissenschaftlichen Denken des 19. Jahrhunderts aufs Engste verbunden.²³ Der gebürtige Schweizer Naturforscher

21 Weber, „Vom Nutzen einer prekären Lage“ (wie FN 20), S. 317.

22 Nur am Rande sei an dieser Stelle vermerkt, dass Carl Vogt später noch einmal eine gewisse Rolle in der Geschichte Neuchâtels spielte. In seiner Eigenschaft als Genfer Abgeordneter im Schweizer Bundesrat war er während der „Neuenburger Krise“ des Winters 1856/1857 an den politischen Entscheidungen beteiligt, die dazu führten, dass der preußische König am 26. März 1857 auf sein Fürstentum verzichtete.

23 Macdougall, Doug, *Frozen Earth. The Once and Future Story of Ice Ages*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press, 2013. – Krüger, Tobias, *Discovering the Ice Ages: International Reception and Consequences for a Historical Understanding of Climate*. Leiden, Boston: Brill, 2013.

war im Kanton Fribourg buchstäblich im Schatten der Alpengletscher aufgewachsen. Dennoch war der Weg zur Formulierung der Idee einer globalen Eiszeit für ihn weiter, als es unter diesen Umständen erscheinen mag. Seine wissenschaftliche Leidenschaft galt zunächst den fossilen Fischen, deren Erforschung und Beschreibung er mit Akribie, Scharfsinn und Weitblick betrieb. Als er sich im Jahr 1837 auf das Feld der Gletscherforschung begab, musste er seine anfängliche Skepsis gegenüber dem Gedanken überwinden, dass die Ausdehnung der Alpengletscher in früheren Zeiten eine weit größere war als in der Gegenwart. Was Agassiz nun auszeichnete, war, dass sich sein Meinungsumschwung äußerst rapide und nachhaltig vollzog, nachdem er sich einmal davon überzeugt hatte, dass bestimmte Landschaftsformationen in eisfreien Tälern und Niederungen nur auf die Tätigkeit von Gletschern zurückgeführt werden konnten. Agassiz eröffnete die Diskussion seiner Ideen auf der Versammlung der schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 1837 in Neuchâtel, bei der er als Präsident und Gastgeber die organisatorischen Fäden in der Hand hielt. Er publizierte seine Beobachtungen und theoretischen Überlegungen im Jahr 1840 in Buchform, wobei das radikale an dieser Abhandlung seine Hypothese war, dass der größte Teil Europas, und vielleicht der größte Teil der Erde überhaupt, während der Eiszeit von Eis bedeckt war. Die dadurch von ihm losgetretene Debatte über die Existenz einer Eiszeit nahm schnell an Fahrt auf und entwickelte sich zu einer der heftigsten und härtesten Kontroversen in der Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Über die Beteiligung an Agassiz' Erforschung der fossilen Fische fand Carl Vogt Einstieg in die Geologie und Petrefaktenkunde, ein Themenfeld, das sich bis zu seinem Lebensende als eine der Grundfesten seines Denkens und Arbeitens behaupten sollte. Die Zusammenarbeit mit Agassiz förderte atemberaubend schnell sein offensichtlich schlummerndes Talent als wort- und redegewandter Wissenschaftsvermittler zu Tage, und Vogt übernahm mehr und mehr die Funktion eines Sprechers der ihrem Höhepunkt zueilenden Neuchâteler Schule der Naturforschung. Ein großer Teil seiner Arbeitskraft wurde von der Propagierung und kommentierenden Übersetzung der Ideen und Ergebnisse des eng zusammenarbeitenden Teams im Hause Agassiz in Anspruch genommen. Da insbesondere die Eiszeittheorie auf große Widerstände auf Seiten der etablierten Wissenschaft stieß, – am deutlichsten greifbar in der Person des damals einflussreichsten Geologen Leopold von Buch,²⁴ der schon im Jahr 1837 in Neuchâtel dabei war, als

24 Der mit Alexander von Humboldt eng befreundete Berliner Geologe Christian Leopold von Buch (1774-1853) galt als der bedeutendste und einflussreichste Vertreter seines Faches in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sein autokratisches Wesen, das Carl Vogt in einem Brief an Liebig beklagt, mag eine Ursache darin haben, dass er von einer uradeligen brandenburgischen Familie abstammte. Auch wenn Carl Vogt ihn als halstarrigen und hartschädigen Vertreter eines versteinerten wissenschaftlichen Standpunktes zeichnet, so hat von Buch doch im Verlauf seiner Wissenschaftskarriere durchaus eine nicht zu übersehende geistige Beweglichkeit an den Tag gelegt. Leopold von Buch war einer der ersten geologischen Feldforscher, der auf häufigen und umfangreichen Forschungsreisen seine Erkenntnisperspektive durch Autopsien vor Ort laufend modifizierte und erweiterte. So entwickelte er sich von einem anfänglichen Anhänger des Neptunismus aus der Schule Abraham

Agassiz seine grundstürzenden Denkkonzepte zur Diskussion stellte –, geriet Vogt gewissermaßen von selbst auf das Terrain der Polemik, auf dem er dann aber nicht minder brillierte. Denn damit war Vogt deutlich erkennbar in seinem Element, und er legte auch diesen charakteristischen Zug, den er fast geschäftsmäßig zu vermarkten lernte, bis zu seinem Lebensende nicht mehr ab.

In der zweiten Jahreshälfte 1841 begann Vogt mit seiner publizistischen Tätigkeit in Cottas *Allgemeine Zeitung*, noch bevor Liebig seine „Chemischen Briefe“ einzusenden begonnen hatte. Es waren aber nicht Vogts Detailstudien an lebenden oder fossilen Fischen, mit denen er das Interesse der Leserschaft des Blattes zu wecken versuchte, sondern seine anschaulichen populärwissenschaftlichen Schilderungen der Fortschritte der Geologie in der Erforschung der Gletscher. Vogt profitierte dabei davon, dass die Redaktion der *Allgemeinen Zeitung* schon seit Februar 1840 die deutschsprachige bildungsbürgerliche Öffentlichkeit für das Thema zu interessieren begonnen hatte. Hauptverantwortlicher für diese Themenöffnung des Blattes war Hermann Hauff, (1800-1865), der Redakteur des ebenfalls bei Cotta verlegten *Morgenblatt für gebildete Stände*, das über Jahrzehnte hinweg als die gediegenste aller belletristischen Zeitschriften Deutschlands galt. Mit der Idee, in Cottas *Allgemeine Zeitung* eine Serie von „Geologischen Briefen“ einzurücken, betrat er mit großem Geschick journalistisches Neuland und wurde im Grunde zum Erfinder des populären Wissenschaftsjournalismus in Deutschland. Das Format, das Hauff erfand und entwickelte, wurde zunächst Ende 1841 von Justus Liebig mit seinen „Chemischen Briefen“, später durch Johann Heinrich Mädler mit „Astronomischen Briefen“ kopiert und erfolgreich vermarktet, sicher nicht ohne die Fürsprache Hauffs, der in dieser Zeit einer der wichtigsten Berater für Cotta in Fragen des Medienmarktes war. Auch Carl Vogts „Physiologische Briefe“, die 1846 selbstständig bei Cotta erschienen, waren ursprünglich als Artikelserie für Cottas einflussreiche Tageszeitung konzipiert. Hermann Hauff selbst pflegte sein journalistisches Erfolgsformat weiterhin, und zwar mit „Briefen über die mikroskopische Thierwelt“ (1843) und „Phrenologischen Briefen“ (1843).

Doch zurück zu den „Geologischen Briefen“; nicht zuletzt unter dem Einfluss Hermann Hauffs entwickelte sich die Geologie in der deutschsprachigen breiten Öffentlichkeit zu einer wahren Modedisziplin, für die selbst die elegante Welt eine gewisse Begeisterung aufbringen konnte. „Ja, Geologie ist eine fashionable Liebhaberei geworden“, ruft Hauff aus, „und selbst schöne Hände blättern im riesigen

Gottlieb Werners in Freiberg zu einem Verfechter des Vulkanismus, der mit dem Namen James Hutton verknüpft ist. Als im Februar 1840 Hermann Hauff seine in der *Allgemeinen Zeitung* abgedruckten „Geologischen Briefe“ einleitete, bezeichnete er Hutton als den Kopernikus und Leopold von Buch als den Galileo der modernen Geologie. Etwas vollmundig, aber wohl nicht ganz zu Unrecht. Bedauerlicherweise fehlt eine moderne wissenschaftsgeschichtliche und kulturhistorische Monographie zu Leben, Werk und Wirkung Leopold von Buchs, die es erlauben würde, dezidierte und datenbasierte Aussagen über die Denkschritte und Ideenbewegungen des Berliner Geologen zu treffen.

Steincodex der Gebirge wie in einem Modejournal.²⁵ An Badeorten und auf den Touristenrouten, so führt er weiter aus, begegne man häufig Herren und Damen, die neben dem traditionellen Skizzenbuch immer häufiger auch den geologischen Hammer mit sich führen.²⁶ Hauff hatte in seiner Artikelserie einen detaillierten Gesamtüberblick über die kontroverse Entwicklung der Disziplin gegeben, eine Entwicklung, die in den vorangegangenen fünfzig Jahren sich in der wissenschaftlichen Biographie Leopold von Buchs widerspiegelte, in dem Hauff den Höhepunkt und die Abrundung der geologischen Wissenschaft verkörpert sah. Der Verfasser der „Geologischen Briefe“ betonte, stets nur die herrschende Meinung wiedergeben zu wollen. So sah er auch kein Problem darin, im April 1840 sein ambitioniertes Essayprojekt als abgeschlossen zu betrachten, denn Leopold von Buch war der Repräsentant der herrschenden Meinung in Sachen Geologie schlechthin. Als dann die ‚jungen Wilden‘ unter den Geologen, die sich um Agassiz in Neuchâtel gruppierten, immer nachdrücklicher von sich reden machten, sah Hauff sich veranlasst, nach einer dreivierteljährigen Unterbrechung den Faden wieder aufzunehmen. Dabei tastete er sich aber nur zögerlich und mit unverkennbarem innerem Widerstand an die aus dem Schweizer Jura und dem Berner Oberland herüberdringenden Weckrufe heran.

Es dauerte noch bis zum Frühjahr 1842, bis Hauff in einem seiner Briefe das Thema „Die Eiszeit und ihre Entdecker“²⁷ abhandelte. Veranlasst wurde er zu diesem Schritt durch die Tatsache, dass Carl Vogt bereits seit einigen Monaten fortwährend Berichte über die Gletscherexpeditionen des Agassizteams und die Gletschertheorie des Exkursionsleiters in die *Allgemeine Zeitung* eingerückt hatte und alle Anstalten zu machen schien, damit auch weiterhin fortzufahren. Die Vorbehalte Hauffs gegen die neue Sichtweise und ihren Repräsentanten Agassiz lassen sich in dem Artikel mit Händen greifen. Nicht Agassiz ist der Gegenstand der Ausführungen, sondern eine 1842 erschienene Gegenschrift aus der Feder des konservativen Schweizer Geologen Joseph Hugi,²⁸ in der dieser versuchte, Agassiz grundsätzlich zu widerlegen. Wie nicht anders zu erwarten, zögerte Carl Vogt nicht, diese

25 [Hauff, Hermann], „Geschichtliches über Erdbildung. Vom Verhältniß der Geologie zu unserer Zeit“ [= „Geologische Briefe“ I.], in: *Allgemeine Zeitung* Nr.44 (13.2.1840), Beilage, S. 345.

26 Ebd.

27 *Allgemeine Literaturzeitung* Nr. 98 (2.4.1842) und Nr. 99 (3.4.1842).

28 Der Schweizer Geologe und Alpenforscher Franz Joseph Hugi (1791-1855) in Solothurn hatte 1830 mit einer Schrift mit dem Titel *Naturhistorische Alpenreisen* (Solothurn 1830) auf sich aufmerksam gemacht. Das Buch Hugis, auf das sich Hauff in seiner Argumentation gegen Agassiz bezog, hatte den Titel *Über das Wesen der Gletscher und Winterreise in das Eismeer* (Stuttgart 1842). Auch in der im Folgejahr erschienenen Schrift *Die Gletscher und die erratischen Blöcke*, 1843, trat er der Theorie von Agassiz entgegen, indem er behauptete, daß die Vergrößerung der Gletscher nicht bloß durch mechanische Vorgänge, sondern durch innere Bewegungen, Verschiebungen und Entwicklungen stattfinde. Es handelt sich dabei also um eine eigentümliche Mischform aus Leopold von Buchs Hebungstheorie und Agassiz' Gletschertheorie. In Zusammenhang mit diesen beiden Schriften entwickelte sich eine leidenschaftlich geführte Polemik zwischen dem Autor und Carl Vogt.

Behandlung ex negativo in einem polemischen Gegenartikel zurückzuweisen.²⁹ Von da an ließ sich Hauff in der *Allgemeinen Zeitung* nicht mehr zu geologischen Themen vernehmen, und statt seiner beherrschte nun Carl Vogt das Sujet, der nicht nur mit einem höheren Maß an Kompetenz und mit mehr Expertise zu Werke ging, sondern auch sprachlich und stilistisch seinen Konkurrenten ausstach.

Das Resümee, dass die Jahre in Neuchâtel für die persönlich-menschliche und für die wissenschaftliche Entwicklung Carl Vogts in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzen sind, bedarf wohl keiner weiterer Belege. Hier erwarteten ihn größere Herausforderungen, als er ursprünglich hatte erwarten können, die er aber mit bewundernswerter Bravour meisterte. Es ist erstaunlich, mit welcher Konsequenz und Energie Vogt sich den szientifischen Verhältnissen in Neuchâtel anpasste. Spätestens seit seinem ersten Aufenthalt auf der Neuchâteler Forschungsstation auf dem Unteraargletscher im Berner Oberland im Sommer 1840 war Vogt auf dem neuen, attraktiven Tätigkeitsfeld der Gletscherforschung angekommen, und schon im September des Jahres trug er erste Ergebnisse den in Erlangen versammelten Naturforschern und Ärzten vor. Er lernte nicht nur, sich mit zunehmender Sicherheit auf dem Parkett der zentralen Wissenschaftskongresse dreier Nationen zu bewegen (Congrès scientifique de France, Versammlung der schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte), sondern nahm auch aktiv an der von diesen hochrangigen Wissenschaftsinstitutionen ausgehenden Ideenzirkulation und Wissensvermittlung teil. Die nach außen sichtbarste Kompetenz gewann er auf den jährlichen Gletscherexpeditionen des Neuchâteler Forschungsteams unter Agassiz, die von Jahr zu Jahr aufwendiger und sorgfältiger vorbereitet wurden und immer nachhaltigere öffentliche Aufmerksamkeit erheischten.³⁰ Will man ein Bild von Carl Vogt in dieser Zeit entwerfen, dann sollte man sich an Metaphern der Beschleunigung und Dynamik orientieren. Der Vogt von gestern war nicht der Vogt von heute und der von heute nicht der von morgen. Justus Liebig wurde mit diesem rasanten Beschleunigungsphänomen

29 C... V... [Carl Vogt], „Hugi und Agassiz“, in: *Allgemeine Zeitung* Nr. 111 (21.4.1842), Beilage, S. 883-884. – Vogts Gegenrede hebt mit folgendem Passus an: „Bern, 10 April. In Nr. 92 und 93 der Allgem. Ztg. wird von neuem die Frage der Tagesordnung, das Eis und die Gletscher, behandelt, und darin einer neuen wichtigen Erscheinung im Gebiet der Gletscherlitteratur so wie der älteren Ansprüche eines Forschers Erwähnung gethan, deren Erörterung ich, offen gestanden, längst beseitigt glaubte. Jeder ist wohl berechtigt eine Sache, welche allgemein die Aufmerksamkeit spannt, von seinem Gesichtspunkt aus zu betrachten, und wem es um die Gewinnung der Wahrheit Ernst gilt, der wird auch abweichende Ansichten nicht ungern aufnehmen. Deßhalb sey es auch mir erlaubt noch einmal über diesen Gegenstand das Wort zu nehmen, zumal da ich selbst als ein im Irrthum Befangener erwähnt werde.“

30 Den besten Überblick über die einzelnen Reisen Agassiz' und seines Teams zwischen 1838 und 1844 gibt folgende Gemeinschaftsarbeit von Agassiz, Desor, Studer und Vogt, der die Übersetzung der ersten Auflage 1844 besorgt hatte und auch die Edition der erweiterten zweiten Auflage verantwortete: *Agassiz' und seiner Freunde geologische Alpenreisen in der Schweiz, Savoyen und Piemont*. Unter [Louis] Agassiz', [Bernhard] Studer's und Carl Vogt's Mitwirkung verfaßt von E.[Edouard] Desor. *Mit vier Karten*. Zweite, stark vermehrte Auflage. Frankfurt am Main: Literarische Anstalt (J. Rütten), 1847.

konfrontiert, während er sich anhaltend bemühte, seinen ehemaligen Schüler in eine Anstellung nach Gießen zurückzuholen. Da sich die diesbezügliche Entscheidung der großherzoglichen Regierung in Darmstadt hinzog, blieb es unausweichlich, dass Vogt vor dem Hintergrund seines steigenden Ansehens in der wissenschaftlichen Welt mit einem fortgesetzt anwachsenden Forderungskatalog hinsichtlich seiner Berufsbedingungen aufwartete. Der Briefwechsel zwischen Vogt und Liebig spiegelt die innere Dynamik dieser Entwicklung facettenreich wider. Die acht Briefe Vogts, auf die im Folgenden ausführlich, in chronologischer Ordnung, eingegangen wird, bringen die Einzelheiten der Kommunikation aus den Jahren 1839 bis 1843 erstmals an das Tageslicht. Sie erlauben es, die spezifischen biografischen Details Vogts zu rekonstruieren, ihre Bezüge zu der Universität Gießen zu beleuchten und Vogts Briefe aus dem Exil in einem größeren kulturhistorischen und wissenschaftsgeschichtlichen Ereignishorizont zu situieren.

November 1839: „Lieber Herr Professor!“

Die Anrede „Lieber Herr Professor!“, die Carl Vogt in seinem Brief aus Neuchâtel vom 1. November 1839 benutzt, ist gleichzeitig die Standardanrede der Schreiben Vogts an Liebig.³¹ Erst nach einer persönlichen Wiederbegegnung in Gießen im Jahr 1842 wechselt Vogt dann zu der Formel „Verehrtester Freund!“.

Vogt beginnt sein erstes in Neuchâtel verfasstes Schreiben an Liebig mit dem Wunsch der Erneuerung des Andenkens und der Beteuerung der ungeminderten Anhänglichkeit an seinen ehemaligen Gießener Lehrer. Die von dem Briefsteller kurz zuvor veranlasste Übersendung der Dissertation „durch Buchhändlergelegenheit“³² dürfte, so Vogt, bereits hinlänglich gezeigt haben, wie sehr sich seine äußeren Verhältnisse im Verlaufe des letzten Jahres geändert haben. Durch die Promotion genieße er nun den Vorteil, zumindest „de jure Mitglied der Naturforscher Deutschlands sein zu können“, womit Vogt implizit die Hoffnung andeutet, dass die Kluft zwischen seiner gegenwärtigen Lebenswelt im Schweizer Exil auf der einen und seine geistige Orientierung am deutschen Wissenschaftsbetrieb auf der anderen Seite sich in irgendeiner Form als überbrückbar erweisen könnte. Diese Zwitterstellung spiegelt sich im Grunde auch in der komplizierten politischen Struktur seines neuen Aufenthaltsortes, wo Vogt sich gleichzeitig auf schweizerischem und preußischem Boden bewegt: „Sie sehen aus der Ueberschrift,

31 Carl Vogt an Justus Liebig, Neuchâtel, 1. November 1839, BSBM, Liebigiana II.B, Vogt, Karl 13.

32 Vogt, Carl, *Zur Anatomie der Amphibien*, Inauguraldissertation der medizinischen Fakultät, Bern. Bern: C. A. Jenni Vater, 1839. – Das Bändchen enthält eine Abbildungstafel „Herz der Python tigris“ [Tigerpython] mit 6 Detailfiguren. In der Vorrede (S. II) bedankt der Verfasser sich bei einem Kreis von Berner Naturforschern, deren Unterstützung er genossen hatte: „Im ersten Hefte des Müllerschen Archiv's von 1839 befindet sich eine Abhandlung von mir über die Kopfnerven von Python tigris. Seither habe ich durch die Güte der Hrn. Professoren Theile und Valentin, so wie der Hrn. Dr Otth, Gygax und Brunner, welche das hiesige anatomische Kabinet mit Schenkungen bereicherten, Gelegenheit gehabt, mehrere Amphibien aus den Ordnungen der Chelonier, Ophidier und Saurier zu untersuchen [...]“ Ebd.

daß ich mich in französischer Sprache, in preußischem Land und auf schweizerischem Boden zugleich befinde das will sagen, im Fürstenthum Neuchâtel, einem viel loyaleren Orte, als nur immer in Deutschland existiren kann, und ich hoffe, daß die bons bourgeois neuchâtelais mir soviel ihrer vortrefflichen Gesinnungen einflößen, als nöthig ist, um meinem Radikalismus einigermaßen die Stange zu halten.“

In demselben jovialen, selbstironischen Ton zeigt sich Vogt gleich eingangs seines Briefes bestrebt, seinen Abschied von der Chemie als Forschungsfach und den inzwischen eingeschlagenen Fachrichtungswechsel hin zur vergleichenden Anatomie so darzustellen, dass damit keine grundlegende Abkehr von dem Arbeitsfeld seines ehemaligen Gießener Lehrers vollzogen sei. Zwar kann Vogt nicht umhin, Liebig gegenüber zur Kenntnis zu bringen, „zu welcher verschiedenen Fahne Ihr untreuer Schüler geschworen hat“, doch sei die Verschiedenheit der Beschäftigungen nicht allzu groß, denn „er diftelt jetzt an Thieren, wie früher an leblosen Gegenständen.“ Die vergleichende Anatomie habe inzwischen so viel Reiz für ihn gewonnen, daß er sie möglichst für sein ganzes Leben ausüben möchte.

Auch der Wunsch seines Vaters, der seit dessen Fortgang aus Gießen eine Medizinprofessur in Bern bekleidet und gehofft hat, sein ältester Sohn möge in seine Fußstapfen treten, um ihn in seiner Tätigkeit zu unterstützen und zu entlasten, sei durch Carl Vogts Fach- und Ortswechsel zumindest bis auf weiteres durchkreuzt. Die praktische Medizin und Chirurgie, „in welche mich der Vater gern lanciren möchte“, habe er „nur gezwungen und um einen Rückhalt zu haben“, absolviert. Keineswegs jedoch wolle er den Zeitpunkt herbei wünschen, der ihn zwänge, „sie als Milchkuh anzuschaffen.“ Die praktische Medizin lediglich zum Broterwerb und ohne jede Leidenschaft zu betreiben, stellt, - so viel wird deutlich, - für Vogt im Grunde keine akzeptable Lebensperspektive dar.

Im weiteren Verlauf des Briefes kommt der Verfasser ausführlich auf seinen neuen Chef zu sprechen. Agassiz, dessen Bekanntschaft er in Basel³³ gemacht und dessen Freundschaft er seither erworben habe, habe ihn nach Neuchâtel gezogen. Er habe einen Mitarbeiter für seine Naturgeschichte der Süßwasserfische gebraucht, von welcher vor einigen Monaten die erste Lieferung erschienen sei. Sein Wunsch sei es gewesen, dass Vogt nach vollbrachtem Examen zu ihm nach Neuchâtel komme, um die Bearbeitung der anatomischen Monographien, welche diesem Werke einverleibt werden sollten, zu übernehmen. Voller Begeisterung schildert Vogt, welche außerordentliche Chance sich ihm damit aufgetan habe: „Sie können sich denken, daß ich eine solche Gelegenheit nicht vorbei gehen ließ, das reichhaltigste Material, die vollste Muße, beachtliche Bibliothek und vor allem die Gelegenheit, Kupfer so viel und so schön als beliebig, anzufertigen konnte kaum

33 Auf der Versammlung der schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft vom 12. bis 14. September 1838 in Basel, an der Carl Vogt als Kandidat der Medizin in Begleitung seines Vaters teilnahm. Will man der späteren Darstellung Vogts in seiner Autobiografie Glauben schenken, dann müsste die Erstbegegnung mit Agassiz bereits im Herbst 1837 im Elternhaus Vogts in Bern stattgefunden haben. Vgl. Felschow (Hrsg.), Vogt: *Aus meinem Leben* (wie FN 10), S. 207.

anderswo geboten werden.“ Mit großem Arbeitseifer scheint Vogt seine Aufgabe anzunehmen, denn schon im Laufe des bevorstehenden Winters beabsichtigt er, die zweite Lieferung, die Anatomie der Forellen, mit 16-18 Foliotafeln, die er selbst zeichne, zu vollenden. Vogt verspricht sich durch die Arbeit nicht weniger als seinen persönlichen wissenschaftlichen Durchbruch als Naturforscher in der Gelehrtenwelt. „[Ich] hoffe, mir dadurch eine Bahn zu brechen; denn da das Werk ein Prachtwerk ist (die erste Lieferung kostet 120 fr. so vermehrt sich auch mit dem Preise des Werkes, der Respekt den man vor den Autoren hat.“ Er hege die Hoffnung, im Frühjahr mit Agassiz nach Paris gehen zu können, wovon er sich offensichtlich verspricht, zusammen mit dem Werk den französischen Akademikerkreisen bekannt gemacht zu werden.

Nach dieser euphorischen Vorausschau wirft Vogt einen Blick zurück auf die letzte Zeit in Bern, auf seine Familie und auf die Turbulenzen, die sein Examen und die dortige Versammlung der schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft hervorriefen: „In Bern war alles wohl, als ich es vor einem Monat verließ. Wir haben dort vergnügte Tage während der Versammlung der schweizerischen Naturforscher verlebt.³⁴ Ich habe den Herren meine Zeichnungen und Präparate über das Kopfnervensystem der Reptilien vorgelegt, und damit keinen mehr in Staunen versetzt, als meinen Hn. Papa; ich hatte nämlich die Arbeit in der Zeit gemacht, wo er mich mit Präparation auf das Examen beschäftigt glaub[t]e. Die Resultate derselben finden Sie in der Vorrede meiner, in aller Eile zusammengestoppelten Dissertation, die Abhandlung selbst mit vielen Tafeln arbeite ich eben für die Verhandlungen der schweizerischen Gesellschaft aus, da die Mitglieder der Versammlung in Bern darauf antrugen.“

Das Vorantreiben einer überarbeiteten Druckfassung der Dissertation im Auftrag der Schweizer Naturforschergesellschaft und die Aufnahme der Arbeit an der Fischenatomie für Agassiz bestimmen Vogts Tagesablauf in der Anfangsphase seines Aufenthaltes in Neuchâtel im Herbst 1839: „So finden Sie mich denn in einem ganz anderen cyclus von Beschäftigungen, als früher in Giessen. Tages über das Scalpell oder den Pinsel in der Hand, um meine Fischenatomie vorwärts zu bringen, Abends hinter meinen Reptiliennerven [...]“. Auch versäumt Vogt nicht darauf hinzuweisen, dass die Geselligkeit dabei keineswegs zu kurz komme, denn manche Abende verbringe er „in lustiger Gesellschaft, die den vortrefflichen Neuenburger [Wein] nicht umsonst will wachsen lassen.“

Wie sehr die Erinnerungen Vogts mit seinem Geburtsort Gießen verknüpft sind und wie nachhaltig die Tätigkeit in Liebig's Laboratorium sich in seine mentale Landkarte eingezeichnet hat, zeigt sich immer wieder in seinen Briefen aus dem Exil. So auch dieses Mal. Zum Schluss seines Schreibens wendet er sich nämlich mit der Bitte an Liebig, die von Vogt in die Wege geleitete Verbindung eines jungen, reichen Genfers, eines dilettierenden Mineralogen namens Fabre,³⁵ mit

34 Auf der Versammlung schweizerischer Naturforscher vom 5. bis 7. August 1839 in Bern.

35 Gemeint ist Alphonse Favre (1815-1890), der sich mit der Erforschung der Geologie Savoyens beschäftigte. Er studierte 1831-1837 Naturwissenschaften und Recht an der Genfer Akademie, später Chemie und Mineralogie bei Elie de Beaumont in Paris (1839). Er

dem ehemaligen Mitarbeiter im Gießener chemischen Laboratorium Regnault durch ein Begleitschreiben zu unterstützen. „Zum Beschluß noch eine Bitte an Sie. Ich habe hier die Bekanntschaft eines jungen (c'est à dire 22 ½ - 23 J. alten) Genfers gemacht, Namens Fabre, der aus Liebhaberei Mineralogie treibt und uns auf einer geologischen Excursion im Jura³⁶ begleitete. Fabre wünscht, in Paris in einem Laboratorium zu arbeiten und fragte mich, ob ich einen gewissen Regnault, Ingenieur des Mines, kenne, und ob ich vielleicht wisse, ob dieser, dessen Kenntnisse etc., man ihm sehr herausgestrichen habe, Schüler nehme. Mir fiel gleich unser kleiner Regnault ein, und ich versprach Fabre, an Sie zu schreiben und von Ihnen einen Empfehlungsbrief an Regnault ihm auszuwirken. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß Sie uns einst von R's drückenden Verhältnissen erzählten: ich habe daher um so eher geglaubt, Hn. Fabre in seinem Vorsatze, bei ihm zu analysiren, bestärken zu müssen, da Hr. Fabre der reichste Genfer ist, ein Vermögen von 4-6 Millionen besitzt, und Alles gethan wird, was Regnault fordert.

Darf ich Sie bitten, mir über diese Verhältnisse Auskunft zu geben und, wenn Regnault Schüler annehmen kann, einige Worte an ihn beizulegen, damit Hr. Fabre sicher sein kann, bei ihm anzukommen?“

Nun, da Vogt einmal den bei ihm nie versiegenden Quell der Gießen-Reminiscenzen angezapft hat, kann er sich auch nicht verkneifen, einige polemische Schlenker gegen die von ihm wenig respektierten Koryphäen der Gießener medizinischen Fakultät einzuflechten. Ob er bereits zu diesem frühen Zeitpunkt signalisieren wollte, dass er selbst in Zukunft einer der Männer sein könnte, die diesen Missstand beheben könnten, ist nicht eindeutig zu belegen, lässt sich aber zwischen den Zeilen vermuten.

Was die sarkastischen Bemerkungen vor allem gegen Vater und Sohn Wilbrand angeht, kann Vogt, wie es scheint, Liebigs Beifall voraussetzen. An Schärfe, Ironie und Unverblümtheit stehen sie den entsprechenden Ausführungen in der Jahrzehnte später erscheinenden Autobiographie kaum nach: „Die alte Ludovica

untersuchte die Geologie des Mont-Blanc-Gebietes, des Salève und des Kanton Genf, dessen erste geologische Karten er erstellte. Er bestimmte präzise die Ausbreitung der ehemaligen Gletscher und leitete Zählung und Schutz der Findlinge der Schweiz sowie des französischen Umlandes in die Wege. 1844-1852 lehrte er an der Genfer Akademie Geologie und Paläontologie. Auch war er 1865 Mitbegründer und 1866 Präsident des Schweizer Alpen-Clubs. Seine Eltern besaßen das Landgut „La Grange“ in Genf, ein respektables Herrenhaus mit ausladender Parkanlage.

- 36 Über diese Exkursion im Jura, die im Spätsommer oder Frühherbst des Jahres 1839 stattgefunden haben muss, sind keine Einzelheiten bekannt. Sehr wahrscheinlich ging es um die Erfassung von erratischen Blöcken und damit um die Erhärtung der Theorie Agassiz', dass die Vergletscherung der Alpen in früheren Zeiten weitaus ausgedehnter war, als man bis dahin geglaubt hatte. Solche kleineren Exkursionen des Forscherteams, an denen Agassiz meist nicht selbst teilnahm, standen unter der Leitung seiner engeren Mitarbeiter. Der Spezialist in diesem Kreis für den Gebirgszug des Schweizer Jura, Vogts Freund Amanz Gressly, arbeitete in dieser Zeit an einer geologischen Darstellung des Jura bei Solothurn, die 1840 im 4. Band der Denkschriften der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft erschien.

scheint immer mehr einschlafen zu wollen. Plagge,³⁷ Wilbrand, Papa und Sohn, Ritgen, Balser u. Nebel werden sie nicht mehr daraus wecken wollen. Julius [Wilbrand] hat jetzt die Anatomie embrassirt, ob mit mehr Glück als die pharmazeutische Chemie. Der Papa Wilbrand hat voriges Jahr ein Handbuch der vergleichenden Anatomie herausgegeben, ein chef d'œuvre von Unsinn in der heutigen Zeit, die Thiere sind noch nach den 6 Classen von Linné darin classificirt!“

In der Schlussfloskel übermittelt Vogt Grüße seines Vaters, der „eben an einer kleinen medizinischen Schrift“ schreibt, und lässt seinerseits, wie gewöhnlich, Liebig's Assistenten Dr. Ettling und Schoedler³⁸ grüßen.

Nach der brieflichen Kontaktaufnahme aus Neuchâtel im November 1839, besteht in dem hier behandelten Briefwechsel für das gesamte Jahr 1840 eine auffällige Lücke. Dies kann zum großen Teil darauf zurückgeführt werden, dass Justus Liebig und Carl Vogt sich im September des Jahres in Erlangen trafen und damit Gelegenheit hatten, sich ausführlich mündlich miteinander auszutauschen. Gewissermaßen als Ersatz für die nicht verfassten Briefdokumente müssen die Ereignisse dieses Jahres 1840, soweit sie die beiden Briefpartner näher betrafen, aus anderen Quellen rekonstruiert werden. Dieses Verfahren bietet sich an, da der erst 1841 wieder aufgenommene Briefwechsel sich durch diese Kontextualisierung leichter erschließt.

Carl Vogt und das Jahr 1840: Gletscherexpedition und Naturforscherversammlung

Das Jahr 1840 begann im Haus der Familie Vogt in Bern mit einem Paukenschlag. Am Abend des 13. Januar 1840 geriet der Seitenraddampfer „Lexington“, der als Passagier- und Frachtschiff von New York aus entlang der Küste verkehrte, vor dem Nordufer von Long Island in Brand. Während des Brandes und beim Sinken des Schiffes kamen 139 der 143 Menschen an Bord ums Leben. Unter den Opfern war der 1796 in Romrod bei Alsfeld geborene Karl Follen, der berühmte Onkel Carl Vogts, der nach 1814 in Gießen und Jena eine bedeutende Rolle in der Burschenschaftsbewegung gespielt hatte. Er stand u.a. im Verdacht der Mitwisserschaft an der politisch motivierten Ermordung des beliebtesten Theaterautors seiner Zeit, dem aus Weimar stammenden russischen Staatsrat August von

37 Der Mediziner Wilhelm Plagge, der 1837 als Nachfolger Wilhelm Vogts den Gießener Lehrstuhl für Pharmakologie übernommen hatte, wurde 1842 entlassen. Ihm und seinem Lebenspartner Heinrich Walther aus Wieseck wurde wegen Homosexualität der Prozeß gemacht. Am 6. April 1843 wurde er „wegen fortgesetzter und oft wiederholter widernatürlicher Unzucht“ zu einer Zuchthausstrafe von 7 Jahren verurteilt, von denen er zweieinhalb Jahre in der Landesstrafanstalt Marienschloss verbüßte. Vgl. *Großherzoglich Hessisches Regierungsblatt* Nr. 12 (20.3.1844), S. 131. Der Untersuchungsrichter war der berühmte Hofgerichtsrat Georgi, der aus diesem Anlass seine Untersuchungen im Fall Weidig für drei Monate unterbrach.

38 Offensichtlich ist Vogt zu diesem Zeitpunkt nicht bekannt, dass Friedrich Schoedler nur von 1835 bis 1838 Assistent von Justus Liebig war und sich im November 1839 schon lange nicht mehr in Gießen aufhielt.

Kotzebue.³⁹ Nachdem Karl Follen seine Lehrberechtigung entzogen worden war, emigrierte er über Straßburg und Paris in die Schweiz. Dem drohenden Zugriff der Behörden entzog sich der zeitweise mit Haftbefehl Gesuchte durch Flucht über Basel nach Le Havre, von wo aus er sich 1824 in die USA absetzte. Nach dem gewaltsamen Tod Karl Follens beschloss seine Witwe, die Schriftstellerin Eliza Lee Cabot, das Andenken des Verstorbenen durch eine Ausgabe seiner Schriften zu wahren und seine Lebensgeschichte niederzuschreiben. Zu diesem Zwecke kontaktierte sie die Verwandten ihres Ehemanns in Hessen und, wovon man wohl ausgehen darf, auch in der Schweiz, bei welcher Gelegenheit sie auch über die näheren Umstände seines Todes berichtete.⁴⁰

Wann Carl Vogt die erste Nachricht von dem Tod seines Onkels erreichte, ist unbekannt. Sie dürfte ihn aber inmitten einer intensiven wissenschaftlichen und literarischen Beschäftigung angetroffen und aufgeschreckt haben. Wie er Liebig geschrieben hatte, hatte er mehrere Projekte gleichzeitig abzuarbeiten, die aber nicht so zügig vorankamen, wie er gehofft hatte. Das mag auch einer der Gründe dafür sein, dass die beabsichtigte Reise mit Agassiz nach Paris, von der er in seinem letzten Brief an Liebig gesprochen hatte, nicht zustande kam. Lediglich die Überarbeitung seiner Dissertation konnte er planmäßig fertigstellen. Die unter dem Titel *Beitrag zur Neurologie der Reptilien* erschienene Schrift war Carl Vogts eigentliches wissenschaftliches Debüt im Sinne einer vorzeigbaren, – übrigens auch optisch ansprechenden –, monographischen Publikation.⁴¹ In der Arbeit behandelt Vogt das bis dahin noch weitgehend unbekannte System des zentralen Nervensystems bei verschiedenen Amphibien und Reptilien. Die Topographie der Nervenstränge deckt er dabei anhand von Berner und Neuchâtelers Sammlungspräparaten auf. Unter den von Vogt behandelten Arten finden sich: Grüne Meeresschildkröte (*Chelonia Midas*) nach einem Präparat in Bern; Nilmonitor;

39 Vgl. Ananieva, Anna und Rolf Haaser, Publizität und Diplomatie: Politische Skandale um August von Kotzebue und Alexander von Stourdza im Kontext ideologischer Radikalisierung nach dem Wartburgfest, in: Joachim Bauer u.a. (Hrsg.), *Das Wartburgfest 1817 als Europäisches Ereignis*. (= Quellen und Beiträge zur Geschichte der Universität Jena; 15). Stuttgart: Steiner, 2020, S. 225-253; Zimmermann, Harro, *Ein deutscher Gotteskrieger? Der Attentäter Carl Ludwig Sand - die Geschichte einer Radikalisierung*. Paderborn: Schöningh, 2020.

40 Vgl. den anonymen Artikel „(Aus Oberhessen, 22. Juli.)“, in: *Didaskalia. Blätter für Geist, Gemüth und Publizität* Nr. 215 (2.8.1840), S. [4]: „Es sind Briefe aus Nordamerika an die in unserer Provinz wohnende Stiefmutter des im Januar d. J. durch den Brand des Dampfbootes Lexington umgekommenen Dr. Karl Follenius eingetroffen. Aus denselben erhellt einiges Nähere über die Veranlassung seines traurigen Endes. [...] Follenius' Wittwe beabsichtigt, seine Lebensbeschreibung nebst den von ihm hinterlassenen ungedruckten Schriften herauszugeben. Sie hat sich um Material, welches die frühern Lebensverhältnisse ihres Gatten bis zu dessen Abreise nach Amerika betrifft, an dessen Stiefmutter (Frau Landrichter Follenius in Biedenkopf, unweit Gießen im Großherzogthume Hessen) gewendet, und diese wird gewiß, so viel sie vermag, jene Bitte der schätzbaren, nur noch in dem Gedanken an ihren verewigten Mann und in der Beschäftigung mit ihrem verwaisten Knaben, der ebenfalls Karl heißt, lebenden Schwiegertochter zu erfüllen suchen.“

41 Vogt, Carl, *Beitrag zur Neurologie der Reptilien*. (= Neue Denkschriften der Allg. Schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften / Nouveaux Mémoires de la Société Helvétique des sciences naturelles; 4). Neuchâtel: Petitpierre, 1840.

Waran, Perleidechse, Gecko, Krokodil, Brillenkaiman, verschiedene giftige und ungiftige Schlangenarten (Tigerpython, Waldklapperschlange, Uräusschlange etc.), Leopardenkröte, Feuersalamander und Grottenolm.⁴²

Während Vogt für die Fertigstellung seiner Reptilienpublikation gezwungen war, zwischen Bern und Neuchâtel hin und her zu wechseln, fanden seine Forschungen an lebenden und fossilen Fischen ausschließlich an den Ufern des Neuenburger Sees und im Laboratorium in Neuchâtel statt. Vogt hat in seinen Lebenserinnerungen seine Arbeitsstätte in Neuchâtel, die sich im Grunde als eine zoologisch-geologische Forschungs- und Publikationsanstalt verstehen lässt, als „eine wissenschaftliche Fabrik mit Gütergemeinschaft“ bezeichnet.⁴³ Die Räumlichkeiten befanden sich in Agassiz' Wohnhaus, das an der Uferpromenade des Neuenburger Sees stand. Das Erdgeschoss war als Arbeitsbereich für die Assistenten Desor und Vogt eingerichtet. Nach der Schilderung Vogts handelte es sich um zwei große Magazinräume, vollgepfropft mit Fossilien und sonstigen Materialien. Auf einem großen Tisch häuften sich fossile Fische, Zeichnungen und Abbildungstafeln. In dem Raum, der Vogt vorbehalten war, befanden sich sämtliche anatomische und zoologische Gerätschaften. Hier arbeitete Vogt an seinen Fisch-Anatomien, indem er u.a. an einem großen Schleifstein Durchschnitte von fossilen Fischschuppen und Fischzähnen zurechtschliff. Unter solchen Bedingungen widmete sich Vogt auch seiner zweiten großen Aufgabe, nämlich geschlossene embryologische und anatomische Abhandlungen über die wesentlichsten Fischtypen zu Agassiz' Reihenwerk über die Süßwasserfische Mitteleuropas beizutragen. In den Wintermonaten 1839/1840 begann er seine Untersuchungen mit der Embryologie der Palée, einer im Neuchâtel See reichlich vorkommenden Fischart. Er seziierte die Fischeier in verschiedenen Entwicklungsstadien und fertigte Zeichnungen an, die in der angeschlossenen lithographischen Anstalt umgehend lithographiert wurden. Anfangs gestaltete sich die Arbeit als schwierig und langwierig, da er einen großen Verschleiß an Untersuchungsobjekten hatte und der Nachschub stockte. Im Winter 1839/1840 konnten daher nur vier Graphiken hergestellt werden. Besser kam die Arbeit voran, als Vogt dazu überging, die Fische selbst zu züchten, wobei ihm sogar das Experiment der künstlichen Befruchtung gelang.⁴⁴ Bis zur Versammlung der Naturforscher in Erlangen im September 1840

42 In einer Fußnote (ebd. S. 45 f.) verteidigt Vogt sich gegen eine kritische Anmerkung von Johannes Müller zu seinem Aufsatz über den Tigerpython aus dem Jahr 1839, wobei er aber im laufenden Text gleichwohl einige Fehler dieses Aufsatzes eingesteht und korrigiert (ebd. S. 50 f.).

43 Felschow (Hrsg.), Vogt: *Aus meinem Leben* (wie FN 10), S. 215.

44 Damit wurde Vogt gewissermaßen en passant zu einem der wissenschaftlichen Pioniere der künstlichen Fischzucht. Vgl. Vogt, Carl, „Die künstliche Fischzucht“, in: *Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon* Bd. 1., H. 2., Leipzig: Brockhaus 1857, S. 98-116. Vogt arbeitete den Aufsatz in eine Monographie aus, die 1859 unter demselben Titel bei Brockhaus in Leipzig erschien. Vogt war lange der Überzeugung, dass er der erste war, der dieses Verfahren anwandte. Erst später überzeugte er sich, dass ihm 1840 lediglich eine Wiedererfindung geglückt war. Noch 1893 kam Vogt in einer Reminiszenz auf diesen Zusammenhang zu sprechen: Vogt, Carl, „Fischzucht I.“, in: *Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt* H. 48 (1893), S. 810-813: „Den Anstoß gab die Erfindung oder vielmehr die Wiederaufnahme der

hatte er eine ausreichende Menge an Graphiken produziert, um sie während der Sektionssitzungen präsentieren zu können. Im Frühjahr 1840 wurde diese Forschungstätigkeit unterbrochen und deren Fortsetzung auf die Wintermonate 1840/1841 verschoben.

Mit dem Frühjahr 1840 begannen nämlich die Vorbereitungen zur ersten Exkursion auf den Unteraargletscher im Berner Oberland. Für Vogt kam es zunächst darauf an, sich theoretisch auf den aktuellen Wissenstand in der Glaciologie zu bringen. Dazu bot sich eine elegante Gelegenheit, indem er ein in der Entstehung begriffenes französisches Manuskript Agassiz' über seine Gletscherstudien parallel dazu ins Deutsche übersetzte.⁴⁵ Diese Arbeit zog sich bis in den August des Jahres hin. In der Vorrede zu dem Werk, datiert „Grimselhospiz, den 20. August 1840“, bedankt sich Agassiz für die deutsche Bearbeitung dieses gleichzeitig französisch erschienenen Werkes bei seinem Freund Dr. Carl Vogt.⁴⁶ Das praktische Betätigungsfeld, das Carl Vogt während des neuntägigen Aufenthaltes⁴⁷ auf dem Unteraargletscher zufiel, war die Untersuchung des sogenannten roten Schnees. Dabei handelte es sich um ein Naturphänomen, das bei seinem Auftreten den Gletscherregionen eine bestimmte rötliche Färbung verlieh. Schon im 18. Jahrhundert war Alpenforschern aufgefallen, dass gelegentlich ihre Tritts Spuren im Firn wie mit blutroter Farbe in den Schnee geprägt erschienen. Im August 1839 hatte der als Wahlschweizer in Bern lebende britische Botaniker Robert James Shuttleworth (1810-1874) bei einer Exkursion auf den Grimselpass Gelegenheit gehabt, das Phänomen des „Blutschnees“ zu untersuchen. Als Ursache für die Rotfärbung identifizierte er Algen, bemerkte aber bereits, dass nicht nur pflanzliche Stoffe beim Abtauen des Schnees zurückblieben, sondern auch lebendige Kleinsttiere. Um diese näher zu untersuchen, hatte sich Vogt für die Exkursion im Sommer 1840 mit einem Mikroskop im Gepäck gewappnet. Auf diese Weise gelang Vogt der Nachweis, dass es sich bei Shuttleworths Algen ebenfalls um tierische Lebensformen handelte.

Das Gletschersystem der Aare im Berner Oberland besteht aus zwei gewaltigen Gletschern, dem Oberaar- und dem Unteraargletscher, aus denen die Aare zu Tale strömt. Östlich davon befand sich auf der Passhöhe der Grimsel das Grimsel-

künstlichen Befruchtung der Fischeier, besonders der Salmoniden. Das Verfahren war längst geübt worden, zu wissenschaftlichen wie zu industriellen Zwecken – aber wer dachte in den vierziger Jahren daran? Ich er fand es im Jahre 1840, wo ich Eier von Felchen zum Behufe von Studien über die Entwicklung der Salmoniden im Ei befruchtete [...]”

45 In dem Text demonstriert Agassiz, dass die Alpinen Gletscher in früheren Zeiten bei weitem ausgebreiteter waren als in der eigenen Gegenwart. Das Werk gilt als eines der berühmtesten Bücher in der Geschichte der Naturforschung.

46 Agassiz, Louis, *Untersuchungen über die Gletscher*. Nebst einem Atlas von 32 Steindrucktafeln. Solothurn: Jent & Gaßmann, 1841. – Dabei handelt es sich um Carl Vogts Übersetzung von: *Études sur les glaciers* par L. Agassiz. Ouvrage accompagné d'un atlas de 32 planches. Neuchâtel: Petitpierre, 1840.

47 An der Gletscherexpedition nahmen neben Agassiz und Carl Vogt noch Eduard Desor, Fr. de Pourtalès, Jacob Leuthold, H. Coulon und Joh. Währen teil. Sie dauerte vom 7. bis zum 23. August 1840, während welcher Zeit Agassiz sich laut Eintrag im Fremdenbuch des Grimselhospizes 9 Tage und 7 Nächte auf dem Gletscher aufhielt.

hospiz,⁴⁸ das als Ausgangspunkt und Rückzugsort für die Exkursionsteilnehmer diente. Mit großem Selbstbewusstsein über ihre Forschungsleistung trugen sich Agassiz und sein Team bei der Rückkehr von ihrem Forschungsaufenthalt auf dem Gletscher in das Fremdenbuch des Gasthauses ein. Unter dem Datum vom 23. August 1840 findet sich folgender Eintrag Vogts über den roten Schnee: „Unsere Untersuchung des roten Schnees und des Gletschereises haben uns die merkwürdigsten Tier- und Pflanzenformen kennen gelehrt, welche inmitten der tötenden Kälte ein lustiges Leben führen. Hin und her hüpfen in den Zwischenräumen des Gletschereises die schwarzen Eisflöhe, *Desoria saltans* genannt; mit ungemeiner Energie und außerordentlichem Erfolge arbeiten Rädertiere wie poly-gastrische Infusorien an der Fortpflanzung ihres im schönsten Rosenrote der Liebe glänzenden Geschlechtes, und wer die Blutschuld vieler tausend unschuldig gemordeter Wesen nicht auf sich laden will, der lenke seinen Fuß auf die Seite, wenn ein Flecken roten Schnees sich ihm auf seinem Pfade entgegensetzt.“⁴⁹

Viel Zeit zur Erholung blieb der Forschergruppe nach der Rückkehr nach Neuchâtel nicht. Agassiz trieb es auf die Britischen Inseln wo er an dem Jahrestreffen der British Association for the Advancement of Science in Glasgow teilnahm, das am 17. September 1840 eröffnet wurde. Hier trat er u.a. als Redner mit einem Beitrag „On the Glaciers in Switzerland“ auf und dehnte in anschließenden Exkursionen, u.a. mit William Buckland und Walter Calverly Trevelyan, seine Gletscherdoktrin auf Schottland, Nordengland und Irland aus.

Wegen der Abwesenheit Agassiz' auf dem britischen Naturforscher-Meeting in Glasgow fiel Carl Vogt auf der zur selben Zeit stattfindenden Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Erlangen die ehrenvolle Aufgabe zu, die Neuchâteler Gletscherforschung zu repräsentieren. Dreißig Jahre später sollte Vogt sich daran erinnern, wie er „als geflügelter Bote“ vom Gletscher herab kam, um der Versammlung die neuesten Forschungsergebnisse zu präsentieren.⁵⁰ Die achtzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Erlangen⁵¹ wurde

48 Das Hospiz auf dem Scheitelpunkt des schon in der Antike benutzten Grimselpasses war ursprünglich eine wohltätige Stiftung der Landschaft Hasli, teils um den für den Käsehandel zwischen der Schweiz und Italien unverzichtbaren Säumern eine Station zum Ausruhen zu bieten, teils um schutzlosen Wanderern bei widrigem Wetter eine Zufluchtstätte zu gewähren. In der Zeit um 1840 war das steinerne Gebäude bereits zu einem Gasthaus für den jährlich ansteigenden Alpentourismus geworden.

49 Hopf, Hermann, „Originalaufzeichnungen der Forscher im Hôtel des Neuchâtelois aus den Jahren 1840 - 1845“, in: *Jahrbuch des Schweizer Alpenclub* Jg. 33 (1897 bis 1898). Bern: Schmid & Francke, 1898, S. 342-347, hier S. 343.

50 „Es sind jetzt dreißig Jahre her, seit die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Erlangen ihre Wanderstätte aufgeschlagen hatte. Von dem Unter-Aargletscher, auf dem Agassiz mit Desor, mir und einigen anderen Freunden zum ersten Male einen längeren Aufenthalt gemacht, war ich nach Erlangen hinabgeeilt als geflügelter Bote der neuen Resultate, die wir bei unseren Beobachtungen gesammelt hatten.“ – Vogt, Carl, „Franz Unger“, in: *Kölnische Zeitung* Nr. 52 (21.2.1870), Zweites Blatt, S. [2].

51 J. M. Leupoldt und L. Stromeier, Amtlicher Bericht über die achtzehnte Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte zu Erlangen im September 1840. Erlangen 1841. – Eine in Teilen ergiebiger Quelle als dieser offizielle Konferenzbericht der beiden Geschäftsführer liegt in einem eigenen Bericht des Sekretärs des geschäftsführenden Aus-

am 18. September 1840, einem Freitag, mit einer allgemeinen Versammlung in der großen Aula im Universitätsgebäude am Hauptmarkt feierlich eröffnet. Die Sektionssitzungen, die am nächsten Tag (19.9.1840) begannen, wurden durch einen gemeinsamen Ausflug nach Nürnberg am Sonntag (20.9.1840) unterbrochen. Am darauffolgenden Montag (21.9.1840) fand der erste Auftritt Carl Vogts auf der Naturforscherversammlung statt, und zwar in der zweiten Sitzung der anatomisch-physiologisch-zoologischen Sektion. Unter der Präsidentschaft des Hofrats Münz trug Vogt „über den rothen Schnee der Gletscher vor und bewies durch Vorzeigung von Abbildungen, dass die rothe Färbung nie von pflanzlichen, sondern nur von thierischen Organismen, und zwar von verschiedenen Arten von Infusorien herrühre.“⁵² Schon am folgenden Tag (22.9.1840) ergriff Vogt auf der dritten Sitzung derselben Sektion noch einmal das Wort und hielt einen Vortrag zum Thema der Embryologie der Familie der Salmonen.⁵³ Im Einzelnen ging es darin u.a. um von Vogt beobachtete Eigentümlichkeiten der Entwicklung der Fischeier und um die Ausbildung des Embryos und seiner Organe, insbesondere des Herzens.⁵⁴ Am Ende seines Vortrages wies Vogt auf eine auffällige Gemeinsamkeit der Flossenbildung dieser Fischfamilie mit der Flossenbildung verschiedener fossiler Fische hin. Seine Ausführungen begleitete er mit der Vorstellung des von Agassiz in Verbindung mit ihm herausgegebenen Werkes über die europäischen Süßwasserfische. Durch seine Redebeiträge stieg seine Reputation so weit, dass er in der nächstfolgenden Sektionssitzung am 23.9.1840 bereits mit dem Amt des Sektionspräsidenten beehrt wurde. Gleich eingangs der Sitzung hatte Vogt noch einmal Gelegenheit, Werbung für die Neuchâtelers Naturwissenschaftsforschung zu machen, indem er einen Katalog mit Werken von Agassiz und anderen Verlagswerken der Solothurner Verlagsbuchhandlung Jent & Gassmann verteilte. Unter den Vortragenden, deren Beiträge Vogt zu moderieren hatte, waren Vogts späterer Gegner Rudolf Wagner und Vogts späterer Freund Carl Theodor von Siebold.

In der mineralogisch-geognostisch-geographischen Sektion trat Vogt in der Sitzung vom 22.9.1840 (Dienstag) in Erscheinung, die von dem Grafen von Münster als Sektionspräsident geleitet wurde. Nach Auskunft Fleischmanns legte Vogt bei dieser Gelegenheit der Versammlung im Auftrag von Agassiz das erste Heft der *Etudes critiques sur les Mollusques fossiles* sowie dessen großes Kupferwerk *Etudes sur les glaciers* vor. Daran knüpfte er dann einen ausführlichen Vortrag über

schusses vor: [Friedrich Ludwig] Fleischmann, „Bericht über die achtzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Erlangen im September 1840“, in: *Repertorium der gesamten Medicin* Bd. 1, H. 4 (1840), S. 208-222; H. 5 (1840), S. 255-271.

52 Fleischmann, Bericht (wie FN 51), S. 263.

53 Bemerkenswerter Weise fand diese Sitzung unter der Präsidentschaft Rudolf Wagners statt, der in den 1850er Jahren der große Antagonist Vogts im sogenannten Materialismusstreit werden sollte. Wagner war die Zielscheibe der Polemik Vogts in seinem Pamphlet *Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rudolph Wagner in Göttingen*, das in mehreren Folgen und Ergänzungen ab 1854 erschien.

54 Fleischmann erwähnt, dass Vogt in diesem Vortrag ebenfalls über die Umbildung der Dottervene in die Darmvene, über den Ölbehälter und die Art seines Verdautwerdens im Darmkanal und über die Entstehungsweise der Schwimmblase gesprochen habe. – Fleischmann, Bericht (wie FN 51), S. 263.

die Natur und Entstehungstheorie der Gletscher und über deren Einwirkung auf die Oberflächenverhältnisse der umgebenden Gebirgsmassen.

In einem knappen halben Dutzend von Gedächtnis- und Erinnerungstexten kommt Carl Vogt gelegentlich auf die Naturforscherversammlung 1840 in Erlangen zu sprechen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass Vogts Erinnerungstexte immer auch Unterhaltungsliteratur sind. Nicht von ungefähr waren sie als Feuilletons in der periodischen Presse höchst beliebt und von den Redaktionen gerne angenommen, – fast erübrigt es sich zu bemerken, dass sie auch entsprechend gut bezahlt waren. Vogts große Stärke war es, dass es sich nicht um triviale Unterhaltung handelte, sondern das Bestreben der Wissenschaftspopularisierung immer im Vordergrund blieb. Die Vermittlung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und Entwicklungen, ohne seine Zuhörer oder Leser zu langweilen, hat Vogts Stil geprägt. Die narrative Technik der genüsslichen Einschaltung biographischer Reminiszenzen hat Vogt bis zur Meisterschaft kultiviert. Meist stehen diese im Zusammenhang mit einer in Erlangen stattgehabten Konfrontation mit dem hochangesehenen Berliner Geologen Leopold von Buch.⁵⁵ Diese Affäre erzählt Vogt bei diesen Gelegenheiten im Zusammenhang mit der ersten Wiederbegegnung mit Liebig seit dem Beginn seines Schweizer Exils. „Im Jahre 1840 sah ich ihn zum ersten Male wieder“,⁵⁶ schreibt Vogt 1873 in einem Feuilletonartikel über Liebig, „bei der Naturforscher-Versammlung in Erlangen, wo er in heiterster Stimmung, von einer ganzen Schaar von Jüngern umgeben,⁵⁷ seine Jugend-Erinnerungen auf-

55 Nach Vogts Beschreibung im Rechtfertigungsbrief an Liebig (Anlage 1) kam es zu der Konfrontation während eines Nachmittagskaffees im Garten des Buchhändlers Enke. Der Ablauf lässt sich wie folgt rekonstruieren. Von den beiden Gelegenheiten, bei denen Enke die Versammlung zum Kaffee in seinen Garten einlud, muss es sich um die erste gehandelt haben, die am Montag, d. 21. 9.1840 stattfand. Anlass für das Streitgespräch zwischen Vogt und von Buch war, dass Vogt sich zu Beginn der mineralogischen Sektionssitzungen in die Rednerliste hatte eintragen lassen und einen Vortrag über Agassiz und dessen Gletschertheorie auf das Tagungsprogramm gesetzt hatte. Leopold von Buchs Versuch, diesen Vortrag von der Liste streichen zu lassen, hatte sich daraufhin als erfolglos erwiesen. An dem Tag, an dem Vogt diesen Vortrag gegen den erklärten Willen von Buchs gehalten hatte, kam es dann zu dem Wortgefecht auf dem erwähnten Nachmittagskaffee in Enkes Garten. Die Theatervorstellung, die von Buch nach der Erinnerung Vogts am Abend besuchen wollte, fand aber erst einen Tag später statt, als die Oper *Zampa* im Theater in Erlangen als unterhaltend-geselliges Beiprogramm der Naturforscherversammlung zur Aufführung kam. Leopold von Buch ging am Abend nach dem Streit mit Vogt also nicht in die Oper, sondern, wenn überhaupt, auf den großen Festball, mit dem die 1788 gegründete Gesellschaft der Harmonie, in der die Honorationen der Stadt vertreten waren, die Anwesenheit der Kongressbesucher feierte. – Zu Enke vgl. Matthäus-Eisenbraun, Ursula, *Ernst Enke. Ein Erlanger Buchhändler und Verleger im Vormärz*. Erlangen: Palm & Enke, 2004.

56 Demnach wäre es während der Naturforscherversammlung 1839 in Freiburg im Breisgau, wohin Vogt mit seinem Vater angereist war, nicht zu einer persönlichen Wiederbegegnung mit Liebig gekommen. Dies mag damit zusammenhängen, dass Liebig die Tagung vorzeitig verließ.

57 Man darf hier zuerst an Heinrich Will und Johann Conrad Bromeis denken, die die Gießener Kolonie unter den Versammlungsteilnehmern hauptsächlich konstituierten. Auch Hermann Kopp, der in Liebig's Laboratorium arbeitete und sich 1841 bei ihm habilitieren sollte, darf man wohl noch zu diesem Kreis zählen, obwohl er im amtlichen Versammlungsbericht

frischte.“⁵⁸ Mit „Jugend-Erinnerungen“ meint Vogt Liebigs Erinnerungen an seine Studienzeit in Erlangen.⁵⁹ Auch Friedrich Wöhler, der zusammen mit Heinrich Buff⁶⁰ Reisebegleiter Liebigs auf der Anfahrt nach Erlangen war, bestätigt in einem Brief an Berzelius diese betont gesellige Atmosphäre: „Das Hauptresultat, was für uns bis dahin aus dieser Zusammenkunft hervorgegangen war, ist, dass wir uns sehr gut amüsirt und ganz vortrefflich gegessen und getrunken haben.“⁶¹ Zweifellos spielte Wöhler hier auf die Wiederbegegnung Liebigs mit Vogt an, der berichtet, dass man zusammen Karpfen und Würstchen gegessen und Münchener Bier getrunken habe. Die Karpfen und das Bier erwähnt Vogt noch 50 Jahre danach in einem Brief an A.W. Hofmann. Als Hofmann einen Nachruf auf Heinrich Will verfassen wollte und bei Carl Vogt um dessen Erinnerungen an den gemeinsamen Bekannten angefragt hatte, bekam er u.a. zur Antwort: „Wann und wo ich Will zum ersten Male begegnete, wüsste ich nicht mit voller Bestimmtheit zu sagen. [...] Vielleicht war es bei Gelegenheit der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Erlangen im Jahre 1840, an der Liebig mit einigen seiner Schüler Antheil nahm, und wo ich mit diesem chemischen Häuflein zusammen in der blauen Glocke wohnte, mich mit Leopold von Buch über Gletscher und erratische Blöcke zanken musste und zur Abwechselung an den mit nach Luft schnappenden Karpfen gefüllten Bottichen, die im Hofe des Wirthshauses standen, lehrreiche

bereits als Privatdozent in Marburg geführt wird. Weitere Gießener in Erlangen waren laut Teilnehmerverzeichnis Dr. Johann Friedrich Wilhelm Mettenheimer, der Inhaber der Pelikan-Apotheke am Kreuzplatz, Dr. med. Joseph Scherer, der spätere Begründer der Klinischen Chemie, und ein Chemiker Schunk, bei dem es sich wohl um Henry Edward Schunck (1820–1903) handelte, der 1841 in Gießen promovierte. Ein anderer Teil der Gießener Mitarbeiter Liebigs befand sich, wie Agassiz, auf dem Wissenschaftlertreffen in Glasgow.

58 Vogt, Carl, „Einiges von Liebig. I. Persönliche Berührungen“, in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt* Nr. 115 (25.4.1873), 2. Blatt, S. [1]–[2]; hier S. [2].

59 Zu Liebigs Studienzeit in Erlangen vgl. Schwedt, Georg, *Liebig und seine Schüler: Die neue Schule der Chemie*. Berlin u.a.: Springer, 2002, S. 58–67.

60 Der aus Rödelheim bei Frankfurt stammende Heinrich Buff (1805–1878) hatte 1823 in Gießen ein Mathematikstudium begonnen und war nach einem Chemiestudium in Göttingen in das soeben gegründete chemische Laboratorium in Gießen eingetreten, wo er 1827 bei Justus Liebig promovierte. Nach einem Zwischenaufenthalt in Thann im Elsass, wo er an der in Verwandtschaftsbesitz befindlichen Kestnerschen Fabrik mitarbeitete, nahm er dann in Paris seine experimentellen Arbeiten unter Gay-Lussac wieder auf und beschäftigte sich mit Grenzphänomenen zwischen Chemie und Physik, ein Forschungsfeld, auf dem er sich 1830 als Privatdozent an der Universität in Gießen habilitierte. Da sein Wunsch scheiterte, eine außerordentliche Professur in Gießen übertragen zu bekommen, übernahm er ab 1834 eine Dozentur für Physik, Maschinenlehre und mechanische Technologie an der höheren Gewerbeschule (Polytechnikum) in Kassel, wo er mit Robert Bunsen zusammenarbeitete. Als 1837 der Senior des physikalischen Lehrstuhls in Gießen Georg Gottlieb Schmidt starb, wurde er 1838 als dessen Nachfolger Ordinarius der Physik in Gießen. Heinrich Buff war ein Neffe der aus Goethes *Werther* bekannten Charlotte Buff. In erster Ehe war er mit einer Schwester des Chemikers August Wilhelm Hofmann verheiratet und heiratete nach deren Tod Johanna Moldenhauer, eine Schwester von Liebigs Ehefrau.

61 Wöhler an Berzelius, Nürnberg, 21.9.1840. Zit. nach: Wallach, O. (Hrsg.), Briefwechsel zwischen J. Berzelius und F. Wöhler. Bd. 2., Leipzig: Engelmann 1901, S. 153.

Gespräche über gebackene Karpfen und Münchener Bier führte, wofür Liebig sehr schwärmte.“⁶²

Neben der Erinnerung an die ausgelassene Stimmung, die während dieser Konferenz seiner Wahrnehmung nach herrschte, kam Vogt auf das Ereignis zu sprechen, das in seinen Gedächtnis- und Erinnerungstexten unauflösbar mit dem Aufenthalt in Erlangen verknüpft war und das man als den ersten Akt der Affäre mit Leopold von Buch in den Jahren 1840-1843 betiteln könnte. Es sei an dieser Stelle daran erinnert, dass Leopold von Buch (1774-1852) über Jahrzehnte hinweg die anerkannt erste Kapazität auf dem Gebiet der Geologie unter den Naturforschern des Kontinents war. Er verfügte wie kein anderer über konkrete Bodenkennnisse, die er durch eine unermüdliche Reisetätigkeit erworben hatte. Selbst seine zahlreichen Reisen zu den Naturforscherversammlungen im In- und Ausland, nutzte er zu geologischen Untersuchungen vor Ort. „Ich war hart zusammengestoßen mit Leopold v. Buch,“ berichtete Vogt in der Reminiszenz aus dem Jahr 1870, „dem alten Brummbar, der eine jede Beschäftigung mit Gletschern und Findlingsblöcken für einen Eingriff in seine persönlichen und dinglichen Rechte ansah.“⁶³ Das Auseinandergeraten Vogts mit von Buch in Erlangen war aber im Grunde so harmlos, dass es, für sich allein genommen, in der Folge wohl nicht mehr erwähnt worden wäre. Zur eigentlichen Belanglosigkeit des ersten Akts der ‚Affäre Leopold von Buch‘ äußerte sich Vogt 1867 in einem Interview, das er in seinem Landhaus in Souterre vor den Toren Genfs einem Journalisten der Familienzeitschrift *Die Gartenlaube* gab. Hier bemerkte Vogt, dass der Wortwechsel noch recht glimpflich ausgegangen sei, womit er dem tatsächlichen Verlauf der Konfrontation vermutlich am nächsten kam.⁶⁴

62 Hofmann, August Wilhelm, „Heinrich Will. Ein Gedenkblatt“, in: *Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft*. 23 (1890), S. 852-899, 863-864. - Hofmann übernahm einen längeren Auszug des Briefes von Vogt als Zitat in sein Erinnerungsblatt an Heinrich Will auf: Das Bier, das man in der „Blauen Glocke“ trank, dürfte aber wohl kaum in München gebraut worden sein, sondern in dem als ausgesprochene Bierstadt überregional bekannten Erlangen. Die „Blaue Glocke“ war eine traditionsreiche Gaststätte am Markt in Erlangen. Hier war schon Friedrich Nicolai auf seiner berühmten Deutschlandreise im Jahr 1783 abgestiegen. Im frühen 19. Jh. befand sich in dem Haus die Stammkneipe der Studentenverbindung Frankonia, wobei es sicher nicht von Nachteil war, dass direkt gegenüber die Bierbrauerei Henninger ihren Betrieb unterhielt. Vielleicht war die Wahl des Gasthauses als Domizil für den Aufenthalt in Erlangen sogar auf Wunsch Liebigs getroffen worden, der das Lokal zweifellos von seiner Studienzeit her kannte.

63 Vogt, Carl, „Franz Unger“, in: *Kölnische Zeitung*. Nr. 52 (21.2.1870), Zweites Blatt, S. [2].

64 „[Leopold von Buch] war schwach genug, mir [...] wie ein grollender Löwe zu begegnen. Im Garten beim Kaffeetrinken griff er mich leidenschaftlich an, machte dann anderen Tages Frieden und sagte mir Abends auf dem Heimweg: ‚Ich gehe jetzt in’s Theater und Sie gehen nach Hause, um sich auf das dumme Zeug vorzubereiten, das Sie uns morgen vortragen wollen.‘ Am nächsten Tage erhielt ich denn das Wort und ging wohlgemuth an meine Predigt. Buch setzte sich mir dicht gegenüber, seinen dicken Stock mit beiden Händen zwischen den Knien haltend und das Kinn auf den Knopf des spanischen Rohrs gestützt, schaute er herausfordernd zu mir auf und begleitete meine Rede mit Murren und Knurren. Wir kamen indessen in Erlangen noch friedlich genug auseinander.“ – [anonym,] „In einem

Erst in Verbindung mit einem verschärften Zusammenstoß zwei Jahre nach der Erstbegegnung in Erlangen auf der Naturforscherversammlung 1842 in Mainz verankerte sich das Erlebnis in Vogts rückblickenden narrativen Texten zu einem zusammengehörigen Komplex mit einer Tendenz zur Skandalisierung des Verhaltens Leopold von Buchs. Dass dieser 1840 in Erlangen eher kühl auf Vogt reagierte, hatte damals noch keine persönliche Note. Vogt kam mit einer doppelten Hypothek nach Erlangen. Die eine, die man als „Neuchâtelers Hypothek“ bezeichnen kann, beruhte auf seiner Zugehörigkeit zum engeren Kreis um von Buchs Kontrahenten Louis Agassiz, als dessen Sprachrohr Vogt in Erlangen in Erscheinung trat. Fühlte Leopold von Buch sich allein schon durch diesen vordergründigen, deutlich auf der Hand liegenden Kontext pikiert, so wirkte sich hintergründig noch eine unausgesprochene „Gießener Hypothek“ aus, die sich auf Vogts Herkunft aus Gießen bezog. Zweifellos entging es der Aufmerksamkeit von Buchs in Erlangen nicht, mit welcher Ausgelassenheit Vogt die Begegnung mit alten und neuen Gießener Bekannten und vor allem mit Justus Liebig im gemeinsamen Gasthaus in Erlangen und auf dem sonntäglichen Ausflug nach Nürnberg feierte. Durch sein polemisches Pamphlet über den Zustand der Chemie in Preußen war Liebig zur erstrangigen persona non grata nahezu aller patriotisch gesinnter Wissenschaftler in Preußen avanciert. Der enge freundschaftliche Schulterschluss, den Vogt mit Liebig in Erlangen und Nürnberg zelebrierte, war dem Berliner Nestor der preußischen Naturwissenschaften zweifellos ein Dorn im Auge. So konnte es auch deswegen kaum ausbleiben, dass Vogt in den Augen Leopold von Buchs in einem ungünstigen, vielleicht gar anrüchigen Licht erschien.

Von dem harmlosen Erlanger Geplänkel begab sich Carl Vogt dann allerdings schon ein Jahr später auf eine höhere polemische Stufe, nämlich durch einen anonymen Artikel in der *Allgemeinen Zeitung*, in dem er die wissenschaftlichen Grundannahmen von Buchs kritisierte und radikal in Frage stellte.⁶⁵ Dass es sich bei dem anonymen Verfasser um Carl Vogt handelte, war unschwer zu erkennen und wäre zudem bei den guten Kontakten von Buchs zu den Redakteuren des Cotta-Verlags unschwer zu eruieren gewesen. Damit verschob sich die Rolle Vogts von einer Mittelsperson Agassiz' zu einem mehr oder weniger in eigenem Interesse agierenden Wissenschaftsjournalisten. Als es dann wiederum ein Jahr später in Mainz zu einer weiteren Zuspitzung kam, war der zweite Akt der Affäre erreicht. Die persönlichen Verunglimpfungen, die Vogt durch von Buch in Mainz erfahren sollte, kamen daher nicht aus so heiterem Himmel, wie Vogt in einem Rechtfertigungsbrief an Liebig glaubhaft machen wollte. Das für Liebig bei dieser Gelegenheit entworfene Narrativ der Affäre kehrte dann immer wieder leicht variiert in verschiedenen Gedächtnis- und Erinnerungstexten Carl Vogts wieder.

Nach der Rückkehr Carl Vogts von Erlangen holte ihn im Winter 1840/1841 der arbeitsreiche Forscheralltag in Neuchâtel wieder an. Sicher stand der wechselseitige

Genfer Landhause“, in: *Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt* H. 10, (1867), S. 148-152; hier S. 150. – Das Interview ist vermutlich fingiert und von Carl Vogt selbst verfasst bzw. diktiert.
 65 [Vogt, Carl,] „Agassiz und die Gletscher“, in: *Allgemeine Zeitung* Nr. 283 (10.10.1841), Beilage, S. [2257]-2259.

Austausch der Erfahrungen Agassiz' in Großbritannien und Vogts in Erlangen zentraler Gesprächsgegenstand in der Naturforscherfabrik an der Uferpromenade des Neuenburger Sees. Neu war, dass Vogt nun seit Anfang Dezember auch in Neuchâtel wissenschaftliche Vorträge zu halten begann.⁶⁶ Bei den ersten beiden, die am 2. Dezember 1840 und am 17. Februar 1841 anlässlich der Sitzungen der Société des Sciences Naturelles de Neuchâtel stattfanden, handelte es sich, nach den Themenstellungen zu urteilen, um Reprisen der Erlanger Vorträge über den roten Schnee und über die Embryologie der Fische.

Justus Liebig und das Jahr 1840: Vereinsleben, Bücherschreiben und Wienreise

Der methodische Ansatz, sich auch der Biographie Liebigs auf mikrohistorischer Ebene zu nähern, bietet Gelegenheit, auf eher periphere Aspekte einzugehen, die aber für das Gesamtbild seiner Lebensbedingungen und seine Handlungsspielräume durchaus interessante Perspektiven eröffnen. Dies gilt für das Jahr 1840, das im Folgenden unter die Lupe genommen werden soll. Zu den ehrenamtlichen Tätigkeiten Liebigs, die nur am Rande mit seiner universitären Forschung und Lehre in Verbindung standen, gehörte die Mitgliedschaft in dem 1836 gegründeten hessen-darmstädtischen Gewerbeverein. Die Gründungsinitiative war nicht etwa von der bürgerlichen Öffentlichkeit oder von den gewerblichen Unternehmern, sondern von der Regierung ausgegangen, die eine Gründungskommission einsetzte und für die Finanzierung sorgte. In der Anfang 1837 veröffentlichten Mitgliederliste fanden sich auch die Namen von 70 Gießener Bürgern aus dem örtlichen Gewerbe und einer Anzahl von Universitätsmitgliedern, darunter der Justus Liebigs. Anhand des Vereinsorgans, der seit 1837 von dem Vereinssekretär H. Rössler redigierten und in Darmstadt bei Leske erscheinenden *Verhandlungen des Gewerb-Vereins für das Großherzogthum Hessen*, lässt sich das Engagement Liebigs für den Verein rekonstruieren. Liebig erscheint hier etwa als Mitglied eines der Ausschüsse des Vereins, als Antragsteller und als Schenker von Publikationen für die Vereinsbibliothek. Bei der Verleihung eines Preises für hohe Bierqualität an den Besitzer des Gasthauses Felsenkeller in Gießen wirkte Liebig durch eine chemische Analyse des von dem Wirt Balthasar Loos gebrauten Bieres mit.⁶⁷ Im März 1840 nun sah sich Liebig mit einem von dem Minister des Innern und der Justiz du Thil

66 Diese Vortragstätigkeit Carl Vogts während seines ersten Exils in der Schweiz ist noch vollkommen unbekannt. Folgende Vorträge Vogts konnten bislang eruiert werden: 8.12.1840 (Neuchâtel) über den roten Schnee; 17.2.1841 (Neuchâtel) über Embryologie der Fische; 21.4.1841 (Neuchâtel) über die Geburtshelferkröte; 18.11.1841 (Basel) über Entwicklungsgeschichte der Fische; 16.2.1842 (Neuchâtel) über Justus Liebig; 16.3.1842 (Neuchâtel) Vogt beteiligt sich an einer Debatte mit Ladame, wobei er sich auf Liebig als Gewährsmann beruft; 1.2.1843 (Neuchâtel) über Mikroskopuntersuchungen; 25.7.1843 (Lausanne) über Wirbeltiere.

67 Vgl. „Bericht der Commission, betreffend die für das Jahr 1839 auf Verbesserung der inländischen Bierfabrikation ausgesetzten Preise, insbesondere den Preis für die Provinz Oberhessen“, in: *Verhandlungen des Gewerb-Vereins für das Großherzogthum Hessen* Jg. 3 (1839), S. 66-68.

unterzeichneten Erlasses konfrontiert, durch den die Bildung von Lokalsektionen des Vereins angeordnet wurde. Daraufhin traten in Gießen 18 Vereinsmitglieder zusammen und nahmen am 14. April im Busch'schen Gartensaal eine provisorische Wahl des Vorstandes vor, die nach Verabschiedung einer Geschäftsordnung von einer größeren Zahl von Mitgliedern am 20. Juni erneuert wurde. Als Vorstand der Lokalsektion wurde Liebig bestätigt, ebenso wie der Regierungsrat Schmitt-henner als sein Stellvertreter und der Polizeirat Zulehner als Sekretär. Als Indiz dafür, dass Liebig sich die Angelegenheiten der Sektion zur eigenen Sache machte, kann der Umstand gelten, dass die Sektionssitzungen im Hörsaal seines Laboratoriums stattfanden. Bemerkenswert ist auch ein in dem ersten Sitzungsprotokoll auftauchender Punkt, nach dem „Die Hrn. Professor Dr. Liebig, Dr. Schmitt-henner und Dr. Buff erklärten, von Zeit zu Zeit in den Versammlungen des Vereins allgemein verständliche praktische Vorträge über Gewerbs-, Handels- und Industrieinteressen halten zu wollen.“⁶⁸ Man darf wohl unterstellen, dass die Regierung in Darmstadt mit der Umsetzung des Erlasses in Gießen höchst zufrieden war. Für Liebig bedeutete dieses ehrenamtliche Engagement im Frühjahr und Sommer 1840 aber zweifellos eine zusätzliche Steigerung seiner ohnehin schier überbordenden Arbeitsbelastung.

Neben seinen langfristigen Verpflichtungen in verschiedenen auf Dauer angelegten Publikationstätigkeiten als Zeitschriftenredakteur und Herausgeber eines Handbuches und Handwörterbuches waren es besonders zwei selbstständige Schriften, an denen Liebig nahezu zeitgleich arbeitete und die ihn außer Atem zu bringen schienen. Die eine davon, die später so genannte Agrikulturchemie, beanspruchte ihren Verfasser gerade in den letzten Monaten und Wochen vor ihrem Erscheinen außerordentlich.⁶⁹ Dies war vor allem einem heiklen Vertrag mit einem der bedeutendsten Pariser Wissenschaftsverlage Fortin, Masson und Compagnie geschuldet, durch den er an die unaufschiebbare Ablieferung einer französischen Publikation gebunden war.⁷⁰ Der durch die termingebundene Manuskriptabgabe,

68 *Verhandlungen des Gewerb-Vereins für das Großherzogthum Hessen* Jg. 4 (1840), S. 65.

69 Vgl. Uekötter, Frank, *Die Wahrheit ist auf dem Feld. Eine Wissensgeschichte der deutschen Landwirtschaft*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 32012 [Erstaufgabe 2010].

70 Siehe den Verlagskatalog: Fortin, Masson et Cie, successeurs de Crochard et Cie. Librairie médicale et scientifique. Livres de fonds. Paris, (Januar) 1842, S. 11. Digitalisat: <https://books.google.de/books?id=u5lCez0mclUC&hl> [27.10.2020]. – Vgl. den Brief Liebig an Vieweg vom 18.2.1840, in dem er seinem deutschen Verleger mitteilt, dass er die begonnene Arbeit an dem Geigerschen Handbuch, das nicht bei dem Braunschweiger Verleger, sondern bei Winter in Heidelberg erscheint, nicht aufschieben kann, weil der Teil der organischen Chemie in Frankreich und England als selbstständiges Werk erscheinen soll und „weil ich so verzweiflungsvoll gebunden bin, daß ich z.B. für je 4 Wochen Verzögerung in der Ablieferung des Manuskriptes von Ostern 1840 an den französischen Buchhändler 500 Frs. bezahlen muß.“ Zit. nach: Schneider, Margarete und Wolfgang (Hrsg.), *Justus von Liebig. Briefe an Vieweg*. Braunschweig/Wiesbaden: Friedrich Vieweg & Sohn, 1986, S. 91. – Liebig scheint sich der finanziell prekären Lage, – der Ostersonntag des Jahres 1840 fiel auf den 19. April, – einigermaßen dadurch entzogen zu haben, dass er das Grundkonzept der geplanten Edition änderte. Indem er das Werk auf drei Bände streckte und das Manuskript zum ersten Band von immerhin rund 600 Seiten Umfang gerade noch rechtzeitig abliefern konnte, wie die Datierung des Vorwortes vom 10. April 1840 ausweist: *Traité de Chimie organique*,

verbunden mit der Gefahr finanzieller Einbußen bei Nichterfüllung des Kontraktes, aufgebaute Druck wurde, wie man aus Briefen Liebig's weiß, von einer persönlichen Sinnkrise begleitet. Am deutlichsten sichtbar wird dieser Zusammenhang in einem Brief Liebig's an Berzelius vom 26.4.1840, in dem er zunächst begründet, warum er sich seit Monaten nicht mehr bei dem Stockholmer Chemiker und Freund gemeldet habe: „Die eigentliche Ursache ist das verdammte Bücherschreiben, ich habe meine Seele an die Buchhändler verkauft und muss nun dafür büßen, ich bin in ihren Händen und treibe, um meine Verbindlichkeit zu erfüllen, ein Leben was ich Niemanden wünschen mag.“⁷¹ Liebig verbindet diese Klage mit dem Bekenntnis, dass diese Bemerkung auch „der Ausdruck eines unüberwindlichen Eckels und Widerwillens gegen das Treiben in der Chemie in der gegenwärtigen Zeit“ sei.⁷²

Dem ökonomischen Stress und dem persönlichen Frust gesellte sich eine äußere politische Anspannung hinzu. Es besteht kein Zweifel, dass die politische Lage die vorherrschenden Wissensordnungen in den verschiedenen gesellschaftlichen Räumen beeinflusst. In besonderem Maße sichtbar wird dieser Zusammenhang in Zeiten militärischer Spannungen und zwischenstaatlicher Krisen, wie sie in den Jahren 1839/1840 die öffentlichen Meinungen in Europa bewegten. Auslöser waren die zweite Orientkrise und in deren Gefolge die Rheinkrise. Die Historiker sind sich weitgehend darüber einig, dass die das Jahr 1840 beherrschende Diskussion über den Rhein als natürliche Grenze zwischen Frankreich und den Staaten des deutschen Bundes, in Deutschland zu einer einschneidenden Bewusstseinsveränderung führte, die den Beginn eines nachhaltigen Nationalismus markierte. Die Idee, dass Frankreich der Erbfeind Deutschlands sei, wurde in diesem Jahr geboren. Es liegt auf der Hand, dass ein solcher tiefgreifender Umschwung auch die Institutionen erfasste, die die naturwissenschaftlichen Wissensordnungen in den europäischen Staaten dominierten. Das Gesicht des

traduction faite sur les manuscrits de l'auteur par Charles Gerhardt. Paris, Fortin, Masson et Cie, 1840-1844. Es liegt auf der Hand, dass es sich bei der letztendlich auf über 1500 Seiten anschwellenden dreibändigen Gesamtausgabe schwerlich noch um die Separatausgabe des in dem zitierten Brief an Vieweg erwähnten Teils von Geigers Handbuch über die organische Chemie handeln konnte und stattdessen die parallel in Arbeit befindliche Agrikulturchemie zur Grundlage für die Vertragserfüllung mit den französischen Verlegern wurde. Wie Liebig mit Vieweg darüber ins Reine kam, der den Verlag für die deutschsprachige Agrikulturchemie nahezu gleichzeitig im April 1840 übernommen hatte, steht auf einem anderen Blatt. Die Ausgabe der *Chimie organique* ist nicht zu verwechseln mit dem Titel *La Chimie organique appliquée à la physiologie végétale et à l'agriculture*, der im Jahr 1842 bei denselben Verlegern Fortin, Masson und Comp. erschien. Die Entstehungsgeschichte und Verbreitungsbedingungen der englischen Ausgabe hat William H. Brock in dem Kapitel über die Agrikulturchemie in seiner Liebig-Biographie ausführlich erörtert, wobei auch er einräumt, dass er nicht allen Merkwürdigkeiten in diesem Zusammenhang hat auf den Grund gehen können. Vgl. Brock, William H., *Justus von Liebig. Eine Biographie des großen Wissenschaftlers und Europäers*. Braunschweig/Wiesbaden: Friedrich Vieweg & Sohn, 1999, S. 121-149; hier S. 127-128.

71 Carrière, Justus (Hrsg.), *Berzelius und Liebig. Ihre Briefe von 1831-1845*. München/Leipzig: Lehmann, 1893, S. 210.

72 Ebd.

Wissenschaftsbetriebes in Deutschland waren die jährlichen Wanderversammlungen deutscher Naturforscher und Ärzte, die für eine Analyse des skizzierten Zusammenhangs besonders aufschlussreich sind. Aber nicht nur die Organisationen und Institutionen zeigten Wirkung, sondern auch der einzelne Wissenschaftler, so sehr er sich in seine Studierstube oder sein Laboratorium zurückgezogen haben mochte, sah sich bewusst oder unbewusst in den Sog des öffentlichen Diskurses hineingezogen und musste sich zumindest mental damit auseinandersetzen. Dies betraf international stark vernetzte Wissenschaftler wie Liebig und Vogt in besonderem Maße.

Vor allem die zweite wichtige Schrift Liebig's, die im politischen Krisenjahr 1840 entstand, die polemische Broschüre über den Zustand der Chemie in Preußen, sollte nicht abgelöst von diesem historischen Kontext betrachtet werden. Der verbreiteten Meinung, Liebig hätte für die Publikation seiner Preußenkritik keinen besseren Zeitpunkt treffen können,⁷³ wird man vor diesem Hintergrund widersprechen müssen. Der Thronwechsel in Preußen im Juli des Jahres weckte nicht nur in Preußen, sondern weit darüber hinaus große Erwartungen.⁷⁴ Die öffentliche Meinung begann angesichts der Rheinkrise in einem erneuerten Preußen den hauptsächlichen Garanten dafür zu sehen, dass die kriegstreiberischen Expansionspläne der französischen Regierung in Schach gehalten werden könnten, bzw. dass im drohenden Kriegsfall die militärische Stärke Preußens einen wichtigen Rückhalt für die Staaten des deutschen Bundes darstellen würde. Liebig's Preußenkritik hätte zu keinem ungünstigeren Zeitpunkt kommen können. Da Liebig vor allem die staatlichen Stellen für die Mängel des preußischen Wissenschaftsbetriebes verantwortlich machte, musste der Eindruck entstehen, als ob er dem nach langer Krankheit verstorbenen Friedrich Wilhelm III. gewissermaßen eine üble Nachrede aufs frische Grab schleudere, während er gleichzeitig dem neuen König, der bereits begonnen hatte, positive Akzente auch in der Wissenschaftspolitik zu setzen, Knüppel zwischen die Beine werfe. Liebig, der 1837 mit seiner verhaltenen Kritik an der britischen Chemie während eines Vortrags in Liverpool auf überwiegend positives Echo seitens der British Association for the Advancement of Science gestoßen war und dann 1838 mit seiner Broschüre über den Zustand der Chemie in Österreich immerhin bewirkt hatte, dass man ihn nach Wien zu ziehen versuchte, erreichte nun mit seinem Pamphlet über die Chemie in Preußen das genaue Gegenteil, seine Kritik stieß auf breiten Widerstand, wurde im deutschen Blätterwald nur zögerlich und zurückhaltend rezensiert und vor allem in Preußen, jedenfalls nach außen hin, mehr oder weniger totgeschwiegen.⁷⁵

73 Vgl. Zott, Regine und Emil Heuser, *Die streitbaren Gelehrten. Justus Liebig und die preußischen Universitäten. Kommentierte Edition eines historischen Disputes*. Berlin: ERS-Verlag, 1992, S. 46.

74 Vgl. Kroll, Frank-Lothar: *Preussens Herrscher. Von den ersten Hohenzollern bis Wilhelm II.* München: Beck, 2006.

75 Seit R. Steven Turners Aufsatz „Justus Liebig versus Prussian Chemistry: Reflections on Early Institute Building in Germany“, in: *Historical Studies in the Physical Sciences* Bd. 1, Nr. 1 (1982), S. 129-162, weiß man freilich, dass das preußische Kultusministerium Liebig's Pamphlet zum Anlass nahm, mittels eines Zirkularschreibens die Universitäten des Landes zu einer internen Stellungnahme zu veranlassen. Ohne sich auf die analytischen Über-

Im letzten Lebensjahrzehnt Friedrich Wilhelms III. war ein Empfinden lähmender Stagnation in Preußen vorherrschend. Die Regierung schien kaum mehr Entscheidungen zu treffen und man sprach von einem „Marasmus der alten Männer“. ⁷⁶ Von den Ministern und höheren Beamten, die mit dem König zusammen alt geworden waren, waren keine Impulse mehr zu erwarten. Der in seinem letzten Lebensjahrzehnt stark gealterte König sollte seinen siebzigsten Geburtstag nicht erleben. Eine längerdauernde Fiebererkrankung raffte ihn schließlich am 7. Juni 1840 dahin. Schon drei Wochen zuvor war der ehemals mächtige Bildungsminister Karl vom Stein zum Altenstein nach langer Krankheit gestorben.

Bereits Turner hat in einem Aufsatz aus dem Jahr 1982 darauf hingewiesen, dass nicht nur das hehre Ziel der Emanzipation der Chemie als Wissenschaft, sondern auch ein gewisses Maß an Eigeninteresse und persönliche Animositäten die Erwägungen motivierten, die zur Publikation der Chemie in Preußen im Jahre 1840 führten. Turner vermutet weiter, dass Liebig insgeheim darauf spekulierte, dass die polemische Broschüre ihm wie im Fall Wiens einen Ruf nach Berlin einbringen würde.⁷⁷ Er verweist darauf, dass die Kritik, die Liebig besonders an der Berliner Universität übte, ausgerechnet einen der wenigen preußischen Universitätslehrer traf, der sich mit der organischen Chemie befasste und ein offensichtlicher Rivale Liebigs war. Zweifellos unternahm Liebig mit der *Chemie in Preußen* den Versuch, mit dem Mittel der Polemik auf sich und seine extraordinary Stellung in der modernen Chemie aufmerksam zu machen, und zwar auf einer breiteren Ebene, als dies bislang geschehen war. Die preußische Bildungspolitik schien unmittelbar vor einem fundamentalen Umbruch zu stehen und sich aus der momentanen Erstarrung unter dem Stern des altersschwachen Kultusministers Altenstein und dem kränklichen König Friedrich Wilhelm III. herauslösen zu wollen. Beide lagen auf dem Sterbebett, als Liebig sich an die Niederschrift seines Artikels über den Zustand der Chemie in Preußen machte, und zweifellos konnte er sich ausmalen, dass mit einer baldigen Wachablösung in Kürze zu rechnen war. Wenn Liebig tatsächlich damit gerechnet haben sollte, sich im Zuge der mutmaßlichen Umstrukturierung der Wissenschaftslandschaft in Berlin eine maßgebliche Position sichern zu können, dann lief er bereits Gefahr, den Anschluss zu verpassen. Sondierungen und Berufungsverhandlungen auf dem Gebiet der Medizin beispielsweise wurden zügig vorangetrieben.

Am 7. September 1840 schloss Liebig seine Vorlesungen, nicht jedoch sein Laboratorium. Am Abend dieses Tages erwartete er nämlich in Gemeinschaft mit Heinrich Buff und dem Provinzialbaumeister Hofmann einen Gast aus Gent, der einige Versuche vorführen wollte. Der Unternehmer Baron Charles-Eugène d'Hanens (1794–?) hatte sich nämlich die Einführung von gasbetriebenen Straßenbeleuchtungen in großem Stil zu seinem Geschäftsziel gesetzt. Um die entspre-

legungen Turners näher einzulassen, haben dann nach dem innerdeutschen Mauerfall Regine Zott und Emil Heuser die von Turner beschriebenen Archivalien erneut gesichtet und im Wortlaut ediert: Zott und Heuser, *Die streitbaren Gelehrten* (wie FN 73).

⁷⁶ Kroll, Preussens Herrscher (wie FN 74), S. 218.

⁷⁷ Turner, Justus Liebig versus Prussian Chemistry (wie FN 75), S. 130.

chenden Privilegien leichter zu erlangen und Kontrakte mit großen Städten erfolgreich abschließen zu können, erschien ihm ein wissenschaftliches Gutachten von Liebig als förderlich. Das vorteilhafte Zeugnis, das Liebig in unmittelbarem Anschluss an die Versuche auch bereitwillig ausstellte, wurde im *Frankfurter Journal* veröffentlicht, von wo die Empfehlung in verschiedene weitere Blätter des deutschsprachigen Sprachraums weiterwanderte. „In dieser Lampe“, so Liebig, „wurde das flüssige Oel des Steinkohlen-Theers vermittelst eines Luftstroms in Gas verwandelt.“⁷⁸ Im weiteren Verlauf der zitierten Versuchsbeschreibung attestierte Liebig, dass der mit Luft gemengte Dampf dieses Öls sich leicht entzünden ließ und eine große Lichtstärke entfaltete. Die Flammen seien blendend weiß, ganz geruchlos und geeignet zur Beleuchtung von jeder Art von Räumen und Orten gewesen. Dabei sei die Konstruktion dieser Lampen äußerst sinnreich und einfach.

Nach Abschluss dieses Gutachtens stand dann einer schon seit einiger Zeit geplanten Erholungsreise nach Wien nichts mehr im Wege.

Unter dem Eindruck der Rheinkrise wurden im September 1840 fast überall in Deutschland aufwendige Truppenmanöver inszeniert, deren wichtigste politische Aufgabe nach außen hin darin bestand, Frankreich einzuschüchtern und die eigene Kriegsbereitschaft demonstrativ unter Beweis zu stellen. Besondere Beachtung in den Medien fanden die preußischen Manöver bei Königsberg, wohin der neue preußische König reiste, um die traditionelle Huldigung der Bevölkerung entgegenzunehmen und gleichzeitig die Truppenübungen zu inspizieren. Besonders die in Bayern erscheinenden Tagesblätter wurden kaum müde, die Truppenzusammenziehungen bei Nürnberg zu schildern, die sich ebenfalls der persönlichen Anwesenheit des Regenten erfreuen konnten. Bei Speyer wurde eine neue fliegende Brücke über den Rhein errichtet, die bei dieser Gelegenheit in Hinsicht auf ihre Tauglichkeit für Truppenbewegungen ausprobiert werden konnte. Zwischen Heilbronn und Schwetzingen operierte eine großherzoglich hessische Division unter dem Oberbefehl des Prinzen Emil. Das Kontingent war Bestandteil des vereinigten 8. Armeekorps des deutschen Bundes, in dem neben den hessischen noch württembergische und badische Truppeneinheiten zusammengeschlossen waren. Anders als die Übungslager bei Königsberg und Nürnberg bezogen die Truppen im Rhein-Main-Gebiet kein eigentliches Lager, sondern kantonierten gestreut in einem größeren Operationsraum, von wo aus sie jedes Mal zu den verschiedenen strategischen Manövern in einer Strecke von 8 bis 10 Stunden anmarschierten. Die gesamte Region zwischen Heilbronn und Schwetzingen vermittelte auf diese Weise den Eindruck, als befände man sich in einer Art friedlichem Kriegszustand. Reisende in diesem Gebiet begegneten fortwährend den verschiedensten Akteuren dieses großen Truppenbewegungsmanövers und einer von dem entfachten Kriegslärm national enthusiastisierten öffentlichen Meinung.

78 Zitiert nach: *Allgemeines Organ für Handel und Gewerbe* Nr. 114 (22.9.1840). – Das Gutachten war die Grundlage dafür, dass die Stadtverwaltungen in Kassel und Nürnberg die Technik einzuführen versuchten, wegen verschiedener Probleme sehr bald aber wieder davon Abstand nahmen.

Von solchen Rahmenbedingungen begleitet, begann die als bequeme Erholungsreise geplante Fahrt nach Wien im offenen Reisewagen Friedrich Wöhlers. Auf dem Weg nach Wien beabsichtigte man einen zeitlich begrenzten Zwischenaufenthalt auf der Naturforscherversammlung in Erlangen einzulegen.

Verschiedene Hinweise auf die Planung der Reise finden sich verstreut in Liebigs Briefen an Vieweg und im Briefwechsel mit Wöhler, sowie im Briefwechsel zwischen Wöhler und Berzelius. Am 26.8.1840 hatte Liebig, als er Wöhler mitteilte, dass Heinrich Buff sie nach Erlangen begleiten werde, seine Vorfreude über die bevorstehende Reise geäußert: „Die Reise in Deinem Wagen, Extrapost, wird uns großen Genuß gewähren. Ich freue mich, Erlangen und das alte Nürnberg und das schöne Frankenland wiederzusehen.“

Die schmale Forschung zur Wienreise Liebigs hat den Details des äußeren Reiseverlaufs nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet.⁷⁹ Die beste Quelle für diesen Aspekt ist ein Brief Wöhlers an Berzelius, in dem er nach der Rückkehr nach Göttingen eine relativ umfassende Schilderung liefert.⁸⁰ Aus diesem Brief lassen sich Hinweise auf den genauen Termin des Reisebeginns entnehmen. Am 25.8.1840 hatte nämlich Wöhler von Göttingen aus seinem Freund und Kollegen Berzelius mitgeteilt, dass er seine Abreise nach Gießen für den 12.9.1840 plane, und dass für den Reisebeginn in Gießen der 13. oder 14. September vorgesehen sei.⁸¹ Dieser Termin wird von Liebig noch am 7. September 1840 in einem Brief an Vieweg bestätigt: „Ich reise nun mit Professor Wöhler künftigen Montag den 14. über Nürnberg, Salzburg, nach Wien und von da zurück über Prag.“⁸² Die Reiseroute wurde zwar noch geändert, aber an dem Abreisedatum hat sich vermutlich nichts mehr geändert.

Nachdem Wöhler mit seinem Reisewagen in Gießen angekommen war, fuhren Liebig und Wöhler zunächst nach Frankfurt, wo Heinrich Buff zustieg, der sich nach Semesterende bzw. nach den Gaslichtvorführungen d'Hanens in Liebigs Laboratorium offensichtlich in seinen Heimatort Rödelheim begeben hatte und dort auf die Ankunft der Reisebegleiter wartete. Die Reise nach Frankfurt hatten auch Liebigs Frau und Kinder mitgemacht, um sich von dort aus nach Darmstadt zu begeben, wo sie sich während der Abwesenheit Liebigs aufhalten wollten. Der nächste Reisetag führte die Gruppe nach Würzburg, wo man einen Tag lang blieb. Hier besichtigte die Gruppe ein Laboratorium und traf sich mit dem Würzburger

79 Habacher, Maria, *Der Plan zur Berufung Justus von Liebigs nach Wien 1840/41*. (= Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Sitzungsberichte, 243/3) Wien: Böhlau, 1964. – Bauer, Alexander, „Die geplante Berufung Liebigs nach Wien“, in: *Österreichische Chemiker-Zeitung*. Bd. 12 (1909), S. 90-92. – Allers, Rudolf, „Die Berufung J. v. Liebigs an die Universität Wien. Unveröffentlichte Briefe von Liebig“, in: *Süd-deutsche Monatshefte* 10. Jg. (1913), Heft 7, S. 52-63. – Volhard, Jakob, *Justus von Liebig*. Bd. 1. Leipzig: Barth, 1909, S. 153-159.

80 Wöhler an Berzelius, Göttingen, 1.11.1840. Zit. nach: Wallach (Hrsg.), Briefwechsel zwischen J. Berzelius und F. Wöhler (wie FN 61), Bd. 2, S. 197-202.

81 Wöhler an Berzelius, Göttingen, 25.9.1840. Zit. nach: Ebd., S. 193.

82 Schneider, Wolfgang (Hrsg.), *Justus von Liebig. Briefe an Vieweg*. Braunschweig/Wiesbaden: Friedrich Vieweg & Sohn, 1986, S. 104.

Professor für Chemie und Physik Gottfried Wilhelm Osann (1796-1866),⁸³ den man dann später in Erlangen wiedertreffen sollte.

Auch in Bamberg, wo man mit Schönlein zusammentraf, unterbrach man die Reise für einen Tag.⁸⁴ Zu dem Treffen mit Schönlein ist zu bemerken, dass er der erste namentlich erwähnte „Berliner“ war, mit dem Liebig nach der Veröffentlichung seines Pamphlets über die Chemie in Preußen ins Gespräch kam. In die Broschüre hatte Liebig auch eine Charakteristik Schönleins einfließen lassen, wobei er den Berliner Leibarzt als Bestandteil der heraufdämmernden Morgenröte eines neuen Tages bezeichnet hatte. Bedauerlicherweise ist von dem Gespräch in Bamberg nichts überliefert, so dass man nicht weiß, wie Schönlein darauf reagierte.

Von Bamberg begaben sich die Wienerreisenden dann wie vorgesehen nach Erlangen, „wo wir aber nur wenige Tage blieben und nur bei einer allgemeinen und einer Sections-Sitzung gegenwärtig waren, da wir für unsere weitere Reise die Zeit besser anwenden zu müssen glaubten.“⁸⁵ In Erlangen kam es auch zu einer Wiederbegegnung Liebig's mit seinem alten Lehrer Karl Wilhelm Gottlob Kastner (1783-1857),⁸⁶ der seit der Zeit, als Liebig bei ihm in Erlangen studierte, noch immer die Chemie in Erlangen repräsentierte. Als Kastner am Samstagvormittag die Reihe der chemisch-physikalischen Sektionssitzungen eröffnete, waren Wöhler, Liebig und wohl auch Buff zugegen. Auch an der Exkursion, die die ganze Versammlung am Sonntag nach Nürnberg machte, nahm die Reisegruppe teil. Da man von Nürnberg aus am Montag direkt nach Wien weiterreisen wollte, benutzte man für den Ausflug nach Nürnberg wieder Wöhlers bequemen Reisewagen, und man kann sich lebhaft vorstellen, dass Carl Vogt es sich nicht nehmen ließ, die wenigen Meilen nach Nürnberg als Fahrgast mit von der Partie zu sein. Während Vogt wie die Mehrzahl der Konferenzteilnehmer noch am selben Tag nach Erlangen zurückkehrte, - er hatte ja am Vormittag des nächstfolgenden Montag seinen ersten Vortrag zu halten, - übernachteten die Wienerreisenden in Nürnberg, und zwar im „Bayrischen Hof“, wie die *Allgemeine Zeitung von und für Bayern* vom 22.9.1840 unter der Rubrik „Angekommene Fremde vom 20. Sept. 1840“ meldete. Die Weiterreise nach Regensburg ist daher auf den 21. September zu datieren. In

83 G. W. Osann war der Bruder des Gießener klassischen Philologen Friedrich Gotthilf Osann (1794-1858).

84 Der aus Bamberg stammende Schönlein hatte mehrere Jahre im Schweizer Exil verbracht, bevor er 1839 eine Professur in Berlin antreten konnte. Schon bald nach seiner Ankunft wurde er als Leibarzt an das Krankenbett des sterbenden Königs Friedrich Wilhelm III. berufen und nahm als glänzender Mediziner auch unter dem Thronfolger dieselbe Position ein.

85 Wöhler an Berzelius, Göttingen, 1.11.1840. Zit. nach: Wallach (Hrsg.), Briefwechsel zwischen J. Berzelius und F. Wöhler (wie FN 61), Bd. 2, S. 198. Es handelte sich um die allgemeine Eröffnungssitzung am Freitag, den 18.9.1840, zu der man sicher schon am Vortrag angereist war. Am Samstag nahm man dann an der ersten Sitzung der chemischen Sektion teil.

86 Kirschke, Martin, *Liebigs Lehrer Karl W. G. Kastner (1783–1857). Eine Professorenkarriere in Zeiten naturwissenschaftlichen Umbruchs.*, Berlin: GNT-Verlag, 2001. – Nach Kirschke war Kastner noch 1840 exponierter Anhänger der romantischen Naturphilosophie, was die Freude der Wiederbegegnung etwas getrübt haben dürfte.

Regensburg, wo man im Gasthof zu den drei Helmen übernachtete,⁸⁷ begab man sich samt Reisewagen auf ein Dampfschiff und fuhr binnen zwei Tagen, mit einer Übernachtung in Linz, nach Wien. Der Anfang September gehegte Plan, über München und Salzburg nach Wien zu reisen, wurde demnach fallengelassen. Allerdings war Heinrich Buff gezwungen, diese Landroute zu nehmen, da er sich in Regensburg von Liebig und Wöhler wegen seines unrichtig ausgestellten Passes trennen musste und erst erheblich verspätet in Wien eintraf.

Maria Habacher irrt, wenn sie die Ankunft der Reisenden in Wien auf den 30. September datiert. Durch eine Meldung in der *Wiener Zeitung*, die die Ankunft Heinrich Buffs in Wien auf dieses Datum festlegen lässt, schloss Habacher irriger Weise, dass auch Liebig und Wöhler an diesem Tag angekommen sein müssten. De facto waren Liebig und Wöhler bereits seit dem Abend des 24. September in Wien, denn für sie hatte die Reise von Nürnberg nach Regensburg einen Tag und die Weiterreise auf der Donau zwei Tage gedauert.

Bei der Landung in der Nähe von Wien wurden die Freunde von dem Freiherrn Karl Ludwig von Reichenbach⁸⁸ empfangen und für die gesamte Dauer ihres Aufenthaltes in dessen Stadtpalais beherbergt. Da sie nicht in einem Wiener Hotel abstiegen, wurden sie auch von der *Wiener Zeitung* nicht als angekommene Gäste notiert.

Unter den zahlreichen Personen in Wien, die die Gäste freundschaftlich aufnahmen, erwähnt Wöhler den Professor der Anatomie Joseph Berres, dessen Name unter den Logiergästen des „Bayrischen Hofes“ in Nürnberg neben denen Liebigs, Wöhlers und Buffs aufgetaucht war. Berres war aber den Reisenden schon in Erlangen auf der ersten allgemeinen Sitzung aufgefallen, wo er eine von ihm erfundene Methode der drucktechnischen Vervielfältigung von Daguerrotypen vorgestellt hatte. Diese Entdeckung erregte in Erlangen großes Aufsehen. Er bearbeitete eine Daguerrotype so auf, dass man von ihr wie von einer Kupferplatte mehrere Abdrucke machen konnte. Obwohl dieses Verfahren noch in den Kinderschuhen steckte, versprach die Erfindung, eine medientechnische Revolution in Gang zu setzen. Auch Liebig scheint sich für diese Technik interessiert zu haben, jedenfalls lässt sich das daraus schlussfolgern, die Berres in Nürnberg und später in Wien sich in unmittelbarer Umgebung von Liebig bewegte bzw. dessen Nähe suchte. Grund genug, diesen Wiener Erfinder ein wenig unter die Lupe zu nehmen, zumal Liebig noch während der Naturforscherversammlung 1843 in Graz mit ihm Umgang pflegte und als Präsident der Sektion Chemie, Physik und Pharmacie Abdrucke von geätzten Daguerrotyp-Platten vorzeigen sollte.

Der Wiener Arzt und Anatom Joseph Berres (1796-1844) hatte in Wien Chirurgie studiert und war nach einer Zwischenstation in Lemberg, wo er sich bei der Choleraepidemie große Verdienste erwarb, seit 1831 Professor der Anatomie

87 Die Fremden-Anzeige der *Regensburger Zeitung* vom 23.9.1840 vermeldete, dass Liebig Wöhler und Buff in den Drei Helmen abgestiegen seien.

88 Zur Rolle Reichenbachs bei den Wiener Berufungsverhandlungen mit Liebig vgl. Habacher, *Der Plan zur Berufung* (wie FN 79). Dort auch Biogramm Reichenbachs: S. 6 f.

in Wien. Seine Biografen loben ihn als einen der ersten, der die Ausübung der Anatomie mit der Benutzung des Mikroskopes verband, und zitieren medizinische Aufsätze, die Berres auf diesem Feld veröffentlichte. Über Fragen der technischen Verbesserung der Mikroskope, insbesondere der Anfertigung von Photographien mikroskopischer Gegenstände, kam er dazu, sich neben seinem Beruf mit der Weiterentwicklung der Daguerrotypie zu beschäftigen, wobei er das erwähnte Verfahren der technischen Vervielfältigung erfand. Im Jahr 1842 wurde der Sohn eines Landchirurgen und ehemalige Badergehilfe aus Göding als „Edler von Perez“ geadelt. Er ist der Vater des Genremalers gleichen Namens. Nachdem Berres auf der Naturforscherversammlung in Erlangen lediglich die Methode mündlich erläutert und einige Abdrucke vorgezeigt hatte, ging er in Wien einen Schritt weiter und führte Liebig und Wöhler das Verfahren auch praktisch vor. Diese praktischen Versuche fanden nach einem Augenzeugen noch im September 1840 statt, also sehr bald nach der Ankunft in Wien.⁸⁹

Ein genüssliches Bild des Wienaufenthaltes entwirft Wöhler in gerafftem Stenogrammstil: „So trieben wir uns über 14 Tage lang in Wien herum, sahen und genossen, was zu sehen und zu genießen war, Sammlungen, Bildergalerien, Institute, den Prater, die Theater, aßen Backhendl, Lämmernes und Gansel, tranken Ungarwein und vortreffliches Bier, hörten den berühmten Walzer-Virtuosen Strauß und sagten endlich dem alten, stattlichen Stephansthurm Lebewohl [...]“.⁹⁰ Dass der eigentliche Grund für den Wienaufenthalt Liebigs Berufungsverhandlungen und die Sondierung der Arbeitsbedingungen für den Fall eines Wechsels in die habsburgische Residenz war, erwähnte Wöhler in seinem Brief an Berzelius nicht. Die Abreise aus Wien wurde von Maria Habacher auf den 12.10.1840 datiert. Auch für die Weiterreise nach Brünn, die man in einer Art Huckepackmodus im eigenen Wagen auf der Eisenbahn absolvierte, dominiert der Erholungsaspekt die Schilderung Wöhlers. „In seinem eigenen, bequemen Wagen sitzend, auf der Eisenbahn zu fahren, ist unstreitig von allen Arten zu reisen nicht bloß die schnellste, sondern auch die bequemste.“⁹¹ Nach einer eintägigen Sightseeingtour durch Prag, bei der der Inhaber einer chemischen Fabrik und Arzneiwarenhändler Johann Baptist Batka (1794–1876)⁹² den Cicerone machte, fuhr die Gruppe weiter nach Karlsbad und von dort über Eger nach Bayreuth, wo die dortige Zeitung die

89 „Auf diese Weise erzeugte ich eine große Menge Lichtbilder für die mannigfaltigen Aetzversuche des Hrn. Professors Dr. Berres, deren sich mehrere bereits im September v. J. des Beyfalls der Herren Professoren Dr. Liebig und Dr. Wöhler zu erfreuen hatten.“ – Kratochvila, Franz, „Ueber die Möglichkeit, Lichtbilder in einer Secunde zu erzeugen“, in: *Wiener Zeitung* Bd. 19 (19.1.1841), S. 139.

90 Wöhler an Berzelius, Göttingen, 1.11.1840. Zit. nach: Wallach (Hrsg.). Briefwechsel zwischen J. Berzelius und F. Wöhler (wie FN 61), Bd. 2, S. 201.

91 Ebd.

92 Die Sammlung Liebigiana in der Bayrischen Staatsbibliothek München enthält 6 Briefe von Johann Baptist Batka an Liebig aus den Jahren 1831–1868, die noch einige Informationen zu Liebigs Pragaufenthalt im Jahr 1840 enthalten könnten. Zu J. B. Batka vgl. Götz, Wolfgang, „Johann Baptist Batka, 'Arznei-Warenhändler in Prag'“, in: *Geschichte der Pharmazie. Beilage zur Deutschen Apotheker-Zeitung* Jg. 46 (1. und 2. Quartal 1994), S. 1–12.

Übernachtung der Reisegruppe im Gasthaus Anker auf den 18. Oktober datiert.⁹³ Von Bayreuth ging es weiter über Bamberg zurück nach Frankfurt, das man wohl nicht vor dem 20. Oktober erreicht haben dürfte. Ein Eintreffen in Gießen am Ende der Reise erwähnt Wöhler in seiner Reiseschilderung nicht mehr, weswegen man vermuten kann, dass die Gruppe sich in Frankfurt trennte. Heinrich Buff wäre dann wieder nach Rödelheim zurückgekehrt, während Liebig direkt nach Darmstadt in die Arme seiner Frau und Kinder weitergereist sein könnte. Darauf deutet auch ein Brief an Justin von Linde vom 21.11.1840, in dem Liebig seinem Bedauern darüber Ausdruck verleiht, seinen Briefpartner in Darmstadt verpasst zu haben: „Es war mir leid, Sie nicht in Darmstadt getroffen zu haben, ich war zweimal in Bessungen deshalb und hatte Ihnen manches zu erzählen. Sie stehen in Wien in gutem Andenken.“⁹⁴ Dass Liebig sich am Ende des Jahres entschied, in Gießen zu bleiben und auf seine Ambitionen auf Wien zu verzichten, ist in der Liebigforschung zu bekannt, als dass an dieser Stelle darauf eingegangen werden müsste.⁹⁵

März 1841: „ich mag keine Schulden haben“

Dass Carl Vogt durch seine grundlegend anders ausgerichtete Tätigkeit in Neuchâtel der Chemie nicht ganz entfremdet war, stellte er in dem Brief vom 3. März 1841 anschaulich unter Beweis.⁹⁶ Vogt hatte nämlich in der Zeit der Abwesenheit seines Chefs sowie dessen regulären Sekretärs Eduard Desor entweder die Aufgabe oder zumindest die Gelegenheit, die eingehende Post zu sichten. In dem Korrespondenzeingang befand sich ein Brief des schottischen Naturforschers Trevelyan an Agassiz, dessen Inhalt Vogt zur Kenntnis nahm. Eine Passage, die sich inhaltlich auf das Feld der Chemie bezog, betrachtete Vogt für mitteilungswürdig, weil der angesehene britische Naturforscher über aufsehenerregende Vorträge eines jungen schottischen Chemikers namens Samuel Brown⁹⁷ gewisser-

93 *Bayreuther Zeitung* Nr. 251 (20.10.1840).

94 Felschow (Hrsg.), *Liebigs Briefwechsel mit Linde* (wie FN 7), S. 119. – Eine biographische Verbindung von Lindes nach Wien erschließt sich nicht. Rudolf Allers, der ein direktes Weiterreisen Liebigs nach Darmstadt in Abrede stellt, irrt sich, weil er übersieht, dass innerhalb weniger Wochen nach der Rückkehr aus Wien mindestens zwei Aufenthalte Liebigs in Darmstadt anzusetzen sind.

95 Vgl. Ebd., S. 120 (Anmerkung 2).

96 Carl Vogt an Justus Liebig, Neuchâtel, 3. März 1841, BSBM Liebigiana II.B, Vogt, Karl 14.

97 Dr. Samuel Morison Brown, geboren in der schottischen Kleinstadt Haddington als Sohn eines Kaufmanns, war ein experimentierender Naturphilosoph, d.h. er kombinierte eine fast bis zur Manie ausartende praktische Experimentierleidenschaft mit einem ausgeprägten naturphilosophischen Spekulationsgeist. Dazu verstand er es, seine Auffassungen in sprachlich eleganter Form und mit einem angenehmen äußeren Auftreten seinem Publikum nahe zu bringen. Zu seinen persönlichen Freunden und Bewunderern zählten so herausragende Persönlichkeiten wie Thomas Carlyle, Thomas De Quincey und Ralph Waldo Emerson, der während seines Aufenthaltes in Edinburgh im Hause Browns wohnte. Zwar hatte Brown Medizin studiert, doch zog er es vor, sich als Chemiker, Physiker, Poet, Schriftsteller, Künstler und Philosoph einen Namen zu machen. Die erste chemische Arbeit, mit der er auf sich aufmerksam machte, hatte das Ziel, die schwere Hungersnot der späten 1830er Jahre zu bekämpfen, indem er die Beschaffenheit der Schleimstoffe bestimmter Seetangarten (Fuci)

maßen aus erster Hand Mitteilung machte. Damit auch Liebig als einer der ersten Wissenschaftler auf dem Kontinent davon unterrichtet werde, schrieb Vogt folgendes Trevelyan-Zitat aus dessen Brief an Agassiz ab und stellte es an den Anfang seines Briefes an Liebig: „A great discovery in chemistry has lately been made by Dr. Brown a clever young chemist here – which is no less than that of the formation of the “elementary” substances – from each other; in other words the old doctrine of transmutation – he considers that atoms of the same substance may be made chemically to combine and thus to form a new substance; he has formed silex from carbon; sulphur, I believe, from Oxygen; some metals from each other, a new metal from Zinc, (as it is probable, that some of the combinations may not yet have been met with in nature) – lime from magnesia – You will perceive the importance to Geology of this discovery, it will enable You to account for the existence of some carbonaceous organisms in siliceous forme [sic] in rocks, which contain no silex – and clears up Difficulties also regarding the existence of lime in shells etc. – Dr. Christison, a very able chemist, has gone over the experiments with Dr. Brown and acknowledges their accurateness, the processes have not yet been published, but will be in a few weeks”.⁹⁸

auf ihre Verwertbarkeit als Nahrungsstoffe untersuchte. Der Aufsatz, der 1837 erschien und im selben Jahr ins Deutsche übersetzt wurde, endete mit einem dramatischen Appell an die Öffentlichkeit, den Fucus als Ressource für die Lebensmittelherstellung zu nutzen. Die überwiegend positive Reaktion der wissenschaftlichen Öffentlichkeit setzte sich fort, als Brown 1839 seine Promotionsarbeit vorlegte, die mit einem Preis ausgezeichnet wurde. Brown, der während seines Studiums der Universal Brotherhood of Friends of Truth, einer Art rosenkreuzerischer Bruderschaft, angehört hatte, präsentierte in seiner Doktorarbeit ein eigenes Konzept einer Atomtheorie, nach der bestimmte Formen der Materie in andere Formen verwandelt werden können, was auch die Möglichkeit einschloss, dass einfache Metalle in Gold umgewandelt werden könnten. Im Winter 1840 auf 1841 hielt Samuel Brown in London und in Edinburgh Vorlesungen über seine Atomtheorie und behauptete, es sei ihm gelungen, Carbon in Silikon zu transmutieren. Die Mitteilung wird in der britischen Fachpresse anfangs affirmativ als sensationelle Entdeckung in der Geschichte der Chemie propagiert. – Vgl. die bislang umfassendste Arbeit zur Biographie Browns: Arbuckle, Elisabeth Sanders, „Dr. Samuel Brown of Edinburgh”, in: *Carlyle Annual* Nr. 11 (1990), S. 77-86. JSTOR <http://www.jstor.com/stable/44945524> [27.10.2020].

- 98 Eine große Entdeckung in der Chemie hat Dr. Brown, ein kluger junger Chemiker, in letzter Zeit gemacht – es geht dabei um nichts weniger als die der Bildung der „elementaren” Substanzen - voneinander; mit anderen Worten die alte Doktrin der Transmutation - er ist der Ansicht, dass Atome derselben Substanz auf chemische Weise dazu gebracht werden können, sich zu verbinden und so eine neue Substanz zu bilden; er hat aus Kohlenstoff Silex gebildet; Schwefel, glaube ich, aus Sauerstoff; einige Metalle voneinander, ein neues Metall aus Zink (wie es wahrscheinlich ist, dass einige der Kombinationen in der Natur noch nicht gefunden wurden) - Kalk aus Magnesia - Sie werden die Bedeutung dieser Entdeckung für die Geologie erkennen, es ermöglicht es Ihnen, die Existenz einiger kohlenstoffhaltiger Organismen in Siliceusform in Gesteinen zu erklären, die kein Silex enthalten - und klärt Schwierigkeiten auch hinsichtlich der Existenz von Kalk in Muscheln usw. auf - Dr. Christison, ein sehr fähiger Chemiker, hat die Experimente mit Dr. Brown durchgesehen und ihre Genauigkeit anerkannt, die Prozesse wurden noch nicht veröffentlicht, werden es aber in einigen Wochen sein. (Übersetzung des Verfassers, R.H. – Hier und im Folgenden alle Hervorhebungen im Original).

Vogt begleitet seine Abschrift aus dem Schreiben Trevelyans mit einem knappen ironischen Kommentar, der folgendermaßen lautet: „Was sagen Sie dazu? Der Stein der Weisen wäre nun gefunden und adieu Atomtheorie und alle die Spekulationen, womit die Herren Chemiker seit Jahren sich geplagt haben. Man wird Steinkohlen mit Kieselsteinen machen und ich sehe die Zeit kommen, wo man unsere Alpen verbrannt hat, um Dampfmaschinen zu heizen und aus den Gletschern Schwefel zur Pulverfabrikation destilliert hat. Gott weiß was an der Sache Wahres ist; ich bin sehr begierig auf die Publikation, sollte ich etwas weiteres vernehmen, so sollen Sie ungesäumt Nachricht erhalten.“⁹⁹ Der ironische Tonfall

99 Liebigs, von Vogt schon frühzeitig auf den Fall aufmerksam gemacht, ist der erste, der der britischen Ambiguitätstoleranz gegenüber Brown energisch entgegentritt und damit einen breiten kritischen Diskurs anstößt. In dieser Zeit war Liebig's wichtigste Kontaktperson auf den britischen Inseln Lyon Playfair, 1. Baron Playfair (1818-1898), der ab Oktober 1839 in Gießen studierte, mit Ettling, Will, Varrentrapp, Knapp, Kopp und anderen im Gießener Laboratorium arbeitete, nebenher Liebig's Werk über die Agrikulturchemie aus dem Manuskript ins Englische übersetzte, im September 1840 Liebig auf dem Treffen der British Association in Glasgow vertrat und schließlich im Februar 1841 in Gießen promovierte. Liebig hatte sich in einem Schreiben an den in seine Heimat zurückgekehrten Playfair gewandt, in dem er einen Überblick über die aktuellen Arbeiten an seinem chemischen Laboratorium lieferte. Darin erwähnt er u.a., dass die Versuche seines Laboratoriums, Browns angebliche Umwandlung von Carbon in Silicon zu verifizieren, sich als erfolglos erwiesen. Als auch britische Chemiker daran scheitern, Browns Versuche zu wiederholen, schwenkt die Fachpresse um, und Brown gerät in die Defensive. Als ihm dann im Frühjahr 1843 zu Ohren kam, dass der Lehrstuhl der Chemie in Edinburgh vakant werden würde, setzte er alle Hebel in Bewegung, diese Professur zu erhalten. Seiner Bewerbung fügte er eine große Anzahl von Zeugnissen und Gutachten bei, die er 1843 in zwei aufeinanderfolgenden Bändchen veröffentlichte. Zusätzlich veröffentlichte er einen weiteren Aufsatz über seine Forschungsergebnisse. All dies half aber nicht, den Verdacht, dass er ein Scharlatan sei, von sich abzustreifen. Auf der Suche nach Referenzen kontaktierte Brown auch zwei ehemalige Schüler Liebig's. Thomas Tilley, Mitglied der Chemical Society of London und Autor eines Werkes über Agricultural Chemistry, verfasste ein Gutachten in Form eines mit Edinburgh, 13. September 1843 datierten Briefes, in dem er zwar seine grundlegende Ablehnung der wissenschaftlichen Auffassungen Browns betonte, dessen Belesenheit, Eloquenz und Beharrungsvermögen aber als Gegenstand der Bewunderung und Nachahmung, – vielleicht nicht ohne Ironie –, unterstrich. Kaum jemand könne sich mit Brown unterhalten, ohne sich der Idee von etwas Großem und Originalem entziehen zu können. Der zweite von Brown angesprochene ehemalige Schüler Liebig's war William Gregory (1803-1858), inzwischen am King's College in Aberdeen angestellt. Er versprach zwar, Browns Experimente zu überprüfen, wurde aber angeblich durch eine schwere und langwierige Krankheit davon abgehalten. Vermutlich hatte Gregory sich zu diesem Zeitpunkt bereits Hoffnungen gemacht, den Lehrstuhl in Edinburgh selbst übernehmen zu können. Nach den Erinnerungen des schottischen Buchautors, Journalisten und Reformpolitikers Samuel Smiles (1812-1904) habe Brown auch nicht davor zurückgeschreckt, sich nach Gießen in die Höhle des Löwen zu begeben, doch habe er über die Ergebnisse der Aussprache mit Liebig niemals etwas verlauten lassen, jedenfalls sei ihm nichts davon zu Ohren gekommen. Als sich abzeichnete, dass Brown gegenüber seinem Mitbewerber William Gregory, unterlegen sein würde, zog er seine Kandidatur zurück, woraufhin Gregory im Jahr 1844 die Professur unangefochten antreten konnte. Auch mit Gregory's Nachfolger, dem bereits erwähnten Lyon Playfair, der von 1858 bis 1868 Professor für Chemie in Edinburgh war, dominierte dort Liebig's Einfluss.

dieser kommentierenden Äußerung kann nicht verbergen, dass Vogts Reaktion auf die Kunde aus Edinburgh nicht rundheraus ablehnend ist, sondern drückt eher eine gewisse Ambiguität in seiner Haltung gegenüber Browns chemischen Experimenten aus.¹⁰⁰

Im weiteren Verlauf dieses Briefes berichtet Vogt vom Fortgang seiner Arbeit an den Süßwasserfischen und schildert die Schwierigkeiten, die er bei der Aufzucht der Palée, eines im Neuchâtel See vorkommenden Knochenfisches,¹⁰¹ zu überwinden hatte.¹⁰² Aus dem Schreiben geht hervor, dass Vogt Liebig bereits einige der für das Werk produzierten Lithografien in Erlangen hatte zeigen können: „Bekannt mit allen Gefahren, die der Brut drohten, gelang es auch unendlich besser und dank dem daß täglich mehrere Eier zu genauerer Untersuchung geöffnet wurden, sehe ich jetzt meine Schüsseln voll lustiger Embryonen. Es mögen etwa gerade noch einmal so viel Figuren gemacht worden sein, als Sie schon gravirt sahen [...]“. Vogt berichtet weiter, dass er sich auf die Frage der Bildung der einzelnen Organe aus den Zellen der Keimhaut fokussiert habe und dabei die entsprechenden Untersuchungen Theodor Schwanns nachgestellt habe. Dabei habe sich das von diesem aufgestellte Gesetz als korrekturbedürftig erwiesen.¹⁰³

Nicht ohne Stolz verweist er darauf, „daß die Entwicklungsgeschichte der Palée, wie ich sie jetzt bieten kann, die erste vollständige Entwicklungsgeschichte sein wird, welche man von einem Thiere besitzt.“ Sobald der Zyklus der Untersuchungen abgeschlossen sein werde, wolle er sich nach Bern begeben, um mit Valentin den Text durchzugehen, der bis zum Jahresende publikationsreif vorliegen werde.¹⁰⁴

Die Zurückdrängung Browns bedeutete also eine wichtige und nachhaltige Weichenstellung für den chemischen Lehrbetrieb in Edinburgh.

100 Ganz ähnlich wird der Stockholmer Chemiker Berzelius auf die Nachrichten aus Edinburgh reagieren: „Hast Du irgend eine Mitteilung über Sam. Browns Angabe Silicium aus Paracyan hervorzubringen erhalten? Mit einer der letzten Posten erhielt ich eine gedruckte Abhandlung aus Phil[osophical] Trans[actions] Ed[inburgh] R[oyal] S[ociety], die vor einem Monat in der Societät vorgelesen worden war, worin dieser alchemistische Prozess beschrieben wird [...]. Das klingt nach etwas. Später macht er sicher Gold. Es ist unmöglich, etwas über diese Arbeit zu sagen. Sie ist nicht so schlecht gemacht, dass man das Papier unter den Tisch werfen könnte, aber auch nicht so klar ausgeführt, dass man sieht, ob nicht ein Fehler darin begangen ist [...]. – Berzelius an Wöhler, Stockholm, 11.6.1841. Zit. nach: Wallach (Hrsg.), Briefwechsel zwischen J. Berzelius und F. Wöhler (wie FN 61), S. 247.

101 Deutsche Trivialnamen für die von Vogt untersuchten Fische sind Felchen oder Schnäpel.

102 Eine noch immer höchst brauchbare Einführung in die wissenschaftliche Tätigkeit Carl Vogts: Sanner, Burkhard, „Carl Vogt als Naturwissenschaftler“, in: *Mitteilungen des Oberbessischen Geschichtsvereins* 79 (1994), S. 231-292. Der Abschnitt über Vogt als Assistent bei Agassiz in Neuchâtel beschränkt sich allerdings auf weniger als eine Seite (S. 234).

103 Die Bemerkung bezieht sich auf ein 1839 in Berlin erschienenenes Werk Schwanns mit dem Titel *Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Struktur und dem Wachstum der Thiere und Pflanzen*. Vgl. Vogt, Carl, *Embryologie des Salmones*, 1842, S. 5.

104 Die erwähnte Studie ist als Bestandteil des von Agassiz unternommenen Großprojekts über die Süßwasserfische Mitteleuropas als der wesentlichste Beitrag Vogts dazu zu betrachten. Die Entwicklungsgeschichte der Palée (*Coregonus palea*) erschien unter dem Titel *Embryologie*

Ein besonderes Interesse verdient der darauf folgende Briefabschnitt, aus dem hervorgeht, dass Liebig schon vor dem März 1841 die Absicht verfolgt haben muss, Carl Vogt als Lehrkraft an die Universität Gießen zu ziehen.¹⁰⁵ Die wenigen Tage, die Liebig zusammen mit Vogt in Erlangen verbrachte, reichten dem welt-erfahrenen Wissenschaftsorganisator offensichtlich aus, sich ein Bild von der dynamischen Entwicklung seines ehemaligen Schülers zu machen, die dieser im Umgang mit Agassiz vollzog. Bei der Fähigkeit der schnellen und kritischen Einschätzung der Menschen, mit denen er beruflich und privat zu tun hatte, konnte es Liebig nicht verborgen bleiben, dass Vogt sich von einem talentierten, aber etwas glücklosen Chemielaboranten zu einem durchaus ernstzunehmenden Naturforscher entwickelt hatte und über eine Reihe von Eigenschaften verfügte, die im modernen Wissenschaftsbetrieb unverzichtbar waren. Dieser Eindruck dürfte sich durch Erzählungen seiner Mitarbeiter noch befestigt haben, die die Erlanger Versammlung bis zum Schluss mitgemacht hatten. Zu denken wäre dabei in erster an Heinrich Will, der selbst einen Vortrag gehalten und die Performanz Carl Vogts bei seinen ersten Auftritten auf dem Parkett der deutschen Naturforscher und Ärzte aus nächster Nähe mitbekommen hatte.

Dem Brief Vogts ist zu entnehmen, dass Liebig ihm den Vorschlag gemacht hat, gegen Ende des Jahres nach Gießen zurückzukehren. Vogt reagiert allerdings überwiegend skeptisch darauf: „Ich habe seither oft über Ihren Vorschlag nachgedacht, ihn von allen Seiten gedreht, zugepackt, bin aber noch nicht im Reinen.“ Als einen der Hinderungsgründe gibt er an, dass er seine Verpflichtungen gegen Agassiz in diesem Zeitrahmen kaum erfüllen könne. Auch finanzielle Gründe sprechen für Vogt gegen Liebigs Vorschlag: „Dagegen steht ein anderer Punkt entgegen, der mir, je mehr ich ihn betrachte, desto erheblicher vorkommt, und das ist der Geldpunkt, an welchem, leider, so manches Mitglied der Gelehrten Republik mit seinen schönsten Plänen scheitert.“ Er habe sich vorgenommen, seinem Vater finanziell nicht mehr zur Last zu fallen, und an diesem Vorsatz wolle er festhalten. Deshalb könne er seine Position in Neuchâtel nicht verlassen, wo er „pekuniär völlig geborgen“ sei und darüber hinaus den Vorteil habe, seine gesamte Zeit so verwenden zu können, wie es ihm gerade passe. Dieser Vorteil sei für ihn unschätzbar und „könnte wie Sie selbst einsehen werden, mir auch bei der günstigsten Stellung in Gießen nicht ersetzt werden.“ Vogt rechnet Liebig vor, wie ungünstig eine Anstellung in Gießen für ihn wäre: „Nehmen wir selbst an die Regierung stellte mich sogleich (was gar nicht zu erwarten ist) als Repetent mit 400 fl. an, so hätte ich täglich mehrere Stunden Collegium zu lesen, nebst den dazu nöthigen Vorarbeiten welche mir viel Zeit wegnehmen würden, da für vergleichende Anatomie z.

des *Salmones* als Bd. 2 der *Histoire Naturelle des poissons d'eau douce de l'Europe Centrale* 1842 in Neuchâtel.

105 Der früheste bekannte Hinweis auf diese Absicht Liebigs fand sich bisher in einem Brief Liebigs an Linde vom 5. Juni 1841. Siehe: Felschow (Hrsg.), *Liebigs Briefwechsel mit Linde* (wie FN 7), S. 141. – Zu Liebigs universitätspolitischen Strategien vgl. Felschow, Eva-Marie, „Über das Labor hinaus - Liebig als Wissenschaftspolitiker“, in: *Justus Liebig: Der streitbare Gelehrte*. Ausstellungskatalog. Gießen: Präsident der Justus-Liebig Universität Gießen, 2003, S. 69-95.

B. in Gießen gar keine Präparate sind [...].“ Für Vorlesungen über die Physiologie stellt sich für Vogt ebenfalls das Problem des Zeitaufwands, „da ich sie seit 2 Jahren gänzlich bei Seite gelassen habe“, weswegen er außerordentlich nacharbeiten müsste. Am Ende bliebe wenig Zeit für eigene Studien und eigenes Arbeiten in der Wissenschaft. Bestandteil des Liebigschen Vorschlages war offensichtlich, dass Vogt erst einmal ein Probejahr, offensichtlich ohne Gehalt, in Gießen ableisten solle oder könne, ein Ansinnen, das Vogt rundheraus ablehnt: „Nun aber gar ein Probejahr, wo ich vielleicht mit Recensionen Aufsätze etc. mein Geld gewinnen müßte, denn ich mag keine Schulden haben und noch weniger meinem Vater oder anderen zur Last fallen!“ Vogt habe die „die Hoffnung noch nicht aufgegeben die Sprosse des Repetenten und Privatdozenten überspringen zu können.“ All die genannten Gründe stellten sich ihm als unübersteigliche Hindernisse in den Weg und, so gern er sie auch wegräumen würde, sehe er kaum ein Mittel dazu. Als Ergebnis dieser Erwägungen kommt Vogt zu der Überzeugung, dass es für ihn von größerem Vorteil sei, ruhig in Neuchâtel abzuwarten „was da werden soll“, d.h. welche Perspektiven sich ihm in der Zusammenarbeit mit Agassiz noch eröffnen werden. In abschließenden knappen Bemerkungen erwähnt er einen überstandenen starken „Katarrh Schnupfen“ seines Vaters und übermittelt Grüße an Liebigs Familie und an „die übrigen Freunde in und außer dem Laboratorium“. ¹⁰⁶ Die lapidare Mitteilung, dass Agassiz „heute auf eine 14tägige Excursion in die Gletscher“ ¹⁰⁷ abgereist sei, erklärt indirekt, weswegen er die Post seines Chefs geöffnet und gesichtet hat.

Februar 1842: „die Wissenschaft ist mir keine melkende Kuh“

Es wäre verfehlt anzunehmen, dass die deutliche Absage Vogts an Liebigs Versuch, ihn zu der Übernahme einer Lehrtätigkeit in Gießen zu bewegen, das Verhältnis abgekühlt hätte. Im Gegenteil. Liebigs Antwort auf Vogts Brief vom 3. März 1841 muss so ausgefallen sein, dass Vogt sich zu einem persönlichen Besuch bei Liebig in Gießen entschloss. ¹⁰⁸ Dieser dürfte spätestens im Juni des gleichen Jahres stattgefunden haben, wofür der bereits erwähnte Brief Liebigs an Linde spricht. Liebig plädiert in diesem Brief nachdrücklich für die Berufung Vogts nach Gießen und kann sehr präzise Bedingungen Vogts mitteilen. Vogt muss also im Gespräch mit Liebig von seiner im März 1841 brieflich mitgeteilten Ablehnung abgerückt sein. Zu Beginn des folgenden Jahres nimmt Carl Vogt in seinem Schrei-

106 Diese Grußformel ist neu in den Briefen Vogts an Liebig, in denen er bislang stets nur seine Bekannten aus der Gießener Studienzeit Ettling und Schoedler hatte grüßen lassen. Seit der Naturforscherversammlung in Erlangen hat sich dieser Kreis um ein paar neue Gesichter erweitert.

107 Es handelt sich um die in der Literatur zur Geschichte der Geologie sogenannte „Winterexkursion des Jahres 1841“, an der Carl Vogt nicht teilnahm.

108 Dieser Schritt ist einigermaßen überraschend, da die Gründe, die Vogt nur wenige Jahre zuvor zur überstürzten Flucht über Straßburg in die Schweiz bewogen hatten, ihn nun offensichtlich nicht mehr daran hinderten, erstmals wieder hessisch-darmstädtischen Boden zu betreten. Unklar bleibt, ob Liebig im Vorfeld eventuelle Bedenken Vogts hinsichtlich dieses Punktes zerstreute.

ben an Liebig vom 2. Februar 1842 Bezug auf einen soeben empfangenen Brief des Professors Gustav Gabriel Valentin aus Bern, in dem dieser ihm mitgeteilt habe, dass Liebig die Absicht hege, sich beim Prinzen Emil in Darmstadt für eine Berufung Vogts nach Gießen einzusetzen.¹⁰⁹ In demselben Brief habe Valentin Vogt darüber informiert, dass Vogts Vater einen Brief an Liebig abgesendet habe, in dem es um dieselbe Sache gehe. Da Carl Vogt keine Gelegenheit mehr gehabt habe, dem Brief des Vaters einen eigenen Brief beizulegen, wende er sich nun direkt an Liebig, um seine Vorstellungen in der Angelegenheit darzulegen.¹¹⁰ Die Bedingungen, die Vogt für eine Anstellung in Gießen formulierte, hätten sich inzwischen insofern geändert, als er sich nun nicht mehr damit begnügen wolle, bloßer Privatdozent zu sein. Zwar betrachtet Vogt die Aussicht auf eine Zusammenarbeit mit Liebig nach wie vor für einen Gewinn, doch hält er, offensichtlich vor allem wegen der geringen Besoldung, den Status eines Privatdozenten in Gießen inzwischen für unter seiner Würde.¹¹¹ Vogt verhehlt nicht, dass für diese schroffe Haltung auch eine gewisse Wut auf die Regierung in Darmstadt mitspielt: „Sie kennen mich gut genug, um zu wissen, daß die Wissenschaft mir keine melkende Kuh ist, noch je werden wird, allein warum soll ich mich erst von den hochmögenden Herrn in Darmstadt mit Füßen treten lassen, um ihnen hernach den Gefallen zu thun, den Landeskindern eine vernünftigere Physiologie, als die Bernhard'sche¹¹² einzuträllern?“ Nachdem man ihn im Vorjahr von Darmstadt aus abgelehnt habe, habe er sich vollkommen umorientiert, sich „um anderweitige geregelte Stellung umgethan“ und sein Aufgabenfeld in der Schweiz ausgebaut. So habe er sich u.a. bereit erklärt, die Redaktion einer neuen wissenschaftlichen Fachzeitschrift zu übernehmen.¹¹³ Diese Tätigkeit, die ihm zwar nur geringe Einkünfte beschere, scheint Vogt vor allem deshalb wichtig, weil sie ihn in Kontakt mit der

109 Carl Vogt an Justus Liebig, Neuchâtel, 2. Februar 1842, BSBM Liebigiana II.B, Vogt, Karl 15.

110 „So eben erhalte ich einen Brief von Valentin, worin dieser mir meldet, Sie seien gesonnen, Schichte beim Prinzen Emil zu thun, und meine Herkunft nach Gießen zu bewerkstelligen, und zugleich meldet mir Valentin, ein Brief von meinem Vater an Sie über diese Sache gehe heute noch ab. Ich weiß nicht was Val. oder der Vater geschrieben haben, kann auch keinen Brief mehr beilegen, ich schreibe deßhalb direct, um Ihnen offen die Bedingungen mitzutheilen, die ich jetzt zu machen habe.“ Ebd.

111 „Vor einem Jahre hätte ich mich damit begnügt, simpler Privatdocent zu sein. Ich würde mich auch jetzt noch damit begnügen, nur des Gewinnes halber, mit Ihnen zu arbeiten, und es sollte mir nicht Angst sein, trotz der Mühe, welche Vorlesungen etc. wegnähmen, von meiner Arbeit zu leben. Allein wenn ich damals den Herrn in Darmstadt zu schlecht gewesen bin, sogar um Privatdocent zu sein, so halte ich mich jetzt für zu gut dazu und mag nicht nur Privatdocent sein. Sie mögen das vielleicht anmaßend finden; – es sieht auch so aus, allein, weiß Gott, wären Sie auf einer andern Universität und lüden mich ein, als Privatdozent dorthin zu kommen, ich packte heute ein; – nicht aber nach Gießen.“ Ebd. (H.i.O.).

112 Gemeint ist der Gießener Mediziner Bernhard Wilbrand, der in Ämterhäufung auch die Professur der Physiologie innehatte, diese aber auf Druck Liebig's hatte niedergelegen müssen.

113 Eine solche Redaktionstätigkeit Vogts hat sich bislang nicht nachweisen lassen, und es steht zu vermuten, dass das Projekt nicht zustande kam.

Elite der Schweizer Naturforscher bringt und einen bedeutenden Prestigegewinn verspricht.¹¹⁴ Die sich in der Schweiz zwanglos eröffnenden Spielräume kontrastiert Vogt mit den schikanösen Beeinträchtigungen, mit denen er in Gießen rechnen zu müssen glaubt: „Sagen Sie nur selbst, kann ich eine solch sichere Aussicht auf regelmäßige Beschäftigung und ein, wenn auch kleines Fixum jährlich, hintanlassen, um nach Gießen zu gehen, wo mich Chicanen, Hindernisse und Feindseligkeiten aller Arten von oben und unten erwarten.“ Auch die Arbeitsbedingungen in Neuchâtel beurteilt Vogt als überaus vorteilhaft und vielversprechend. Agassiz habe ein großartiges Mikroskop angeschafft und wolle Vogt damit an einen Meeresstrand schicken, um zoologische Studien an Seetieren durchzuführen.¹¹⁵ Liebig solle sich alle diese Umstände ohne Vorurteil überlegen, und er werde einsehen müssen, dass Vogt gar nicht anders könne, als seine Bedingungen für einen Wechsel nach Gießen auf einen neuen Fuß zu stellen: „Man stelle mich fix an, als Repetent oder wie sie's nennen mögen, mit einem fixen Gehalt von mindestens 300 fl., und gestatte die unbedingt freie Benutzung der anatomischen und zoologischen Sammlungen für meine Vorlesungen. Dann will ich kommen und über vergl. Anatomie, allgemeine Anatomie, Physiologie und Entwicklungsgeschichte Vorlesungen halten und mit Ihnen arbeiten, daß es eine Freude sein soll.“

Die Durchsicht einiger von Liebig übersandter Aufsätze,¹¹⁶ die Vogt nicht näher spezifiziert, in denen es aber zweifelsohne um den Zusammenhang der Chemie mit der Physiologie geht, entlockt ihm eine überaus emphatische und in Teilen pathetische Gefühlswallung: „Das Herz schwillt mir in der Brust, wenn ich Ihre Aufsätze, für deren gütige Uebersendung ich herzlichst danke, in die Hand nehme und sehe, wie viel Sie aus dem Wenigen, was die Physiologen Ihnen bieten konnten, gemacht haben, welche prächtige Grundpfeiler da stehen, auf welchen sich Jahre lang fortbauen ließe und wenn ich bedenke, daß eine miserable Kleinlichkeit mich hindert, hülfreiche Hand mit an das Gebäude zu legen.“ Einmahl

114 „Wir sind im Begriffe, eine schweizerische wissenschaftliche Monatsschrift für die Naturwissenschaften zu gründen. Alle Notabilitäten der Schweiz sind für das Unternehmen gewonnen, und mit der Buchhandlung der Contract fast abgeschlossen. Ich übernehme die Redaction, und erhalte dafür ein Honorar von 40 L. d'or jährlich. Das ist freilich nicht viel, aber der Arbeit ist bei der Redaction auch nicht sehr viel, da die meisten der Männer in der Schweiz, welche arbeiten, sich nicht nur zu thätiger Mithilfe, sondern sogar zu jährlicher Lieferung einer bestimmten Bogenzahl verpflichtet haben, und schon Material für ein halb Jahr wenigstens aufgehäuft liegt. Das Journal würde mit Jan. 42 ins Leben treten.“ Ebd.

115 „Hier in Neuchâtel lebe ich, wie der Vogel im Hanfsamen, so zu sagen, arbeite mit Lust und Liebe, und brauche mich fast um nichts zu kümmern. Meine Anatomie der Forellen wird Anfangs April fertig sein; – eine Reise an die See ist dann das Nächste. Agassiz hat mir ein prachtvolles Microscop von Schick in Berlin gekauft, was am Meeresstrande seine Dienste thun soll, um die Entwicklungsgeschichte einiger Seethiere zu studiren [...].“ Ebd. (H.i.O.).

116 Die durch den Empfang der erwähnten Aufsätze angeregte Beschäftigung mit aktuellen Arbeiten Liebig's boten Vogt den Anlass, am 16. Februar 1842 während einer Sitzung des Neuchâtelers Naturforschervereins einen Vortrag über Liebig zu halten. Leider ist außer der Tatsache, dass der Vortrag stattgefunden hat, nichts weiter darüber bekannt.

mehr ereifert sich Vogt in einem zynischen Affront gegen die großherzogliche Regierung: „Doch genug von dem Aerger. Die Herren sind wahrhaftig des Zornes nicht werth. Ich überlasse Ihnen nun alle Freiheit, bei Pontio und Pilato, Prinz Emil und wem Sie sonst wollen zu handeln. Bin ich einmal bei Ihnen, so werde ich mich ganz um die Leuten kümmern.“ Schließlich kommen Vogt doch Zweifel und er ist sich nicht sicher, ob er sich selbst womöglich überschätze, und er bittet Liebig um eine Einschätzung, ob er mit seinen Bedingungen den Bogen überspanne.

Um das Thema zu wechseln und wohl auch um zumindest symbolisch freieren Atem zu gewinnen, kommt Vogt dann im Schlussteil des Briefes auf seine Gletschererfahrungen zu sprechen. Er entschuldigt sich dafür, dass er kein Exemplar der von ihm übersetzten Schrift seines Freundes und Kollegen im Neuchâtelser Forscherteam Edouard Desor über die Besteigung des Jungfrauorns im Sommer 1841, „als Lectüre für einige Abende vor dem Einschlafen“ beilegen kann, da er sich versehentlich nicht genügend Freixemplare ausbedungen habe.¹¹⁷ Da Agassiz dieses Jahr vermutlich zum letzten Mal in die Gletscher gehe, versucht Vogt Liebig zu ermuntern, diesmal für einige Tage mitzukommen: „Sie können nicht glauben, wie erfrischt an Geist und Körper man aus den luftigen Regionen wieder herabkommt. Eine solche mehrtägige Berg- und Gletscher-Reise, müßte Ihnen gerade denke ich, zuträglicher sein, als alle Kreuz- und Querzüge in Fabriken und chemischen Laboratorien. Komme ich nach Giessen, so werden Sie sicher einmal in die Schweiz geschleppt und wenn's wider Ihren Willen ginge.“

In der Schlussformel verbindet Vogt seine Grüße an alle Bekannten in Gießen mit einem Glückwunsch an Dr. Ettling zu seiner Hochzeit.¹¹⁸

117 Desor, E[duard], *Die Besteigung des Jungfrauorns durch [Louis] Agassiz und seine Gefährten*. Übersetzung aus dem Französischen von Carl Vogt. Mit drei Ansichten der Jungfrau und einer Karte der Gletscher des Berner Oberlandes. Solothurn: Jent & Gaßmann 1842. – Vogt hatte die Übersetzung nicht nur mit einem umfangreichen Vorwort versehen, sondern auch mit mehreren Erläuterungen und Ergänzungen begleitet. Bereits im September 1841 hatte er in der *Allgemeinen Zeitung* einen anonymen Beitrag veröffentlicht, in dem er die Gipfelersteigung seines Forschungsteams feuilletonistisch aufbereitete: „Agassiz's Besteigung der Jungfrau. Bern, 11 Sept.“, in: *Allgemeine Zeitung* Nr. 262 (19.9.1841), Beilage, S. 2092-2093.

118 „Herzliche Grüße an alle Bekannte und namentlich eine Gratulation, wenn sie auch spät kommt, für Hn. Dr. Ettling zu seiner Heirath. Sollte ich der Wernekinck Gießens werden, so hoffe ich, auch trotz der Verehlichung, sein Freund bleiben zu können.“ – Karl Jakob Ettling heiratete am 15.8.1841 Caroline Henriette Luise Jakobine geb. Heyer, Tochter des Universitätsbuchhändlers Georg Friedrich Heyer in Gießen. Siehe: Felschow (Hrsg.), *Liebigs Briefwechsel mit Linde* (wie FN 7), S.145. – Der erwähnte Friedrich Christian Gregor Wernekinck (1798-1835) war der inzwischen verstorbene Anatomielehrer Carl Vogts in Gießen. In seinen Lebenserinnerungen schildert Vogt, wie er zusammen mit Georg Büchner an einem Sezierkurs Wernekincks teilnahm. Zum Verhältnis Georg Büchners zu Wernekinck vgl. jetzt: Gideon Stiening, *Literatur und Wissen im Werk Georg Büchners. Studien zu seinen wissenschaftlichen, politischen und literarischen Texten*. Berlin / Boston: de Gruyter, 2019, S. 228-235 (besonders das Kapitel: 3.1.3. „Gießen und Darmstadt 1833-1835: Zwischen Wernekinck und Wilbrand – aber ohne Liebig“). Zur Rolle Wernekincks im Wissenschaftsgefüge der Gießener medizinischen Fakultät und seinem Verhältnis zu Carl Vogt vgl. Rolf

Mai 1842: „wo Microscop und Scalpell nicht aushelfen“

Im Frühjahr setzt Vogt den brieflichen Austausch mit Liebig fort, mit der Bemerkung, er habe so lange nichts von sich hören lassen und müsse daher fast befürchten, ganz von Liebig vergessen zu werden.¹¹⁹ Dafür komme er nun gleich mit einem ganzen Paket Anfragen, deren Beantwortung er nicht nur von Liebig erhofft, sondern auch die Meinung von Professor Buff und von Dr. Ettling darüber einzuholen bittet. Es geht um die Vorbereitung der auf zwei Monate (Anfang Juli bis Ende August 1842) projektierten Gletscherexkursion. Zwar beabsichtige er, seine mikroskopische Erforschung des roten Schnees in dieser Zeit zu beenden, doch da ihm darüber hinaus noch geraume Zeit übrig bleibe, habe er sich bereit erklärt, einen Teil der physikalischen Untersuchungen zu übernehmen. Damit betrete er aber ein Feld, „wo Microscop und Scalpell nicht aushelfen“, weshalb er nach geeigneten Hilfsquellen Ausschau halte.

Gleich bei der ersten Frage handle es sich um eine Fundamentalfrage der Gletscherbewegung. Es gehe darum zu bestimmen, wie sich die Infiltration von Wasser im Gletscher verhalte. Dass eine solche bis in die Tiefe von 120 Fuß stattfinde, hätten die im Vorjahr angestellten Gletscherbohrungen bewiesen. Das nun anstehende Verfahren, das Vogt mit einer gezeichneten Skizze veranschaulicht, beschreibt er wie folgt: „Um nun die Infiltration nach allen Seiten zu bestimmen, denken wir eine Gallerie seitlich in den Gletscher zu treiben und dann zu sehen, wie viel Zeit eine gefärbte Flüssigkeit braucht um an gemessenen Punkten nach allen Richtungen anzukommen.“ Darauf folgt eine Reihe von präzisen Fragestellungen anhand der Skizze. Deutlich erkennbar ist das Bestreben Vogts, seine Gießener Ansprechpartner möglichst eng in das Gletscherprojekt einzubinden: „Vielleicht wäre es Ihnen besonders interessant, zu wissen, ob der Firn der Hochalpen Ammoniak und Kohlensäure enthält. Wollen Sie Schnee aus den Höhen geschickt haben, so brauchen Sie nur ein Wort zu schreiben, wie das geschehen soll (in Flaschen mit hermetischen Stöpseln?) und Sie sollen bis zu 10,000 F. Höhe aus dem Herzen des Gebirges haben.“ Noch besser wäre es freilich, wenn Liebig sich selbst zu einem Besuch auf dem Gletscher entschließen könnte: „Unsere Excursion dauert, wie schon bemerkt, von Anfangs Juli bis Ende Augusts. Sie haben schon so lange uns einen Besuch in der Schweiz versprochen, wollen Sie ihn nicht dieses Jahr machen? Wir würden Sie sehr gern dort oben in unserer Hütte empfangen und gewiß würden Sie uns nicht unbefriedigt verlassen.“ Auf jeden Fall werde Vogt aber auf die Naturforscherversammlung nach Mainz kommen, wo er Liebig zu sehen hoffe. Der Vater Vogts habe anfangs mit nach Mainz kommen

Haaser, „1836 - Skizze einer medizinischen Topographie Gießens von Julius Wilbrand (1811-1894) und Johann Jakob Sachs (1804-1846)“, in: *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins* 98 (2013), S. 23-80, hier besonders S. 31-32, 36-40, 50; Biogramm Wernekincks: S. 30.

119 Carl Vogt an Justus Liebig, Neuchâtel, 26. Mai 1842, BSBM Liebigiana II.B, Vogt, Karl 16.

wollen, sei aber nun durch die Hochzeit von Carl Vogts Schwester davon abgehalten.¹²⁰

Oktober 1842: „mir selbst ist die neuste Gletscherexpedition sehr gut zugeschlagen“

Erstmals bezeichnet Carl Vogt in diesem Brief Justus Liebig als verehrtesten Freund.¹²¹

Er bedauert, dass er ein beifolgend überschicktes Werk auf der Naturforscherversammlung in Mainz nicht persönlich überreichen konnte. Das Opusculum sei umfangreicher geworden, als er ursprünglich beabsichtigt habe.¹²² Es stelle aber unter Beweis, „daß ich eben so viel werth bin, als manche berühmte Anatomen des Gehirns, die in Mainz wie Stöcke da saßen und wahrhaft Maul und Nase aufsperrten über die unerhört neuen Dinge, die dort vorkamen.“ Ohne weitere Umschweife kommt er auf seinen Zusammenstoß mit dem Geologen Leopold von Buch zu sprechen, der die gesamte Geologie in Deutschland, ähnlich wie Elie de Beaumont in Frankreich, zu einer reinen Persönlichkeitssache mache und es für eine Beleidigung halte, wenn man nicht ihrer Meinung sei. Daher werde man nicht bald anders „als mit der göttlichsten Grobheit“ durchkommen. Im gerafften Stenogrammstil fasst Vogt sodann die aktuellen Neuigkeiten zusammen: „Bei uns zu Hause ist Alles gesund und wohl und mir selbst ist die neuste Gletscherexpedition sehr gut zugeschlagen. Hoffentlich Ihnen auch die Reise nach England. Für diesen Winter werde ich mich in Neuchâtel einspinnen und lebende und fossile Fische studiren, namentlich den mikroskopischen Schuppen und Zahnbau durchmustern. Andere Arbeiten könnte ich nicht leicht vornehmen. Die Entwicklungsgeschichte steht bald hinter uns; das Mikroskop sagt auch nicht alles.“ Er drückt seinen Wunsch aus, in einer Stellung zu sein, in der er „mit einem Chemiker, der die neueren Forderungen der Wissenschaft begreift, ein Paar Jahre lang an der Entwicklung des Hühnchens arbeiten“ könne. Da wären die schönsten Fragen zu erledigen, und es müsse eine Freude sein, „zu wissen welche chemischen Prozesse mit den ungemeinen Formveränderungen, die der Embryo eingeht, Grad in Grad auftreten.“ Da sitze man aber noch ganz im Finstern. Es sei ja noch nicht einmal ausgemacht, wo das Hühnchen den Kalk seiner Knochen herbekomme. Aber solche Kooperationsmöglichkeiten seien nur fromme Wünsche.

120 Es handelt sich um die Hochzeit der ältesten Schwester Mathilde mit dem Mädchenschullehrer Gustav Frölich, die am 20.9.1842 in der Kirchengemeinde Könitz bei Bern stattfand. Siehe: Obes, Dirk Jannes, *Philipp Friedrich Wilhelm Vogt (1789 - 1861): Professor der Medizin in Gießen und Bern*. Giessen: VVB Lauferweiler, 2008, S. 237.

121 Carl Vogt an Justus Liebig, Neuchâtel, 18. Oktober 1842, BSBM Liebigiana II.B, Vogt, Karl 17.

122 Vermutlich handelt es sich um: *Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Geburtshelferkröte. (Alytes obstetricians)*, Solothurn: Jent und Gassman, 1842, das einzige im Jahr 1842 selbstständig erschienene Werk Vogts.

November 1842: „Sie verlangen ein Verzeichniß des von mir Publicirten; - le voici.“

Eingangs des Briefes vom 10. November 1842 nimmt Vogt Bezug auf ein Schreiben Liebig's, in dem dieser seinen ehemaligen Schüler um eine kurze und bündige Erklärung über dessen Bedingungen für eine Vokation nach Gießen gebeten zu haben scheint.¹²³ Vogt beteuert, es habe ihn gefreut, aus dem Brief zu ersehen, „wie es keiner persönlichen Zusammenkunft bedurfte, um mein Andenken bei Ihnen frisch zu halten.“ In der von Liebig erbetenen Knappheit bezeugt Vogt seine Bereitschaft, eine Professur für Physiologie in Gießen anzunehmen und spezifiziert seine Bedingungen dafür.¹²⁴ Über die hier gestellten Bedingungen glaubt Vogt seinem Briefpartner einige Erläuterungen schuldig zu sein. Dass er sogleich einen Kredit für physiologische Versuche verlange, obwohl eine solche Ausgabe bisher nicht in dem Budget der Gießener Universität vorgesehen sei, erklärt Vogt mit der Notwendigkeit empirischer Versuche chemischer und physikalischer Art, sowie von Vivisektionen, ohne die eine praktische Physiologie niemals mit Nutzen gelehrt werden könne. Er verweist auf das Beispiel Göttingens, „wo eben für Rudolph Wagner ein ganzes physikalisches Institut gebaut wird, versehen mit Allem, dass nur irgend verlangt werden kann.“ Auch wenn er nicht alle Hoffnung aufgebe, daß nicht auch in Gießen ein ähnliches physikalisches Institut entstehen möge, so wisse er doch nur zu wohl, dass man sich vor der Hand mit Wenigerem behelfen müsse. Beim Bau der neuen Anatomie aber müsse notwendigerweise auf die Bedürfnisse der Physiologie Rücksicht genommen werden. Unabdingbar sei die „Auswerfung einer Summe zur Anschaffung von Hunden, Kaninchen und anderen zu Versuchen tauglichen Thiere und durch Herstellung einiger zur Aufbewahrung dieser Thiere bestimmter Räume.“ Auch verstehe sich von selbst, dass

123 Carl Vogt an Justus Liebig, Neuchâtel, 10. November 1842, BSBM Liebigiana II.B, Vogt, Karl 18.

124 „Ich bin geneigt eine außerordentliche Professur, und zwar für Physiologie in specie, begleitet mit den nöthigen Nebenfächern, Entwicklungsgeschichte, allgemeine und vergleichende Anatomie anzunehmen. Doch sind meine Bedingungen folgende:

1. Will ich nur zum Lesen von Physiologie und Entwicklungsgeschichte verpflichtet sein, wenn ich gleich wünsche, daß mir freigestellt werde, allgemeine und vergleichende Anatomie zu lesen. Da ich die Bedürfnisse Gießens, so wie den Kreis von Vorlesungen, den Andere schon inne haben, recht genau kenne, so müßte ich mir vorbehalten, darüber näher zu entscheiden, sobald ich an Ort und Stelle bin.

2. Verlange ich freie und ungehinderte Benutzung der zoologischen und anatomischen Sammlungen jeglicher Art; wie zu anatomischen Arbeiten geeignetes Lokal auf der Anatomie welches für meinen alleinigen Privatbesitz bestimmt sei; endlich den nöthigen Raum mit Einzäunungen im Anatomiehofe, zu physiologischen Versuchen benöthigte Thiere halten zu können.

3. Will ich mich mit der Besoldung von 300 fl. begnügen, obgleich es fast zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig ist; – verlange aber dagegen die feste Zusicherung auf baldige Beförderung, natürlich im Falle ich in Gießen gefalle, und ferner die Aussetzung eines Credits von jährlichen 80-100 Gulden zum Ankauf für den physiologischen Unterricht nöthiger Instrumente, zu Versuchen bestimmter Thiere und deren Unterhaltung.“ Ebd. (Hi.O).

dem Lehrer der Physiologie auch ein eigenes Arbeitszimmer in der Anatomie zu Verfügung stehen müsse.

Ein zweiter Punkt, der Vogt am Herzen liegt, betrifft den Umfang seiner Lehrverpflichtung, deren förmliche Verbindlichkeit er gelockert sehen will. Sollte auf seine Bedingungen eingegangen werden, so sei er bereit, mit Ostern in Gießen seine akademische Laufbahn zu beginnen, da er hoffe, bis dahin seine in Neuchâtel auf ihm lastenden Arbeiten vollenden zu können.

In der Nachschrift entspricht Vogt Liebigs Wunsch nach einem Verzeichnis seiner wissenschaftlichen Arbeiten.¹²⁵

Februar 1843: „Warten Sie, bis Nachricht von Gießen kommt.“

Der erste Brief des Jahres 1843 an Liebig zeigt Carl Vogt, wie er in der Frage der Berufung auf die erhoffte Professur in Gießen ungeduldig auf eine Entscheidung aus Darmstadt harrt.¹²⁶ Der Frühling nahe mit starken Schritten und er erwarte noch immer vergebens eine Antwort von Liebig. Er wisse wohl, dass nicht Liebig, sondern die „hohen Götter, die in den Wolken des darmstädtischen Olympes unsichtbar thronen“, für die Verzögerung verantwortlich zu machen seien. Im Gegensatz zu den Verantwortlichen in Darmstadt, denen es nicht darauf ankomme, ob sie vor einer Entscheidung noch eine Badereise antreten oder nicht, droht Vogts Arbeitsplan für das laufende Jahr durchkreuzt zu werden. Für ihn und seine Forschung sei das Frühjahr und der Frühsommer die Jahreszeit, bei der es auf Kontinuität und Konzentration ankomme.¹²⁷ Nicht nur seine eigene Forschung in der Embryologie, sondern auch seine Mitarbeit an den repräsen-

125 „Sie verlangen ein Verzeichniß des von mir Publicirten; - le voici.

Untersuchung zweier Amniosflüssigkeiten. Müllers Archiv für Physiologie. 1837.

Zur Neurologie von Python tigris. Müllers Archiv für Physiologie. 1839.

Ueber die Function des Nerv. lingualis und des N. glossopharyngeus. Müllers Archiv für Physiologie. 1840.

Zur Anatomie der Parasiten. Müllers Archiv für Physiologie. 1841.

Ueber den Bau des Ancylos fluviatilis. Müllers Archiv für Physiologie. 1841.

Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Filarien. Müllers Archiv für Physiologie. 1842.

Beiträge zur Neurologie der Reptilien. Neue schweizerische Denkschriften, 4ter Band.

Außerdem zwei besondere [d.h. selbstständige, R.H.] Werke:

Entwicklungsgeschichte der Geburtshelferkröte. Solothurn 1842. 40

Embryologie des Salmones. 8vo mit einem Atlas von 14 Kupfertafeln in folio, als zweiter Theil der von Agassiz herausgegebenen Histoire naturelle des Poissons d'eau douce. Der dritte Theil, die Anatomie der Forellen enthaltend, ist unter der Presse." Ebd.

126 Carl Vogt an Justus Liebig, Neuchâtel 14. Februar 1843, BSBM Liebigiana II.B, Vogt, Karl 19.

127 „Den Herren macht das freilich nicht viel aus, ob sie noch ein paar Monate vertun, oder nicht, die Sache kann ja doch noch mit Ja oder Nein abgethan werden, ehe man in's Bad geht. Mit mir aber ist es ein anderes. Der Frühling und die erste Hälfte des Sommers ist meine Erntezeit für Embryologie und Sie wissen wohl, daß die Entwicklung unaufhaltsam vor sich geht und man die Präparate nicht eine Zeitlang aufheben und sagen kann, wenn ich wieder Zeit habe, fange ich wieder an. Man muß sich zu solchen Studien die Zeit schaffen, sie ganz frei schaffen, und sicher sein, nicht unterbrochen zu werden." Ebd. (H.i.O).

tativen Werken von Agassiz über die lebenden und fossilen Fische sei erheblich in Mitleidenschaft gezogen. Um das Dilemma zu schildern, in dem er zu stecken vorgeht, liefert Vogt einen detaillierten Überblick über den aktuellen Stand seiner Tätigkeit in Neuchâtel.¹²⁸ Auf dramatische Weise schildert Vogt die Frage, ob er schon zu Ostern die Anstellung in Gießen antreten werde, als zentral für die Präferenzen, die in der Kürze der dann noch zu verbleibenden Zeit unweigerlich zu setzen seien.¹²⁹ Auch habe er Angebote zur Teilnahme an verschiedenen Forschungsreisen, deren Veranstalter er immer mit dem Satz vertrösten müsse: „Warten Sie, bis Nachricht von Gießen kommt.“ Daher könne Vogt nur dann auf Ostern nach Gießen kommen, wenn er bis Anfang März eine definitive Zusage erhalte. Anderenfalls werde er die Stelle kategorisch erst im Herbst antreten. Dann sei er aber nicht mehr mit 300 Gulden zu haben, denn entweder komme er dann als Ordinarius oder überhaupt nicht. Je mehr er über die Stellung, die er bekommen werde, nachdenke, desto ärgerlicher und unbequemer komme sie ihm vor, und desto mehr fange er an zu glauben, dass ihm alle Mittel abgeschnitten würden, tüchtig und ohne in jedem Augenblick Barrikaden im Wege zu finden, für die Wissenschaft arbeiten zu können. Da erscheint Vogt die Aussicht auf die Zusammenarbeit mit Liebig als einziger Trost für eine nahezu unzumutbare Situation, besonders wenn er sich den Mediziner Wilbrand als Vorgesetzten vorstelle.¹³⁰ Dazu befürchtet Vogt bei Konflikten mit der Regierung in Darmstadt Anfein-

128 „Ich hatte Agassiz, wie Sie wissen, schon vor drei Jahren eine Anatomie und Entwicklungsgeschichte der Salmen versprochen – letztere ist erschienen, erstere immer noch in der Arbeit. Osteologie, Neurologie, Angiologie und Myologie sind fertig, die Tafeln gestochen, der Text zum Drucken bereit. Zur Splanchnologie, die einzig noch fehlt, sind viele Vorarbeiten da und das Ganze kann in Zeit von zwei Monaten fertig werden, wenn ich mich unausgesetzt daran halte. Es wäre schon jetzt fertig, wenn ich nicht seither meine ganze Zeit zu einer mikroskopischen Untersuchung der Schuppen und Zähne der fossilen Fische, so wie zu einer Analyse des knöchernen Fischkopfes gewandt hätte und so namentlich zu den ersten Arbeiten die Bereitung der Präparate entsetzlich zeitraubend war. Die Sachen sind nun dem Abschlusse nahe, ich habe etwa 200 Genera und Species untersucht, von vielen die Zeichnungen selbst gemacht, von andern wieder aber unter meiner Aufsicht durch zwei Zeichner die Bilder angefertigt und der Text ist zum Theil schon, in Ag's *Recherches sur les poissons fossiles*, gedruckt.“ Ebd.

129 „Gehe ich nach Giessen auf Ostern, so muß ich nothwendig vorher meine Salmonen-Anatomie fertig machen, denn ich kann Agassiz nicht ein Capital von 8-10,000 Franken, was die bis jetzt gemachten Tafeln kosten, auf dem Buckel lassen, ohne daß er es nutzen kann. Die Anatomie muß nothwendig dieses Jahr erscheinen; – daß ich aber, sie fertig zu machen, in Gießen weder Zeit noch Material finden würde, sehen Sie selbst sicherlich ein. Gehe ich nicht nach Gießen, so kann ich mir alle Muße nehmen und März – Juni auf einige embryologische Arbeiten verwenden, die mich sehr drängen, da ich meine bei den Wirbelthieren gewonnenen Ansichten über Befruchtung und Zellenbildung auch bei den Wirbellosen prüfen möchte. Wir haben jetzt schon mehr als Mitte Februar – und bei dem schönen Wetter geht dies Jahr alles früher; die Hechte beginnen schon jetzt zu laufen und die [...] Erdschnecken kriechen aus den Winterquartieren und werden bald anfangen, sich gegenseitige Erklärungen zu machen.“ Ebd.

130 „Ich habe freilich Sie, und das wiegt am Ende die ganze übrige Universität auf; allein wenn man einen Wilbrand als Vorgesetzten hat so hängen einem auch gleich ein paar Zentner an den Beinen. Da mach dann Einer Sprünge!“ Ebd.

dungen ausgesetzt zu sein, die ihre Ursache in der politischen Missliebigkeit seiner Familie haben.¹³¹ Wie üblich schließt Vogt seinen Brief mit einem knappen Ausblick auf die Stimmung in seinem Elternhaus in Bern, wo alles wohl und gesund und der Vater munter und heiter sei. Der „letzte Sturm, der über die Universität gezogen und von dem Sie in der Allgemeinen gelesen haben werden“, habe sich vollkommen gelegt.¹³²

Der nächste Brief aus Neuchâtel nach Gießen folgt am 10. März 1843. Dieses Schreiben befindet sich nicht im Münchener Nachlass Liebig und ist im Anhang in vollem Wortlaut abgedruckt.¹³³

Mai 1843: „die Wahrheit zu sagen, wenn sie nur wahr ist“

Carl Vogt fällt ohne Umschweife mit der Tür ins Haus, als er am 24. Mai 1843 seinen nächsten Brief an Liebig aufsetzt.¹³⁴ Die Forschergruppe in Neuchâtel und besonders er selbst hätten nämlich vor einiger Zeit in der *Allgemeinen Zeitung* Berichte darüber gelesen, wie herzlich Liebig bei einem Besuch in Berlin von der Elite der preußischen Gelehrten aufgenommen worden sei.¹³⁵ Für Vogt sei dies ein erneuter Beweis dafür gewesen, „daß es sogar noch heut zu Tage erlaubt sein kann, die Wahrheit zu sagen, wenn sie nur wahr ist, und daß man gerade nicht gleich von aller Welt ausgestoßen ist, wenn man einmal wagt, ein Wörtchen darüber zu verlieren.“ Liebig's Pamphlet über den Zustand der Chemie in Preußen aus dem Jahr 1840 ist der unausgesprochene Referenzhorizont Vogts, wenn er fortfährt, dass die Chemie in Preußen wahrliche „keine Lebende“ gewesen sei. Bemerkenswert erscheint die Vergangenheitsform, in der Vogt Liebig zugesteht, dass die Kritik an Preußen seiner Meinung nach durchaus gerechtfertigt war, die aber auch impliziert,

131 „Und daß man bei allenfalls vorkommenden Zwistigkeiten dann bei der üblen Stimmung von oben nicht weiter käme, ist ebenfalls sicher. Nehmen Sie mir's nicht übel, aber so weit ich von hier aus beurtheilen kann, so scheint der kleinliche Haß der Herren am Regiment gegen unsere Familie stärker, als selbst Ihr Einfluß, und wenn das ist, was ist dann zu machen?“ Ebd.

132 Vogt verschweigt Liebig gegenüber, dass er selbst der Verfasser des durchaus längeren Artikels ist, vermutlich weil es schwer gehalten hätte, ihn mit der im Schreiben an Liebig so drastisch beschriebenen Arbeitsüberlastung in Übereinstimmung zu bringen. Vgl. [Carl Vogt] „Wissenschaft und Unterricht in der westlichen Schweiz“, in: *Allgemeine Zeitung* Nr. 44 (13.2.1843), Beilage, S. 347-350. – Der von Carl Vogt anonym eingerückte Artikel liefert eine ausführliche Schilderung der wissenschaftspolitischen Parteikämpfe in Bern von der Universitätsgründung an bis zum Ende des Jahres 1842. Im Mittelpunkt der journalistischen Ursachenanalyse stehen die heftigen Konflikte um die Berufungen der Brüder Snell aus Nassau. – Übrigens enthält der Artikel auch einen knappen Abschnitt über Wissenschaft und Unterricht in Neuchâtel, was Vogt beiläufig die Gelegenheit verschafft, sich pro domo zu äußern: „Später suchten viele Professoren das Nachtheilige in ihrer jetzigen Stellung darzulegen, indessen fand dieß keine gute Aufnahme bei dem Rathspräsidenten, und mehrere sollen jetzt auf dem Punkte stehen ihren Abschied zu nehmen. Möchte der König, dessen heller Sinn die Wissenschaft auch in ihren Vertretern ehrt, solchen Schritt zu hindern wissen!“ Ebd., S. 348.

133 Siehe Anhang 1.

134 Carl Vogt an Justus Liebig, Neuchâtel 24. Mai 1843, BSBM Liebigiana II.B, Vogt, Karl 20.

135 Siehe Anhang 2.

dass inzwischen eine Verbesserung eingetreten zu sein scheint. Die Berliner Gelehrtenwelt habe „die bittere Arznei hinabschlucken müssen, und, wenn sie den Herren auch im Anfang Bauchgrimmen machte, so scheint es dennoch, als hätten Sie nachher eingesehen, daß sie nöthig war.“

Der zweite Punkt, den Vogt im vorliegenden Brief anspricht, bezieht sich auf Liebigs Bemühungen, ihm eine Anstellung in Gießen zu verschaffen. Vogt erwähnt einen Brief Bischoffs, in dem dieser ihm mitgeteilt habe, dass Liebig sich bei ihm über Vogts Konfrontation mit Leopold von Buch in Mainz erkundigt habe. Vogt bedankt sich dafür, dass Liebig seinen letzten Brief nicht für eitel Renommée gehalten habe, denn so sei er ihm selbst vorgekommen, nachdem er ihn nach einiger Zeit noch einmal überlesen habe.¹³⁶ Er freue sich, dass Liebig bei den Personen Rückversicherung geholt habe, die er für seine Freunde halte. Nach dem, was Bischoff Vogt geschrieben habe, „hat er mein Porträt ganz so gemacht, wie ich es gemacht wünschte, und ich habe ihm dafür herzlich gedankt.“¹³⁷ Da sich Linde seit dieser Zeit, d.h. seit mehr als einem Monat, nicht mehr gerührt habe, äußert Vogt den Verdacht, dass sein Zusammenstoß mit Leopold von Buch von dem Universitätskanzler lediglich als Vorwand diene, ihn von der Universität fernzuhalten. Als eigentlichen Grund sieht Vogt die Abneigung der großherzoglichen Regierung gegen ihn und seine in der Schweiz exilierte Familie. „Seit dieser Zeit schläft aber Alles und es will mir jetzt so vorkommen, als wäre die ganze Geschichte nur Nothanker Hn. Linde’s gewesen, der Sie nicht zu beleidigen wagt durch Abschlag und demnach alles Mögliche hinten herum versucht, um ein Glied des verhaßten Stammes sich so lange als möglich vom Halse zu halten.“ Bei einem kürzlichen Besuch im Haus seiner Eltern in Bern habe sein Vater diesen Verdacht für durchaus begründet gehalten. „Mein Vater, den ich neulich bei einem Besuche in Bern sprach, war derselben Ansicht. Er meinte, Hn Linde hinlänglich zu kennen, um ihm nicht das größte Uebelwollen unterschieben zu dürfen und behauptete, da er nun in der Hauptsache geschlagen sei und nicht mehr anders könne, so suche er Winkelzüge auf, um Sie hinzuhalten und nur vor allen Dingen Zeit zu gewinnen.“ Ausführlich schildert Vogt, wie ihn die ganze Angelegenheit lähme, wieviel Zeit sie ihn koste und wie sie ihn daran hindere, sich auf eine sinnvolle Weise zu betätigen.¹³⁸ Als Hauptproblem stellt sich ihm die Unmöglichkeit, einen Arbeits-

136 Gemeint ist das in *Justus Liebigs Briefwechsel mit Justin von Linde* abgedruckte Schreiben vom 10. März 1843. Die vorliegende Stelle kann als Beleg dafür gelten, dass Vogt zumindest von seinen wichtigeren Briefen Abschriften oder Entwürfe aufbewahrte.

137 Der Briefwechsel zwischen Carl Vogt und Theodor Ludwig Wilhelm Bischoff hat sich offensichtlich nicht erhalten. Der Brief Bischoffs an Liebig vom 18. April 1843, um den es hier geht, dagegen zumindest als maschinenschriftliche Abschrift schon. Vgl. *Justus Liebigs Briefwechsel mit Justin von Linde* (wie FN 7), S. 168-169.

138 „Unterdessen langweilt mich die Sache entsetzlich – sie lähmt mich an allen Gliedern. Diese fatale Ungewißheit bringt mich aus aller Fassung und es ist jämmerlich, wie viel Zeit sie mich schon gekostet hat. Will ich etwas anfangen, so kostet’s mich vorher Ueberlegung, ob ich es auch darf, ob es mir nicht zu viel Zeit wegnimmt; bin ich in der Arbeit drin, so verliere ich den Muth, weil ich sehe, daß ich weiter geführt werde, als ich anfangs wollte; die Geburtshelferkröten sind mir darüber entwischt, die Hechtlaufzeit vorüber gegangen, der Forellenfang unbenutzt gelassen worden – kurz Alles liegen gelassen worden, aus

plan für den bevorstehenden Sommer aufzustellen. Agassiz wolle Ende Juni die übliche Sommerexkursion auf den Unteraargletscher antreten, und Vogt könne ihm nicht sagen, ob er daran teilnehme oder nicht. Außerdem sei noch nicht klar, ob er im Herbst der Schweiz den Rücken kehren werde, in welchem Falle er vorher noch einige ihm bislang unbekannte Gegenden kennenlernen wolle. Er wisse wahrlich nicht mehr, wo ihm der Kopf stehe.

Inständig bittet Vogt Liebig, der Berufungssache um alles in der Welt ein Ende zu machen und auf eine eindeutige Entscheidung darüber in Darmstadt zu dringen.¹³⁹ Im abschlägigen Fall werde er der amtlichen Stellung in Gießen keine Träne nachweinen, die ihm ohnehin wie ein Alp auf der Brust liege und ihm allemal einen heimlichen Seufzer abpresse, wenn er daran denke. Wenn die Regierung ihn aber haben wolle, dann solle sie ihn und Liebig nicht länger am Narrenseile herumziehen. Durch den ganzen Ärger werde es noch dazu kommen, dass er nur noch mit Widerwillen sein Metier treibe, was niemandem von Nutzen sei. Wenn er das gewollt hätte, so wäre er praktischer Arzt auf dem Lande geworden, hätte viel Geld verdient, eine reiche Frau genommen und Kinder gezeugt; es hätte vielleicht ihm und der Welt mehr genutzt. Stattdessen aber habe er sich der Wissenschaft gewidmet, an der er mit ganzer Seele hänge, und er sehe nicht ein, warum ein Darmstädter Ministerium ihn aus der Stimmung bringen müsse, darin zu arbeiten. Noch einmal bittet Vogt daher ihm bald etwas Bestimmtes und Festes zu schreiben, damit er wisse, woran er sei.

Abschließend bedauert Vogt die räumliche Trennung zwischen ihm und Liebig, die sich für ihn lediglich in schmerzlichen Erinnerungen erschöpfen müsse: „Wäre ich nur auf ein Paar Augenblicke bei Ihnen – warum gehen Sie nach dem sandigen Berlin und kommen nicht einmal zu uns in unsere herrliche Schweiz, die jetzt im frischen Frühlingskleide glänzt, wie Smaragd und Krystall. Da wird's Einem auch schwer, wenn man an die Mäusburg und die Kühgaß¹⁴⁰ denkt!“

Mai 1843: „Sie und Gießen können bei dem Tausche nur wohlfahren“

Bereits eine Woche später weiß Vogt aus einem unmittelbar vorangegangenen Brief Liebigs, dass statt seiner sein Freund Bischoff aus Heidelberg die Berufung auf die Professur der Physiologie in Gießen erhalten habe. Seine Enttäuschung

Furcht, zuviel anzufangen und so zu sagen, über Allotriis das Frühjahr zum Teufel gegangen. Ich bin in dem höchsten Unmuth über mich selbst, schnauze Gott und die Welt an, als wenn die beiden unschuldigen Personen bei der Sache bethätigt wären – kurz seit zwei Monaten bin ich ein total unnützes Subjekt geworden, das spazieren geht, was mir früher mein Lebtage nicht passirt ist.“ - Vogt an Liebig, 24. Mai 1843, BSBM, 20 (wie FN 134).

139 „Ich bitte Sie, um Alles in der Welt, machen Sie der Sache ein Ende. Schreiben Sie mir „ja“ oder „nein“, setzen Sie den Herrn in Darmstadt den Daumen auf, oder lassen Sie ganz nach, aber reißen Sie mich aus tiefster Ungewißheit, die mir tötend ist. Wenn die Herren Hofräthe in Darmstadt und Gießen mich nicht wollen, so sollen Sie's sagen; ich werde von Herzen bedauern, nicht mit Ihnen vereinigt sein zu können, und in Ihrer Nähe an der frischen Bewegung Theil nehmen zu können, die in Deutschland sich kund giebt und namentlich in meinen Lieblingswissenschaften [...]“ Ebd.

140 Straßennamen in der Gießener Altstadt. In der Mäusburg stand Carl Vogts Elternhaus.

darüber maskiert er in einem halbironischen Lob der Regierung in Darmstadt, in dem er noch einmal auf die Exilsituation seiner Familie als Ursache für die Ablehnung anspielt.¹⁴¹ Vogt versichert, dass er Bischoffs Überlegenheit anerkenne; lediglich seine Furchtsamkeit, bei der Interpretation seiner Ergebnisse zu weit zu gehen, erwähnt Vogt als einen gewissen Nachteil des Rivalen. Implizit scheint er damit andeuten zu wollen, dass an eine solche Ängstlichkeit in seinem eigenen Falle nicht zu denken gewesen wäre.¹⁴² Er zweifle nicht daran, dass Bischoff den Ruf annehmen werde, und begründet diese Ansicht mit einem Zitat aus einem Brief Bischoffs an Vogt, in dem dieser ihm die Unerträglichkeit seiner Situation in Heidelberg ausgemalt hatte. Auch gegenüber den Medizinern Vater und Sohn Wilbrand werde Bischoff als erprobter Lehrer mit größerer Wirksamkeit auftreten können, als es ihm selber als Neuling möglich gewesen wäre. Andere Kandidaten vom Range Bischoffs, wie beispielsweise Schwann, seien diesem nicht vorzuziehen und würden ohnehin kaum nach Gießen kommen. Gleichwohl kann Vogt nicht verhehlen, dass er die Berufung Bischoffs nur als einen Schachzug der Regierung auffassen kann, mit dem die angestrebte Berufung Vogts allein noch habe verhindert werden sollen, denn sachliche Argumente habe Linde Liebig gegenüber keine mehr vorbringen können.¹⁴³ Indem Vogt der Regierung unterstellt, dass es ihr mit der Berufung Bischoffs in Wirklichkeit gar nicht Ernst sei, erreicht er einen Punkt, an dem er dann doch Gift und Galle spuckt. Er prophezeit Liebig, dass man in Darmstadt die Sache auf die lange Bank schieben werde und es für Liebig weiterhin „nicht weniger Sturmlaufen kosten“ werde, „als Sie schon bisher gehabt haben.“ Vogts Verdacht, dass die Berufung Bischoffs ein bloßes Scheinmanöver sein könnte, werde auch von Vogts Vater geteilt, und er ärgere sich sehr darüber, wie Liebig sich an der Nase herumführen lassen müsse.¹⁴⁴

141 Carl Vogt an Justus Liebig, Neuchâtel, 31. Mai 1843, BSBM Liebigiana II.B, Vogt, Karl 21: „Der Inhalt Ihres Briefes kam mir einiger Maßen unerwartet. Daß Hr. Linde und Consorten alle Segel aufspannen würden, um die Berufung des Sohnes meines Vaters abzuhalten, wußte ich nur zu wohl; daß sie aber zu solchen großmüthigen Mitteln ihre Zuflucht nehmen würden, das, offen gestanden, hatte ich ihnen nicht zugetraut. So wird der Teufel auch manchmal gezwungen, Kirchen zu bauen. Sie und Gießen können bei dem Tausche nur wohlfahren [...]“

142 „Bischoff's Superiorität erkenne ich gerne an; es ist kein nüchternerer Verfechter zu finden, der sich streng an die Thatsachen hält, keinen Schritt darüber hinaus thut; ja vielleicht zuweilen, aus Furcht zu weit zu gehen, hinter seinen Resultaten zurückbleibt. Sein Beobachtungstalent ist groß, er hat mit außerordentlicher Geschicklichkeit die Schwierigkeiten gelöst welche die Säugethierentwicklung dem Beobachter entgegenstellt, und ist daher zu allen physiologischen Experimenten bei Weitem geschickter, als ich.“ Ebd.

143 „Indeß noch Eines. Die Herren in Darmstadt gehören zu den Leuten, zu denen Talleyrand sagte: Ils n'ont rien oublié et rien appris! und ich fürchte nur zu sehr, daß der ganze Vorschlag einer eclatanten Berufung eines hochgestellten Mannes nur die letzte Zuflucht war, um sich gegen Ihr Andrängen zu vertheidigen, und daß es damit gar nicht Ernst sei.“ Ebd.

144 „Nach Allem, was mir mein Vater von diesen heimlichen Jesuiten gesagt hat, bin ich nur zu geneigt, solches von ihnen zu glauben; und wenn dies wahr wäre, was sich aus ihrem Eifer, die neue Berufung einzuleiten, wohl wird ersehen lassen, so wäre dies ein Grund mehr, ihnen ein Mal auf's Fell zu kommen. Ich werde ihnen das Frühjahr, was sie mich durch ihre Winkelzüge haben versäumen lassen, mit rothen Kreisen in dem Kalender

Erst bei dem Gedanken an Leopold von Buchs ehrenhafte Verwendung für Vogt bei der Darmstädter Regierung mäßigt sich der Ton Vogts wieder. Er bezeugt, er habe von Buch stets für einen offenen und redlichen Brausekopf gehalten, hätte es aber dennoch nicht für möglich erachtet, dass er seinen persönlichen Groll so sehr habe unterdrücken können. Er habe ihm sofort geschrieben, und zwar in einem Ton, der dem alten Herrn Freude gemacht haben dürfte. Er habe sich entschlossen, bei künftigen Begegnungen mit ihm auf den Versammlungen der deutschen Naturforscher und Ärzte nichts von Gletschern zu reden, um nicht noch einmal Veranlassung zum Streit zu geben. Leopold von Buch sei ein wahrhaft ritterlicher Charakter, der Bewunderung abnötige.¹⁴⁵

Im Schlussteil des Briefes zeigt sich Vogt geneigt, für die nächste Zukunft auf ein für ihn probates Mittel zur Kompensation krisenhafter Lebenssituationen zurückzugreifen. Er will sich nämlich auf sein kreatives Talent besinnen und sich auf Landschaftsmalerei sowie das Schreiben von Novellen werfen. Er erwähnt, dass er bereits einen Novellenzyklus verfasst habe, den er Liebig demnächst schicken wolle.¹⁴⁶ Zweifellos handelt es sich dabei um den Erzählband *Im Gebirg und auf dem Gletscher*, der 1843 erschien.

In der Schlussformel appelliert Vogt einmal mehr an Liebig, sich doch endlich zu einem Besuch der Schweiz zu entschließen, was für Liebigs Gesundheit vorteilhafter sei, als eine seiner üblichen Badekuren. Er wolle ihn auf Höhen von zehntausend Fuß führen, wo eine reinere Luft herrsche als in Hessen.¹⁴⁷

anmalen, und ich bin wahrlich giftig, daß sie es wagen, einen Mann so quasi an der Nase herumzuführen, von dem doch Wohl und Wehe ihrer Lumpen-Universität abhängt, die ohne Sie schon lange an Fäulniß zu Grunde gegangen wäre, und das nur der elenden Machinationen dieser Herrn Willen." Ebd.

145 „Er ist wahrlich eine jener chevaleresken Naturen, denen man nicht begegnen kann, ohne daß sie mit eingelegter Lanze auf den Gegner einrennen, die aber nebenbei mit Gefahr ihres Lebens den Feind gegen hinterlistigen Angriff schützen, und so galant sind, den Widersacher erst auf die Beine zu stellen und ihm dann zuzurufen: *Maintenant à nous deux!* *Mr. tirez le premier!*" Ebd.

146 „Ich weiß noch nicht, was ich den Sommer über beginnen werde. Ich habe in diesem Winter Abends, statt in's Wirthshaus zu gehen oder in Theegesellschaften, Novellen geschrieben die ich Ihnen nächstens schicken werde, da der Druck beendet ist, und die mir trefflichste Dienste geleistet haben, um mir den Kopf wieder rein zu fegen, wenn ich ihn von Schädeldirbeln und anderem naturphilosophischem Zeug voll hatte. Jetzt habe ich angefangen, in Oel zu malen und werde bald die ganze Umgegend von Neuchâtel in meinem Zimmer hängen haben. Wenn das fertig ist, so will ich denn ein oder zwei Monate in den Bergen herumlaufen, und Landschaften à la Calame machen; hinten ein Berg, in der Mitte zwei Tannen und im Vordergrund ein Geisbock, der philosophische Betrachtungen anstellt. Sie können froh sein, daß Sie nicht einen Menschen nach Gießen bekommen, der solche Allotria treibt; an der Entwicklung dieser schönen Talente hat auch der Herr Linde seine Schuld." Ebd.

147 „Sie haben schon so lange versprochen, einmal zu uns in die Schweiz zu kommen; führen Sie es doch endlich einmal aus. Es soll Ihnen besser bekommen, als eine Badekur, ich will Sie an alle schönen Stellen führen und auf Höhen von 10,000 Fuß, die Ihnen leichter ankommen sollen, als der Schiffenberg und Gleiberg. Es ist viel faule Luft in Hessen, bei uns dort oben ist sie reiner." Ebd.

In letzten knappen Sätzen des Briefes scheint Vogt doch noch einen etwas zuversichtlicheren Akzent setzen zu wollen, indem er betont, dass er auch weiterhin seine naturforscherischen Tätigkeiten nicht vernachlässigen wolle.¹⁴⁸

Ausblick: Von Neuchâtel nach Paris

In den Briefen Vogts an Liebig lässt sich in der Mitte des Jahres 1843 zwar keine Unterbrechung, aber doch eine deutliche Zäsur ausmachen, für die mehrere Faktoren ausschlaggebend sind. Agassiz, der sich mit seinen kostspieligen Projekten übernommen hatte, musste Vogt klar machen, dass er ihn finanziell nicht mehr tragen konnte und dass nach anderen Lösungen gesucht werden musste. Mit dem Scheitern der Aussichten, nach Gießen berufen zu werden, und einigen weiteren sich als aussichtslos erweisenden Perspektiven (Heidelberg, Zürich, Freiburg) verspürte Carl Vogt zunehmend die Angst, in ein arbeitsloses Akademikerproletariat abzugleiten. Was folgte war ein langer Abschied aus Neuchâtel ohne konkrete Pläne, wie es mit ihm beruflich weitergehen sollte. Es dauerte eine Weile, bis er sich innerlich darauf eingestellt hatte, in Paris sein Glück zu versuchen. Ingeheim hegte er die Hoffnung, durch Alexander von Humboldt, der sich häufig in Paris aufhielt, eine ähnliche Förderung zu erfahren, wie seinerzeit Liebig oder auch Agassiz. Praktisch mit nichts in der Tasche vertauschte Vogt seine alpine zweite Heimat mit dem Rückzugsraum, den die Metropole an der Seine für ihn bereithielt. Das einzige Kapital, das ihn auf diesem Schritt begleitete, waren seine Kontakte zu der Redaktion der *Allgemeinen Zeitung*. Diese sollten sich dann aber auch als zentral für diesen Lebensabschnitt herausstellen, insofern es ihm nämlich relativ schnell gelang, sich als Pariser Wissenschaftskorrespondent, spezialisiert auf Berichte über die Sitzungen der Akademie der Wissenschaften, journalistisch in Szene zu setzen.

Während dieses markanten Umbruchs in der intellektuellen Biographie Carl Vogts blieb der Briefkontakt zu Liebig ununterbrochen und wurde sogar in der Schlussphase, als es noch einmal um eine Berufung Vogts nach Gießen ging, besonders intensiv geführt. Aus der Zeit nach Vogts Wechsel von Paris nach Gießen im Jahr 1846 liegen keine Dokumente eines Briefwechsels zwischen Liebig und Vogt mehr vor.

Anhang 1

Zwischen den Briefen vom 14. Februar 1843 und dem 24. Mai 1843 fehlt in dem Münchener Nachlass Liebigs der hier in vollem Wortlaut abgedruckte Brief Vogts an Liebig vom 10. März 1843. Dabei handelt es sich um den Wiederabdruck des bereits von Eva-Marie Felschow und Emil Heuser 1992 veröffentlichten Brieftextes, der hier wegen seiner Bedeutung für den Zusammenhang der in dem

148 „Glauben Sie indeß nicht, daß ich nicht arbeite. Die Forellenanatomie naht ihrem Ende und soll, was Ausführung der Tafeln betrifft, noch schöner werden als die Embryologie. Ich habe 15 Foliotafeln fertig.“ Ebd.

Beitrag behandelten Briefserie erneut seinen Platz findet.¹⁴⁹ Die Reichhaltigkeit des Inhalts, die Anschaulichkeit des Stils und die Eindringlichkeit der Sprache machen dieses Schreiben zu einem epistularen Paradestück des in seiner Gänze noch unerschlossenen Briefwerks Carl Vogts. Hinsichtlich seiner Form steht das Schreiben in der Mitte zwischen einem privaten Brief und einem ostentativen Rechtfertigungsschreiben. Zweifellos hatte Justus Liebig Carl Vogt zur Abfassung dieser erläuternden Stellungnahme aufgefordert, und Vogt war sich auch durchaus bewusst, dass der Inhalt in Liebig's Briefwechsel mit der großherzoglichen Regierung in Darmstadt Verwendung finden würde. Aus diesem Kommunikationszusammenhang resultierte letztlich auch die Alleinstellung in der Provenienz des Textes.¹⁵⁰ Der Grund nämlich, warum dieser Brief nicht in der Münchener Sammlung aufbewahrt werden konnte, ist darin zu suchen, dass Liebig nicht nur Inhalte oder einzelne Passagen verwendete, sondern gleich das ganze Schreiben als Beilage seinem Briefwechsel mit der vorgesetzten Dienststelle in Darmstadt einverleibte. Offensichtlich verblieb dann der Brief Vogts im Nachlass Justin von Lindes.¹⁵¹

Carl Vogt an Justus Liebig – Neuchâtel, 10. März 1843

Verehrtester Freund!

Sie wünschen einige Auskunft von mir über die Vorfälle in Mainz¹⁵², indem Sie zufügen, daß Sie von anderen Seiten her gehört hätten, daß Einer der ausgezeichnetsten Physiologen sich mißbilligend über meine Arroganz und anmaßendes Wesen geäußert hätte.¹⁵³

149 Felschow, Eva-Marie und Emil Heuser (Hrsg.), *Universität und Ministerium im Vormärz: Justus Liebig's Briefwechsel mit Justin von Linde*. Gießen: Ferber, 1992, S. 160-164. Der Dank gilt Frau Dr. Felschow für die freundliche Genehmigung dieses Wiederabdrucks.

150 Felschow und Heuser haben als Nachweis der Archivalie angegeben: Ausfertigung Bundesarchiv Außenstelle Frankfurt FN 10 Bd. 25 fol. 171-172. Die Außenstelle Frankfurt des Bundesarchivs wurde im Jahr 2000 aufgelöst. Der Nachlass „Linde, Justin Timotheus Freiherr von (1797-1870)“ wurde laut Nachlassdatenbank in das Bundesarchiv Koblenz umgelagert. Die neue Bestandssignatur ist N 1759.

151 Laut einer Anmerkung der Herausgeber des Briefwechsels zwischen Justin von Linde und Justus Liebig war dieser Brief einem Schreiben Liebig's an Linde vom 14. März 1843 beigelegt.

152 Carl Vogt bezieht sich auf ein Schreiben Liebig's, das als verschollen zu betrachten ist. Zweifellos hatte Liebig darin eine selbstrechtfertigende Stellungnahme Vogts erbeten, die er dazu benutzen konnte, um Vorwände seitens der Regierung in Darmstadt gegen eine Berufung Vogts nach Gießen zu entkräften. Einer der letzten Hinderungsgründe war im Einzelnen der Vorwurf, Carl Vogt habe sich während der 20. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte im September 1842 in Mainz ungebührlich gegen einen der meistgeschätzten Wissenschaftler der Zeit, dem Berliner Geologen Leopold von Buch, verhalten.

153 Es hat sich nicht ermitteln lassen, über welche Kanäle Liebig auf den Zusammenhang aufmerksam gemacht worden war.

Wie sehr bedaure ich, daß Sie nicht persönlich in Mainz¹⁵⁴ anwesend waren,¹⁵⁵ daß Sie nicht mit eigenen Ohren hören und mit eigenen Augen sehen konnten! Ich

154 Die Wahl der Festung Mainz zum Austragungsort der bedeutendsten deutschen wissenschaftlichen Wanderversammlung hatte vor dem Hintergrund der Rheinkrise eine deutlich politische Note. Die 20. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, die im September 1842 in Mainz abgehalten wurde, war aber auch die erste ihrer Art, die auf dem Hoheitsgebiet des Großherzogtums Hessen stattfand. Für die allgemeinen Versammlungen (Generalversammlungen) diente der Akademiesaal des ehemaligen Kurfürstlichen Residenzschlosses als repräsentativer Rahmen. Die zentrale Rednertribüne wurde durch Notabilitätenbänke flankiert; rechts nahmen staatliche Repräsentanten des höheren Adels Platz, links der Bürgermeister und der gesamte Gemeinderat der Stadt Mainz. Die Ausrichter der Veranstaltung hatten es sich im Vorfeld angelegen sein lassen, die Landesuniversität Gießen, der vielleicht so etwas wie eine indirekte Patronage zugeachtet war, in einem eigenen Schreiben zur aktiven Teilnahme aufzufordern. Das von dem damaligen Rektoratsinhaber der Universität, dem Professor der Philosophie Heinrich Joseph Hillebrand (1788-1871) verfasste Dankschreiben wurde bei Eröffnung der Mainzer Tagung von einem der Geschäftsführer als Zeichen der „Humanität“ der Landesuniversität verlesen: „Die an uns unterm 1ten d. ergangene freundliche Auffoderung an der rubrizierten Versammlung Theil zu nehmen, muss uns nicht bloss an und für sich sehr schmeichelhaft seyn, sondern auch dadurch insbesondere werth erscheinen, da sie ein eigenthümliches Zeugniß ist Ihrer wohlwollenden Gesinnungen gegen uns und unsere Landesuniversität selbst. Indem wir Ihnen desshalb unseren aufrichtigen Dank für ihre Einladung aussprechen, beehren wir uns zugleich zu bemerken, dass jedes Mitglied der Universität bereit seyn wird, seine Mitwirkung eintreten zu lassen, soweit es in seinen Kräften liegt und es von Ihrer Seite gewünscht wird. Hillebrand.“ Amtlicher Bericht S. 4. Der Anteil der Stadt und der Universität Gießen an der Veranstaltung war, nicht zuletzt wegen der räumlichen Nähe zum Versammlungsort, ungewöhnlich hoch. Die beste Figur machte zweifellos die Medizinische Fakultät, die mit allem, was Rang und Namen hatte, vertreten war, angefangen von dem Senior der Universität, dem Geh. Medizinalrat Ludwig Nebel, über den Freiherrn August von Ritgen, der in Mainz u.a. als Sektionspräsident glänzte, über die Professoren Wilbrand (Vater und Sohn), den Professoren Martin W. Plagge und Adolph Wernher bis hin zu dem Veterinärmediziner Karl Wilhelm Vix. Daneben war die praktische Ärzteschaft durch die Doktoren Friedrich Weber, Karl Enderlin und Herrmann Hoffmann, neben den Apothekern W. Mettenheimer und St. George, vertreten. Mehrere der genannten Mediziner machten durch eigene Vorträge und als Diskutanten in den Sektionssitzungen auf sich aufmerksam. Das gilt nicht minder für die stark repräsentierte Naturforscherriege und andere Mitglieder des Lehrkörpers: August von Klipstein, Heinrich Buff, H. V. v. Ritgen, Friedrich Osann, Wilhelm Sell, Hermann Umpfenbach, Karl Zimmer, A. W. Hoffmann, Fr. Knapp, Fresenius, Humbrecht. Neben Repetenten und Kandidaten wie J. B. Wetter und Eichhorn waren auch Gymnasial- und Realschullehrer (Wilhelm Diehl, Dr. Johann Müller, Franz Schaum) neben einer Reihe von Privatpersonen vertreten. Nicht übergangen werden soll auch die Anwesenheit des Gießener Buchhändlers Anton Ricker. Justus Liebig wurde in Mainz zwar vermisst, war aber immerhin indirekt präsent, nämlich durch den Vortrag, den Remigius Fresenius am 21. September in der zweiten Sitzung der Sektion für Chemie und Pharmazie hielt. Fresenius war nämlich mit einem Vortrag „Über das Thun und Treiben im Chemischen Laboratorium zu Giessen, mit besonderer Berücksichtigung der Ergebnisse des letzten Jahres“ im Reisegepäck aus Gießen angereist.

155 Liebig befand sich im Herbst 1842 auf seiner zweiten Reise nach Großbritannien, die vom 18. August bis zum Oktober dauerte. Schwerpunkte der Besuchsreise waren in Südengland die Regionen um London und Bristol, im mittleren England der Raum Sheffield/Leeds und Schottland. Judel, der die insgesamt sieben Aufenthalte Liebigs auf den britischen

bin überzeugt, daß Sie dann nicht gezaudert haben würden, durch Ihre gewichtige Stimme derartige, zum wenigsten auf Mißverständnis beruhende, wenn nicht aus Uebelwollen entsprungene Gerüchte zu widerlegen. Doch da Sie leider nicht dort waren, so sehe ich mich genöthigt, Ihnen so treu als nur irgend möglich Alles mitzutheilen, was zu Entstehung solcher Gerüchte Veranlassung geben konnte. Da ich zwei Sectionen, der geologischen und physiologischen, fast regelmäßig bewohnte und in beiden das Wort nahm, so wollen wir, um die Darstellung nicht zu verwirren, mein Betragen und meine Vorträge in beiden gesondert ansehen.

In die geologische Section führten mich die Gletscher.¹⁵⁶ Sie wissen, daß ich seit drei Jahren der beständige Begleiter Agassiz's auf seinen Reisen in die Hoch-

Inseln näher untersucht hat, charakterisiert die Bedeutung dieser Reise wie folgt: „Als Liebig auf seiner zweiten Englandreise 1842 seine alten Freunde besuchte, wurde er überall enthusiastisch begrüßt und gefeiert. Nicht nur seine Freunde sondern viele Organisationen und Vereine veranstalteten Meetings und Partys zu seinen Ehren, einige Städte gaben Bankette für Hunderte von Personen, die Liebig sehen und sprechen hören wollten.“ Günther Klaus Judel, Justus Liebig in Grossbritannien. Justus Liebig's Briefe aus Großbritannien an seine Frau Henriette, Gießen: Justus Liebig-Gesellschaft zu Gießen e. V., 2003, S. XII.

- 156 Carl Vogt hielt am 21. September 1842 auf der zweiten Sitzung der Sektion für Geologie und Mineralogie einen Vortrag mit dem moderaten Titel „Ansichten über die Gletschertheorie“. In dem 1843 erschienenen amtlichen Kongressbericht wird Vogts Vortragstitel von den Herausgebern mit folgender lapidarer Bemerkung abgetan: „dieselben sind in der Augsburger allgemeinen Zeitung (1842. Nr. 214) durch den Vortragenden selbst veröffentlicht“. Schlägt man den Artikel in dem genannten Blatt nach, so kommen einem doch Zweifel, ob es sich bei dem Feuilletonbeitrag Vogts tatsächlich um den Wortlaut des Vortrags handeln kann. Als wahrscheinlicher sollte man vermuten, dass mit Rücksicht auf Leopold von Buch Vogts Zeitungsartikel als Vorwand diente, in dem offiziellen Bericht über die Mainzer Naturforscherversammlung ein näheres Eingehen auf die angefeindete Gletschertheorie elegant zu umgehen. Mit geringeren Skrupeln trat ein anonymes Korrespondent der Frankfurter Unterhaltungszeitschrift *Didaskalia* auf, der die wissenschaftliche Botschaft Vogts unverblümt zur Kenntnis nahm: Vogt habe bekannt gemacht, „daß nicht nur die Schweiz, sondern ganz Deutschland, Holland, England und Skandinavien in frühern Zeiten mit Gletschern bedeckt gewesen“ sei. Der Leser erfährt überdies, dass man dem Redner für seinen Beitrag lebhaften Beifall gezollt habe. *Didaskalia* Nr. 268 (28.9.1842).

Bei dem Zeitungsartikel Carl Vogts, auf den der amtliche Bericht der Naturforscherversammlung lediglich verwies, handelte sich dagegen um eine feuilletonistische Schilderung der Gletscherexpedition des Jahres 1842, die er bereits zwei Monate vor Beginn der Tagung unter dem anonymisierenden Kürzel C. V. in der *Allgemeinen Zeitung* veröffentlicht hatte: „Die Gletscherexpedition“, in: *Allgemeine Zeitung* Nr. 214 (2.8.1842), Beilage, S. 1706-1708. Carl Vogt hatte diesen populärwissenschaftlichen Exkursionsbericht am 22. Juli 1842 im Hospiz auf dem Grimselpass verfasst, wohin er sich mit den übrigen Mitgliedern des Forschungsteams um Agassiz wegen der gefährlichen Wetterlage auf dem Unteraargletscher und wegen notwendiger Ausbesserungsarbeiten an der Gletscherunterkunft hatte zurückziehen müssen. Zu diesem Datum war die Expedition noch in vollem Gange, und es ist daher kaum vorstellbar, dass Vogt sich in seiner Präsentation in Mainz auf diesen Zwischenbericht kapriziert haben sollte, ohne auf das Gesamtergebnis des Forschungsaufenthaltes einzugehen. In dem Feuilleton schildert Vogt zudem den Forschungsbetrieb rund um die primitiv hergerichtete Forschungsstation, das in humorvoller Selbstironie „Hotel des Neuchâtelais“ getauft worden war, in einem Sprachduktus, der dem rein

gebirge der Schweiz war, daß ich an allen seinen Untersuchungen über die Gletscher, ihr Vorrücken, ihre Ausdehnung, ihre alten Grenzen und ihre geologischen Spuren zwar nur geringen, aber doch thätigen Antheil nahm, daß ich mit ihm Mühen, selbst Gefahren bei unserem monatelangen Aufenthalte in den Eis-meeren des Berner Oberlandes theilte. Aus diesen Untersuchungen waren Agassiz's Ansichten über die alten, vorweltlichen Gletscher und den Transport der Findlingsblöcke durch dieselben entstanden; - Ansichten, die ich mit um so vollerer Ueberzeugung theile, als ich selbst alle Fakte, worauf sie sich stützen, aus eigener Anschauung kenne. Sie wissen, daß die Agassiz'sche Theorie schnurstracks derjenigen zuwiderläuft, welche früher von L. v. Buch¹⁵⁷ aufgestellt wurde und die auch jetzt von den meisten deutschen Geologen vertheidigt wird. Daß L. v. Buch deßhalb als der eifrigste Gegner von Agassiz auftreten müsse, ist bei dem autokratischen Elemente, welches ihn belebt, nicht anders zu erwarten. Ich habe Ihnen selbst erzählt,¹⁵⁸ wie ich damals, als ich in Erlangen¹⁵⁹ meinen Vortrag über Gletscher halten wollte, von L. v. Buch, den ich persönlich nicht kannte, empfangen wurde, wie er mir durch den Sekretär sagen ließ, er würde nicht gestatten, daß ich einen solchen Vortrag halte, da der Gegenstand der Behandlung unwürdig sei, wie er mir auf meine Antwort, ich würde reden, trotz des Verbotes von seiner Seite, im Enke'schen Garten in Gegenwart der versammelten Naturforscher, ich darf wohl sagen, derbe Grobheiten sagte, so daß Hofrath Münz¹⁶⁰ v. Würzburg, der mir zur Seite stand, ihm laut antwortete: „Herr, Ihre 70 Jahre geben Ihnen kein Recht, Jemanden, der Ihnen nichts gethan, so zu behandeln“ und Graf Münster¹⁶¹ v.

geologisch-mineralogischen Kreis von wissenschaftlichen Zuhörern auf der Sektions-sitzung vollkommen unangemessen gewesen wäre: „In der nächsten Umgebung herrscht geschäftige Thätigkeit; dort arbeitet unter Agassizens Leitung der Schwarm der Arbeiter an dem Bohrer, der den Gletscher durchsenken soll oder an der untergletscherischen Galerie; hier visirt Wild, der Ingenieur, die Punkte ein, die ihm zur Fertigung des genauen Gletscherplanes dienen sollen, welchen er unternommen; in dem Laboratorium neben der Hütte sind Nicolet und Vogt mit physikalischen und chemischen Experimenten beschäftigt, während Desor die angränzenden Eis- und Firnfelder beobachtend durchstreift und Burkhardt, der Maler, vom fernen Felsufer aus sein durch Genauigkeit und künstlerische Behandlung gleich ausgezeichnetes Panorama des Gletschers der Vollendung entgegenführt.“

157 Zu Leopold von Buch vgl. die Ausführungen zu der Erlanger Naturforscherversammlung 1840 in diesem Aufsatz.

158 Dieser Halbsatz enthält einen der wenigen Hinweise darauf, dass Vogt sich trotz seiner Exilsituation zu einem unbekannten Zeitpunkt zwischen der Rückkehr Liebigs aus Wien (Ende 1840) und der Abreise Liebigs zu seiner zweiten Großbritannienreise (August 1842) in Gießen aufgehalten haben dürfte.

159 Vgl. zu der ersten Konfrontation Vogts mit Leopold von Buch die Ausführungen zur Naturforscherversammlung 1840 in Erlangen im vorliegenden Beitrag.

160 Martin Münz (1785-1848), königlich bayerischer Hofrat, ordentlicher Professor der Anthropotomie, Zootomie und pathologischen Anatomie an der Universität Würzburg, war einer der führenden deutschen Ärzte und Wissenschaftler des beginnenden 19. Jahrhunderts.

161 Georg Graf zu Münster (1776-1844), Mitglied eines westfälischen Adelsgeschlechtes, ehemaliger preußischer Beamter im Hohenzollerischen Ansbach und in Bayreuth, war mit der Schaffung des Königreiches Bayern in bayerische Dienste übergetreten und bekleidete als

Baireuth, mit welchem ich mich gerade unterhalten hatte, nachher nöthig fand seinen Freund zu entschuldigen, und mir zu der Gelassenheit Glück zu wünschen, mit welcher ich bei solchen Ausfällen das Alter seines Freundes geschont hätte. Indeß, das sind alte Geschichten, ich wiederhole sie Ihnen nur, um Ihnen die besonderen Verhältnisse zurückzurufen, in denen ich, meiner geologischen Ansichten wegen, zu L. v. Buch stehe. Er ist nicht nur der hervorragendste Geolog Deutschlands, sondern der ganzen Welt, allein er hat unglücklicherweise sich so mit der Wissenschaft verkörpert, daß er jede von der seinigen abweichende Meinung für eine Beleidigung seiner Person hält. Dies ist der ganze Schlüssel zu seinem Groll; ich habe auch jetzt noch keinen gegen ihn, während er jeden Anhänger der Agassiz'schen Theorie für seinen bittersten Feind hält. Doch zur Sache. Am 5. September vorigen Jahres glaube ich trafen wir Hn. v. Buch auf dem Wege nach dem Aargletscher in Guttannen,¹⁶² als wir eben zurückkehrten. Seine Begrüßung „Ich glaubte, Sie wären schon längst fort“ wurde von Agassiz mit dem Anerbieten, ihn zu begleiten und zu führen, beantwortet. Er nahm dies nicht an; wir trennten uns; in Mainz sah ich ihn wieder, grüßte ihn und hielt einen Vortrag über die Gletscher, auf den L. v. Buch kein Wort erwiederte, und welchen die anwesenden Geologen, welche nicht meiner Meinung waren, wie Graf Münster, Graf Mandels-

bayerischer Kammerherr und Regierungsdirektor hohe politische Ämter. Als Wissenschaftler aus Liebhaberei widmete er sich auf Reisen in seiner Freizeit dem Sammeln und Zeichnen von Fossilien. Als Anhänger der romantischen Naturphilosophie und Paläontologe erlangte er einen international anerkannten Kenntnisstand. Wissenschaftliche Größen wie Louis Agassiz und Georges Cuvier suchten ihn in Bayreuth auf, wo er ihnen Teile seiner Sammlung schenkte. Soweit es sich bei diesen Petrefakten um fossile Fische handelte, kamen sie nach Neuchâtel in die Sammlung Agassiz, denn Cuvier schenkte seine Sammlung fossiler Fische seinem ehemaligen Pariser Schüler. Auf diese Weise war Carl Vogt bei seiner Arbeit mit dem Fossilienbestand in Neuchâtel mit den wissenschaftlichen Geschenken Graf Münsters höchst vertraut.

- 162 Schweizerische Berggemeinde im Berner Oberland beim Grimselpass. Carl Vogt und Agassiz dürften das Grimselhospiz nicht vor dem 7. September 1842 verlassen haben, denn unter diesem Datum hatte Vogt noch vom Grimselpass aus einen Abschlussbericht an die *Allgemeine Zeitung* verfasst. Auch eine Eintragung Leopold von Buchs im Fremdenbuch des Hospizes bestätigt diese Vermutung: „Leopold von Buch von Berlin 8.-9. September 1842 auf dem Gletscher.“ – Hermann Hopf, „Originalaufzeichnungen der Forscher im Hôtel des Neuchâtelois aus den Jahren 1840-1845“, in: *Jahrbuch des Schweizer Alpenclub* Jg. 33 (1897 bis 1898). Bern: Schmid & Francke. 1898, S. 342-347; hier S. 345. – Es ist schon bemerkenswert, dass Leopold von Buch sich noch 14 Tage vor der Mainzer Naturforscherversammlung auf den Unteraargletscher begab, um sich ein eigenes Bild von der Forschungsstation Agassiz' zu machen. Als er sich in das Fremdenbuch eintrug, hat er zweifellos auch die unmittelbar davor stehenden Eintragungen Vogts und des Agassizteams zur Kenntnis genommen. Immerhin zeugt es von hohem forschersischem Ethos, dass der fast Siebzigjährige (Jahrgang 1774) es sich nicht nehmen ließ, sich der Strapaze eines Gletscherbesuchs nach dem Ende der dafür geeigneten Jahreszeit zu unterziehen.

lohe,¹⁶³ Prof. Goldfuss,¹⁶⁴ Bergrath Walchner,¹⁶⁵ Prof. Merian¹⁶⁶ etc. mit einer Einladung, gemeinschaftlich mit ihnen zu Mittag zu essen, beantworteten. Ich kann nicht glauben, daß sie den Vortrag ungehörig in seinen Ausdrücken gefunden hätten, sonst würden wohl die bezeichneten Herren mir nicht so viele Freundschaft bewiesen haben. Einige Tage darauf war Ball in der Fruchthalle¹⁶⁷, auf dem ich mich befand und wahrlich nichts weniger als [an] Gletscher dachte. Ich stand

-
- 163 Friedrich Graf von Mandelsloh (1795-1870) war der Sohn eines württembergischen Staatsministers und hatte sich in Urach und Ulm dem Forstwesen gewidmet. Diese Tätigkeit brachte ihn mit der Geologie und der Paläontologie in Berührung, welchen beiden Fächern er sich aus Liebhaberei widmete. Auf diesem Wege hatte er sich den Ruf eines ersten Kenners der geologischen Verhältnisse Schwabens erworben. Auf seine Idee hin, die er als hoher Beamter der Uracher Forstverwaltung gefasst hatte, wurde das alte, schadhafte Forsthaus auf dem Liechtenstein am Albtrauf in das bekannte, im Stil des Historismus erbaute „Märchenschloss Württembergs“ umgewandelt.
- 164 Georg August Goldfuß (1782-1848) war als ordentlicher Professor für Zoologie, Paläontologie und Mineralogie in Bonn u.a. naturwissenschaftlicher Lehrer von Karl Marx (Mai 1836) gewesen. Der in der preußischen Provinz Ansbach-Bayreuth aufgewachsene Goldfuß entwickelte u.a. durch Höhlenfunde ein nachhaltiges Interesse an Fossilien und veröffentlichte mit der Unterstützung von Georg Graf zu Münster in den Jahren zwischen 1826 und 1844 sein Hauptwerk *Petrefacta Germaniae*. Auf der Mainzer Versammlung fungierte Goldfuß als Präsident der Sektion für Geologie und Mineralogie.
- 165 Der mit dem Ritterorden des Zähringer Löwen dekorierte badische Oberberggrat Friedrich August Walchner (1799-1865) war Professor für Mineralogie, Geognosie und Chemie am Polytechnikum in Karlsruhe, dessen Direktor er von 1833 bis 1836 war. Auf der Naturforscherversammlung in Mainz hielt er am 20. September 1842 in der Sitzung der „Section für Mineralogie und Geologie“ einen Vortrag „über die geologischen Verhältnisse der am Nordrande des Schwarzwaldes hervortretenden Mineralquellen“. *Amtlicher Bericht* S. 114-115. Carl Vogt begegnete dem Berufskollegen, der zeitweise auch Abgeordneter der Zweiten Kammer der Badischen Ständeversammlung war, 1848 im Frankfurter Vorparlament wieder.
- 166 Der Schweizer Peter Merian (1795-1883) war eine der prägenden Persönlichkeiten der eidgenössischen Naturwissenschaften. Der zweifache Präsident der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft und mehrfache Rektor der Universität in Basel bekleidete als ordentlicher Professor die Fächer Physik, Chemie und zuletzt als Honorarprofessor Geologie und Petrefaktenkunde.
- 167 Die Fruchthalle in Mainz, die 1837-1839 auf dem Gelände des 1793 bei der Beschießung von Mainz zerstörten Dominikanerklosters errichtet worden war, diente zuerst als Getreidebörse und Markthalle. Der 46 m lange, 42 m breite und 16 m hohe Saal im Rundbogenstil wurde aufgrund seiner Größe als Festhalle für Feierlichkeiten, Versammlungen, Ausstellungen und Bankette genutzt. Wegen dieser Qualität spielte er während der Naturforscherversammlung in Mainz eine große Rolle in dem geselligen Beiprogramm, durch das sich die Tagungen mit den Jahren in zunehmendem Maße auszeichneten. An dem großen Festbankett, das in der Mainzer Fruchthalle stattfand, nahmen 1100 Naturforscher teil, und dem Musikfest der Mainzer Liedertafel, das ebenfalls dort veranstaltet wurde, wohnten 6000 Zuschauer bei. Diese enorme Teilnehmerzahl wurde noch einmal bei dem großen Ballfest in der Fruchthalle überboten, bei dem die Naturforscher sich laut einer Beschreibung in Cottas *Morgenblatt* unter 7000 tanzlustige Personen mischen konnten.

mit Römer¹⁶⁸ v. Hildesheim, Althans¹⁶⁹ v. Rotenburg, Prof. Merian und einigen andern in der Mitte des Saales, eine große Menge anderer Gelehrter in unserer Nähe, als L. v. Buch zu uns trat. Ich theile Ihnen das nun folgende Gespräch wörtlich mit; ich habe es mir zugleich aufnotirt. Römer. „Sie kommen gerade Recht, H. Geheimerath, haben Sie schon gehört, es sollen hier in der Nähe von Mainz Gletscherspuren gefunden worden sein“. L. v. Buch. „Wie? Was?

168 Es ist nicht eindeutig zu klären, um welchen Träger dieses Namens es sich handelt. Der in Hildesheim geborene Geologe und Botaniker Friedrich Adolph Roemer (1809-1869) leitete als Bergrat die Bergschule in Clausthal, die er in eine Bergakademie umwandelte. Auf der Teilnehmerliste der Naturforscherversammlung in Mainz taucht er neben seinem jüngeren Bruder, dem Geologen, Paläontologen und Mineralogen Carl Ferdinand Roemer (1818-1891) auf, der ebenfalls aus Hildesheim stammte. Letzterer hatte noch im Mai des Jahres 1842 in Berlin, also in unmittelbarer Umgebung Leopold von Buchs, im Fach Paläontologie promoviert und im August desselben Jahres bei der obersten preußischen Bergbehörde eine stratigraphische Untersuchung des Rheinischen Schiefergebirges mittels Fossilien begonnen, deren Ergebnisse er dann 1844 publizierte.

169 Der aus Bückeburg stammende Geheime Bergrat Carl Ludwig Althans (1788-1864) war Geologe, Baukonduktor, Maschinenbauinspektor, Oberhüttenbauinspektor und seit 1817 in preußischem Staatsdienst im Oberbergamt Bonn, wo er für die Neustrukturierung der Berg- und Hüttenwerke der Rheinprovinz zuständig war. Er hatte im Jahr 1839 in seiner Schrift *Grundzüge zur gänzlichen Umgestaltung der bisherigen Geologie oder kurze Darstellung der Weltkörper- und Erdenbildung* (Koblenz: Baedeker, 1839) einige runde Gebirgsbildungen analog zu den Mondkratern als das Ergebnis des Absturzes kleinerer Erdtrabanten auf die Erde zu erklären versucht. Auf einer Studienreise in die Schweiz (wohl im Jahr 1838) hatte er sich u.a. mit geologischen Formationen im Jura und im Berner Oberland befasst, deren Entstehung er durch Abschmelzung der Gletscher erklärte. Mit diesen Überlegungen berührte er sich mit der Gletschertheorie Agassiz'. Bei dem angegebenen Herkunftsort Rotenburg irrt sich Vogt allerdings, wobei er vermutlich an das nordhessische Rotenburg an der Fulda dachte. Es gibt aber keine biographische Verknüpfung Althans' mit irgend einem Ort oder einer Region namens Rotenburg oder Rothenburg. Aus Rotenburg an der Fulda stammte allerdings ein gewisser Kreisbaumeister Jakob Althaus, der sich in Mainz in die Sektion Geologie einschrieb.

Gletscher?“ Ich. „Dr. Gergens¹⁷⁰ will deren im Wisperthale¹⁷¹ gefunden haben. Ich habe vor, mit ihm und Escher v. d. Linth¹⁷² nächsten Sonntag¹⁷³ eine Excursion dorthin zu machen“. L. v. Buch.

-
- 170 Auf der Mainzer Teilnehmerliste finden sich vier Träger des Namens Gergens. Als einziger von ihnen hatte sich der Mediziner Peter Jakob Gergens (1803-1863) in die Sektion für Mineralogie eingeschrieben. Der in Wetzlar geborene Gergens hatte sich 1823 zum Studium der Philosophie und Medizin in Gießen immatrikuliert und hatte 1830 dort promoviert. Danach war er von 1841-1852 Lehrer der Naturwissenschaften am Gymnasium in Mainz. Er war zudem Sekretär der von ihm mitbegründeten rheinisch-naturforschenden Gesellschaft in Mainz. In Betracht käme auch sein ebenfalls auf der Versammlung in Mainz anwesender jüngerer Bruder Johann Franz Gergens (1811-1854), Herzoglich Nassauischer Medizinalassistent in Wiesbaden, nicht zu verwechseln mit seinem Vater, dem Mainzer Medizinalrat und vormaligen Reichskammergerichtsarzt in Wetzlar gleichen Namens, der 1840 gestorben war. Der jüngere Gergens hatte sich laut seinem Nekrolog 1826 in Gießen als Jurist eingeschrieben, war aber schon nach wenigen Tagen zum Medizinstudium überwechselt. Zu diesem Schritt habe sein älterer Bruder, der spätere Privatdozent der Physiologie Dr. Jacob Gergens den Anlass gegeben, der sich damals in Gießen zum Examen vorbereitete. Während seines zweijährigen Studiums bei Wernekinck, Balser, Liebig, Wilhelm Vogt und Ritgen widmete Franz Gergen sich den naturwissenschaftlichen Vorstudien „mit einer damals in Giessen noch sehr seltenen Gründlichkeit.“ Nachdem er in Heidelberg zu Ende studiert hatte, bestand er ehrenvoll 1831 sein Doktorexamen in Gießen. Danach trat er in den Nassauischen Staatsdienst und machte in Wiesbaden sein Staatsexamen. Im Jahr 1832 begab er sich zur Vervollkommnung seiner Ausbildung nach Paris, wo die zweite Cholera-Epidemie ihm reichlich Gelegenheit bot, medizinische Erfahrungen zu sammeln. Nach einem Jahr kehrte er zurück und begann seine ärztliche Laufbahn als Medizinalakzessist in Wiesbaden. – Vgl. „Nekrolg. Dr. Gergens in Wiesbaden“, in: *Balneologische Zeitung. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Hydrologie* Bd. 1, Nr. 5 (26.2.1855), S. 79-80.
- 171 Das 30 km lange Wispertal war die nördliche Grenzregion des hessischen Rheingaus im westlichen Teil des Hintertaunus. Das Talsystem der Wisper, einem rechten Nebenfluss des Rheins, verfügt über eine markante Geomorphologie, insofern es sich um ein ausgeprägtes, enges Kerbtal mit teils ausgeprägter Talasymmetrie handelt. Die von Carl Vogt auf seiner angekündigten Exkursion mit Gergens und Escher von der Linth erwarteten Gletscherspuren scheinen sich aber nicht bestätigt zu haben.
- 172 Der Züricher Geologe Arnold Escher von der Linth (1807-1872) war während der Gletscherexpeditionen 1841 und 1842 als wissenschaftliche Begleiter Agassiz' auf dem Unteraargletscher. Außerdem war ihm noch kurz vor der Mainzer Versammlung am 8. August 1842 zusammen mit Carl Vogts Freund Eduard Desor die Erstbesteigung des Lauteraarhorns gelungen. Man darf wohl vermuten, dass auch bei der Anreise nach Mainz, die Carl Vogt auf einem Rheindampfer unternahm, Escher von der Linth sein Reisebegleiter war. Im Januar 1844 erbat Vogt sich brieflich von Escher dessen Unterstützung bei der Bewerbung um eine vakante Professur in Zürich. Mit Carl Vogt verband Arnold Escher von der Linth trotz der unterschiedlichen sozialen Herkunft eine lebenslange Freundschaft.
- 173 Da an dem Sonntag, d. 24. September keine Sitzungen stattfanden, stand für diesen Tag ein Ausflug mit einem Rheindampfer nach Bingen auf dem Tagungsprogramm. Für einen Abstecher in das Wispertal könnten Vogt, Escher von der Linth und Gergens sich in Bingen von der Reisegesellschaft gelöst haben.

„Ja? Da kommen solche Gelbschnäbel, die kaum hinter den Ohren trocken sind, und füllen ganze Zeitungen mit ihren Dummheiten an,¹⁷⁴ und meinen hernach noch, ältere, vernünftigere Leute sollten sich nicht über derlei Albernheiten ärgern“. Ich. (Mache eine Verbeugung und ziehe mich, ohne ein Wort zu sagen, zurück). Was war auf eine solche Beleidigung, die mir in Gegenwart einer Menge von Leuten auf einem öffentlichen Balle, ohne die mindeste Provocation von meiner Seite, ward, zu antworten? Ich kündigte, worum ich von vielen Seiten war gebeten worden, einen öffentlichen Vortrag an, in dem ich kurz unser Leben auf dem Gletscher schilderte und dann am Schlusse wörtlich folgendes sagte: „Die Gründe, welche man für und wider diese Theorie anführte, abzuwägen, ist hier nicht der Ort. Einen Gegengrund wider die Gletschertheorie aber fühle ich mich hier berufen zurückzuweisen, es ist der, daß die Anhänger dieser Ansicht noch zu jung seien, um solche großartige Erscheinungen in ihrem ganzen Zusammenhange auffassen zu können. M[eine] H[erren] die Wahrheit bleibt wahr, möge ihr Lied nun von einem gelben oder grauen Schnabel gesungen werden, und die Göttin, der wir alle huldigen, die Wissenschaft, sie ist jung und wird es ewig bleiben. Möchten alle ihre Anhänger auch im Alter sich das jugendliche Herz bewahren. Ich habe gesprochen.“¹⁷⁵ Daß dieser Schluß manchen nicht gefiel, einigen arrogant mag vorgekommen sein, will ich glauben; einige meiner Freunde haben mir selbst frei-

174 Carl Vogt hatte 1841 damit begonnen, zahlreiche populärwissenschaftliche Korrespondenzen über die neue Gletschertheorie anonym oder unter dem Kürzel C.V. in der *Allgemeinen Zeitung* zu veröffentlichen. Da Buch hier von Gelbschnäbeln im Plural sprach, so sei darauf verwiesen, dass er schon im Vorfeld der Mainzer Tagung mit einem jungen Geologen, einem gewissen Heinrich Ludolf Wissmann, eine Auseinandersetzung in Sachen Gletschertheorie auszutragen hatte. Der 1815 geborene, aus Meensen bei Hannoversch-Münden stammende Wissmann hatte erst 1840 sein Examen bei Leopold Gmelin und H. G. Bronn in Heidelberg bestanden, als er ein Jahr später in einem Wissenschaftsblatt (*Neues Jahrbuch für Mineralogie*) über Leopold von Buchs Vortrag auf der Naturforscherversammlung in Braunschweig polemisierte. Unmittelbar nach seinem Examen in Heidelberg hatte er noch zwischen 1840 und 1841 eine Schweizerreise unternommen, auf der er nach eigener Auskunft seine Ansichten über die erratischen Blöcke im Sinne der Theorie Agassiz' formte. Unter dem Datum vom 1. März 1842 wies Leopold von Buch in einem Leserbrief aus Berlin an den Redakteur des *Neuen Jahrbuches für Mineralogie* die Anwürfe Wissmanns auf das schärfste zurück. *Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefakten-Kunde*. Stuttgart: Schweizerbart, 1842, S. 282-283.

175 Es ist Vogt offensichtlich nicht bewusst, dass seine Darstellung der Konfrontation mit Leopold von Buch während der Mainzer Versammlung widersprüchlich ist und so, wie er sie schildert, nicht abgelaufen sein kann. Denn nach seiner Version des Vorfalls wäre das Gelbschnäbel-Zitat von Buchs erst nach dem Vortrag Vogts zu datieren. Trotzdem will er aber am Schluss seines Vortrages bereits auf das Zitat repliziert haben. Der Ball in der Fruchthalle, während dem nach Vogt die Konfrontation stattgefunden hat, wurde erst nach Vogts Gletschervortrag gegeben, nämlich am Abend des 22. September 1842, so kann die von Vogt beschriebene unangenehme Konfrontation mit Leopold von Buch nicht bei dieser Gelegenheit stattgefunden haben. Vermutlich verwechselt Carl Vogt, der seinen Vortrag am 21. September hielt, in seinem Brief an Liebig das Ballfest mit dem Festbankett, das das große gesellige Ereignis am Abend nach Beendigung der ersten allgemeinen Sitzung am 19. September war. Der Widerspruch in der Schilderung Vogts wird aber auch unter dieser Voraussetzung nicht völlig aufgehoben.

müthig ihren Tadel darüber mitgetheilt, allein ohne mich auf die Mehrzahl der Versammlung berufen zu wollen, die mir lebhaft applaudirte, will ich Sie selbst als Richter aufrufen, ob ich zu viel gethan. Ich hatte wahrlich die mir gewordene persönliche Beleidigung nicht im Sinne, als ich diese Worte sprach, sondern ich hielt mich als Anwalt der jüngeren Generation berufen, dieser das Recht der selbstständigen wissenschaftlichen Untersuchung zu behaupten.

Kommen wir nun zu der physiologischen Section. In dieser, welche mein Fach behandelte, habe ich öfter das Wort genommen,¹⁷⁶ einigemal aus freiem Antriebe, einmal auf Anfrage des Hofraths v. Ammon¹⁷⁷ aus Dresden, der über die Entwicklung des Auges einige Fragen stellte, die ich glücklicher Weise im Stande war genau zu beantworten.¹⁷⁸ Von ausgezeichneten Physiologen kenne ich, außer dem Erwähnten, nur noch zwei, die an den Sitzungen der Versammlung Theil genommen hätten, die Herren Bischoff v. Heidelberg und Siebold v. Erlangen; kein anderer ausgezeichneter Physiologe war da,¹⁷⁹ und mit den beiden, die ich eben nenne, hat mich gerade die Mainzer Versammlung enge befreundet, da ich sie von früher her persönlich nicht genauer kannte. Von ihnen rühren die ausgestreuten

176 In der Sektion für Anatomie und Physiologie hielt Carl Vogt zwei Vorträge. Der erste davon, den er während der ersten Sektionssitzung am 20.9.1842 vortrug, hatte den Titel „Über den rothen Schnee“. Die systematische Erforschung der Infusionstierchen, die für die auffällige Rotfärbung des Hochgebirgsschnees verantwortlich sind, war die Hauptaufgabe Vogts während der jährlichen Gletscherexpeditionen seit 1840. Schon 1840 auf der Versammlung in Erlangen hatte Vogt darüber referiert. Dieses Mal ging es um die Fortpflanzung der Infusorien unter den Gletscherbedingungen. Auf der dritten Sitzung der anatomisch-physiologischen Sektion am 22.9.1842 trug Carl Vogt zum Thema „Über die Schleimgänge der Fische“ vor. Die von Vogt in diesem Zusammenhang vorgetragenen Ergebnisse basierten auf den Untersuchungen, die er in Neuchâtel im Labor von Louis Agassiz angestellt hatte. Er erbrachte den Nachweis, dass es Verbindungen zwischen den Lymphgefäß- und Venensystemen der von ihm untersuchten Süßwasserfische gibt und dass Flüssigkeiten aus den Schleimgängen zwar in dieses System gelangen können, nicht aber umgekehrt, was durch einen Klappenapparat verhindert wird.

177 Friedrich August von Ammon (1799-1861) war Arzt am Augenhospital und Blindeninstitut in Dresden. Seit 1828 bekleidete er zusätzlich die Stelle eines Professors der theoretischen Medizin, und wurde Director der medizinisch-chirurgischen Akademie in Dresden. Der sächsische König Friedrich August II. ernannte ihn 1837 zum königlichen Leibarzt.

178 Der erwähnte Wortbeitrag Carl Vogts fand am 22.9.1842 auf der vierten Sektionssitzung statt. Der Leibarzt Dr. von Ammon aus Dresden hatte in seinem Vortrag „Punkte aus der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Auges“ die Frage offenlassen müssen, ob beide Augen sich aus einer gemeinsamen Blase entwickelten oder jedes Auge über eine eigene Blase verfüge. Vogts Intervention zu diesem Punkt wurde von dem Protokollanten notiert und fand Eingang in die Publikation des amtlichen Berichts (S. 226).

179 Die Erwähnung Theodor Ludwig Wilhelm Bischoffs (1807-1882), damals noch Professor in Heidelberg, und Carl Theodor Ernst von Siebolds (1804-1885), Professor in Erlangen, als die beiden einzigen ausgezeichneten Physiologen auf der Versammlung in Mainz wirkt an dieser Stelle unvermittelt, bezieht sich aber auf den von Liebig anscheinend im vorangegangenen Brief an Vogt genannten ausgezeichneten Physiologen, der sich missbilligend über sein angeblich arrogantes und anmaßendes Auftreten in Mainz geäußert haben soll. Am Anfang seines Briefes war Vogt bereits kurz auf den Ungenannten zu sprechen gekommen. An dieser Stelle spekuliert nun Vogt also, um welchen Anschwärzer es sich gehandelt haben könnte.

Gerüchte gewiß nicht her, und wenn diese beiden Männer mich für roh und sittenlos gehalten hätten, so würde der Erstere mich nicht auf einige Tage zu sich geladen haben und der Letztere mich nicht seiner Frau¹⁸⁰ als einen Freund empfohlen und bei einer Excursion nach Bingen zum Tischnachbar bestimmt haben. Ich habe lange mein Gedächtniß angestrengt, um mir irgendeine Äußerung zurückzurufen, welche Einen oder den Anderen der Anwesenden hätte gegen mich aufbringen können, und finde endlich nur Folgendes: Ein Engländer (ich glaube, er hieß Kemble¹⁸¹⁷) legte uns das Modell eines Injicirapparates mit Zeichnungen vor und las darüber eine Abhandlung. Bischoff bemerkte, man könne einen solchen Apparat nur erfinden, wenn man nicht zu injiciren verstehe, da er total unbrauchbar sei, und da ich gerade vorher über Injectionen bei Fischen vorge-tragen, so fügte er hinzu: "Nicht wahr, Vogt?" worauf ich antwortete, ich bedaure die Kosten, welche der gute Mann sich mit Lithographirung seiner Zeichnungen gemacht, da ich mit beistimmen müsse, daß der Apparat nicht benutzt werden könne, so wie er vorliege. Ich müsse mich wundern, daß er keinen Anatomen um Rath gefragt, da sicherlich jeder praktische Anatom gleicher Meinung sein müsse. Nun habe ich erst nachher erfahren, daß der Engländer in Giessen studire¹⁸² und ich kann doch nicht glauben, daß aus meiner Vaterstadt, wo ich vor zwei Jahren so herzlich nach 6jähriger Abwesenheit aufgenommen wurde,¹⁸³ solche Gerüchte über mich herkämen.

Doch genug von solchen Klatschereien! Sie werden keinem fehlen, der sich selbstständig eine Bahn bricht, denn gar manche nehmen schon für Arroganz, wenn ein jüngerer Mann den Muth hat, den Ansichten Aelterer entgegenzutreten. Es lag mir daran, sie Ihnen im Einzelnen auseinanderzusetzen, und ich hoffe, daß Sie finden werden, daß ich unverändert derselbe geblieben, wie Sie mich von früher und von zwei Jahren her kannten, der Wissenschaft und den Freunden ergeben, und wenn man zu den letzteren im engeren Kreise der Physiologie die Namen J.

180 Siebold war in erster Ehe mit Franziska (Fanny) geborene Noeldechen (1804-1854) ver-heiratet.

181 Gemeint ist Dr. George Kemp (1808-1885), Chemiker und Physiologe am St. Peter's College in Cambridge, der 1844 eine Kritik an Liebig's Tierchemie veröffentlichen sollte: *A letter to professor Liebig, on some misrepresentations, contained in the second edition of his work, entitled „Animal chemistry“*. London und Birmingham 1844. – Das Protokoll der vierten Sitzung der anatomisch-physiologischen Sektion, die am 23. September 1842 von Siebold als Präsident geleitet wurde, hält fest: „Dr. Kemp aus Cambridge erklärte einen von ihm erfundenen Apparat zur Injection der Gefäße, den er vorzeigte und wovon er Abbildungen mittheilte; derselbe soll den Druck besser regulieren, als die seither gebräuchlichen Spritzen.“ (Amt-licher Bericht, S. 228).

182 George Kemp erscheint nicht in der von Kössler edierten Matrikel der Universität Gießen. Carl Vogt scheint ihn mit dem aus Glasgow stammenden Robert Corbett Campbell zu verwechseln, der sich 1838 als Student der Chemie in Gießen immatrikuliert hatte, der aber schon 1840 gestorben war.

183 Hier ein weiterer Hinweis darauf, dass Carl Vogts Schweizer Exil ihn offensichtlich nicht von einem Besuch in Gießen im Jahr 1841 abhielt.

Müller, Henle, Valentin, Wagner,¹⁸⁴ Siebold, Bischoff u[nd] A[ndere] zählen kann, so darf man, glaube ich, seinen Weg gehen, unbekümmert um die Andern.

Nehmen Sie mir mein schlecht Geschreibsel nicht übel. Ich bin noch ein wenig Reconvalescent von einem catarrhalischen Fieber, das mich einige Tage im Bette hielt. In Bern ist, soviel ich höre, meine Familie munter und wohl.

Von ganzem Herzen

Ihr

C[arl] Vogt

Anhang 2

Bericht über den Empfang Justus Liebigs in Berlin aus der *Allgemeinen Zeitung* Nr. 117 (27.4.1843)

Berlin, 12. April. Im Jagor'schen Locale¹⁸⁵ hatte sich heut zu einem festlichen Mahle eine zahlreiche Gesellschaft wissenschaftlicher und anderer Notabilitäten versammelt, um dem berühmten Chemiker, dem seit einigen Tagen unter uns weilenden Professor Liebig aus Gießen ihre Hochachtung zu bezeugen.¹⁸⁶ Unter den Anwesenden, deren Zahl sich noch bedeutend vermehrt hätte, wenn die Kürze der Zeit alle aufzufordern erlaubt, welche sich für Liebigs Wissenschaft interessieren, bemerkte man die Mehrzahl der Männer, welche im Felde der Naturwissenschaften der Entwicklung und dem Fortschritt derselben die wesentlichsten Dienste geleistet haben, als L[eopold] v. Buch,¹⁸⁷ J[ohannes] Müller, [Heinrich

184 Johannes Müller (1801-1848), Friedrich Gustav Jakob Henle (1809-1885), Gabriel Gustav Valentin (1810-1883), (Anatomielehrer Vogts in Bern), Rudolf Wagner (1805-1864).

185 Das Jagor'sche Haus Unter den Linden 23 beherbergte eines der vornehmsten Restaurants in Berlin. Der dazugehörige Festsaal war besonders bei den Berliner Intellektuellen und Künstlern ein beliebter Ort für gesellige Veranstaltungen aller Art. Der Name bezieht sich auf den 1828 verstorbenen Hauseigentümer Johann Jagor, der als Hoftraiteur und Gastronom in dem 1763 erbauten vornehmen Stadthaus wohnte. Der „Jagor'sche Saal“ war 1820 nach den Plänen von Karl Friedrich Schinkel als Konzertsaal errichtet worden. Gefeierte Musiker wie Carl Maria von Weber, Franz Liszt, Clara Schumann und Robert Schumann gastierten hier. Schinkel hatte in der Berliner Dorotheenstadt auf der Südseite der Promenadenstraße Unter den Linden eine Reihe von bald über die Grenzen Berlins hinaus bekannten Restaurationsbetriebe entworfen. Im Jahr 1843 befand sich das Haus im Besitz des Forschungsreisenden und Ethnologen Fedor Jagor (1816-1900), des ältesten Sohnes des Hoftraiteurs. Zur Geschichte des Hauses, in dem bereits 1778 Goethe und 1804 Schiller bei ihren Berlinaufenthalten mit ihren Familien wohnten, vgl. Wagner, Volker, *Die Dorotheenstadt im 19. Jahrhundert. Vom vorstädtischen Wohnviertel barocker Prägung zu einem Teil der modernen Berliner City*. Berlin, New York: de Gruyter, 1998, S. 202-203.

186 Liebig hatte am 27.3.1843 seinem Freund und Verleger Vieweg mitgeteilt, dass er sich entschlossen habe, „auf etwa 14 Tage eine Reise nach Berlin zu machen, welche hoffentlich dazu beitragen wird, mir die dortigen Gemüter wieder zu versöhnen.“ Zit. nach: Schneider (Hrsg.), *Justus von Liebig. Briefe an Vieweg* (wie FN 82), S. 162. – Liebig wohnte in Berlin im Hause seines Freundes und Kollegen Heinrich Rose.

187 Bei der persönlichen Begegnung mit Leopold von Buch scheint Liebig die Weichen dafür gestellt zu haben, dass der Berliner Geologe sich bei dem Großherzog in Darmstadt für die Berufung Vogts nach Gießen schriftlich verwendete. Vgl. Carl Vogts Brief an Liebig vom

Friedrich] Link, [Christian Gottfried] Ehrenberg, [Martin Hinrich] Lichtenstein, [Peter Theophil] Rieß, [Christian Samuel] Weiß, [Georg Adolf] Erman, [Johann Christian] Poggendorf[f], [Heinrich Wilhelm] Dove, [Johann Franz] En[c]ke u. a. Außer mehreren ausgezeichneten Beamten, Aerzten und Gelehrten hatten sich auch viele Gutsbesitzer und Industrielle eingefunden, die in Liebig namentlich einen Mann verehren der es für einen Hauptzweck seiner Wissenschaft hält die gewonnenen Resultate derselben nicht fruchtlos in den Büchern ruhen zu lassen, sondern ihnen Eingang und Anwendbarkeit für das Leben zu verschaffen. Mit Schmerz vermißte man nur den großen Naturforscher¹⁸⁸ von europäischem Ruf, den Preußen jetzt wieder als den seinigen verehrt. Seine Abwesenheit, durch andere dringende Geschäfte veranlaßt, wurde um so mehr bedauert da man wußte daß er es gewesen, welcher dem gefeierten Gaste, gleich so manchen andern, die ersten Schritte seiner Laufbahn erleichtert und ihm seine jetzige Stellung in Gießen verschafft hatte,¹⁸⁹ eine Stelle welche der seinem Vaterland in Dankbarkeit zuge-thane Gelehrte, wie bekannt ist, auch um der glänzendsten Anerbietungen willen die ihm das Ausland machte nicht mehr vertauschen will. Unter den namhaften Fremden bemerkte man die Professoren [Friedrich Wilhelm August] Argelander von Bonn, Lücke von Göttingen, Weise von Leipzig, Schüler von Jena u. a. Hr. Professor Heinrich Rose brachte das Wohl des Gastes aus „dem die Chemie in ihren verschiedenen Zweigen so viel verdankt,“ und der gerade die Zweige derselben so außerordentlich gehoben, welche das materielle Wohl der Menschen am meisten fördern. „Der Ackerbau, dieser Zweig der Industrie, die den Menschen zum Menschen gesellt, der die Staaten gegründet hat, hat in neuern Zeiten nach [Albrecht] Thaer wohl durch Niemand einen solchen wissenschaftlichen Impuls erhalten, als durch Liebig.“ Der Toast schloß „auf den würdigen Vertreter deutscher Wissenschaft, der sie kraftvoll und muthig so oft gegen die Anmaßungen des Auslands vertheidigt hat!“ Der Gast antwortete in einer klaren und einfachen Rede

31. Mai 1843 (BSBM), wo er sich überrascht über die Kehrtwendung Leopold von Buchs äußert.

188 Zu einer Begegnung zwischen Alexander von Humboldt und Justus Liebig kam es dann aber doch noch im Verlauf von Liebig's Berlinaufenthalt, wie einem Brief des Dorpater Liebig'schülers Carl Schmidt aus dem Jahr 1843 zu entnehmen ist. Schmidt erinnert Liebig in diesem Brief an ihre flüchtige Erstbegegnung in Berlin im April 1843: „Bei Ihrem letzten Aufenthalt in Berlin hatte ich, von Herrn H[einrich] Rose vorgestellt, das Vergnügen, Ihnen mein Gesuch um einen Platz im Giessener Laboratorio für's Wintersemester selbst vorzutragen. Es war der Tag Ihrer Abreise – ein Besuch drängte den andern – Jeder wollte vorgestellt, beschieden, verabschiedet sein – Sie konnten unmöglich jedem Studenten Ihre Aufmerksamkeit widmen, die Männer, wie A[lexander] v[on] Humboldt u[nd] a[ndere] vollkommen in Anspruch nahmen.“ – Brief von Carl Schmidt an Justus Liebig, Berlin, den 3. Juni 1843, zit. nach: Roß, Rudolf Stefan (Hrsg.), *Carl Schmidt (1822–1894). Tagebuchaufzeichnungen, Briefe und wissenschaftliche Reiseberichte des Dorpater Chemikers Carl Schmidt aus den Jahren 1842–1881* (= Deutsch-russische Beziehungen in Medizin und Naturwissenschaften, 7). Aachen: Shaker, 2002, S. 35.

189 Alexander von Humboldt, der Liebig in Paris kennengelernt hatte, hatte in einem Schreiben an den Großherzog Ludewig I. vom 5.2.1824 Liebig für eine Professur in Gießen empfohlen. – Schwedt, Georg, *Liebig und seine Schüler: Die neue Schule der Chemie*. Berlin u.a.: Springer, 2002, S. 82.

daß er die freundlichen und wohlwollenden Worte der ehrenwerthen Männer nicht auf seine Person beziehen könne, er fühle daß sie einem höhern und wichtigern Ereignisse gälten. Er sehe in dieser Manifestation der Führer und Leiter deutscher Wissenschaft eine Anerkennung dessen, was in neuerer Zeit in der Chemie geleistet worden. Gerade hier, in einem Hauptbrennpunkte deutscher Wissenschaft, könne am wenigsten vergessen werden wie viele unter uns seyen, die sich mit dem glänzendsten Erfolg bemüht hätten geistige Ausdrücke für die Entdeckungen der Zeit zu finden.¹⁹⁰ „Nur in einer einzigen Beziehung, sagte er, glaube ich keinem nachzustehen, und dieß ist in der warmen Liebe für deutsche Wissenschaft, und in dem lebhaften Streben ihr die Anerkennung zu verschaffen die ihr gebührt.“ Die Versammlung, welche bei dem ernstesten Zwecke der Heiterkeit ihr vollkommenes Recht ließ, ging erst spät auseinander, nicht ohne Dank für den sorgsam Anordner des Festes, Hrn. Professor Magnus,¹⁹¹ welcher der Mehrzahl die Gelegenheit verschafft den hochgefeierten Mann kennen zu lernen. Viele mögen danach die Vorstellung von der Persönlichkeit des berühmten Gelehrten geändert haben. Die strengen Urtheile welche Liebig zuweilen im Interesse der Wissenschaft zu fällen sich genöthigt sieht, sind nichts weniger als die Eruptionen eines schroffen Charakters. Der scharfe Richter auf dem Felde der Wissenschaft erscheint im Umgange als der gemüthvollste Mann voll humaner Durchbildung und Liebenswürdigkeit. (Voss. Ztg.)¹⁹²

190 Die Rede Liebig's kann als eine weitgehende Entschuldigung für die herben Angriffe betrachtet werden, die er im Jahr 1840 in seiner polemischen Schrift über den Zustand der Chemie in Preußen publik gemacht hatte. Eine gewisse Schadensbegrenzung scheint ihm, nach dem vorliegenden Artikel zu urtheilen, tatsächlich gelungen zu sein.

191 Der Berliner Physiker und Chemiker Gustav Magnus (1802-1870) war neben dem Chemiker Heinrich Rose (1794-1864) einer der vertrautesten Kollegen Liebig's in Preußen. Beide hatten bei Berzelius studiert und blieben ihm bis an sein Lebensende verbunden. Die Vorbehalte, die Berzelius gegenüber Liebig's Pamphlet über die Chemie in Preußen hegte, theilten sie bis zu einem gewissen Grade. Sehr zum Verdruss Liebig's, der ihre Haltung in einem Brief an Wöhler vom 3.7.1840 damit kommentiert, dass sie sich in der Angelegenheit „wie die Schuster benommen“ hätten, d.h. dass sie den Text übermäßig in Kleinigkeiten bekritelt hätten. Das Erscheinen der Broschüre wurde im Briefwechsel zwischen Berzelius und Magnus thematisiert. Magnus war der Sohn eines der bedeutendsten Bankiers in Preußen und konnte es sich wohl leisten, ein so glänzendes Bankett auszurichten.

Aus dem Artikel wird deutlich, dass es diese beiden Personen waren, die sich besonders dafür ins Zeug legten, Liebig in Berlin zu rehabilitieren.

192 Der Artikel wurde in der Augsburger *Allgemeinen Zeitung* als Übernahme aus der in Berlin erscheinenden *Vossischen Zeitung* gekennzeichnet.

„Klein Linden 22. Aug. 1859“ – Zwei bisher unbekannte Zeichnungen mit Linneser Motiven¹

GERD STEINMÜLLER

Seit September 2019 ist die Graphische Sammlung des Frankfurter Städel Museums online und mit ihr zwei bisher unbekannte Linneser Ansichten², die leider nicht mehr in die Festschrift zur 750-jährigen Ersterwähnung des heutigen Gießener Stadtteils Eingang finden konnten. Es handelt sich dabei um zwei Bleistiftzeichnungen, welche untereinander auf grauen Karton montiert und am rechten unteren Rand jeweils bezeichnet sind mit „Klein Linden 22. Aug. 1859“. Die größere, mit „1.“ überschriebene Zeichnung misst 14,9 x 12,3 cm und zeigt ein von der Giebelseite aus gesehenes dreigeschossiges Gebäude, das unten links als „Burg“ bezeichnet ist. Das kleinere, mit „2.“ betitelte und nur 8,1 x 10,6 cm große Blatt weist links unten die Jahreszahl „1613“ auf und ist in der Graphischen Sammlung des Städel Museums als „Kapelle in Klein-Linden“ inventarisiert.

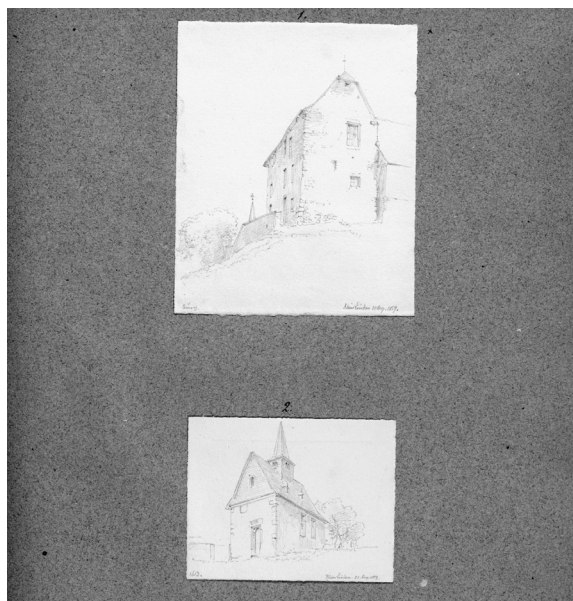


Abb. 1: Carl Theodor Reiffenstein, Klebeband 19, Seite 19, Städel Museum Graphische Sammlung (CC BY-SA 4.0 Städel Museum, Frankfurt am Main <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>).

- 1 Dieser Beitrag basiert auf meinem gleichnamigen Vortrag anlässlich der Abschlussveranstaltung des Kleinlindener Jubiläums am 14.12.2019 im Bürgerhaus Kleinlinden.
- 2 Den Hinweis darauf verdanke ich Frank Mohr.

Beide Zeichnungen stammen aus der Hand des Architektur- und Landschaftsmalers Carl Theodor Reiffenstein, der 1820 in Frankfurt am Main geboren wurde und dort 1893 im Alter von 73 Jahren starb. Zwei Fotografien, die ihn als ca. 28- und 60-Jährigen zeigen, sind überliefert.³ 1896 wurde der Nachlass des Künstlers vom Städel erworben; seitdem befinden sich die beiden Blätter mit 8.376 (!) weiteren Reiffenstein-Werken im Museum am Mainufer.

Im Folgenden soll näher darauf eingegangen werden, was diese Zeichnungen zeigen und was sie nicht zeigen, welche Absichten der Künstler damit verfolgte, in welchem zeitlichen Kontext sie entstanden und wie sie aus heutiger Sicht einzuordnen sind.

Beide Bauwerke, die „Burg“ und die alte Kirche an der Wetzlarer Straße, die das Weichbild von Kleinlinden über mehr als zweieinhalb Jahrhunderte als Wahrzeichen prägten, werden in Reiffensteins Zeichnungen offenbar sehr genau und glaubwürdig dargestellt. Dies wird sofort deutlich, wenn man ihnen die bekannte Ansicht von Kleinlinden gegenüberstellt, von der man bisher annahm, dass sie das Aussehen der alten Kirche als einzige überliefert hätte.



Abb. 2: Kleinlinden. Ausschnitt aus „Giessen nebst seinen Umgebungen“, 1841, Lithographie, Stadtarchiv Gießen – Fotosammlung.

3 Siehe Fritz und Julie Vogel, Porträt des Malers Carl Theodor Reiffenstein, um 1848, Kalotypie https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Frankfurt_Am_Main-Portraits-Fritz_und_Julie_Vogel-Carl_Theodor_Reiffenstein-um_1848.jpg sowie: unbekannter Fotograf, Porträt von Carl Theodor Reiffenstein, um 1880, Fotografie https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Carl_Theodor_Reiffenstein.jpg?uselang=de (Stand: 20.11.2020).

Als Zeichner des insgesamt 30,3 x 42,7 cm großen Blattes, das in der Randleiste noch 16 weitere Ansichten, z.B. von Wieseck, der Pulvermühle, Badenburg usw. zeigt und als Gesamtansicht in LAGIS aufgerufen werden kann, ist Richard Hägle vermerkt und als Lithograph C. Levecke.⁴

Zwar versuchte der Zeichner Hägle durchaus, die damals charakteristische Ansicht von Kleinlinden aus südlicher Richtung zu treffen, wobei die „Burg“ im Zentrum wie auch die Kirche zur Rechten als prominenteste, die Dorfsilhouette prägende Bauten eigens hervorgehoben wurden. Jedoch lässt die Wiedergabe sowohl der umgebenden, nur schematisch angedeuteten Bebauung als auch der beiden Architekturen selbst einiges zu wünschen übrig. Der eigentlich nach Westen zur Wetzlarer Straße hin orientierte Eingangsbereich der „Burg“ wurde um 90 Grad nach Süden gedreht und bezüglich der Kirche lässt der mit Wetterfahne versehene Helm offen, ob er einen Turm oder bloß einen Dachreiter bekrönt.

Solche Unklarheiten lassen Reiffensteins Zeichnungen gar nicht erst aufkommen. In beiden Fällen wird das Gebäude zunächst freigestellt, wobei Angrenzendes, sei es Bebauung oder Bewuchs, mit wenigen zarten Bleistiftstrichen nur noch angedeutet wird. In beiden Zeichnungen wird darüber hinaus die imposanteste bzw. markanteste Ansicht gewählt: Im Falle der „Burg“ geschieht dies von der tiefer gelegenen Untergasse, der heutigen Wetzlarer Straße, aus, so dass man über aufsteigendes Terrain nach oben auf die mächtige, nahezu ungegliederte Giebelwand sieht, die bildparallel wiedergegeben ist. Ihre immense Ausdehnung und dumpfe Masse, woran der Zahn der Zeit schon merklich genagt hat, wird erst so richtig deutlich beim Blick auf die sich verkürzende dreigeschossige Westwand, die durch Eingangsbereich und Fenster differenzierter gegliedert ist, wie auch beim Blick auf den graziilen Spitzhelm der Kirche, der hinter der Burgtreppe hervorschaut.

Im Falle der alten Linneser Kirche verfährt Reiffenstein ähnlich. Auch sie wird mit tiefliegendem Horizont aus der Untersicht aufgenommen, so dass das kleine, schlichte Gebäude größer erscheint, als es in Wirklichkeit war, jedoch weniger monumental, wuchtig und auch weniger auffällig als die „Burg“. Man sieht den einschiffigen, mit Satteldach und Dachreiter versehenen Bau über Eck gestellt und auf leicht ansteigendem Gelände ebenfalls von der heutigen Wetzlarer Straße aus, wobei die Kirchhofsmauer links und eine Baumgruppe rechts im Hintergrund nur noch schemenhaft zu erkennen sind. Die Westseite der eingeschossigen Architektur weist akzentuierte, wohl als Eckquader zu verstehende Markierungen auf und besitzt ein leicht nach rechts versetztes Portal, das wahrscheinlich mit Sandstein profiliert war. Darüber befindet sich ein breiteres oblonges Feld.

4 Siehe <https://www.lagis-hessen.de/de/imagepopup/s3/sn/oa/id/1606> (Stand: 20.11.2020).

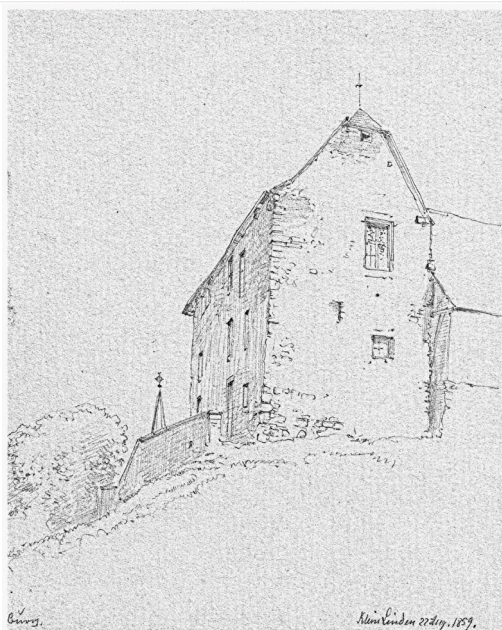


Abb. 3: Carl Theodor Reiffenstein, *Burg in Klein-Linden*, Städel Museum Graphische Sammlung, Inv.-Nr. 9876 (CC BY-SA 4.0 Städel Museum, Frankfurt am Main <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>).



Abb. 4: Carl Theodor Reiffenstein, *Kapelle in Klein-Linden*, Städel Museum Graphische Sammlung, Inv.-Nr. 9877 (CC BY-SA 4.0 Städel Museum, Frankfurt am Main <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>).

Auf dieses Feld bezieht sich Reiffensteins Beschriftung „1613“ am linken unteren Rand der Zeichnung. Es handelt sich um die 1956 wieder aufgefundene Inschrift, die die Grundsteinlegung vom 13. April 1613 überliefert.



Abb. 5: Inschrift von 1613 über dem Türsturz der alten Kleinlindener Kirche an der Wetzlarer Straße, heute an der Südseite der Friedhofskapelle (Foto: Gerd Steinmüller, 2020).

Oberhalb des Portals, nach links versetzt, markierte Reiffenstein ein nahezu quadratisches Feld mit noch unbekannter Funktion. Nach oben schließt der eingeschossige Bau mit einem Satteldach ab, das zur Traufseite leicht ausgestellt ist. Der leicht vorspringende, wahrscheinlich geschieferte Giebel weist ein axial angeordnetes Rundbogenfenster auf. Die Südseite ist durch zwei einfache, wohl mit Sandstein profilierte und unterteilte Rechteckfenster gekennzeichnet, die aus der Achse nach rechts verschoben sind. Unklar bleibt dabei, wie der Ostabschluss der alten Linneser Kirche beschaffen war, ob als halbkreisförmige Apsis oder eher als gerader Chorabschluss auf quadratischem oder querrrechteckigem Grundriss. Der Dachbereich weist zwei Dachgaupen und einen in etwa mittig platzierten Dachreiter mit doppelten Schallarkaden nach Süden und Westen, höchstwahrscheinlich auch nach Osten und Norden hinauf. Darüber erhebt sich der bereits erwähnte oktagonale Helm, dessen Spitze zwar vom oberen Bildrand überschritten wird, nach Reiffensteins Zeichnung der „Burg“ aber wohl mit einer Wetterfahne versehen war.

Ausgelassen, um nicht zu sagen radikal ausgeschlossen, hat der Zeichner dagegen die umgebende Bebauung. So war die unmittelbar angrenzende, hier nur angedeutete Kirchhofsmauer schriftlichen Überlieferungen zufolge immerhin mehr als 1,70 Meter hoch und fast 60 Zentimeter stark.⁵ Visuell dürfte diese Mauer im Bezug zur Kirche ebenso präsent gewesen sein wie das Nebengebäude in der „Burg“-Zeichnung, das rechtwinklig auf das ehemalige Herrenhaus trifft und von Reiffenstein ebenfalls nur skizzenhaft angelegt wird.

Ausgelassen hat der Zeichner darüber hinaus auch Details. So schrieb der Gießener Professor für Zoologie Carl Vogt (1817-1895) in seinen 1896 erschienenen Lebenserinnerungen: „An der Kirche von Kleinlinden war ein heidnisches

5 Vgl. Katzenmeier, Uwe, Die Kirche in der Wetzlarer Straße und ihr Kirchhof, in: Arbeitsgruppe Orts- und Vereinsarchiv Kleinlinden e.V. im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Gießen (Hg.): Lindehe Linnes Kleinlinden 1269 – 2019. Vom Waldort zum Stadtteil, Neustadt an der Aisch: die schwarzdrucker, 2019, S. 60.

Götzenbild eingemauert, ein Symbol Swantewit's, wie die Archäologen behaupteten, dem Kuenoel freundlich zunichte, wenn er vorüberging“.⁶ Gemeint ist die heute als Streitkopf bzw. Neidkopf identifizierte Skulptur, die sich an der Westseite der alten Linneser Kirche befunden haben muss, nach langer Odyssee in den Besitz des Oberhessischen Museums Gießen kam und heute an der Kreuzung Katzenbach/Zum Maipplatz aufgestellt ist.⁷ Dass dieses Bildwerk nicht dargestellt ist, hat sicherlich mit Reiffensteins zeichnerischer Vorgehensweise zu tun. Diese zielte in erster Linie darauf ab, ein Porträt des betreffenden Bauwerks aus der Totalen zu übermitteln, es bildmäßig auf der Fläche zu platzieren und ihm zugleich malerische Atmosphäre zu geben. Details werden hierbei unterdrückt und – wenn überhaupt – erst in einem zweiten Schritt aufgenommen.



Abb. 6: Linneser Streitkopf/Neidkopf (Foto: Gerd Steinmüller, 2020).

Sehr gut lässt sich dieses zeichnerische Verfahren anhand von sechs Blättern nachvollziehen, die ebenfalls auf den 22. August 1859 datieren und in Großen-Linden

6 Vogt, Carl, Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke, Stuttgart: Verlag von Erwin Nägele, 1896, S. 40 <https://archive.org/details/ausmeinemblebne01vogtgoog> Mit „Kuenoel“ bezieht sich Vogt auf den Gießener Theologie-Professor Christian Gottlieb Kühnöl (1768-1841), der in Kleinlinden ein Landgut besaß (vgl. ebd.).

7 Vgl. Katzenmeier, Uwe, Der Neidkopf in Kleinlinden – ein Beitrag zu seiner Herkunft, in: Lindehe Linnes Kleinlinden 1269 – 2019 (wie FN 5), S. 54ff. Die Deutung des Bildwerks als Darstellung der slawischen Gottheit Svantovit kursierte Carl Vogt zufolge offenbar schon in den 1820/30er Jahren und war Unterrichtsgegenstand am Gießener Gymnasium (vgl. Aus meinem Leben, S. 99). Auf wen diese Interpretation zurückgeht, ist unklar.

entstanden sind. Die Peterskirche zeichnete Reiffenstein hierbei in drei Totalansichten von Südwesten, Süden⁸ und Osten.⁹



Abb. 7: Carl Theodor Reiffenstein, Die Peterskirche in Großen-Linden von Südwesten, 22. August 1859, Bleistift auf Papier, 14,7 x 16,8 cm, Städel Museum Graphische Sammlung, Inv.-Nr. 9867 (CC BY-SA 4.0 Städel Museum, Frankfurt am Main <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>).

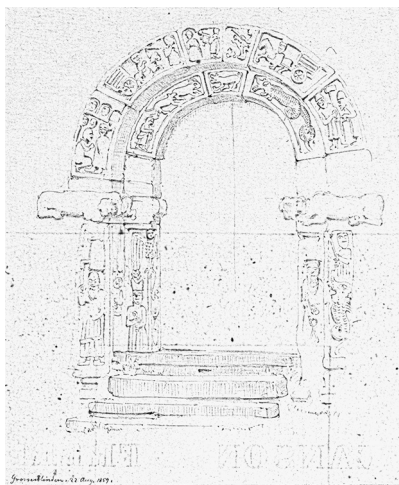


Abb. 8: Carl Theodor Reiffenstein, Romanisches Portal der Peterskirche in Großen-Linden, 22. August 1859, Bleistift auf Papier, 21,2 x 14,5 cm, Städel Museum Graphische Sammlung, Inv.-Nr. 9869 (CC BY-SA 4.0 Städel Museum, Frankfurt am Main <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>).

-
- 8 Siehe Carl Theodor Reiffenstein, Die Peterskirche in Großen-Linden von Süden, 22. August 1859, Bleistift auf Papier, 12,1 x 15 cm, Frankfurt am Main, Städel Museum Graphische Sammlung <https://sammlung.staedelmuseum.de/de/werk/die-peterskirche-in-grossen-linden-1> (Stand: 20.11.2020).
- 9 Siehe ders., Die Peterskirche in Großen-Linden von Osten, 22. August 1859, Bleistift auf Papier, 12,1 x 15 cm, Frankfurt am Main, Städel Museum Graphische Sammlung <https://sammlung.staedelmuseum.de/de/werk/die-peterskirche-in-grossen-linden-2> (Stand: 20.11.2020).

Getrennt davon werden Details der Architektur und ihrer Ausstattung dann in präzisen Einzelstudien wiedergegeben: die Wetterfahne,¹⁰ das Taufbecken¹¹ und auch das berühmte romanische Portal. Zum plastischen Schmuck dieses Portals hatte Johann Valentin Klein 1857 erstmals einen mit Abbildungen versehenen Deutungsvorschlag¹² unterbreitet, der in Gießen publiziert wurde und den Reiffenstein vermutlich kannte. Eventuell wurde sein Interesse an der Peterskirche auch dadurch geweckt.

Was Reiffenstein im Falle der „Burg“ nicht mitüberliefert, ist neben dem architektonischen Gesamtzusammenhang auch die tatsächliche Funktion des Gebäudes. Diese hatte sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts grundlegend gewandelt. Ein Herrensitz war das dreigeschossige Haupthaus am 22. August 1859 schon lange nicht mehr.

Ludwig Dietrich Christian von Wrede, der letzte adelige Inhaber, steckte notorisch in finanziellen Schwierigkeiten, die ihn zur Veräußerung des Anwesens veranlassten.¹³ Am 11. März 1812 wurde das Burggut, bei dem es sich juristisch gesehen um hessisches Lehensgut handelte, zunächst in freien Besitz umgewandelt. Am 15. Mai erfolgte der Verkauf an die Gemeinde Kleinlinden für 12.000 Gulden, den von Wrede aber aus unbekannten Gründen missbilligte. Er beauftragte daraufhin seinen Anwalt mit der öffentlichen Versteigerung des Anwesens, die dann am 22. Juli 1812 stattfand. Ausgenommen war dabei die Koppeljagd, die der hessische Staat als Entschädigung für die Allodifikation, d. h. für die Umwandlung des Lehens in freies Eigentum, erhielt. Ausgenommen war auch ein Nebengebäude im Burggarten, das der Stiftsdame Wilhelmine von Wrede, einer Tante des letzten Besitzers, gehörte. Dieses Fachwerkhaus wurde später auf Abbruch nach Groß-Rechtenbach verkauft und an der dortigen Hauptstraße wiederaufgebaut. Für 13.900 Gulden fiel das Burggut an Geheimrat von Zwierlein zu Winnerod, der es bereits im Jahr darauf mit sattem Gewinn, nämlich für 15.500 Gulden, an Kleinlindener Ortsbürger weiterveräußerte.

Das Burghaus samt Nebengebäuden wurde von Johannes Jung, der aus der Familie der „Adler-Wirts“ stammte, für 1.740 Gulden erworben. Bestandteile davon verkaufte er weiter, so die „ondere“ Scheuer, die später auf dem Gelände

10 Siehe ders., Wetterfahne der Peterskirche in Großen-Linden, 22. August 1859, Bleistift auf Papier, 10,5 x 8,3 cm, Frankfurt am Main, Städel Museum Graphische Sammlung <https://sammlung.staedelmuseum.de/de/werk/wetterfahne-der-peterskirche-in-grossen-linden> (Stand: 20.11.2020).

11 Siehe ders., Taufbecken an der Peterskirche in Großen-Linden, 22. August 1859, Bleistift auf Papier, 7,3 x 11 cm, Frankfurt am Main, Städel Museum Graphische Sammlung <https://sammlung.staedelmuseum.de/de/werk/taufbecken-an-der-peterskirche-in-grossen-linden> (Stand: 20.11.2020).

12 Siehe Taf. II. in Johann Valentin Klein, Die Kirche zu Großen-Linden, bei Gießen, in Oberhessen. Versuch einer historisch-symbolischen Ausdeutung ihrer Bauformen und ihrer Portal-Reliefs (...), Gießen: J. Ricker'sche Buchhandlung, 1857 <http://opacplus.bsb-muenchen.de/title/BV014443584/ft/bsb10048418?page=15> (Stand: 20.11.2020).

13 Zur „Burg“ siehe hier und im Folgenden: Steinmüller, Gerd/Katzenmeier, Uwe, Wirtshäuser in Linnes, in: Lindehe Linnes Kleinlinden 1269 – 2019 (wie FN 5), DVD 09.01., S. 36 ff.

der Fuhrmannsherberge „Zum Löwen“ (Wetzlarer Straße 30) wiederaufgebaut wurde, oder auch Steine, die die Gemeinde Kleinlinden zum Straßenbau erwarb. Von Johannes Jung, dem „alten Burghannes“, ging das ehemalige Herrenhaus bald auf seinen Sohn Johannes, den „jungen Burghannes“, über. Dieser verpachtete es an eine Familie, im Dorf „Atnotze“ genannt, die dort eine Käserei betrieb.

Danach wurden Karl Ferdinand Friedrich Runge aus Mariensee bei Hannover und seine Ehefrau Anna Magdalena, geb. Kinzenbach, die aus Rodheim stammte, Eigentümer des Hauptgebäudes. Runge, als Küfer und Destillateur bei der Firma Schwan in Gießen beschäftigt, wird 1852 als Gastwirt erwähnt. Die Wirtschaft „Zur Burg“ gründete er wohl unmittelbar zuvor. Konkurrenz entstand alsbald in unmittelbarer Nachbarschaft: Anton Weigel, der das angrenzende Nebengebäude, das ehemalige Hofhaus, von Ludwig Viehmann erworben hatte, eröffnete hier eine weitere Gaststätte. Wenige Jahre später verkaufte er dieses Haus an seinen Verwandten Philipp Jung IX., der den Ausschank noch bis in die 1910er Jahre hinein weiterbetrieb.

Am 22. August 1859 fand Carl Theodor Reiffenstein auf dem Burggelände also statt adeliger Herren mindestens ein, wenn nicht sogar zwei Wirtshäuser vor. Wieso aber spielt dieser Funktionswandel, der sicherlich in Form des Wirtshaus-schildes auch zu diesem Zeitpunkt bereits deutlich sichtbar am Gebäude angezeigt wurde, in seiner Zeichnung aber überhaupt keine Rolle? Und wieso rückt Reiffenstein das Gebäude entgegen seiner tatsächlichen Nutzung sowohl durch den angeschnittenen Helm mit Wetterfahne wie auch durch die Montage der beiden Zeichnungen auf dem grauen Karton wieder in einen Bezug zur alten Linneser Kirche?

Gewiss folgt die Anordnung und Nummerierung der beiden Blätter zunächst der Reihenfolge, in der man den beiden prominentesten Linneser Bauwerken damals von Süden her begegnete. Jedoch verband Reiffenstein damit noch eine weitere, als nur topographische Absicht. Denn auffallend ist, dass die „Burg“ ruinöser und baufälliger erscheint als die Kirche, was durchaus symbolisch verstanden werden kann. Beide Bauten wären dann ein Sinnbild für das Verhältnis von weltlicher und geistlicher Herrschaft. Dieses Verhältnis wurde in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts zumeist dualistisch, letztlich als Gegensatz von Vergänglichkeit und Dauer, aufgefasst und insbesondere von den Künstlern der Romantik entsprechend dargestellt.

Stellvertretend für viele andere Arbeiten aus dieser Zeit sei hier auf eine Bleistift- und Federzeichnung von Schnorr von Carolsfeld verwiesen, die von der Reichsdruckerei Berlin später als Faksimile popularisiert wurde. Sie entstand 1815 anlässlich einer Reise des Künstlers ins Kamptal (Niederösterreich). Auch mit Hilfe der Figuren am unteren rechten Rand, die gewissermaßen als Betrachterstellvertreter eingebaut sind und anzeigen, wie das Bild gelesen werden soll, deutet Schnorr die Landschaftsszenerie als Sinnbild. Die imposante Burgruine im Hintergrund steht dabei für die Vergänglichkeit aller weltlichen Macht, die intakte Dorfkirche rechts verweist dagegen auf die Dauerhaftigkeit der himmlischen Güter.

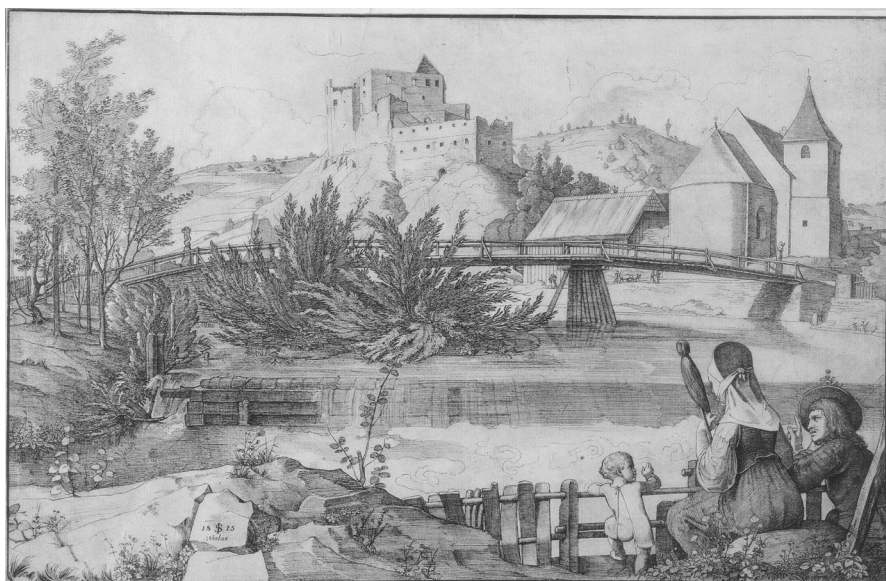


Abb. 9: Julius Veit Hans Schnorr von Carolsfeld (1794-1872), Weizlas, 1815, Feder und Bleistift, 24,9 × 38,2 cm, Berlin, Kupferstichkabinett (Reichsdruck aus den 1920/30er Jahren, Foto: Gerd Steinmüller, 2011).

In dieser romantischen Tradition ist Carl Theodor Reiffenstein aufgrund seiner akademischen, durch Vertreter der Düsseldorfer Malerschule beeinflussten Ausbildung am Frankfurter Städel durchaus noch zu verorten. Ihnen vergleichbar hegte auch er ein zunächst antiquarisch-dokumentarisches Interesse an historischer Bausubstanz, das sich mit fortschreitender Modernisierung allerdings mehr und mehr in ein rekonstruktives Interesse verwandelte. Dies sei im Folgenden kurz erläutert:

Aufgewachsen in der mittelalterlich geprägten Frankfurter Altstadt reagierte Reiffenstein überaus sensibel auf Veränderungen, die sich seit den 1830er Jahren in architektonischer wie auch sozialer Hinsicht bemerkbar machten. Das Verschwinden vieler Baudenkmäler, die er zeichnerisch oftmals noch kurz vor dem Abriss dokumentierte, bedauerte er als Verlust von „wahrhaften Schönheiten“. Und dass die Häuser der Altstadt um 1830 Wasserleitungen erhalten hatten und es aus hygienischen Gründen verboten wurde, Vieh zu halten und zu schlachten, empfand er als Verlust von Einfachheit und Natürlichkeit des Stadtlebens.¹⁴ Vorzugsweise befasste sich Reiffenstein daher auch mit Motiven aus der Frankfurter Altstadt, die sich als Gemälde, Zeichnungen und Druckgraphik heute in großer

¹⁴ Vgl. hierzu und im Folgenden den wikipedia-Eintrag zu Carl Theodor Reiffenstein https://de.wikipedia.org/wiki/Carl_Theodor_Reiffenstein (Stand: 19.11.2020).

Anzahl im Historischen Museum, der Graphischen Sammlung des Städel und in Privatbesitz befinden.

Beispiele dafür sind drei Aquarelle aus den 1840er und 1850er Jahren mit bekannten Frankfurter Bauwerken: das Steinernes Haus auf dem Römerberg, worin sich heute der Frankfurter Kunstverein befindet,¹⁵ Goethes Geburtshaus¹⁶ und der Eschenheimer Turm.¹⁷ Werke wie diese leisten auch heute noch große Dienste, wenn es um Stadtgeschichte oder wie jüngst im Bereich des Römerbergs um den Wiederaufbau einzelner historischer Häuser oder ganzer Straßenzüge geht. Darüber hinaus überlieferte Reiffenstein zahllose Studien, die zunächst in der unmittelbaren Umgebung Frankfurts, dann auch im Odenwald, Taunus, an der Lahn und anlässlich längerer Reisen angefertigt wurden, u.a. nach Brüssel, Paris, in die Schweiz und nach Italien.

In diesen Zusammenhang gehören auch die beiden Linneser Motive, die während eines Studienaufenthaltes in Mittelhessen entstanden. Aufbewahrt werden sie in einem Klebeband mit der Nummer 19 auf der Seite 19. Insgesamt umfasst dieser Band 91 Seiten, mit jeweils ein bis 3 Bleistiftzeichnungen pro Seite. Die Graphische Sammlung des Städel Museums besitzt insgesamt 43 solcher vom Künstler angelegten Bände. Dem Klebeband 19 nach zu urteilen, scheinen diese Bände in etwa chronologisch geordnet zu sein. Band 19, worin sich auch die bereits erwähnten Zeichnungen aus Großen-Linden befinden, umfasst Architektur- und Landschaftsstudien, die zwischen Mai und Oktober 1859 entstanden sind und lokalhistorisch von einigem Interesse sein dürften. Anhand der Datierungen lässt sich Reiffensteins Reiseverlauf in etwa rekonstruieren: Schloss Braunfels und Umgebung waren im August Schwerpunkt seiner Studien. Offenbar von dort aus ging es in unsere Gegend und nach Greifenstein, im September dann nach Wetzlar und Garbenheim, im Oktober nach Butzbach und nach Dorlar. Weitere Reiseziele neben Mittelhessen waren Band 19 zufolge Schloss Freienfels in der Fränkischen Schweiz und Burgholzhausen vor der Höhe, heute ein Ortsteil von Friedrichsdorf.

Wie bereits erwähnt, wandelte sich Reiffensteins dokumentarisches Interesse zugunsten eines rekonstruktiven Blicks auf historische Bausubstanz. Im wikipedia-Eintrag heißt es dazu, dass er „Straßenszenen gern seiner Idealvorstellung (nach), also vor allem im Zustand der Jahre seiner Kindheit in den 1820er und 1830er Jahren wiedergab. Wo Umbauten historische Bauten bereits zerstört hatten, griff er auf alle ihm zur Verfügung stehenden Quellen zurück, um diese in ihrem teils schon Jahrhunderte zurückliegenden ‚Originalzustand‘ bildlich zu rekonstruie-

15 Siehe Carl Theodor Reiffenstein, Steinernes Haus, 1845, Aquarell auf Papier, 18,5 x 12,1 cm, Frankfurt am Main, Historisches Museum <http://images.zeno.org/Kunstwerke/1/big/078s111a.jpg> (Stand: 22.11.2020).

16 Siehe ders., Goethes Geburtshaus vor dem Umbau, 1858, Aquarell auf Papier, 22,1 x 16,1 cm, Frankfurt am Main, Historisches Museum <http://images.zeno.org/Kunstwerke/1/big/078s373a.jpg> (Stand: 22.11.2020).

17 Siehe ders., Eschenheimer Turm und Stadtmauer. 1859, Aquarell auf Papier, 14,9 x 10 cm, Frankfurt am Main, Historisches Museum <http://images.zeno.org/Kunstwerke/1/big/078s373a.jpg> (Stand: 22.11.2020).

ren.“¹⁸ Hierbei konnte er sich „wohl nicht selten auf Augenzeugenberichte älterer Bürger oder heute nicht mehr vorhandene Abbildungen stützen.“¹⁹

Auch dafür seien zwei Beispiele angeführt: zum einen die Ansicht von Haus Schönemann am Großen Kornmarkt 15, das Reiffenstein 1853 datiert, aber im Zustand von vor 1789 zeigt,²⁰ und zum anderen den Blick aus der Schirn in den alten Markt von 1864, bei dem alles Moderne, z.B. Ladenschilder, getilgt ist und die Szenerie in die 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückversetzt ist.²¹

Dieses künstlerische Verfahren bewertete Gottfried Beck, Frankfurter Stadtrat und Schulfreund Reiffensteins, 1894 wie folgt:

„Reiffenstein ahmte die Natur nicht sklavisch nach, denn das vermag die Maschine besser zu leisten, als der pedantische Kopist. Er legte seine ganze Seele in sein Werk, er wußte das Kolorit, Jahres- und Tageszeiten und die wechselnden Beleuchtungen künstlerisch zu benützen, um seinem Bilde gerade die Stimmung zu verleihen, die es fordert, und er zwingt gleichsam den sinnigen Beschauer, der sich in dasselbe vertieft, das nachzufühlen, was ihn bewegte, als er sein Werk schuf. Er war ein malender Dichter (...)“ und „ein Frankfurter von ächt altem Schrot und Korn.“²²

Ob die Bausubstanz der Linneser Kirche aber – wie Reiffensteins Zeichnung vermuten lässt – tatsächlich besser war als die der „Burg“, ist angesichts der Aktenlage eher zu bezweifeln. Trotz häufiger Reparaturen und aufwändiger Sanierungen der Kirche, über die zuerst 1657, dann im Zeitraum von 1745 bis 1861 regelmäßig berichtet und Buch geführt wurde, muss ihr Erhaltungszustand so erbärmlich gewesen sein, dass man sich bei der nächststehenden kostenintensiven Maßnahme zum Abriss entschloss, zumal sie für die wachsende Bevölkerung ohnehin zu klein geworden war. Dieser Abriss erfolgte im September 1862, drei Jahre nach Reiffensteins Besuch. Noch verwendungsfähiges Baumaterial und weitere Gegenstände wurden versteigert und erzielten laut Protokoll einen Betrag von 424 Gulden und 47 Albus.²³ Den Dachreiter versetzte man auf das nahegelegene Schulgebäude an der Wetzlarer Straße, wo er – auch dort nochmals versetzt, mehrfach repariert und

18 https://de.wikipedia.org/wiki/Carl_Theodor_Reiffenstein (Abruf am 19.11.2020).

19 Ebd.

20 Siehe Carl Theodor Reiffenstein, Haus Schönemann (Großer Kornmarkt 15), Rekonstruktion eines Zustands vor 1789, 1853, Aquarell auf Papier, 26,8 x 20,6 cm, Frankfurt am Main, Historisches Museum https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/1/14/Frankfurt_Am_Main-Das_Schoenemannsche_Haus_auf_dem_Grossen_Kornmarkt-Reiffenstein-1853.jpg (Stand: 22.11.2020).

21 Siehe ders., Blick aus der Schirn in den alten Markt, 1864, Aquarell auf Papier, 18,3 x 26,4 cm, Frankfurt am Main, Historisches Museum <http://images.zeno.org/Kunstwerke/1/big/078s169a.jpg> (Stand: 22.11.2020).

22 Beck, G. in: Carl Theodor Reiffenstein. Frankfurt am Main, die freie Stadt, in Bauwerken und Straßenbildern. Nach des Künstlers Aquarellen und Zeichnungen aus dem Städtischen historischen Museum und aus Privatbesitz. 1. Heft, Frankfurt am Main: Carl Jürgels Verlag, 1894, S. 9f.

23 Vgl. Katzenmeier, Uwe, Die Kirche in der Wetzlarer Straße und ihr Kirchhof, in: Lindehe Linnes Kleinlinden 1269 – 2019 (wie FN 5), S. 59.

verändert – bis 1969 verblieb und beim Abbruch des gesamten Anwesens dann zerbrach. 1866 wurde die neue evangelische Kirche geweiht; sie stand damals noch am Ortsrand, heute in der Ortsmitte.



Abb. 10: Kleinlindener Schulgebäude mit dem Dachreiter der alten Kirche, 1930er Jahre (unbekannter Fotograf, Sammlung Orts- und Vereinsarchiv Kleinlinden).

Als standfester erwies dagegen die „Burg“, zumindest bis zum 16. Februar 1869. In einem tags darauf vom damaligen Bürgermeister, dem Schullehrer und dem Pfarrer von Kleinlinden unterzeichneten Bericht und Spendenaufruf heißt es:

„Gestern Abend gegen acht Uhr stürzte der westliche Flügel eines alten, wahrscheinlich durch den vorausgegangenen heftigen Sturm erschütterten steinernen Gebäudes - die Burg genannt und der frühere Sitz einer adeligen Familie - ganz plötzlich zusammen und begrub die im dritten Stock wohnende Familie des braven Bergmanns Anton Adolph in seinen Trümmern. Der Vater und drei Kinder, unter letzteren der Säugling, den die Mutter im Arm hatte, blieben zwar (...) ganz unverletzt, doch zwei Kinder, ein sehr hoffnungsvoller Knabe von 9 Jahren (...), und ein liebliches Mädchen von 6 Jahren wurden als Leichen und die Mutter und eine Tochter von beinahe 14 Jahren schwer verletzt unter den Trümmern hervorgezogen. (...) Auch der Besitzer des Hauses hat einen großen Verlust erlitten, da der brave Mann gering bemittelt ist und auf keine Entschädigung rechnen kann. Die Unterzeichneten bitten darum Menschenfreunde in der Nähe und Ferne, durch Gaben der Liebe diesen Jammer lindern zu helfen und erklären sich zur Empfangnahme und gewissenhaften Verwendung solcher Gaben bereit.“²⁴

Auf alten Ansichtskarten um 1900 erscheint das ehemalige Herrenhaus der „Burg“ nur noch zweigeschossig, wobei die Westseite aber nur wenig verändert wurde. Dies lässt vermuten, dass das verheerende, zwei Menschenleben fordernde Unglück damals vor allem das Dach und das dritte Geschoss betraf, das Gebäude aber

24 Koch, Pfarrer/Seib, Lehrer/J. Weigel, Bürgermeister, zit. nach: 100 Jahre Freiwillige Feuerwehr Giessen-Klein-Linden, 1995, S. 75.

wohl nicht komplett einstürzte. Die nachfolgende Geschichte der „Burg“ von 1900 bis heute ist bestens bekannt und muss an dieser Stelle nicht rekapituliert werden.



Abb. 11: Ansichtskarte „Gruss aus Klein-Linden, bei Giessen“. Ausschnitt: Wirtschaft zur Burg, um 1900, Sammlung Orts- und Vereinsarchiv Kleinlinden.



Abb. 12: Gastwirtschaft „Zur Burg“ beim Burschenschaftsumzug am Kirmesmontag 1952 (unbekannter Fotograf, Sammlung Orts- und Vereinsarchiv Kleinlinden).



Abb. 13: Burg-Hotel Rosner (Foto: Gerd Steinmüller, 2008).

Reiffensteins Besuch in Kleinlinden fiel in eine Zeit tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandels. Innerhalb von nur neun Jahren wuchs die Bevölkerung des bäuerlich geprägten Linnés um mehr als 10 Prozent auf 479 Einwohner im Jahr 1854 und entwickelte sich dann explosionsartig: 1910 zählte man bereits 1.680 Personen, das Dreieinhalbfache der Bevölkerungszahl in der Jahrhundertmitte. Auslöser hierfür waren der Ausbau der Infrastruktur, die Eröffnung des Mangan-Bergwerks, der beginnende Bauboom und die zunehmende Industrialisierung in und um Gießen mit steigender Nachfrage nach Arbeitskräften, nach Wohnraum, Lebensmitteln, sozialen und kulturellen Einrichtungen usw., aber auch nach Flächen, die der Landwirtschaft nach und nach entzogen wurden. Entsprechend begann sich das soziale Gefälle innerhalb des Dorfes allmählich zu verschieben: zulasten der zumeist bäuerlichen Ortsbürger und zugunsten der neuangekommenen Arbeiter und Handwerker.

Inmitten dieser Zeitenwende Bauwerke aus vergangenen Tagen festzuhalten und zugleich in vergangene Tage zurückzusetzen, wie es Reiffenstein in seinen beiden Zeichnungen tat, mag angesichts der Modernisierungsgewinne wie aus der Zeit gefallen erscheinen. Gleichwohl müssen wir ihm heute – auch mit Blick auf die Modernisierungsverluste, die es zu bilanzieren gilt – zutiefst dankbar dafür sein, dass er uns das Aussehen dieser Linnenser Zeugen aus vorindustrieller Zeit, wenn auch ein wenig überhöht und idealisiert, so doch überhaupt überliefert hat.

Am 23. August 1859 hat Carl Theodor Reiffenstein offenbar nicht gezeichnet, so dass sich wohl kaum noch ermitteln lässt, wo er sich an diesem Tag aufgehalten hat. Dennoch wäre es interessant zu wissen, wohin und vor allem womit er Kleinlinden am 22. August 1859 wieder verließ: Zurück nach Schloss Braunfels, ganz

konservativ und umständlich über Wetzlar mit der Postkutsche? Oder doch ab Gießen oder Großen-Linden auf direktem Weg nach Hause, ganz modern und bequem mit der neuen Main-Weser-Bahn, die seit schon 1852 durchgehend zwischen Kassel und Frankfurt verkehrte?

Vor 150 Jahren: Deutsch-Französischer Krieg 1870/71. Spuren des Gedenkens in Gießen.

DAGMAR KLEIN

Das 19. Jahrhundert war von diversen Kriegen mit wechselnden Koalitionen durchzogen. Angetrieben von der fortschreitenden Entwicklung der Waffentechnik starben immer mehr Menschen, so dass zu den Berufssoldaten große Freiwilligenheere kamen, die für „Kaiser, Gott und Vaterland“ kämpften. Der Tod auf dem Schlachtfeld wurde zunehmend zum Heldentod glorifiziert.

Die konsequente Nutzung der neuen Medien Eisenbahn und Telegraphie, vor allem durch den preußischen General Moltke, machten die Kriegsführung immer effizienter und damit auch grausamer. Die Gründung des Roten Kreuzes 1863 und die Professionalisierung der Verwundetenpflege gehörten zu den Folgen.

Der Krieg, der in Deutschland deutliche Gedenksuren hinterließ, ist der gegen Frankreich 1870/71. Deutschland ging als Sieger hervor. Es folgte die Gründung des deutschen Staates unter Führung von Preußen, und zwar im Spiegelsaal von Versailles mit Kaiserkrönung. Größer hätte die Demütigung Frankreichs kaum sein können. Der Politikstrategie war Otto von Bismarck. Frankreich musste Elsaß-Lothringen abtreten und immense Reparationszahlungen leisten. Die deutsche Wirtschaft boomte, die sog. Gründerzeit begann.

Zahlreiche **Bismarck-, Wilhelm- und Moltke-Straßen** erinnern bis heute an die Staatslenker und Schlachtenführer. Gießen hat auch noch eine Roonstraße, die an den preußischen Kriegsminister Albrecht von **Roon** erinnert, der mit Bismarck und Moltke zusammenarbeitete. Mancherorts gibt es auch Sedanstraßen, die an die Schlacht vom 2. September 1870 in Sedan erinnern, die Deutschland kriegsentscheidend gewann. In den Jahrzehnten danach wurde der Sedan-Tag gefeiert, ohne allerdings offizieller Feiertag zu sein. Der nationale Rausch führte gegen Ende des Jahrhunderts zu neuer Blüte in Gestalt von **Bismarck-Türmen**, die vielerorts errichtet wurden und bis heute als Aussichtstürme dienen; auch in Gießen auf der Hardt.

In dieser späten Phase wurden auch noch innerstädtische Sieges-Denkmäler errichtet. In Gießen erfolgte am 10. Mai 1900 die feierliche Enthüllung des **Krieger-Denkmales mit Brunnen** vor dem alten Rathaus auf dem Marktplatz, mit Ehrengästen und unter großer Beteiligung der Bevölkerung.¹ Der junge Künstler hieß Ludwig Habich und machte später auf der Darmstädter Mathildenhöhe von sich Reden. Von diesem Denkmal zeugen heute nur noch Ansichtskarten, da es Ende des Zweiten Weltkrieg (WK II) der Bombardierung zum Opfer fiel.

1 Gießener Anzeiger, Festnummer zum 10. Mai 1900.



Abb. 1: Der restaurierte und wieder zugänglich gemachte Bismarck-Turm auf der Harde in Gießen war/ist ein beliebter Ausflugsort.



Abb. 2: Die historische Postkarte zeigt das Siegesdenkmal mit Brunnen vor dem alten Rathaus auf dem historischen Marktplatz



Abb. 3: Das Foto zeigt die Situation am Kirchenplatz 1978, der dunkle rechteckige Fleck unten am Stadtkirchenturm ist die versetzte Bronzetafel für die toten Soldaten der heimischen Regimenter des Krieges 1870/71

Außerdem kamen im Jahr 1900 zwei große **Bronzetafeln mit den Namen der Opfer aus Gießen** dazu, die in den offenen Arkaden des alten Rathauses am Marktplatz befestigt wurden. Auch das Rathaus wurde 1944 bombardiert, das Erdgeschoss mit den Arkaden blieb stehen. Eine Zeitungsnotiz² berichtet von der Verurteilung der Diebe, die Ende 1950 versucht hatten, eine der Bronzetafeln zu

2 Gießener Freie Presse (heute Gießener Allgemeine) 1. Juni 1951: Gefallenen-Gedenktafel ist kein Altmetall.

stehlen. Diese fiel bei dem Versuch auf den Boden und zersprang, die Diebe wurden gefasst. Der Textinhalt dieser Gedenktafel ist nicht überliefert.

Die zweite Bronzetafel (1,80 x 1,60 Meter) blieb erhalten und wurde nach den Aufräumarbeiten an der Außenwand des Stadtkirchenturms am Kirchenplatz befestigt.³



Abb. 4: Der neue Aufhängungsort (2015) der Bronzetafel ist die nordwestliche Gruftarkade auf dem Rodtberg-Friedhof.

Von dort verschwand sie wieder, als 1994 der Gedenkstein für die Gießener Bombenopfer des Zweiten Weltkriegs an dieser Stelle aufgestellt wurde, der wiederum zuvor im Park an der Südanlage stand. In den Folgejahren verstaubte die historische Bronzetafel im Depot des Friedhofs am Rodtberg, bis sie 2015 auf

3 Sichtbar im SW-Foto aus einer Examensarbeit am Institut für Kunstpädagogik 1978: Kunst im öffentlichen Stadtraum Gießens (Hinweis: Dr. Gerd Steinmüller, Kunsthistoriker am IfK).

Initiative der Autorin, die auch Friedhofsführerin ist, einen würdigen Platz in der nordwestlichen Gruftarkaden auf dem Rodtberg-Friedhof fand.⁴

Der dreiseitig umlaufende Schriftzug der Gedenktafel lautet: **Seinen Kämpfern / Im Feldzug 1870-1871 / Das dankbare Giessen.** Im Mittelteil sind die Namen und Dienstgrade der Soldaten genannt, der bekannteste Tote ist Georg Gail, ältester Sohn des Gießener Zigarrenfabrikanten Carl Gail. Fast alle Genannten wurden in der Schlacht bei Gravelotte verwundet, starben schon auf dem Schlachtfeld oder im Lazarett. Sie gehörten verschiedenen hessischen Regimentern an. Im *Botanischen Garten* gibt es noch einen Gedenkstein für drei Studenten der Universität, die zu den Kriegsfreiwilligen gehörten: Wilhelm Kuhlmann aus Schaafheim, Georg Friedrich Klink aus Darmstadt, Ernst Weckerling aus Friedberg.⁵ Der Stein liegt am Weg, ist aber stark überwachsen, von daher kaum zu sehen



Abb. 5: Das Studentendenkmal im Botanischen Garten.

4 Gießener Allgemeine Zeitung (GAZ) 22.11.2014: Heldensöhne von 1870/71. Gedenktafel wiederentdeckt; GAZ 29.10.2016: Stilles Gedenken. Tafel für 1870/71 verstorbene Soldaten hat neuen Standort, beide Beiträge von Dagmar Klein.

5 Hessische Heimat Nr.23/ 13.11.1993, GAZ-Geschichtsbeilage: Dr. Otto Gärtner, Erinnerung an drei Studenten. Ein vergessenes Denkmal in Gießen (Botanischer Garten).

Als Garnisonsstandort war in Gießen die Bevölkerung auf verschiedene Weisen mitbetroffen vom Kriegsgeschehen. Im September 1868 war das zweite hessische Regiment nach Gießen zurückgekehrt, die Soldaten des 1. Bataillons zogen in das eigens renovierte Zeughaus und in zwei Baracken auf dem Hof dahinter. Die Soldaten des 2. Bataillons wurden in Privatquartieren untergebracht, was gut honoriert wurde.

Diese beiden Bataillone, zusammen 1600 Mann, zogen am 25. Juli 1870 in den Feldzug gegen Frankreich. Sie kämpften in einigen verlustreichen Schlachten bei Vionville und Gravelotte, waren an der Belagerung von Metz beteiligt und dienten bis zum 1. Juni 1871 als Besatzungstruppe in Frankreich. Am 26. Juni kamen sie nach dreitägigem Bahntransport wieder in Gießen an, wurden von Magistrat und Bevölkerung jubelnd begrüßt.

Im gesamten Feldzug sind aus dem Gießener Regiment 7 Offiziere und 180 Soldaten gefallen, 14 Offiziere und 298 Soldaten wurden verwundet. Rund ein Drittel war also im Verlauf der Kriegshandlungen ausgefallen.⁶



Abb. 6: Das Glasplattenfoto zeigt das Soldaten-Ehrenfeld auf dem Alten Friedhof etwa Mitte der 1930er Jahre. Vorne links ist der Obelisk zu sehen, rechts das metallene Kruzifix. Dahinter die Reihen der Grabkreuze, die meisten aus Metall mit einem hellen Oval im Kreuzungspunkt, bei dem es sich vermutlich um Namenstafeln aus Porzellan handelt. Im Hintergrund ist der Glockenturm auf dem Dach der Friedhofskapelle zu sehen.

Die neue Eisenbahn brachte die Soldaten schnell an die Front und die Verwundeten, sofern sie transportfähig waren, schnellstmöglich ins Hinterland, wo sie in

⁶ Informationen zu den Gießener Regimentern von Karl Heinz Reitz, Militärhistoriker Gießen.

Lazaretten gepflegt wurden. Dort waren es in der Mehrzahl freiwillige Laien-Pflegerinnen, die „ihre vaterländische Pflicht“ leisteten. In Gießen gab es zu dieser Zeit die erste Universitäts-Klinik an der Universitätsstraße (heute Liebig-Straße), im ursprünglich als Kaserne errichteten Gebäude⁷. Dazu kamen eigens errichtete Zelte und Barracken, die auch jenseits der Frankfurter Straße bei der ersten katholischen Kirche standen (später Martinshof).

Die im Lazarett Gestorbenen wurden auf dem **Alten Friedhof** bestattet, auf zwei Feldern an der Licher Straße, oberhalb des jüdischen Teils. Es gab einen Eingang von der Licher Straße her. Der Friedhof hatte noch nicht die Ausmaße von heute erreicht, das Tor ist bei einer späteren Erweiterung an die Ecke zum Lutherberg gewandert. Heute gibt es statt der Soldatengräber nur noch Wiesenflächen. Die Grabkreuze wurden nach Ende des Zweiten Weltkriegs abgeräumt, da auch hier Bombentreffer einigen Schaden angerichtet hatten.



Abb. 7: Das von der Stadt Gießen errichtete Denkmal für die im Lazarett verstorbenen deutschen Soldaten

7 1819-1821 vom Militär genutzt, danach wurde es abgezogen. Das Gebäude wurde 1824 an die Universität übergeben.

Im ersten Denkmalsbuch für den Kreis Gießen (1938) beschreibt Heinrich Walbe⁸ die Situation noch folgendermaßen:

„Stimmungsvoll aber ist der Ehrenfriedhof für die im Krieg und nach dem Krieg 1870/71 in Gießener Lazaretten verstorbenen 70 Deutschen und 15 Franzosen. Lange dichte Efeustreifen decken die Gräber ohne Unterschied, zu ihren Häuptern gußeiserne Kreuze gleicher Form. Nur einmal wird die Reihe der Kreuze unterbrochen durch eine steinerne abgebrochene Säule, die französische Mitgefangene dem Hauptmann eines Zuavenregiments gesetzt haben.“

Die beiden Denkmäler erwähnt Walbe seltsamerweise nicht. Die sind aber auf dem historischen Glasplattenfoto⁹ aus dem Stadtarchiv gut zu sehen: Links der mit einem historischen Helm und Waffen-Ornamenten geschmückte **Obelisk** für die deutschen Soldaten, den die Stadt Gießen beauftragte, und rechts das **gusseiserne Kruzifix**, das die französischen Soldaten für ihre Kameraden errichteten.

Der von der Stadt beauftragte Obelisk trägt auf allen vier Sockelseiten Inschriften:

Ruhestätte von 70 im / Krieg 1870/71 zu Giessen /
verpflegt und gestorbenen / deutschen Heldensöhnen.

Gestiftet / von der / Stadt Giessen

„Denen, die treuer Pflichterfüllung den Heldentod starben - / sei ein geheiligtes
Andenken / in unseren Herzen bewahrt.“

Friede mit Euren Seelen / und mit denen, / die um Euch weinen!



Abb. 8: Das von den französischen Kriegsgefangenen errichtete Grabkreuz für ihre Landsleute

8 Heinrich Walbe, Die Kunstdenkmäler des Kreises Gießen, Bd. 1: Nördlicher Teil, Darmstadt 1938, S. 147 f.

9 Leider undatiert. Vergleichbare Glasplattenfotos im Stadtarchiv wurden ab 1935 gemacht.

Die Inschrift auf dem Sockel des französischen Grabkreuzes ist dreiseitig:

A la mémoire des soldats / français décédés / à Giessen / en 1870/71.

Erigé par leurs / compatriots.

Nunc meliorum / patriam / appetunt / Hebr. 11. 16

(Übersetzt: Dem Andenken der in Gießen im Jahre 1870/71 verstorbenen französischen Soldaten. Errichtet von ihren Landsleuten. Nun streben sie einem besseren Vaterlande zu.)

Eine relativ bekannte, private Gedenkstätte an einen Toten des Krieges 1870/71 befindet sich auf dem Alten Friedhof an der Südmauer: Das prachtvolle **Gail'sche Grab** mit Skulpturen und Reliefs, die durch „Gatten- und Elternliebe errichtet“ wurden. Geschaffen wurde es von dem Architekten Hugo von Ritgen und dem Bildhauer Friedrich Küsthardt.¹⁰ Anlass war der Tod von Georg Gail, der als Offizier in der Schlacht bei Gravelotte-St.Privat verwundet wurde und im Lazarett in Mannheim starb.¹¹ Für Georg Gail gibt es also zwei Denkmäler: das Familiengrab auf dem Alten Friedhof und die städtische Bronzetafel in den Gruftarkaden des Rodtberg-Friedhofs, die vermutlich von seinem Vater Carl Gail mitfinanziert wurde.



Abb. 9: Die aufwendig gestaltete Familiengrabstätte Carl Gail, errichtet aus Anlass des Todes seines ältesten Sohnes Georg Gail

10 Dr. Olga Ruckelshausen-Weckler, Das Grabmal Gail auf dem Alten Friedhof in Gießen – Studie zur Bildnerei Friedrich Küsthardts d. Ä. (1830-1900), in: Gießener Beiträge zur Kunstgeschichte, Bd. IV, 1979.

11 Die Darstellung des Toten in Offiziersuniform wurde im Frühjahr 2006 geschändet, als ihm der Kopf abgeschlagen wurde. Es gab weiteren Vandalismus in dieser Nacht.

Weitere Informationen bieten: Filmische Dokumentation zu 1870/71 in der Arte-Mediathek; Katalog zur Ausstellung „Krieg. Macht. Nation. Wie das deutsche Kaiserreich entstand“ im militärhistorischen Museum Dresden 2020; Auf französischer Seite siehe www.le-souvenir-francais.fr und das Museum des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 und der Annexionszeit in Gravelotte (bei Metz).

Gefangene Franzosen in Gießen im Jahr 1870-71 – Ein Nachbarbericht

Einen vertiefenden Einblick in die Situation der Stadt Gießen im Verlauf des Krieges 1870/71 vermittelt ein Artikel in der **Hessischen Lazarettzeitung**, Gießener Beilage Nr.21, 1.Aug.1916. Auch die zentrale Rolle der Eisenbahn wird hierin deutlich. Nachfolgend die komplette Abschrift, auch die Klammern gehören dazu. Meine Erläuterungen in Fußnoten.

Gefangene Franzosen in Gießen im Jahr 1870-71

Bereits am 5. August 1870, unmittelbar nach der Schlacht bei Weißenburg, passierten die hiesige Eisenbahnstation die ersten gefangenen französischen Soldaten, unter ihnen viele Turkos¹², die unter preußischer Bedeckung¹³ nach Norden befördert wurden. Am 6. August kam die erste erbeutete französische Kanone über die Station Gießen, die als Trophäe in die Ruhmeshalle nach Berlin gebracht wurde. Fast jeder folgende Tag brachte Verwundete und Gefangene, denen am Bahnhof Erfrischungen gereicht wurden.

Sofort nach der Kriegserklärung am 15. Juli hatte sich in Gießen ein Hilfsverein zur Pflege der Kranken und Verwundeten im Felde gebildet, bei dem infolge eines Aufrufes an die Bürgerschaft bereits am 26. Juli 2579 Gulden an freiwilligen Gaben einliefen. Ein aus Bürgersöhnen und Studenten gebildetes freiwilliges Sanitätskorps stellte dem Hilfsverein seine Kräfte zur Verfügung. In den Kliniken und in der Turnhalle (hinter der heutigen Ricker'schen Buchhandlung)¹⁴ entwickelte der Alice-Frauenverein¹⁵ eine fieberhafte Tätigkeit zur Herstellung von Verbandstoffen. Auf dem Seltersberg wurden Vorkehrungen getroffen, zur Errichtung von Barracken für die Aufnahme von Kranken und Verwundeten. (Die heutigen neuen Kliniken bestanden damals noch nicht.)¹⁶

12 Spitzname für alle Soldaten aus Nordafrika im französischen Heer, die wegen Hautfarbe und orientalisch-arabischer Uniformierung auffielen, egal ob Freiwillige/Söldner oder Wehrpflichtige.

13 Alter militärischer Begriff, bedeutet: Bewachung.

14 Haus Ecke Südanlage/Bismarckstraße.

15 1868 in Gießen gegründeter Frauenverein für Krankenpflege, hessenweite Gründung durch Prinzessin Alice von Hessen 1867 in Darmstadt. Der Alice-Schulverein in Gießen wurde später (1878) gegründet. Lit.: Die Alice-Vereine im Großherzogthum Hessen-Darmstadt (1867-1918), darin auch Beitrag von Dagmar Klein zur Situation in Gießen, hrsg. v. d. Luise Büchner-Gesellschaft, Darmstadt 2017.

16 Gemeint sind die großen neuen Universitäts-Kliniken, die ab 1890 eröffnet wurden. Die alte Klinik an der Universitätsstraße war seit 1824 erster Standort des Uni-Klinikums unter Direktor Prof. Friedrich Wilhelm Balser (1780-1846).

In den ersten Tagen des Augustes trafen die ersten Verwundeten hier ein. Am 12. August verstarb im hiesigen Lazarett der Franzose Charles Bruguerolles, Kapitän im 8. Zuaven¹⁷-Regiment, der unter großen militärischen Ehren bestattet wurde. Ihm wurde später von hiesigen internierten französischen Offizieren eine Sandsteinsäule als Denkmal¹⁸ auf dem hiesigen alten Friedhof errichtet.

Die alte Zeughauskaserne musste geräumt werden, um zur Aufnahme gefangener Franzosen bereit zu sein. Das daselbst untergebrachte Ersatzbataillon des 2. Hessischen Regiments kam in der Stadt in Quartiere. Die Bürger mussten die Verpflegung der Soldaten kostenlos übernehmen.¹⁹ Als Aufenthaltsort für kriegsgefangene französische Offiziere wurden außer Darmstadt, die Garnisonstädte Gießen, Friedberg, Offenbach, Babenhausen, Worms bestimmt. Kriegsgefangene Unteroffiziere wie Soldaten sollten in Gießen und Offenbach untergebracht werden.

Am 15. September kamen 17 kriegsgefangene Offiziere in Gießen an und bezogen Quartiere in der Stadt. Es war den kriegsgefangenen Offizieren und Beamten im Offiziersrange das Mieten und Beziehen von Privatquartieren auf eigene Kosten gestattet worden, wenn sie schriftlich ihr Ehrenwort gaben, keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Am 20. September trafen 6, Ende September 35 französische Offiziere mit 11 Burschen hier ein. Gefangene Unteroffiziere und Mannschaften wurden hauptsächlich anfangs November nach der Kapitulation von Metz hierher verbracht.

Im ganzen wurde bis zum Friedensschluss am 10. Mai 1871 in Gießen 104 französische Offiziere interniert. Unter ihnen befanden sich 1 General, 4 Obersten, 1 Oberstleutnant, 8 Majore, 28 Hauptleute, 19 Leutnants, 24 Unterleutnants, 1 Veterinärarzt. Sie gehörten verschiedenen Waffengattungen an, hauptsächlich den Linienregimentern²⁰; aber auch Garde-Kürassiere, Chasseurs d'Afrique²¹, Jäger zu Fuß, Artilleristen, Marinesoldaten befanden sich unter ihnen. 30 Leutnants wurden kaserniert; die übrigen Offiziere wohnten teils im Zinserschen (heute Steinschen)²² Garten, im Einhorn, Café Kuhlmann, im Löwen und Rappen. Andere mieteten sich bei Bürgern ein.

Die kriegsgefangenen Offiziere erhielten die Erlaubnis, sich vor der Reveille²³ bis abends 9 Uhr ungehindert innerhalb der Grenzen ihres Aufenthaltsortes zu bewegen; auch durften sie Zivilkleider anlegen. Dies erschwerte allerdings die Auf-

17 Söldner aus Nordafrika, an türkisch-orientalische Trachten angelehnte Uniformen, legendäre Kämpfer in verschiedenen Heeren.

18 Existiert nicht mehr, da im 2. Weltkrieg hier Bomben niedergingen; die Reste des Denkmals wurden ebenso abgeräumt wie die Grabkreuze.

19 Im Gegensatz zu Friedenszeiten, da erhielten die Bürger ein Entgelt für die Unterbringung.

20 Standardregimenter der Infanterie, damals das Gros der Armee. Sie waren einheitlich gegliedert und ausgerüstet, standen im Zentrum der Gefechtshandlungen, bildeten also die „Linie“. Das Gießener 116er Regiment war stets ein Linienregiment.

21 Französische Kavallerie, in Algerien rekrutierte Reiterheere.

22 Die Bezeichnung Steinsgarten ist immer noch üblich, obwohl das Hotel längst ein Neubau ist und zu einer Hotelkette gehört.

23 Militärischer Weckruf, traditionell mit dem Horn geblasen.

sicht: Doch wird von Desertionen der Offiziere nichts berichtet. Ihre ein und abgehenden Briefsendungen unterlagen der Durchsicht des Kommandanten, kriegsgefangene Unteroffiziere und Mannschaften durften die Kaserne ohne militärische Bewachung nicht verlassen.

Arbeitswillige gefangene Franzosen konnten Beschäftigungen finden. Die Kreisämter und Gemeinden waren angewiesen, ihnen Arbeit zu übertragen. Sie wurden hauptsächlich beim Wegebau beschäftigt. Einige standen bei hiesigen Handwerksmeistern in Arbeit. Die in der Stadt allein beschäftigten Gefangenen machten oft Versuche zu desertieren, was ihnen auch meist gelang. Der Arbeitgeber hatte dem gefangenen Arbeiter außer den Verpflegungen täglich 40 Pfg. zu zahlen, die zum Teil zum Instandhalten der Kleider und Wäsche verwendet wurden.

Die französischen Offiziere verkehrten hauptsächlich bei Wirt Moßler, dem Pächter des Café Ebel, bei Wirt Leib im Rappen und im Gesellschaftsverein. In diesen Lokalen lag auch die von den französischen Offizieren gern gelesene *Indépendance*-Belge aus. Abonnent dieser Zeitung war außerdem der bei Ausbruch des Krieges aus Paris ausgewiesene Gießener Sattler Walz, bei dem die französischen Offiziere viel verkehrten, da er ihnen als Dolmetscher dienen mußte.

Im Gießener Anzeiger vom 16. November 1870 wird gerügt, daß viele Einwohner es vergäßen, den Franzosen gegenüber die nötige Würde zu wahren. Viele seien glücklich, ihre paar französischen Brocken an den Mann zu bringen und ließen sich dadurch zur devotesten Unterwürfigkeit verleiten. Man solle ihnen ein höfliches, würdevolles Benehmen zeigen, aber sie nicht hätscheln und peschen²⁴ und ihnen den Zutritt in die Familie gestatten.

Wie viele verwundete und kranke Franzosen in hiesigen Lazaretten Aufnahme gefunden, läßt sich nicht bestimmt feststellen. 15 erlagen ihren Verwundungen und sind auf dem hiesigen alten Friedhof bestattet. Sie deckt die deutsche Erde in friedlicher Vereinigung mit ihren deutschen verstorbenen Kameraden.

Den hier ruhenden Franzosen wurde von ihren Landsleuten ein schlichtes Denkmal errichtet, ein eisernes Kreuz auf einem Sandsteinsockel mit der Aufschrift: *A la mémoire des soldats français décédés à Giessen en 1870/71. Erigé par leurs compatriots.* (Dem Andenken der in Gießen im Jahre 1870/71 verstorbenen französischen Soldaten. Errichtet von ihren Landsleuten.) Auf der Ostseite des Sandsteinsockels steht in lateinischer Sprache das Bibelwort aus Hebr. 11, Vers 16: *Nunc appetunt meliorem patriam.*²⁵ (Nun streben sie einem besseren Vaterlande zu.)

Dr. H. Berger

24 Lt. Grimm'schen Wörterbuch mundartlich in Oberhessen und der Wetterau: durch köder anlocken, durch zartthun an sich locken, zutraulich machen. Wahrscheinlich aus lat. *pascere* entlehnt.

25 Richtig: *Nunc meliorem patriam appetunt*, Hebr. 11. 16.; „besseres Vaterland“ = christliches Himmelreich.

Altertumswissenschaft und Lyrik – War der Althistoriker Fritz Taeger ein Anhänger des Dichters Stefan George?

MATTHIAS WILLING, MARBURG

Der nachfolgende Beitrag widmet sich zwei sehr unterschiedlichen Persönlichkeiten. Einerseits dem Althistoriker Fritz Taeger (1894-1960), der seine akademische Karriere überwiegend in Freiburg im Breisgau, Gießen und Marburg an der Lahn verbrachte. Andererseits dem hoch angesehenen Dichter Stefan George (1868-1933), der ohne feste Heimat vagabundierte und einen enormen Einfluss auf das deutsche Geistesleben im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts ausübte. Im Mittelpunkt steht die Frage nach den Berührungspunkten dieser von Persönlichkeit und Profession höchst ungleichen Intellektuellen. Entgegen zahlreichen Vermutungen aus den Altertumswissenschaften wird hier die Auffassung vertreten, dass Taeger zu Lebzeiten des Lyrikers keineswegs zum erweiterten George-Kreis gehörte, sondern dass ihn der „jungkonservative“ Publizist Hans Schwarz, sein Doktorvater Wilhelm Weber und der Freiburger Limesforscher Ernst Fabricius wesentlich stärker beeinflussten.

1. Der Ausgangspunkt: Ein meinungsbildendes Zitat

In der Geschichte der deutschen Althistorie wird der Name Taeger vor allem unter der Fragestellung behandelt, ob man ihn zu den Sympathisanten des Nationalsozialismus rechnen muss oder nicht.¹ Die Weimarer Republik spielt vor diesem Hintergrund nur die Rolle einer Ouvertüre, in der gerafft der Aufstieg des Wissenschaftlers zum Ordinarius in Gießen beschrieben wird. Nach dem Zweiten Weltkrieg brachte man den jungen Dozenten der 1920er Jahre mit dem Zirkel um den Lyriker Stefan George in Verbindung. Anscheinend wurde diese Vermutung erstmals 1951 von dem Heidelberger Althistoriker Hans Schaefer (1906-1961)² in einer Rezension geäußert, der Taegers neu aufgelegte Monografie „Alkibiades“ aus dem Jahr 1943 der vom George-Kreis inspirierten biografischen Kunst zuordnete, weil er den charakteristischen Ausdruck „Täter“ für Sokrates verwendet habe.³ Rund zehn Jahre später nahm Joseph Vogt⁴ in dem Nekrolog zum Tode seines Freundes ebenfalls Bezug auf den „Alkibiades“, den er als vom Geist des George-Kreises beeinflusst bezeichnete.⁵ In die gleiche Kerbe hieb Taegers Nachfolger in Marburg,

1 Wolf (1996), S. 204 ff.; Auffahrt (2019); Willing (2019a); für Rubensohn (1993), S. 166 war Taeger „ein alter Nazi“.

2 Meier (2013).

3 Schaefer (1951), S. 77.

4 Zur Biografie siehe unter 4.

5 Vogt (1960), S. 678. In einem „Persilschein“ für die Marburger Spruchkammer vom 29.3.1946 nannte er Taeger einen „Idealisten“, ohne George zu erwähnen. Abgedruckt bei Willing (2019b), S. 229, Abb. 6. Für eine Kopie des Schreibens danke ich Herrn Jörg-Peter Jatho (Gießen) herzlich.

Karl Christ (1923-2008),⁶ der in einem Aufsatz die Einschätzung formulierte, dass Taeger, wie Alexander Graf von Stauffenberg, „in den Bann Stefan Georges“ geriet.⁷ An dieser Auffassung hielt er in der Folgezeit fest.⁸ Elisabeth Tornow folgte in ihrer Dissertation den genannten Urteilen und sah Parallelen zwischen einer Passage aus Taegers „Das Altertum“ von 1939 und einer Sequenz aus dem Caesar-Buch des George-Anhängers Friedrich Gundolf, das 15 Jahre zuvor erschienen war.⁹ Anfang der 1980er Jahre brachte erneut Christ in einem seiner Hauptwerke ein längeres Zitat von Taeger aus einem bis dahin nicht publizierten Lebenslauf des Jahres 1946:

„Uns alle verband das Gefühl, daß unsere Entwicklung durch die Über-
spannung der individualistischen Forderungen schweren Gefahren entgegen-
taumelte, und wir lehnten darum (...) auch die Weimarer Verfassung ab, die diesen
Individualismus durch das unpolitische Verhältniswahlssystem in verhängnisvoller
Weise begünstigte und statt einer gesunden politischen Führung der Nation den
Kampf aller gegen alle und den Aufstieg der radikalen Flügelgruppen als Nutz-
nießer des Versagens der formal regierenden Mittelparteien aller Schattierungen
mit sich brachte. Dafür suchten wir Anschluss an gleich gerichtete geistige Strö-
mungen, die ihren markantesten Vertreter in der Dichtung in George besaßen,
ohne daß einer von uns sich nun dem Geist des Georgekreises kritiklos ausgeliefert
hätte. Die Staatsform der Vergangenheit war für uns tot; der Bau eines neuen deut-
schen Staates (...) war das politische Ziel, für das wir uns einsetzten. Dieses Ziel
stand aber unter dem Grundgesetz des Glaubens an die Autonomie der sittlichen
Persönlichkeit und an die Autonomie der Gemeinschaft, die aus autonomen Indi-
viduen besteht. Dieser Gedanke ist denn auch das ungeschriebene Gesetz, das
meine gesamte wissenschaftliche Tätigkeit (...) irgendwie bestimmt hat, ge-
worden.“¹⁰

Dieses nachträglich formulierte Entnazifizierungsschriftstück wurde durch die Veröffentlichung quasi in den Rang eines unumstößlichen Quellenbelegs für die Vorstellungen vieler Intellektueller in der Weimarer Republik erhoben und prägte fortan die Literatur über Taeger. Insbesondere die Christ-Mitarbeiterin Ines Stahlmann vertrat die Auffassung, dass sich bei Taeger Elemente des Geschichtsverständnisses Georges finden würden.¹¹ Angeblich bevorzuge er Caesar vor Augustus und stelle „Gestalter“ und „Täter“ einander gegenüber, wobei sie sich auf „Das Altertum“ stütze, genauer gesagt auf die vierte Auflage aus dem Jahr 1950.¹² Einige Jahre später sah sie bei Taeger den esoterischen Kulturaristokratismus eines Stefan Georges vertreten.¹³ Der Züricher Althistoriker Beat Näf

6 Leppin (2012).

7 Christ (1971), S. 581.

8 Christ (1977), S. 546; vgl. Christ (1994), S. 273; Christ (1999), S. 256; Christ (2006), S. 77 f.

9 Tornow (1978), S. 64 ff., 87 ff., 143 f.

10 Auszug aus dem Lebenslauf von Fritz Taeger aus dem Jahr 1946, abgedruckt bei Christ (1982), S. 225 f.

11 Stahlmann (1988), S. 158 f.

12 Stahlmann (1989), S. 110, 127.

13 Stahlmann (1995), S. 305.

bescheinigte Taeger, in der Weimarer Republik ebenfalls Sympathien für und eine Nähe zum George-Kreis besessen zu haben.¹⁴ Rund 30 Jahre später artikulierte er eine modifizierte Ansicht: Taeger habe „Täter“ bewundert, erwähnte den einflussreichen Poeten jedoch nicht mehr.¹⁵ Der Berliner Fachvertreter Alexander Demandt sah in Taegers Opus „Das Altertum“ den „Geist-Begriff von Stefan George“ verwendet, bezog sich aber auf die dritte Auflage von 1942.¹⁶ Diemuth Königs griff in ihrer Baseler Dissertation ebenfalls auf Taegers Lebenslauf des Jahres 1946 zurück, um die geistige Haltung des befreundeten Joseph Vogt in der Weimarer Republik zu dokumentieren.¹⁷ Volker Losemann und der Autor, zwei weitere Schüler von Christ, schlossen sich dem erwähnten Taeger-Zitat ebenso an wie die Germanistin Barbara Stiewe, die es als Quelle für die gedankliche Welt vieler Geisteswissenschaftler in den 1920er Jahren auffasste.¹⁸ Zu einer ähnlichen Erkenntnis kam Claudia Deglau in ihrer Dissertation.¹⁹ Verwirrend fällt die recht aktuelle Annahme des Religionswissenschaftlers Christoph Auffarth aus, Taeger sei „Georgianer“ gewesen. Als Anhaltspunkt führt er eine Rezension von Taegers „Alkibiades“ durch Eduard Schwartz aus dem Jahr 1926 und einen angeblichen Druckfehler des Althilologen ins Feld. Jedoch sprach Schwartz damals nicht von einem „Georgianer“, sondern von einem „Gorgianer“ und bezog sich dabei auf den antiken Sophisten Gorgias in Platons Gastmahl, sodass hier ein Missverständnis von Auffarth vorzuliegen scheint.²⁰

Betrachtet man die Äußerungen insgesamt, dann kann man feststellen, dass Taeger von der Forschung zwar in den Dunstkreis Stefan Georges gerückt wird, die Bezüge aber höchst unterschiedlich sind, kaum verifiziert wurden und eine gewisse Beliebigkeit ausstrahlen. Deshalb steht im Folgenden die komplexe Frage im Mittelpunkt, ob Taeger tatsächlich zu seinen Anhängern zu zählen ist. Nach biografischen Skizzen zu beiden Hauptfiguren, dem Althistoriker und dem Dichter, sollen Taegers persönliche Beziehungen zum Poeten und zu seinen „Jüngern“, Widmungen, Sprache und Konzeption von Taegers Werken, Rezensionen von Kollegen sowie Gutachten aus dem universitären Bereich untersucht werden. Der Schwerpunkt liegt auf dem Zeitraum nach dem Ersten Weltkrieg, bezieht aber auch die NS-Zeit mit ein, um geistige Kontinuitäten auszeigen zu können. Da Taegers Lebenslauf von 1946 eine besondere Rolle für die Beurteilung der Ausgangsüberlegung spielt, ist der Analyse dieses wichtigen Zeugnisses spezieller Raum gewidmet. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse beschließt den Beitrag.

2. Der Althistoriker Fritz Taeger

Johann August Heinrich Friedrich Taeger wurde am Neujahrstag 1894 im Landlehrerhaus in Altendorf geboren, einer kleinen Siedlung, die heute zur Gemeinde

14 Näf (1986), S. 211.

15 Näf (2015), S. 27, 37.

16 Demandt (1984), S. 389.

17 Königs (1995), S. 157.

18 Losemann, (2007), S. 307; Willing (1991), S. 17; Stiewe (2011), S. 224.

19 Deglau (2017), S. 70.

20 Auffarth (2019), S. 46 f.; vgl. Platon (2004).

Osten in Niedersachsen gehört.²¹ Dort herrschte ein konservativer Geist vor. Das Abitur legte Taeger 1913 im benachbarten Cuxhaven ab. Nach zwei Semestern Studium der Fächer Klassische Philologie und Geschichte in Tübingen, meldete sich der 20-Jährige mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges freiwillig zum Militärdienst. Seit Mai 1915 an der Front, wurde er mehrfach verwundet, zum Kompanieführer befördert und ausgezeichnet. Diese Kriegsjahre haben den jungen Offizier tief geprägt, und er behielt zeitlebens eine Schwerbeschädigung als Folgen einer Lungentuberkulose zurück. Zu Beginn der Weimarer Republik nahm Taeger seine Hochschulausbildung in Hamburg, Göttingen und Tübingen bei verschiedenen Gelehrten wieder auf. Wegweisend wurde der Althistoriker Wilhelm Weber, der eine Vorbildfunktion für eine primär geistes- und religionsgeschichtlich orientierte Betrachtung einnahm. Nach rascher Promotion 1920 und Habilitation 1923 wurde Taeger in Freiburg im Breisgau Dozent für Alte Geschichte, konnte sich aber mit seinen Studien in den Fachkreisen nicht etablieren. Nahezu die gesamten 1920er Jahre blieb er materiell in einer schwierigen Situation. Erst 1930 führte die Berufung auf das althistorische Ordinariat der provinziellen Ludwigs-Universität Gießen zum Ende der Existenzsorgen, da der Hochschulposten mit rund 10.000 RM jährlich dotiert war.²²

Im Nationalsozialismus gehörte Taeger verschiedenen NS-Organisationen an und trat am 1. Mai 1937 der NSDAP bei.²³ 1941 nahm er an dem vom NSD-Dozentenbund organisierten Würzburger Fachlager für Altertumswissenschaften teil.²⁴ In Gießen veröffentlichte Taeger einige Reden und Aufsätze, bekleidete das Dekanat der Philosophischen Fakultät und wechselte 1935 ins benachbarte Marburg. Auch dort amtierte er von 1938 bis 1941 als Dekan und von 1941 bis 1945 als Prodekan. 1939 brachte er das monumentale Hauptwerk „Das Altertum“ heraus, eine Gesamtdarstellung der Alten Welt in zwei Bänden, die in überarbeiteter Fassung bis 1958 insgesamt sechs Auflagen erlebte. Im April 1942 reiste er in das italienische Padua und hielt einen Vortrag über das livianische Scipio-Bild. Das Kriegsende erlebte er in Marburg. Im November 1945 untersagte die US-amerikanische Besatzungsmacht Taeger die universitäre Lehrtätigkeit. Nach einem Entnazifizierungsverfahren stufte ihn die Marburger Spruchkammer am 17. Oktober 1946 in die Gruppe fünf der „Entlasteten“ ein. Trotz dieses Freispruchs dauerte es bis zum Frühjahr 1949, ehe der Weber-Schüler erneut die Berufung auf das althistorische Ordinariat in Marburg erhielt. Im Rahmen seiner nicht sehr zahlreichen Publikationen sind „Die Kultur der Antike“ (1949) und „Die Lage der Alten Geschichte“ (1953) zu erwähnen. Als Spätwerk vollendete er kurz vor seinem Tod „Charisma, Studien zur Geschichte des antiken Herrscherkults“. Taeger starb am 15. August 1960 an den Folgen einer Operation.

21 Vgl. Willing (2019a), S. 1011 ff. mit weiterführender Literatur.

22 Der Hessische Minister für Kultus und Bildung am 9.10.1930, Betreffend Dienstestgenkommen, UA Gießen, Personalabteilung, 1. Lieferung, 41, P. 5.

23 Personalakte Fritz Taeger 1935-1960 und Military Government of Germany, Fragebogen Fritz Taeger vom 29.4.1946, UA Marburg, 305a, 2231.

24 Losemann (1977), S. 94 ff. und 226 f.

3. Der Lyriker Stefan George

Stefan George wurde in Büdesheim bei Bingen am Rhein als Sohn eines Gastwirts und Weinhändlers geboren.²⁵ Er erwies sich bald als äußerst sprachbegabt, absolvierte 1888 sein Abitur und wandte sich der Dichtkunst zu. Nach Abbruch seines Studiums in Berlin, bereiste er einige Metropolen Europas, kam in Kontakt mit führenden Lyrikern wie Hugo von Hofmannsthal oder Paul Verlaine und entwickelte eine eigene Schrift. Nachdem er sich als Poet und Übersetzer klassischer Werke einen Namen gemacht hatte, gründete er die „Blätter für die Kunst“, eine ästhetisch gestaltete Zeitschrift, die in gebildeten Schichten eine rasche Verbreitung fand. Etwa zeitgleich konstituierte sich der George-Kreis, zunächst als loser Zusammenschluss von Gleichgesinnten und Gleichaltrigen. Im Laufe der Jahre wandelte sich die Dichter-Runde zu einem hierarchischen Zirkel junger Männer um den reiferen „Meister“ George. Dieser verlangte von seinen „Jüngern“ bedingungslose Hingabe und Gefolgschaft, wobei homoerotische Aspekte eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten.

Das Charisma und die Anziehungskraft Georges sorgten dafür, dass er eine große Ausstrahlung auf das Geistesleben in Deutschland ausübte. Zu seiner heterogenen Anhängerschar gehörten Johann Anton, Albrecht von Blumenthal, Hans Brasch, Ernst Glöckner, Percy Gothein, Friedrich Gundolf, Max Kommerell, Ernst Kantorowicz, Ernst Morwitz, Edgar Salin, Ludwig Thormaehlen, Bernhard und Woldemar von Uxkull-Gyllenband, die Brüder Erich und Robert Boehringer sowie Alexander, Berthold und Claus von Stauffenberg. Dem Ersten Weltkrieg scheint er, anders als viele seiner Zeitgenossen, mit Vorbehalten begegnet zu sein. Nach der deutschen Niederlage im Herbst 1918 füllte er nicht unwesentlich das „Sinn-Defizit“, das viele Intellektuelle erfasste und zu einer Neuorientierung trieb. Der Weimarer Republik, der ersten Demokratie auf deutschem Boden, stand er mit Skepsis gegenüber. Auf der Grundlage der Ideale von Männlichkeit, Zucht, Sitte und Poesie trat er für eine klar gestufte Rangordnung in einem Staat ein, bei der eine neue geistig-seelische Aristokratie die Avantgarde bilden sollte. Diese erträumte Vision eines elitären Gemeinwesens firmierte unter der Bezeichnung „Das Geheime Deutschland“. Angebote der Nationalsozialisten, die ihn im Sinne eines autoritären „Führersystems“ vereinnahmen wollten, wies er zurück. Rund zehn Monate nach dem Machtantritt Hitlers als Reichskanzler starb George am 4. Dezember 1933 in der Schweiz und wurde dort in Minusio im Kreis seiner engsten „Jünger“ begraben. Zu seinen bedeutendsten Werken gehören „Algabal“ (1892), „Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod“ (1900), „Der siebte Ring“ (1907) und „Das neue Reich“ (1928), ferner die Übertragungen von Dantes Göttlicher Komödie und Shakespeares Sonette (1909).

Die Antike spielte im geistigen Schöpfungsprozess des Dichters eine fundamentale Rolle. Genau betrachtet handelt es sich um eine eklektische Ansammlung von Versatzstücken, nicht um eine systematische Annäherung an die klassische Epoche. Im Grunde lag der Konzeption ein ahistorisches, weil zyklisches

25 Vgl. Aurnhammer u. a. (Hrsg.), (2012).

Geschichtsverständnis zugrunde. Philologisches Quellenstudium, das Sammeln von Informationen und die Methode der kritischen Analyse, wie sie der „Historismus“ proklamierte, wurden abgelehnt, und auf wissenschaftliche Belege wurde bewusst verzichtet. Vielzitiert ist das Verdikt Georges: „Von mir führt kein Weg zur Wissenschaft.“ Mit dieser Haltung stellte man sich außerhalb des akademischen Diskurses und trieb eine Abkehr vom Fortschrittsglauben voran. Die Antike sollte nicht erforscht werden, sondern bildete nur die Folie für die Entfaltung künstlerischer Betätigung nach den Prinzipien des „Meisters“ oder „Sehers“. Im Zentrum der Betrachtung stand der Wunsch nach starken, sinnstiftenden Rettern oder Genies, denen man mit Gestalt-Biografien Denkmäler zu setzen versuchte. Plutarch mit seiner Serie herausragender Griechen und Römer spielte in dieser Konzeption eine wichtige Rolle.

Zu den großen Persönlichkeiten der Antike zählte man die Epiker Homer, Hesiod und Vergil, die Tragiker Aischylos und Sophokles, die Lyriker Theokrit und Horaz, die Historiker Herodot und Plutarch sowie die Philosophen Platon und Aristoteles. Platon nahm unangefochten den ersten Rang ein, dessen „Symposion“ als Ideal des modernen Lyriker-Clubs firmierte.²⁶ Dem berühmten Griechen folgte mit deutlichem Abstand der römische Dichter Horaz. Als sogenannte „Täter“, grandiose historische Figuren, die aus sich selbst heraus wirkten, bezeichnete man Alexander den Großen, Caesar und Napoleon. Zur künstlerischen Übertragung antiker Stoffe setzte George eine besondere Amalgamierungstechnik ein. Elemente seines poetischen Schaffens bildeten die Erotik, die Kairologie, die Inspiration, die Symbolik sowie der Daimon als „guter Geist“ im Sinne Platons. Man pflegte eine Griechenland-Verehrung, deren Boden bereits Winckelmann, Goethe und Hölderlin bereit hatten, und orientierte sich am schönen Leben im antiken Hellas.

Briefe stellen eine wesentliche Quelle für die Wissenschaft dar. Stefan Georges umfangreiche Korrespondenzen mit wichtigen Personen seines Umfelds (Ida Coblenz, Karl und Hanna Wolfskehl, Hugo von Hofmannsthal, Friedrich Gundolf) wurden mittlerweile ediert, ohne dass der Name Taeger dort Erwähnung finden würde. Das Gleiche trifft auf die zahlreichen Erinnerungswerke seiner „Jünger“ oder „Folger“ zu, die das Bild der Nachwelt entscheidend prägten.²⁷ Auch in modernen George-Biografien taucht der Name Taeger nicht auf.²⁸ Ein Nachlass Taegers, der Aufschlüsse über seine Kontakte geben könnte, existiert nicht. Berichte von einer George-Fotografie im Arbeitszimmer, wie sie als Zeichen der Dichter-Verehrung für den Klassischen Archäologen Ernst Langlotz oder den Gräzisten Paul Friedländer bezeugt sind, fehlen für Taeger.²⁹ Befasst man sich mit dem biografischen Teil des sorgfältig recherchierten George-Handbuchs aus dem Jahr 2012, dann stellt man fest, dass rund 140 Personen im Umkreis des „Meisters“ erfasst und porträtiert wurden, ohne dass der aus Norddeutschland stammende Althistoriker darin aufgenommen wurde. Blättert man das Register durch, dann

26 Karlauf (2007), S. 401 ff.; Rebenich (2008/2009), S. 115 ff.

27 Z. B. Salin (1948); Boehringer (1951).

28 Z. B. Karlauf (2007); Egyptien (2018).

29 Borbein (2005), S. 239; Ehling (2019), S. 7.

findet sich der Name Taeger in allen drei Bänden der Edition gerade ein einziges Mal im Zusammenhang mit einer Italienreise von Alexander Graf Schenk von Stauffenberg und der „Weber-Schule“. ³⁰ Für einen direkten Bezug zu George geben die bisherigen Forschungen zum Dichter also keine Anhaltspunkte.

4. „Weber-Schule“ und George-Kreis

Die „Weber-Schule“ war neben der „Berve-Schule“ die wichtigste althistorische Ausbildungsstätte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.³¹ Man unterscheidet zwischen den älteren Weber-Schülern (Ehrenberg, Taeger, Vogt) und der jüngeren Generation (Paul L. Strack, Alexander von Stauffenberg, Johannes Straub, Karl Friedrich Stroheker, Berthold Rubin). Kopf und Namensgeber dieser akademischen „Kaderschmiede“ war Wilhelm Weber (1882-1948),³² ein Aufsteiger aus armen Verhältnissen, der sich seine ersten Sporen bei dem österreichischen Fachvertreter Alfred von Domaszewski (1856-1927) verdient hatte. Umfassend mit allen Quellen der antiken Welt von Münzen über archäologische Zeugnisse und Terrakotten bis zur literarischen Überlieferung vertraut, erreichte er gegen Ende des Ersten Weltkrieges nach den Stationen Groningen und Frankfurt am Main in Tübingen den ersten Höhepunkt seines Wirkens. 1925 folgte er einem Ruf nach Halle an der Saale, ehe er ab 1931 in Berlin sein Hauptbetätigungsfeld fand und das dortige althistorische Ordinariat bis 1945 wahrnahm. Er schwärmte schon früh für den italienischen Diktator Mussolini und später für Adolf Hitler. Im Mittelpunkt seiner Studien standen die *Principes* Augustus, Trajan, Hadrian und Commodus, wobei religions- und geistesgeschichtliche Fragestellungen immer eine besondere Faszination ausgeübt haben. Die politische Haltung des ehrgeizigen Gelehrten zu Beginn der Weimarer Republik hat treffend Ines Stahlmann zusammengefasst: „Vaterländisches Pathos, geschichtlicher Irrationalismus und Führerglaube, gepaart mit politischem Antidemokratismus und nationalem Revanchismus, kennzeichneten (...) Webers weltanschauliche Grundposition. Dieses für die Vertreter einer 'konservativen Revolution' typische Konglomerat konservativer Elemente disponierte Weber (...) später für die nationalsozialistische Ideologie.“³³ Aus Webers mystischem Irrationalismus und seiner Beschäftigung mit Vergil konstruiert Stahlmann dann allerdings eine engere Beziehung zu Stefan George, die hier nicht geteilt wird.³⁴ Christ und Vogt, die vielleicht besten Kenner Webers und seines wissenschaftlichen Œuvres, haben keinen Zusammenhang zwischen Weber und George erwähnt.³⁵

Der älteste Weber-Schüler war Victor Ehrenberg (1891-1976), der jüdische Wurzeln besaß und aus einem wohlhabenden bildungsbürgerlichen Elternhaus

30 Rebenich (2012), S. 1663.

31 Christ (1982), S. 210 ff., 244 ff.

32 Christ (1982), S. 210-225; Jähne (2010); Baltrusch (2012); Deglau (2017); Deglau (2018).

33 Stahlmann (1988), S. 158; vgl. Sommer (2019), S. 238.

34 Stahlmann (1988), S. 181; Stahlmann (1989), S. 123 ff.; vgl. die Erinnerung von Theodor Pfizer (1902-1992) bei Hoffmann (1992), S. 62.

35 Christ (1982), S. 210-225; Vogt (1949).

stammte.³⁶ Er studierte seit 1912 Klassische Philologie und Alte Geschichte in Göttingen und Berlin, wobei Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff und Eduard Meyer die bekanntesten Lehrer wurden. Im Ersten Weltkrieg als Soldat in Frankreich eingesetzt, zog er 1919 mit seiner jungen Frau nach Tübingen und schloss sich vorübergehend Weber an. Nach seiner Promotion 1920 über „Die Reichsidee im frühen Griechenland“, habilitierte sich der Leutnant der Reserve am 22. Juli 1922 in Frankfurt am Main für Alte Geschichte, wirkte anschließend als Assistent an allen drei altertumswissenschaftlichen Seminaren und wurde dort 1928 außerordentlicher Professor.³⁷ Damit zeigte er, dass er sich von Webers Gedankenwelt und seiner römischen Kaiserverherrlichung abgewandt hatte. Neue Bezugspunkte wurden Jacob Burckhardt, Max Weber, der Althistoriker Julius Kaerst und das antike Hellas. Auch die Förderung durch Matthias Gelzer vermerkte er in seinen Erinnerungen. 1924 nahm er an der oben erwähnten Italienreise teil, was erkennen lässt, dass Kontakte zu Wilhelm Weber und seinen Schülern fortbestanden. Politisch könnte man ihn als liberalen Nationalisten einstufen. Hölderlin und Rilke bewegten Ehrenberg, „während er vom tönenden Pathos Stefan Georges unbeeindruckt blieb.“³⁸ Etwa um 1920 hielt er vor „Jungdeutschen“ im feudalen Berliner Herrenclub einen Vortrag, indem er für eine neue Volksgemeinschaft aus proletarischen und nationalen Kräften warb.³⁹ Dieses fragwürdige Engagement gab er anschließend wieder auf. Es ist aber ein Hinweis darauf, dass Weber und seine älteren Schüler in der Weimarer Republik phasenweise den sog. „Jungkonservativen“ nahestanden, die vielfach als Wegbereiter des Nationalsozialismus gesehen werden.⁴⁰

Zur ersten Generation von Weber-Schülern gehörte außerdem der aus einer katholischen Bauernfamilie Württembergs stammende, im Ersten Weltkrieg als Soldat eingesetzte Joseph Vogt (1895-1986).⁴¹ Wie sein Lehrer war er ein „*Homo Novus*“, ein sozialer Aufsteiger. Er praktizierte zu Beginn der Weimarer Republik in Tübingen mit Taeger die „Gütergemeinschaft der letzten Pfennige“, Ausdruck der prekären materiellen Lage beider Doktoranden.⁴² Im Lebenslauf seiner numismatischen Dissertation zu „Alexandria“ in der römischen Kaiserzeit von 1921 bezeichnet er Weber als „Lehrer und Führer“.⁴³ Nach einem Berliner Intermezzo habilitierte sich Vogt 1923 in Heidelberg und trat dort 1926 die Nachfolge von Weber an. Seinen wachen politischen Verstand reflektieren Berichte aus Palästina, Griechenland und Italien 1924/25. Dass er von antidemokratischem Denken geprägt war und die Weimarer Republik aus rechtsnationaler Perspektive ablehnte,

36 Christ (1996), S. 208-216; Franke (1994); Rebenich (2004); Schneider (2012).

37 Kisser (2019).

38 Franke (1994), S. 312; Stahlmann (1986), S. 158 f. und Christ (2006), S. 77 f. sehen auch bei Ehrenberg Impulse Georges.

39 Franke (1994), S. 317.

40 Petzold (1978).

41 Christ (1990); Königs (1995); Losemann (2012); Willing (2019b).

42 Christ (1960), S. 37.

43 Zitiert nach Christ (1970), S. 107.

hat Diemuth Königs in ihrer biografischen Studie herausgearbeitet.⁴⁴ In der NS-Zeit firmierte Vogt zu einem der führenden deutschen Fachgelehrten und verkörpert die Kontinuität zur bundesdeutschen Althistorie. Die recht umfangreiche Forschung zu Vogt einschließlich seines Freundes Victor Ehrenberg ist sich einig, dass der Weber-Schüler keine Verbindung zum Dichter Stefan George aufwies.⁴⁵

Richtet man den Blick von der „Weber-Schule“ auf die Altertumswissenschaftler, die dem George-Zirkel zugerechnet werden. Als Vertreter des „engeren“ Kreises gelten als gesichert der erwähnte Alexander Graf von Stauffenberg (1905-1964),⁴⁶ sein Vetter, Woldemar von Uxkull-Gyllenband (1898-1939)⁴⁷ und der Klassische Philologe Albrecht von Blumenthal (1889-1945).⁴⁸ In einem weiteren Sinne könnte man noch die Klassischen Archäologen Ernst Langlotz (1895-1978), Erich Boehringer (1897-1971), Hermine Speier (1898-1989), Karl Schefold (1905-1999) und Roland Hampe (1908-1981) sowie mit Abstrichen die Altphilologen Paul Friedländer (1882-1968) und Karl Reinhardt (1886-1958) als Anhänger des „Meisters“ auffassen. Zwischen der „Weber-Schule“ und dem George-Kreis lassen sich einige persönliche Verbindungen herstellen. Alexander von Stauffenberg reiste 1924 mit Weber und seinen älteren Schülern nach Italien, promovierte 1928 bei Weber in Halle (Saale) mit einer Studie über den spätantiken Chronisten Johannes Malalas und habilitierte sich 1931 in Würzburg über die Geschichte Siziliens im Altertum bei Joseph Vogt. Woldemar von Uxkull, der seinen Vetter 1923 in Marburg bei George eingeführt hatte, habilitierte sich 1925 über Plutarch und die griechische Biographie ebenfalls bei Weber in Halle. Alexander von Stauffenberg vertrat 1935/36 den althistorischen Lehrstuhl in Gießen, nachdem er dafür von Fritz Taeger vorgeschlagen worden war.⁴⁹ Zum 60. Geburtstag 1941 eignete Alexander von Stauffenberg seinem Doktorvater den Vortrag „Vergil und der augusteische Staat“ zu.⁵⁰ Aus diesem Beziehungsgeflecht geht hervor, dass auch die emotional geprägten Schöngeister des Lyrik-Clubs wissenschaftliche Qualifizierungsarbeiten verfassen konnten und mit Vertretern der „Weber-Schule“ bekannt waren.

5. Fritz Taeger im geistigen Kosmos der Weimarer Republik

Anderthalb Jahre älter als Vogt war der mittlere Vertreter der ersten Schüler-Generation Webers, nämlich Fritz Taeger. Da von ihm fast keine Briefe, die über seine Gedanken der damaligen Zeit Auskunft geben könnten, für die Forschung vorliegen, ist man auf die wenigen vorhandenen Archivalien sowie die Auswertung der Publikationen angewiesen, die während der Weimarer Republik erschienen sind. Im Folgenden wird sich dabei auf die Monografien zu Polybios, Thukydides,

44 Königs (1995), S. 122 ff.; vgl. Willing (2019b).

45 Ehrenberg (1970); vgl. dagegen Stahlmann (1988), S. 158 f. unter Bezug auf Schaefer (1951), S. 387 f. und Christ (2006), S. 77 f. unter Berufung auf das erwähnte Taeger-Zitat von 1946.

46 Katsch (1968); Hoffmann (1992); Günther (2001); Christ (2008); Rebenich (2012).

47 Petrow (1995), S. 121 ff.; Grünwald (2012).

48 Schuller (2005); Wägenbaur (2012).

49 Jatho/Simon, (2008), S. 37 f.

50 Christ (2008), S. 134.

Alkibiades und Tiberius Gracchus sowie eine singuläre Rezension zu Alexander dem Großen, also fünf Veröffentlichungen zwischen 1920 bis 1928 und den Beginn von Taegers wissenschaftlicher Laufbahn, konzentriert. Als der Offizier des Ersten Weltkriegs in Tübingen 1919 sein Studium der Klassischen Philologie und Alten Geschichte wieder aufnahm, geriet er in den Strahlungskreis Webers, eines faszinierenden jungen Lehrers und Freundes, der auch als freigiebiger Patron in sein Haus einlud und Gäste großzügig bewirtete.⁵¹ Verbindendes Element zwischen Taeger und seinem Mentor dürfte die Abkunft aus bescheidenen Verhältnissen sowie eine im Ersten Weltkrieg erlittene Lungenverletzung gewesen sein.⁵² Anders als Ehrenberg und Vogt, die „Webers Kult der großen Persönlichkeit nicht“ mitmachten,⁵³ startete der bettelarme Doktorand eine Serie von Biografien, die die geistige Nähe zu seinem Doktorvater und die Vorstellung von der Figur eines erlösenden Retters widerspiegeln.

Ausgangspunkt für die Dissertation war ein Seminar von Weber über Ciceros *De re publica*, das zu dem Thema „Über das Fortwirken des 6. Buches des Polybios in der griechisch-römischen Literatur“ führte. Die Ausarbeitung der späteren Monografie erfolgte überwiegend in Hamburg. Anschließend ging Taeger nach Göttingen und besuchte althistorische und archäologische Lehrveranstaltungen. Sein „Mitbringsel“ aus dem Krieg, ein Lungenleiden, zwang ihn, das Studium im Sommersemester zu unterbrechen. Dennoch konnte er im Dezember 1920 in Tübingen promovieren und schlug auf Anraten von Weber die Universitätslaufbahn ein.⁵⁴ Mit Unterstützung der Philosophischen Fakultät in Tübingen wurde das Erstlingswerk unter dem Titel „Die Archäologie des Polybios“ 1922 gedruckt.⁵⁵ In der Schrift versuchte Taeger, aus Ciceros *De re publica* und Diodor, den weitgehend verloren gegangenen staatstheoretischen Exkurs aus dem 6. Buch des Polybios, einen Abriss der römischen Frühgeschichte, zu rekonstruieren. Im Wesentlichen ging es um die umstrittene Frage, wie der feste Kreislauf der Verfassungen (*Anakyklosis*) und die römische Mischverfassung als die vermeintlich beste Staatsform überhaupt zusammenhängen. Nicht ohne eine grundsätzliche Skepsis rezensierte der Weber-Mitschüler Ehrenberg die Studie, fand sie einerseits „anregend“, andererseits konstatierte er „die Schwerfälligkeit des etwas unklaren Aufbaus“.⁵⁶ Anerkennend äußerte sich der Göttinger Klassische Philologe Max Pohlenz (1872-1962).⁵⁷ Positiv, aber nicht öffentlich, urteilte der Freiburger Dekan Hans Jantzen (1881-1967) Anfang 1924: „Dieses Buch zeigt Dr. Taeger nicht allein als tüchtigen und scharfsinnigen Philologen, sondern auch als guten Kenner der griechischen Philosophie und gewandten Darsteller. Das Buch macht schon einen

51 Vogt (1949), S. 178 f.

52 Zu Webers Tuberkulose vgl. Ruffing (2013), S. 925.

53 Ehrenberg (1970), S. 6.

54 Lebenslauf Fritz Taeger (undatiert), Anfang der 1920er Jahre. In: Habilitationsakte Fritz Taeger, UA Freiburg i. Br., B 24/3883.

55 Taeger (1922).

56 Ehrenberg (1924), S. 480.

57 Pohlenz (1923).

ganz reifen Eindruck und wird allgemein sehr günstig beurteilt.⁵⁸ Einen Bezug zu George lässt sich bei der Dissertation weder direkt noch indirekt feststellen.

Nach dem Abliefern dieser recht konventionellen Visitenkarte fasste Taeger als neues Aufgabengebiet die Geschichte der politischen Ideen in ihrer Wechselwirkung mit der Realpolitik in universalgeschichtlicher Betrachtung ins Auge.⁵⁹ Er verzichtete auf kleinere Veröffentlichungen und bereitete eine weitere Monografie vor. In diese bewegte Zeit der Weimarer Republik fallen gewalttätige Umsturzversuche von links und rechts sowie der sog. Ruhrkampf. Taeger wurde insbesondere durch die Hyperinflation des Jahres 1923 schwer getroffen. Er hatte sich bereits im Sommer 1923 an der Universität Freiburg i. Br. zur Habilitation gemeldet und lebte im Herbst des Jahres von 15,- Mark Schwerbeschädigten-Rente monatlich sowie Zuschüssen seines Vaters. Arm wie eine „Kirchenmaus“ legte Taeger Ende des Jahres das Manuskript seiner Habilitationsarbeit zu dem rational-analytischen Geschichtsschreiber „Thukydides“ vor, hielt am 4. Dezember 1923 einen Vortrag über „Scipio Aemilianus“, überzeugte im anschließenden Kolloquium und erhielt die *Venia Legendi* der badischen Universität.⁶⁰

6. Taegers „Thukydides“

Im Frühsommer 1925 lag der „Thukydides“ gedruckt vor.⁶¹ Angeregt worden war die Studie zum großen Historiker des Peloponnesischen Krieges wiederum durch Wilhelm Weber, der in der „Vorbemerkung“ als „hochverehrter Lehrer“ und „Führer“ bezeichnet wurde. Ferner ging der Dank an Geheimrat Ernst Fabricius (zu ihm siehe unten), den Rektor der Universität, Otto Immisch (1862-1936) sowie Ludwig Deubner (1877-1946), die beide Altphilologen waren. Die ungeheure Wertschätzung, die Taeger seinem Doktorvater entgegenbrachte, wurde durch die Widmung; „Herrn Prof. W. Weber zugeeignet“, unterstrichen. Das schwülstige Vorwort (S. VI-VII) ließ Ressentiments gegen den Versailler Friedensvertrag anklingen und beschwor die stolze Zukunft Deutschlands herauf. Inhaltlich erfolgte anhand der Person von Thukydides eine Auseinandersetzung mit der griechischen Ideengeschichte zur Blütezeit Athens, bei der der Dozent, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auf einen wissenschaftlichen Apparat verzichtete. Mit dieser fragwürdigen Entscheidung wurden kontroverse Thesen ihrer Nachprüfbarkeit beraubt. Der berühmte Schriftsteller wurde mit überschwänglichen Worten idealisiert, wie es bedeutende deutsche Historiker von Barthold Georg Niebuhr über Leopold von Ranke und Wilhelm Roscher bis Eduard Meyer vor ihm auch getan hatten.⁶² Der Weber-Schüler lobte einleitend ganz allgemein die „scharfsinnigen Untersuchungen von Wilamowitz und Schwartz“. (S. 2). Allerdings wurden die

58 Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg i. Br., Jantzen, an das Ministerium des Kultus und des Unterrichts am 3.1.1924. In: UA Freiburg i. Br., B 24/3883.

59 Lebenslauf Fritz Taeger (undatiert), Anfang der 1920er Jahre. In: Habilitationsakte Fritz Taeger, UA Freiburg i. Br., B 24/3883.

60 Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg i. Br., Jantzen, an das Ministerium des Kultus und des Unterrichts am 3.1.1924. In: UA Freiburg i. Br., B 24/3883.

61 Taeger (1925a).

62 Meister (2013), S.167 ff. Das Buch Taegers wird bei Meister nicht berücksichtigt.

konkreten Ergebnisse der neueren Quellenforschung fast nonchalant übergangen und mit folgenden Worten kommentiert: „Mechanische Analyse hat sich unterfangen, in das geheimnisvolle Werden der grössten Schöpfung in der Geschichte unserer Wissenschaft einzudringen, hat das Werk zerlegt und zerteilt, bis sie Widersprüche, Unebenheiten, Wiederholungen aufzuspüren glaubte, durch welche sie sein Entstehen aufhellen zu können wähnte; aber seine Lebenskraft spottet aller Anstrengung“ (S. 293). Das war starker Tobak von einem Neuling, zumal ein Literaturverzeichnis fehlte. Dass er außerdem wider besseres Wissen an Hölderlins veralteter Übersetzung festhielt, „weil sie mehr denn alle anderen sein (Thukydides, d. Verf.) Wesen ausdrückt“,⁶³ musste vom historisch-kritischen Standpunkt aus besonders provozierend wirken.

Rückblickend war es ein unvorsichtiger Schritt, sich in die Untiefen des altertumswissenschaftlichen Fahrwassers hinein zu begeben und pathetisch, idealistisch und ohne essenzielle Belege eine Auseinandersetzung mit einer ihrer Kernepochen und Schlüsselquellen zu suchen. Der erwähnte Eduard Schwartz (1848-1940), der zu den führenden Klassischen Philologen in Deutschland gehörte und sich als konservativer „Wahrheitsforscher“ verstand, fühlte sich durch das eigenwillige Werk des „Namenlosen“ und das Übergehen der akademischen Erkenntnisse seit Franz Wolfgang Ullrich (1795-1880) zur „Thukydideische Frage“ besonders herausgefordert, da er 1919 eine Monografie zu dieser Thematik vorgelegt hatte und als entschiedener Vertreter der sog. „Analytiker“ galt.⁶⁴ In einer ungewöhnlich ausführlichen Rezension, die zu einer altsprachlichen Grundsatzvorlesung geriet, ließ er kein gutes Haar an Taegers emotionalem Buch und stellte ihn vor der gesamten Fachwelt bloß. „Phrasenschwall“, „leerer Schwulst“, „verwirrende Wirbel eines schier endlosen Wortschwall“, „verworrenes Geschwätz“ und „großsprechender Dilettantismus“ waren unmissverständliche Wertungen für ein „inhaltslose(s) Buch“, das „nie hätte gedruckt werden“ dürfen.⁶⁵ Der Hellenismus-Experte Julius Kaerst (1857-1930) ging zwar differenzierter mit dem „Thukydides“ ins Gericht, schloss sich aber in wesentlichen Punkten dem „Verriss“ von Schwartz an.⁶⁶ Ähnlich vernichtend äußerte sich der Altphilologe Felix Jacoby (1876-1959). Er sprach von „fast monströser Einseitigkeit“ und nannte das Werk „blutleer“, „obwohl das Wort 'Blut' fast auf jeder Seite vorkommt.“⁶⁷ Das vorgelegte essayistische Werk kann zwar als Versuch gewertet werden, „große“ Persönlichkeiten mit Hilfe von Intuition zu erfassen, einen näheren Zusammenhang mit dem Lyriker George lässt es allerdings nicht erkennen.⁶⁸ Seiner Hochschulkarriere in der Sphäre der Wissenschaft hatte Taeger mit dem „Thukydides“ bestimmt keinen Gefallen getan.

In Freiburg trat der frisch habilitierte Dozent an die Seite des anerkannten Alt-historikers und Limesforschers Ernst Fabricius (1857-1942), wie Weber ein „poli-

63 Taeger (1925a), S. 62, Anm. 1.

64 Schwartz (1919); vgl. Bleckmann (2010); Baumgarten (2012); Rebenich (2014).

65 Schwartz (1926), S. 72, 78 f., 82.

66 Kaerst (1927).

67 Jacoby (1926), S. 657 f.

68 Vgl. Wolf (1996), S. 213 ff.

tischer“ Kopf, der der Monarchie anhing und konservativ-nationalistische Grundpositionen vertrat.⁶⁹ Fabricius hat offenbar Taegers Fußfassen an der badischen Universität nach Kräften unterstützt. Wie stark Taeger ihn dafür verehrte und seine Dankbarkeit zum Ausdruck brachte, lässt sich unter anderem daran ablesen, dass er die ersten drei Auflagen des Hauptwerkes „Das Altertum“ diesem Förderer widmete. Am Rand des Schwarzwaldes unterrichtete Taeger von 1924 bis 1930 vier bis sechs Stunden die Woche griechische, römische und altägyptische Geschichte.⁷⁰ Bezogen auf die George-Thematik sind zwei Dinge zu erwähnen: Einerseits die angesprochene Italienfahrt mit dem 19-jährigen Alexander von Stauffenberg. Es ist hier kaum anzunehmen, dass der adelige Jüngling besonderen Eindruck auf den elf Jahre älteren, Schlachten erprobten Frontoffizier des Ersten Weltkriegs gemacht hat. Andererseits erschien 1924 Friedrich Gundolfs „Caesar“.⁷¹ Vermutlich hat Taeger die viel beachtete Studie aus dem „Inner Circle“ des George-Kreises gelesen oder zumindest aus Gesprächen gekannt. Da sie aber aus der Feder eines Germanisten stammte, keine Biografie, sondern eine rezeptionsgeschichtliche Diskursanalyse darstellte und von Taeger niemals erwähnt wurde, scheint sie in seinen Publikationen keine nennenswerte Rolle gespielt zu haben. Allerdings dürfte Gundolfs Bekenntnis zu einem „Führer“ und gegen „Schwätzer“ (S. 7) Taegers Zustimmung gefunden haben, denn in „Das Altertum“ von 1939 findet sich acht Jahre nach Gundolfs Tod eine kurze Passage, die aus dem Caesar-Buch von 1924 entliehen sein könnte.⁷²

In Freiburg verfasste Taeger seine erste Rezension, die bis 1928 die einzige derartige Veröffentlichung blieb. Er besprach eine Monografie des Marburger Altphilologen Theodor Birt (1852-1933), die Alexander dem Großen und dem sog. „Weltgriechentum“ gewidmet war.⁷³ Am Rande wurde von ihm darin auch einmal der Begriff „Täter“ gebraucht, allerdings ohne den Zusammenhang mit George oder seinen Anhängern herzustellen. Zum Idol des Rezensenten wurde vielmehr Johann Gustav Droysen (1808-1884) erkoren, dem 1833 „vielleicht das Meisterwerk der deutschen historischen Literatur“ gelungen wäre. Im Schatten von Droysen hätten Eduard Meyer, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff und Julius Kaerst einzelne Probleme vertieft. Birt sei jedoch nicht in der Lage, Alexanders „weltweites Wirken“ in „seiner ganzen Größe“ zu erkennen, da er die damaligen „Ideen“ missachte. Er verstehe die „Polis“ und andere historische Phänomene nicht, kurz: Die Biografie zeitige keine neuen Ergebnisse. Bemerkenswert erscheint an der solitären Rezension dreierlei: Sie lässt erstens klar Taegers Faible für große Persönlichkeiten und religiöse, philosophische und geistesgeschichtliche Strömungen im Altertum erkennen, wie sie sich Ende der 1950er Jahre in seinem zweibändigen Werk „Charisma“ niedergeschlagen haben.⁷⁴ Sie zeigt zweitens, dass der Dozent sich nicht scheute, auch gegen etablierte Kollegen auszuteilen und die

69 Wirbelauer (2006), S. 142 ff.; Seitz (2012).

70 Vorlesungsverzeichnisse der Universität Freiburg i. Br., Freiburg 1924 ff.

71 Gundolf (1924).

72 Taeger (1939), S. 4.

73 Taeger (1925c), S. 89, 94 f.

74 Taeger (1957/1960); Näf (2015), S. 33-37.

Studie Birts abfällig zu kritisieren. Und sie dürfte drittens den Ausgangspunkt einer besonderen Verehrung für Droysens „Alexander“ markieren, die in der Herausgabe einer Neuauflage dieses „Klassikers“ 1955 mündete.⁷⁵ Möglicherweise kann auch der Publikationsort einen Hinweis auf die Einstellung Taegers geben. Denn die Besprechung erschien nicht in dem von dem einflussreichen Gräzisten Werner Jaeger (1888-1961) neu gegründeten Blatt „Die Antike. Zeitschrift für Kunst und Kultur des klassischen Altertums“, sondern in seinem rationalen Gegenstück „Gnomon“, das „von Anfang an im reinen, um Objektivität ringenden Protokollstil gehalten“ war.⁷⁶ Während Taeger in seiner akademischen Laufbahn regelmäßig im „Gnomon“ publizierte, findet sich in dem Periodikum „Die Antike“ keine einzige Spur von ihm.

7. Taegers „Alkibiades“

Nach der Habilitationsarbeit nahm Taeger die nächste, thematisch verwandte Monografie in Angriff und schrieb sie nach eigener Aussage „in einem Zuge 1924“ nieder.⁷⁷ Sie verdient für die gewählte Fragestellung besonderes Interesse, weil sie nicht wenigen Wissenschaftlern als Beleg für eine Verbindung mit dem George-Kreis dient. Das ebenfalls 1925 erschienene Buch war der Biografie des griechischen Staatsmannes Alkibiades und dem hegemonialen Ringen zwischen Athen und Sparta 421-404 v. Chr. gewidmet. Im „Vorwort“ nahm Taeger ganz im Stil eines „politischen Historikers“ auf die aktuelle Situation in Deutschland Bezug: „Unser Volk liegt in wilden Zuckungen. Eine Welt, die uns allen Inhalt zu geben schien, ist zusammengebrochen. Von allen Seiten erstehen verzweifelte Menschen Irrpropheten, neue Wege, neue Lebensformen zu weisen, die von den Urquellen okzidentalens Menschentums abdrängen. Wir sind arm an großen Persönlichkeiten geworden und drohen unter der Last der Gegenwart zu erliegen. Wir ringen um unsere Zukunft und warten des Mannes, der unserm Dasein neuen Inhalt gibt, uns neue Ziele weist, der höchstes Menschentum verkörpert und eine Welt findet, die seiner wert ist und ihn versteht“ (S. V).

Obwohl Taeger hier vieles nur andeutet, atmet man aus diesen Worten geradezu sein schweres individuelles Schicksal, die völkische Identifikation und seine Hoffnung auf eine große Persönlichkeit, die Deutschland in eine glorreiche Zukunft führen möge. Da die Regentschaft eines deutschen Kaisers mit der Kriegsniederlage 1918 obsolet geworden war, wird man diese Passage wohl kaum als eine Hommage an einen begnadeten Dichter, sondern als ein Sehnen nach einem autoritären Diktator verstehen können, so wie es Benito Mussolini mit seinem Marsch der faschistischen Schwarzhemden auf Rom 1922 vorgemacht hatte. Gleichzeitig sollte das antike Hellas als das Ideal für Deutschland dienen. Inhaltlich gliedert er die Biografie in vier Hauptkapitel: „Einleitung“, „Die Jahre des Werdens“, „Die Jahre des Kampfes“ sowie „Reife und Sturz“. Obwohl der Eupatride im Peloponnesischen Krieg mehrfach die Fronten zwischen Athen,

⁷⁵ Droysen (1955).

⁷⁶ Hartmann (2012), S. 1087.

⁷⁷ Taeger (1943), S. 9.

Sparta und Persien wechselte und nicht wenigen als „Vaterlandsverräter“ galt, verteidigte ihn der Freiburger Dozent und versuchte, ihn als Prototyp edelsten Menschentums und Vorbild für die Gegenwart zu stilisieren.

In Fachkreisen stieß Taegers pathetisches Werk auf entschiedene Ablehnung. Ernst Hohl (1886-1957) monierte neben sprachlichen Problemen den „Verzicht auf jeden gelehrten Apparat“, nannte die Lektüre „zwecklose Zeitvergeudung“ und schätzte den historischen Gewinn „gleich null“ ein.⁷⁸ In dasselbe Horn stieß sein Kollege Oskar Leuze (1874-1934): Sachlich Neues werde nicht geboten, die Darstellung sei „einseitig“, auch „wissenschaftlich nicht haltbar“, und die heldenhafte Tendenz des Buches müsse „als seltsame Verirrung bezeichnet werden“.⁷⁹ Helmut Berve (1896-1979), werdendes Haupt einer konkurrierenden althistorischen „Schule“ und Autor der innovativen Studie „Das Alexanderreich auf prosopographischer Grundlage“, griff in seiner philosophisch anmutenden Rezension die Methode Taegers an, „Geistesgeschichte“ treiben zu wollen. Zwar habe die Vorgehensweise prinzipiell ihre Berechtigung, doch liege eine „unerhörte Vergewaltigung“ vor. Es fehle „eine messerscharfe, gleißende Intellektualität und straffe Denkdiziplin“, ferner logische „Strenge und Forschungsenergie“. Die Darstellung, ein „Zerrbild“, wandle „im gestelzten Schritt einer überpathetischen Sprache“ daher, sei „ein Zwitter und darum nichts“. „Zur wahren Geschichtsschreibung“ fehle „gerade einem Buch wie dem 'Alkibiades' eigentlich alles.“⁸⁰ Über den zeitgenössischen Konflikt zwischen dem George-Kreis mit dem Schönen nach Gefühlen einerseits und dem „positivistischen“ Lager um den „Papst“ der Philologen, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, andererseits, ging das Werk hinweg, ohne verbal Partei zu ergreifen.⁸¹ Der Verzicht auf Quellenbelege ließ indes erkennen, dass sich der Autor nicht einem strengeren Wissenschaftsethos verpflichtet fühlte.

Wenn der Inhalt des „Alkibiades“ aus althistorischer Sicht unbefriedigend war und nur vage geistesgeschichtliche Bezüge zuließ, kann dann die Widmung Aufschlüsse über die Bewunderung Taegers für Stefan George geben? Die Antwort lautet „ja!“, aber in einem ganz anderen Sinne, als die oben genannten Wissenschaftler behauptet haben. Nicht Stefan George, Friedrich Gundolf oder einem anderen Mitglied aus dem Lyrik-Club des „Meisters“ war die Biografie gewidmet, sondern „Hans Schwarz, dem Dichter“. Der junge Hans Schwarz (1890-1967)⁸² hatte seine altphilologische Bildung von Wilamowitz-Moellendorff erhalten und war im Ersten Weltkrieg Soldat gewesen. Richtungweisend wurde, dass er 1921 einen der führenden Köpfe der sog. jungkonservativen Bewegung kennenlernte, nämlich Arthur Moeller van den Bruck (1876-1925).⁸³ Moeller fungierte als Stichwortgeber der Nationalsozialisten, mit denen er den Hass auf die demokratischen Parteien, den Parlamentarismus, Liberalismus, Kommunismus und das politische

78 Hohl (1927), S. 315.

79 Leuze (1928), S. 198 f.

80 Berve (1926), S. 456 f.

81 Vgl. Rebenich (2008/2009).

82 Vgl. von Nostitz (1980), S. 253 ff.

83 Schlüter (2010); Postert (2014).

System der repräsentativen Demokratie von Weimar teilte. Bedeutender als „Das Recht der jungen Völker“ (1919), eine Verdammung des Versailler Vertrages, wurde die Schrift „Das dritte Reich“, die 1923 erstmals erschien.

Dass Hitlers braune Bataillone später diesen noch nicht klar definierten Begriff „drittes Reich“ okkupierten, zeigt die geistige Nähe beider rechtsextremer nationalistischer Strömungen. Das Adjektiv „jungkonservativ“, das politisch Personen am rechten Flügel zwischen DNVP und NSDAP umschreibt, wäre deshalb zutreffender mit „präfaschistisch“ zu übersetzen. Jedenfalls fungierte Schwarz als Adlatus des auch literarisch gebildeten Moellers und gab nach dessen Suizid 1925 weitere Auflagen des „dritten Reichs“ heraus. Die Rolle als Nachlassverwalter sowie die Vor- und Nachworte von Schwarz lassen erkennen, dass er sich mit dem nationalistischen und antidemokratischen „Sozialismus“ à la Moeller identifizierte.⁸⁴ Kontakte pflegte er außerdem zu dem späteren Wehrmachts- und Bundeswehrgeneral Hans Speidel (1897-1984), dem Stahlhelm-, NSDAP- und Geheimdienst-Mann Friedrich Wilhelm Heinz (1899-1968), dem Herausgeber der NS-Zeitschrift „Der Angriff“, Hans Schwarz van Berk (1902-1971), sowie ostelbischen Junkern. Weiterhin schrieb er recht erfolgreich Theaterstücke, landete 1936 wegen Verstoß gegen § 175 Strafgesetzbuch (Unzucht zwischen Männern) im Gefängnis und wurde nach dem Zweiten Weltkrieg Mitinitiator des Friedenspreises des deutschen Buchhandels.

Anscheinend hatte Taeger den etwas älteren Schwarz 1922/23 im Hörsaal oder im Hause Wilhelm Webers in Tübingen kennengelernt. Schwarz verfasste in dieser Lebensphase den Gedichtband „Götter und Deutsche“. Der Biograf von Nostitz kommentiert: „In formaler Hinsicht herrschen Anklänge an Hölderlin und George vor. Themen der germanischen und griechischen Mythologie stehen neben preußischen Motiven. Der patriotische Impuls ist deutlich zu spüren.“⁸⁵ In der jungkonservativen Zeitschrift „Gewissen“ huldigte Schwarz „Führer“ und „Heroen“. Diese „politische“ Lyrik in Verbindung mit dem kompromisslosen Kameradschaftsideal, dem Geniekult, dem Elitgedanken, der „Kriegsschuldlüge“, der Unterwerfung und dem Dienen muss den Althistoriker Taeger als Gleichgesinnten stark angesprochen haben.⁸⁶ Beide verband die Bewunderung für Preußen. Der eine schrieb entsprechende Artikel, der andere verehrte den berühmten Johann Gustav Droysen. Ein singulärer Brief von Schwarz an Taeger vom 18. Juni 1942 scheint zu belegen, dass dieser Kontakt langanhaltend war.⁸⁷ Wenn Taeger 1924/25 seine dritte Monografie ohne äußeren Druck dem „jungkonservativen“ Dichter Hans Schwarz widmete, dann bedeutet dies einen ganz klaren Hinweis darauf, dass der „politische Historiker“ damals mit der national-revolutionären Strömung sympathisierte. Zwar gab es Übereinstimmungen zwischen Jungkonservativen und „Georgeanern“, etwa in ihrer Ablehnung der Republik oder der Idealisierung des antiken Griechenlands, doch waren erstere deutlich radikaler auf

84 Schwarz (Hrsg.), (1931), S. 9-13.

85 Vgl. von Nostitz (1980), S. 278.

86 Kemper (2011), S. 101, 105, 331.

87 Vgl. Christ (1970), S. 107.

einen politischen Umsturz des demokratischen Systems orientiert als der schöngeistige Lyrik-Zirkel um den „Meister“.

Hält man sich Taegers obrigkeitsstaatliche Sozialisation, den Horror des Frontsoldatendaseins, die schwere Verwundung, die Armut und – vielleicht das Schlimmste – die fehlende Anerkennung durch den jungen Staat vor Augen, dann überrascht der Befund nicht. Dass der Althistoriker in einer pflichtschlagenden Burschenschaft sowie dem Regimentsverein und dem Offiziersverein seiner damaligen Einheit organisiert war, weist ebenfalls in diese Richtung.⁸⁸ Seine Welt bestand aus Disziplin, Kameradschaft, militärischem Pflichtbewusstsein und klassischer Bildung, verlässliche Größen in einer unsteten Zeit. Dass seine beiden Bücher zum „Thukydides“ und „Alkibiades“, in die er seine ganze Energie gesteckt haben musste, auf einhellige Ablehnung im Fach stießen, dürfte seine Identifikation mit der Republik von Weimar nahezu auf den Nullpunkt sinken lassen. Abzulesen war dieser niederschmetternde Imageschaden auch in der Suche nach dem Nachfolger von Fabricius in Freiburg 1925/26. Bot sich hier die Chance für den habilitierten Dozenten zum Professor aufzusteigen? Mitnichten, denn auf der Vorschlagsliste der Philosophischen Fakultät tauchten nur die Namen Matthias Gelzer (1886-1974), Friedrich Oertel (1884-1975) und Joseph Vogt auf, während der lokale Nachwuchs-Althistoriker unerwähnt blieb.⁸⁹ Doch Ausweg im Selbstmord zu suchen, wie Moeller van den Bruck, kam für ihn ebenso wenig in Frage wie untätiges Trübsal blasen, denn dafür fehlten die monetären Möglichkeiten. Es blieb also als einzige realistische Alternative eine Fortsetzung der wissenschaftlichen Karriere und die Anfertigung einer weiteren Monografie, die schließlich die Anerkennung der „Zunft“ fand.

8. Taegers Reputation in der Scientific Community

Mit der gediegenen Untersuchung zum römischen Sozialrevolutionär Tiberius Gracchus, die 1928 erschien, konnte Taeger seinen schlechten Eindruck in der Welt der Altertumswissenschaftler revidieren. Das quellenfundierte Werk, das Alfred von Domaszewski, Geheimrat Fabricius und Wilhelm Weber gewidmet war, basierte ganz auf der philologisch-historischen Methode und berücksichtigte insbesondere die Kontroverse zwischen Eduard Meyer und Eduard Schwartz. In den „Verdacht“, etwas mit dem George-Kreis zu tun zu haben, geriet die Studie nie. Der hochangesehene und konservative Matthias Gelzer kritisierte zwar Einzelfragen und „das allzu reichlich verwandte Pathos“, rezensierte das Werk aber insgesamt positiv, was einem Ritterschlag gleichkam und die Hoffnung auf eine bessere Perspektive in der Zukunft nährte.⁹⁰ Zwei Jahre später sollte die erste ordentliche Professur in Gießen Wirklichkeit werden.

88 Military Government of Germany, Fragebogen Fritz Taeger vom 29.4.1946. In: UA Marburg, 305a/2231.

89 Vorschlagsliste vom 13.1.1926 (UA Freiburg i. Br., B 1/1249). In: Wirbelauer (2006), S. 221-224.

90 Gelzer (1929), Zitat S. 297. Taeger widmete nach dem Tod von Fabricius (1942) die 4.-6. Aufl. (1950 ff.) von „Das Altertum“ Matthias Gelzer.

Als 1930 der Gießener Althistoriker Richard Laqueur (1881-1959)⁹¹ ein Gutachten über die Kandidaten zu verfassen hatte, die um seine Nachfolge konkurrierten, stand neben Taeger auch der erwähnte Woldemar von Uxkull zur Auswahl. Dabei erwies sich der arrivierte Ordinarius der Ludoviciana als gut informiert. Zu Uxkull heißt es zurecht, er „dürfte dem George-Kreis nahestehen“, während bei Taeger das produktivere fachliche Schaffen und die bedenkliche materielle Lage hervorgehoben wurden, weswegen ihm der Vorrang gebühre.⁹² Von der geistigen Nähe des Klassischen Philologen Albrecht von Blumenthal zu Stefan George hatten die Gießener Philosophische Fakultät und der lokale NSD-Dozentenbund Kenntnis.⁹³ Ähnlich verhielt es sich 1936 mit Alexander von Stauffenberg, dessen Verehrung für den „Meister“ an der Ludwigs-Universität gleichfalls bekannt war.⁹⁴ Der Germanist Max Kommerell, der sich 1931 mit George überworfen hatte, bewarb sich 1939 in Marburg unter dem Dekanat Taegers auf eine freiwerdende Professur. Der Berufungsvorgang lässt erkennen, dass das Label „George“ positiv wie negativ verwendet werden konnte und seine „Jünger“ in der Öffentlichkeit als solche auch wahrgenommen wurden.⁹⁵ Als von Blumenthal in der Endphase des Zweiten Weltkrieges von Taegers alter Wirkungsstätte Gießen vor den heranrückenden amerikanischen Truppen ins benachbarte Marburg flüchtete, wandte er sich nicht an den inzwischen dort lebenden Kollegen, sondern brachte seine Frau und sich am 28. März 1945 um.⁹⁶ Ein tragisches Ereignis, aber auch ein Beispiel dafür, dass der George-Anhänger von Blumenthal keine nähere Verbindung zum Weber-Schüler pflegte. Wenn der Name Taeger in den universitären Unterlagen im Zusammenhang mit dem George-Kreis keine Erwähnung fand, dann bedeutet das, dass er innerhalb der Altertumswissenschaften nicht den Sympathisanten dieser Dichter-Runde zugerechnet wurde.

9. Ein Seitenblick – Taegers Konzeption im Nationalsozialismus

Daran, dass Taeger Stefan Georges Namen gekannt haben musste, besteht kein Zweifel. Zu Beginn der Weimarer Republik war George ein in intellektuellen Sphären viel beachteter Mann, vergleichbar mit Jacob Burckhardt, Friedrich Nietzsche oder Oswald Spengler, von dem ein Signal zum Aufbruch ausging. Durch Alexander von Stauffenberg wird auf jeden Fall die eine oder andere Kunde aus der hierarchischen Dichterrunde um das Zentralgestirn zu Taeger gedungen sein. Dennoch scheint die Beeinflussung durch George nur gering gewesen zu sein, da die vorhandenen Zeugnisse keine greifbaren Anzeichen dafür erkennen lassen oder dort sogar gegenteilige Indizien vorliegen. In der NS-Zeit identifizierte sich Taeger weitgehend mit dem „Führerstaat“. In den Akten der Universitätsverwaltung, in

91 Gundel (1982).

92 Richard Laqueur am 13.7.1930. Betreffend: Wiederbesetzung der ordentl. Professur für Alte Geschichte. In: UA Gießen, PrA Phil, Nr. 28, Bl. 18-22, hier 22; vgl. Uxkull-Gyllenband (1933).

93 Wägenbaur (2012), S. 1282.

94 Jatho/Simon (2008), S. 38.

95 Weber (2011), S. 364 ff., 412 ff., 420 ff.

96 Wägenbaur (2012), S. 1281 f.

seinen Publikationen und in zahlreichen Mitgliedschaften in NS-Organisationen finden sich für diese politische Haltung eindeutige Hinweise. Im Folgenden steht nicht die Gesamtheit von Taegers Aktivitäten im „Dritten Reich“ im Fokus, sondern sein Hauptwerk „Das Altertum“, das Anfang 1939 in zwei Bänden mit fast 1.000 Druckseiten erschien. Es wird davon ausgegangen, dass hier seine historisch-philosophische Konzeption unverfälscht dargelegt wurde, während die 2. (1940), 3. (1942), 4. (1950), 5. (1953) und 6. Auflage (1958) durch immer neue Überarbeitungen gekennzeichnet waren, die den zeitbedingten Anforderungen Rechnung trugen.⁹⁷

Das beeindruckende Zeugnis der Gelehrsamkeit lieferte eine Übersicht über die Ereignisgeschichte des Altertums von den altorientalischen Reichen über die griechischen Poleis, Alexander den Großen und den Hellenismus bis zur römischen Periode, die mit der spätantiken Kaiserzeit endete. Auf wissenschaftliche Belege in Fußnoten oder die Nennung von einschlägiger Fachliteratur wurde wiederum verzichtet. Gewidmet war das Opus Magnum – wie oben bereits erwähnt – „Herrn Geheimrat Ernst Fabricius in Verehrung und Dankbarkeit“. Im Vorwort wurde Joseph Vogt für seine Korrekturarbeiten und besonders Wilhelm Weber, „dem kühnsten Bahnbrecher unter den deutschen Altertumswissenschaftlern der Gegenwart“ gedankt. Als schlimmste „Notzeit der deutschen Geschichte“ bezeichnet Taeger die Vergangenheit „vor nunmehr fünfzehn Jahren“, als der „Alkibiades“ formuliert wurde und der junge Dozent durch die totale Geldentwertung in tiefste Armut gestürzt wurde.⁹⁸ Dass diese Existenzkrise viel einschneidender empfunden wurde als beispielsweise der Schrecken der Fronterlebnisse, die Kriegsniederlage und der Sturz der Monarchie, verdient hervorgehoben zu werden. Taeger kommentierte rückblickend kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, dass jetzt „Schmach und Schande von uns genommen und unsere geheimsten Hoffnungen und Wünsche erfüllt sind.“ Geistig wird das politische Statement von 1924/25 als revolutionäre Tat gewertet, die aus der „völkischen Not“ geboren war und heute, nach sechs Jahren NS-Herrschaft, in Erfüllung gegangen sei. Die nationalistische, völkische und antidemokratische Kontinuität der Konzeption von 1924/25 zu 1939 wird also unmissverständlich zum Ausdruck gebracht. Schenkt man Taegers eigenen Worten Glauben, dann sehnte er bereits damals einen autoritären „Führerstaat“ herbei.

In der Einleitung (S. 1-9) thematisierte Taeger die chronologischen Probleme, erteilte „Positivismus“ sowie „wurzellosem Relativismus“ eine klare Absage und sah den historischen Prozess vor allem durch geistesgeschichtliche Vorgänge geprägt: „Weil wir wieder an den Sinn des Lebens glauben und uns dem Dienst am Leben verpflichtet wissen, von der Bedeutung der Persönlichkeit durchdrungen sind und die Macht der Ideen kennen“ (S. 4). Nur nordische Rassen und abendländische Völker, die durch die Bande von „Blut“ miteinander verbunden seien, träten schöpferisch im Geschichtsprozess auf. Paarten sich artfremde Elemente,

⁹⁷ Vgl. Lewis (1952).

⁹⁸ In den Vorbemerkungen des „Thukydides“ (Taeger 1925a) spricht er von „den schlimmsten Tagen der Inflationszeit“.

käme es zu einem „Rassengemeinde“, was „Rassen- und Volkstod“ zur Folge hätte. Zudem bildeten die Rassen eine schöpferische Klammer, die alle indogermanischen Völker miteinander verbinden würde. Die antiken Griechen seien die Vorbilder für die Deutschen der Gegenwart. Unerreicht sei die Geschichtsschreibung des Thukydides. Übertreffende Führer damals wie heute könnten das Chaos überwinden und eine neue sinnvolle Ordnung schaffen. Für die alte Welt sei Augustus das „großartigste Beispiel“. An Epochen werden die „perikleische“ und die „augusteische Zeit“ besonders hervorgehoben, also klassische Demokratie in Athen und römische Kaiserzeit. Zwar erwähnt Taeger Platons Geschichtskreislauf und den *Kairos*-Begriff im Sinne von „günstigstem Zeitpunkt“, doch lassen sich diese pathetischen und irrationalen Passagen kaum gesichert auf George zurückführen. Unzweifelhaft dürfte sein, dass Taeger Thukydides, den berühmten Historiker des Peloponnesischen Krieges, allen antiken Lyrikern der modernen Dichterrunde vorzog.

Auch Tornows und Stahlmanns Behauptungen, dass Alexander der Große und Caesar bei Taeger im Sinne des George-Kreises besondere Verehrung genossen hätten, dürfte in Frage zu stellen sein. Beispielsweise wurde 1944 eine kleine Monografie unter dem Titel „Caesar“ veröffentlicht, doch handelte es sich hierbei um einen Auszug aus dem opulenten Werk „Das Altertum“, der für die Soldaten der Wehrmacht gedacht war.⁹⁹ Eine eigenständige Studie im Stil von Gundolf oder einer anderen Person aus dem Umfeld des „Meisters“ war dies nicht. In der Alexander-Partie (Bd. I, S. 386-437) von Taegers „Das Altertum“ werden erwartungsgemäß Caesar und Napoleon als herausragende Staatsmänner nach dem Makedonen-König genannt, jedoch auch Kyros, Dareios und Perikles, die zeitlich vor ihm lebten, mit auf dieselbe Stufe gestellt (S. 425). Das Caesar gewidmete Kapitel (Bd. II, S. 228-294) würdigte ohne Abstriche Leistungen und Verdienste dieser beeindruckenden Persönlichkeit und umschreibt ihn als „großen Täter“ (S. 293), allerdings nicht ohne „das furchtbarste Chaos“ (S. 292), das sein Tod hinterlassen hatte, und die ordnenden Potenzen des ersten *Princeps* dieser positiven Charakterisierung gegenüber zu stellen: „Wie Perikles wurde auch Augustus zum größten Gestalter des geistigen Lebens seines Volkes und vollendete, was Caesar begonnen hatte“ (S. 345). Taegers Verehrung für den ersten römischen Kaiser kann möglicherweise auf das persönlich erlebte „Chaos“ in der Weimarer Republik und die Sehnsucht nach einer stabilen Herrschaft unter nationalsozialistischen Vorzeichen, nach einer modernen „Pax Augusta“, zurückgeführt werden. Auch ein Fingerzeig auf das Vorbild Wilhelm Weber und seine Vorliebe für den Prinzipat wäre denkbar. Insgesamt lässt „Das Altertum“ in seiner ersten Fassung von 1939 keine wirklichen Verbindungen zum „Meister“ und dem George-Kreis erkennen.¹⁰⁰

⁹⁹ Taeger (1944), S. 4.

¹⁰⁰ Ab der 4. Aufl. (1950) von „Das Altertum“ hat Taeger auf einer Textseite (S. 807) den Signalbegriff im Singular und im Plural als „den heldischen Täter“ und die „dämonisch-einsamen Täter“ für Caesar und Alexander den Großen verwendet. Seine Sympathien scheinen aber weiterhin eher dem erfolgreichen Realpolitiker Augustus gegolten zu haben; vgl. auch Droysen (1955), S. 11 sowie Bichler (2018), S. 478-480.

Vor Abfassung seines Lebenslaufs von 1946 findet der Dichter George nur ein einziges Mal in den Werken Taegers kurz Erwähnung, nämlich 1941 in dem NS-Blatt „Deutschlands Erneuerung“. Dort legte das Mitglied des NSD-Dozentenbundes eine Aufzählung von bedeutenden Deutschen vor, für die die Antike prägend war: Winckelmann, Goethe, Lessing, Hölderlin, Schadow, Schinkel, George und Rilke.¹⁰¹ Ein besonderes Faible für den „Meister“ lässt diese Sequenz nicht erkennen. Eine weitere Monografie aus dem Jahr 1943, genauer gesagt die Neuauflage des „Alkibiades“, verdient näher betrachtet zu werden.¹⁰² Laut Vorwort des Autors musste die zweite Version „vom ersten bis zum letzten Wort neugeschrieben werden.“ Dementsprechend war sie rund 60 Seiten umfangreicher, klarer formuliert, anders gegliedert, behandelte verstärkt auch negative Seiten des griechischen Staatsmannes, verfügte über einen wissenschaftlichen Apparat und stellte zur Passage aus der Einleitung des 1924 geschriebenen Erstlingswerks, die oben zitiert wurde, klar: „Die politischen Befürchtungen und Hoffnungen, die mich damals bewegten, sie sind verflogen oder in Erfüllung gegangen.“ Mit anderen Worten, der dramatische und bedrohliche Zustand in der Weimarer Republik hat sich durch den Nationalsozialismus in Luft aufgelöst, was einem klaren Bekenntnis zum „Führerstaat“ gleichkam. Wesentlich stärker als in der ersten Fassung geht der Autor auf Platons Symposion ein, das eine Vorbildfunktion für Lebensstil, Künstlertum und pädagogische Vitalität des heterogenen George-Kreises darstellte.

Der Althistoriker Hans Schaefer äußerte 1951 in einer kriegsbedingt verzögerten Rezension des runderneuerten „Alkibiades“ Skepsis wegen des weitgehenden Verzichts auf Analyse, empirischer Beobachtung und kritischer Würdigung. Hinsichtlich unserer Fragestellung urteilte er: „Disposition und Gestaltung des Stoffes verleugnen nicht den Zusammenhang mit der vom George-Kreis inspirierten biographischen Kunst, für die eine Reihe von nach dem ersten Weltkrieg erschienenen bedeutenden Werken Zeugnis ablegt.“ Als „Beleg“ verweist er auf den sehr charakteristischen Ausdruck „Täter“ für Sokrates.¹⁰³ Schlägt man im „Alkibiades“ von 1943 nach, liest man dort: „Sokrates (...) war aber kein Täter und nicht einmal ein politisch begabter Mensch, der die Dämonie des schöpferischen Staatsmannes mitempfindend verstanden hätte.“¹⁰⁴ Reicht es aus, wenn man einmal auf 255 Druckseiten die Formulierung „kein Täter“ findet, um das Werk vage in die Tradition der modernen Lyriker-Runde zu stellen? Andere Hinweise sprechen dagegen. Vor allem übte Taeger Kritik am vom George-Kreis geschätzten Plutarch und seinen Parallelbiografien.¹⁰⁵ Auffällig wirkt es, dass er die Habilitationsschrift des George-Anhängers Woldemar von Uxkull-Gyllenband zu dieser Thematik gar nicht erwähnt.¹⁰⁶ Kannte er sie nicht, was wenig wahrscheinlich ist, oder wollte er den Bekanntheitsgrad der Qualifizierungsarbeit nicht durch Zitation steigern, obwohl

101 Taeger (1941), S. 312.

102 Taeger (1943).

103 Wie Anm. 3.

104 Taeger (1943), S. 44.

105 Taeger (1943), S. 247; vgl. z. B. Gundolf (1924), S. 30 f.

106 Uxkull (1927).

der Verfasser bereits 1939 verstorben war? Jedenfalls erwähnte Taeger George oder eine Figur aus seinem Kosmos in seiner Neuauflage an keiner Stelle.

Lassen sich gewisse Anhaltspunkte aus der Widmung des Alkibiades-Buches ableiten, das „Paul L. Strack zum Gedächtnis!“ zugeeignet war? Strack (1904-1941) war ein Freund Taegers, seitdem er als junger Mann 1923 sein Studium in Freiburg im Breisgau aufgenommen hatte. Den althistorischen Dozenten und den Studenten verbanden die Förderung durch Fabricius, die Faszination, die ihr gemeinsamer Lehrer Weber ausstrahlte, die Passion für antike Münzen, die Stadt Gießen¹⁰⁷ sowie die grausamen Erfahrungen des Ersten Weltkrieges, der den Älteren die Gesundheit und den Jüngeren vor Ypern den Vater gekostet hatte. 1941 ereilte auch Paul L. Strack im Osten dasselbe traurige Schicksal. Taeger lobte in einem Nachruf den Verstorbenen als hervorragenden und feinsinnigen Numismatiker und Patrioten, der, wie sein Vater, für Deutschland gefallen sei. Ferner teilte er mit, dass Strack als junger Student unter dem starken Eindruck von George und Nietzsche gestanden habe. Diese Information dürfte von Stracks späterem Faible für die römische Numismatik, den Einfluss von Wilhelm Weber und die Betonung von militärischer Pflichterfüllung überlagert worden sein.¹⁰⁸ Vielleicht folgte die Umgestaltung des „Alkibiades“ im Zweiten Weltkrieg dem Leitgedanken, den gefallenen Freund zu ehren?

10. Motive für Taegers Lebenslauf aus dem Jahr 1946

Als Taeger die oben zitierte Passage seines Lebenslaufs 1946 formulierte, befand er sich in einer bedrohten Lage. Marburg, seine langjährige Wirkungsstätte, war von den amerikanischen Truppen besetzt worden. Die Militärbehörden verboten ihm im November 1945 die universitäre Lehrtätigkeit, da sie ihm vorwarfen, aktiv den Nationalsozialismus unterstützt zu haben. Für die anberaumte Spruchkammer-Verhandlung am 17. Oktober 1946 musste ein biografischer Text entworfen werden, der möglichst nah an der Wahrheit lag, die eigenen Machenschaften verharmloste oder relativierte und schwer nachprüfbar sein sollte. Es wäre ja kaum angeraten gewesen, zuzugeben, Mitglied in der NSDAP und mehreren anderen NS-Organisationen gewesen zu sein, Initiativen zur Gewinnung des prominenten Rassentheoretikers Hans F. K. Günthers betrieben und in dem NS-Blatt „Völkischer Beobachter“ publiziert zu haben. Sein althistorischer Lehrer, Wilhelm Weber, konnte nicht in den Vordergrund gerückt werden, da er zurecht als NS-Sympathisant galt und von der Berliner Universität ebenfalls suspendiert worden war. Auch die Berufung auf den Dichter und Publizisten Hans Schwarz war nicht opportun, da er der Nachlassverwalter des prominenten „Jungkonservativen“ Arthur Moeller van den Bruck war und das problematische Buch „Das dritte Reich“ herausgegeben hatte.

Wenn man die Zeilen des Lebenslaufs unter diesen Aspekten betrachtet, stellt man fest, dass sie trotz mancher Ungereimtheiten, wie beispielsweise die Formulierung „unpolitisches Verhältniswahlrecht“, zahlreiche dieser genannten Voraus-

107 Strack wurde in Gießen geboren und lebte dort bis 1912.

108 Taeger (1942).

setzungen erfüllten. Man ordnete sich einer größeren Gruppe zu („wir“), damit man keine individuelle Rechenschaft ablegen musste. Man blieb so nah wie möglich an der Wahrheit und räumte ein, dass man die Weimarer Verfassung abgelehnt habe, betonte aber die gute Absicht des Handelns für das Vaterland. Man behauptete, man sei gegen „radikale Flügelgruppen“ gewesen und habe an die Autonomie des Individuums und der Gemeinschaft geglaubt. Das Ganze habe man natürlich nicht in militärischen Bündnissen realisieren wollen (man denke z. B. an Taegers Mitgliedschaft im Regimentsverein seiner alten Einheit), sondern wäre nur in einer von mehreren „geistigen Strömungen“ der damaligen Zeit verfolgt worden. Die markanteste Figur dieser idealistischen Bewegungen war Stefan George, kein Rechtsextremist der Tat, sondern ein harmloser Lyriker, der in der neutralen Schweiz begraben lag und nicht mehr befragt werden konnte. Da Taeger jedoch keine nachweisbaren Verbindungen in den Poetenclub besaß, schränkt er das – genau betrachtet gar nicht geäußerte – Engagement gleich wieder ein. Keiner der Weber-Schüler hätte sich dem Dichter-Zirkel „kritiklos“ ausgeliefert. Eine schriftliche Falschaussage vor der Spruchkammer konnte mit diesem dialektischen Meisterwerk auf jeden Fall umgangen werden. Die Berufung auf George rückte den Verfasser des Lebenslaufs auch weg von der Unperson Hitler, da einer der „Jünger“ aus dem engeren Kreis, Claus von Stauffenberg (1907-1944), als Haupt der Verschwörung von 20. Juli 1944 von den Nazis hingerichtet worden war. Eine Verbindung zu NS-Widerstandskämpfern war indirekt hergestellt.¹⁰⁹ Der Erfolg, eine politische und juristische Entlastung durch die Marburger Spruchkammer, gab Taeger im Nachhinein Recht.¹¹⁰

11. Dialektische Betrachtung der Argumente

Wägt man die Anhaltspunkte, die für oder gegen eine starke geistige Hinwendung Taegers zum George-Kreis in den 1920er Jahre sprechen, gegeneinander ab. Der Althistoriker hatte in seiner Bekanntschaft eigentlich nur eine Person, die unmittelbar von der Dichtkunst des Lyrikers beeindruckt war, nämlich Alexander von Stauffenberg. Sicherlich wird Taeger bei der Italien-Exkursion 1924 sich mit dem Jüngling ausgetauscht haben. Kurzzeitig verehrte auch Paul L. Strack in seiner Freiburger Studentenzeit George, sodass auch hier Gespräche über das Idol stattgefunden haben werden. Zudem existierten quasi „natürliche“ Übereinstimmungen zwischen einer Antike-begeisterten Dichterrunde und einem nationalistisch geprägten Historiker, der das Altertum erforscht. Die geistesgeschichtliche Orientierung, die Verehrung großer Heroen, die Idealisierung des klassischen Griechentums, der elitär-aristokratische Gesellschaftsaufbau und die Erwartung eines heilbringenden Messias wären hier zu nennen. Das Werk Taegers, welches am häufigsten mit den Einflüssen des George-Kreises in Verbindung gebracht wurde, war zweifellos der „Alkibiades“ von 1925. Man könnte hier auf fehlende Fußnoten und das nicht vorhandene Literaturverzeichnis verweisen, da man auf Seiten der Dichter vom verpönten Sammeln von Quellenbelegen, wie es der Empirismus ver-

109 Hoffmann (1992), S. 443 und 598 f.

110 Vgl. Willing (2019a), S. 1026 f.

gangener Zeiten lehrte, distanzieren wollte. „Harte“ Belege, etwa eine Widmung oder eine Passage des Vorworts, die eine Verehrung Georges zum Ausdruck bringen könnten, fehlen jedoch im „Alkibiades“. Auch die anderen untersuchten Publikationen Taegers in der Weimarer Zeit weisen kaum Anklänge an den Poeten auf. Nahezu keine Anhaltspunkte im Sinne einer Gefolgschaft zum Dichter lässt sich in der großen Gesamtdarstellung „Das Altertum“ aus dem Jahr 1939 ermitteln, das vielmehr dem „Blut“ und der „Rassenkonzeption“ huldigte. Das Porträt Caesars wird hier von der Figur des Kaisers Augustus weitgehend überlagert, da letzterer dem Römischen Reich Stabilität gab. 1941 erwähnte Taeger in einem NS-Periodikum den Namen des „Meisters“ in einer längeren Aufzählung großer Deutscher, was als Ausdruck einer gewissen Wertschätzung aufgefasst werden kann. 1943 ging der Althistoriker in der zweiten Auflage des „Alkibiades“ stärker auf das platonische Symposion ein und gebraucht an einer Stelle die Formulierung „kein Täter“ für Sokrates. Ansonsten könnte noch die immer wieder zitierte Passage aus dem Lebenslauf von 1946 herangezogen werden, wenn man deren Authentizität nicht anzweifelt, sie in den Rang einer „Primärquelle“ erhebt und entsprechend interpretiert. Es passt zu der Beobachtung, dass erst nach diesem selbsterstellten Zeugnis, als der Nationalsozialismus untergegangen und das Gerede von einem begnadeten „Führer“ verstummt war, eine schwache Verbindung zu George auftaucht.

Wendet man sich den Argumenten und Indizien zu, die gegen die These sprechen, Taeger müsse in der Nähe der „Georgeaner“ gesehen werden. Belege für eine engere Beziehung zwischen dem Althistoriker und dem Kreis des Poeten hat die bisherige Forschung trotz beachtlicher Intensität nicht ermitteln können. Korrespondenzen, dem Dichter gewidmete Werke oder Bilder des angeblich Verehrten in der Studierstube des Althistorikers fehlen. Wenig beachtet wurden in diesem Zusammenhang soziale Aspekte. Taeger war, wie Wilhelm Weber oder Joseph Vogt, ein „*Homo Novus*“, der zu Beginn der Weimarer Republik bis zum Hals in finanziellen Schwierigkeiten steckte und für das schöngeistige Bohemien-Leben wenig Muße erübrigen konnte. Die drei Altertumswissenschaftler des „engeren“ George-Kreises, Alexander von Stauffenberg, Albrecht von Blumenthal und Woldemar von Uxkull, waren adliger Herkunft und konnten viel leichter den geistigen Genüssen nach hellenischem Vorbild frönen als der Armut leidende Jungakademiker. Der Front-Offizier pflegte die Kameradschaft seiner alten Truppe und lehnte das neue demokratische System ab, da es ihm die Anerkennung versagte und er an den militaristischen Prinzipien der Wilhelminischen Kaiserzeit orientiert war. Erneut eine Monarchie anzustreben, hieße eine Reise in die Vergangenheit anzutreten. Deshalb konnte die Zukunft nur in einer Verbindung von sozialen Belangen des notleidenden Volkes und nationalen Prinzipien bestehen. Deutschland sollte die „Schmach“ des „Unterwerfungsvertrages“ von Versailles genommen und zu früherer und verdienter Größe geführt werden. Dazu hoffte Taeger, ein neuer „Führer“, eine große Persönlichkeit, würde dieses politische Programm erfüllen. Es dürfte daher keine Petitesse sein, dass der Althistoriker den „Alkibiades“ dem Dichter Hans Schwarz widmete, und nicht etwa George oder einem seiner „Folger“. Schwarz stand für eine Verschmelzung sozialer und na-

tionaler Elemente im Sinne der „Jungkonservativen“, und es war kein Zufall, dass er später das Werk „Das dritte Reich“ herausgab, das einer der Chefideologen der „jungkonservativen“ Bewegung, Moeller van den Bruck, geschrieben hatte. Man konnte es damals kaum voraussehen, aber der neue starke Mann in Deutschland kam in Gestalt von Adolf Hitler und seiner Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP).

Eine Vorbildfunktion für Taeger nahm Wilhelm Weber ein. Als begeisterter Lehrer inspirierte er ihn für religiöse und geistesgeschichtliche Belange, große Männer, viel Enthusiasmus, Irrationalismus und Mystizismus. Weber vertrat, ähnlich wie Ernst Fabricius in Freiburg, den Prototypen des „politischen Historikers“, das heißt, er wollte nicht allein durch Untersuchungen zur Antike glänzen, sondern auch im Sinne aktueller Werte der Gegenwart wirken, sprich patriotische und nationale Ziele für das deutsche Volk formulieren. Deshalb ehren alle Widmungen und Einleitungen der vier Monografien Taegers in der Weimarer Republik die beiden konservativen Universitätsprofessoren Weber und Fabricius. Wie seine Mentoren lehnte er die parlamentarische Demokratie verklausuliert ab. Die gedankliche Kohärenz vom „Thukydides“ und „Alkibiades“ Mitte der 1920er Jahre zu „Das Altertum“ von 1939 und dem Nationalsozialismus ist unübersehbar. Der Name George oder einer seiner „Jünger“ taucht in keiner der vier untersuchten Studien des Zeitraums 1922 bis 1928 auf. Die fehlenden Fußnoten als Indiz für eine georgeanische Haltung zu werten, scheint wenig überzeugend zu sein, da dies kein Alleinstellungsmerkmal darstellte und in der wissenschaftlichen Fachwelt häufiger vorkam. Sie dürften vielmehr dafür gesorgt haben, dass die von Pathos und „Instinkt“ tiefenden Schriften bei den Kollegen auf entschiedene Ablehnung stießen.

Auch von den zeitgenössischen Rezensenten wurden keine Verbindungen zwischen den Werken Taegers und dem Dichter Stefan George hergestellt. Der einzige Althistoriker, den die geistesgeschichtliche Herangehensweise im „Alkibiades“ veranlasste, auf den George-Kreis hinzuweisen, war Helmut Berve. Als methodisch vorbildlich erwähnte er allerdings Friedrich Gundolfs „Goethe“.¹¹¹ In Taegers Schaffenszeit von 1920 bis 1960 liegt keine einzige Zeile eines gedruckten Gedichts vor, weshalb sich eine Gleichsetzung mit dem lyrisch inspirierten Kollegen Alexander von Stauffenberg verbietet, der poetische Verse und Oden verfasste. Die die Antike prägenden Persönlichkeiten Alexander der III. von Makedonien und Caesar, die im George-Kreis besonderen Anklang fanden, mussten in den Biografien des althistorischen Dozenten Polybios, Thukydides, Alkibiades und Tiberius Gracchus weichen. Das Signalwort „Täter“ ist in Taegers Œuvre nur äußerst sporadisch anzutreffen. Hingegen lässt sich der Gebrauch des völkisch-rassistischen Vokabulars in allen Schattierungen in einer Vielzahl seiner Schriften feststellen. Obgleich ihm eine künstlerische Betrachtung nicht gänzlich fern lag, bestimmten doch preußische Tugenden und militärische Werte sein Denken und Handeln. Deshalb verehrte er in der Antike vorrangig Perikles, Thukydides und

111 Berve (1926), S. 456.

Augustus, nicht aber Pindar oder Horaz. In der Moderne zog er den preußischen Historiker Johann Gustav Droysen dem rheinischen Lyriker George vor.

Betrachtet man den Lebenslauf von 1946 mit quellenkritischer Distanz und vergegenwärtigt sich die politische Situation während seiner Abfassungszeit, dann gelangt man zu dem Ergebnis, dass die Intention des Verfassers vorrangig in einer Schutzbehauptung nach dem Ende der NS-Zeit und weniger in der wahrheitsgemäßen Schilderung der zurückliegenden Verhältnisse lag. Zwar war die Ausstrahlung des George-Kreises auf das intellektuelle Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg beträchtlich, aber es gab zahlreiche kulturpessimistische Einflüsse, die miteinander konkurrierten und ineinanderflossen. Neben der „jungkonservativen“ Bewegung ist die Wirkung Friedrich Nietzsches hier ebenso zu erwähnen wie Oswald Spenglers „Der Untergang des Abendlands“, ein Werk, das Taeger in den Nachkriegsausgaben seines Hauptwerkes „Das Altertum“ (4.-6. Aufl., Stuttgart 1950-1958) in das Literaturverzeichnis aufnahm.¹¹² Auch in nationalsozialistischen Hochschulorganisationen und althistorischen Fachkreisen, in denen man sich angesichts der überschaubaren Zahl der Kollegen sehr gut kannte, hielt man Taeger bis zur Gründung der Bundesrepublik nicht für einen Anhänger Georges oder seines Weltbildes.

12. Epilog

Die zahlreichen Verfechter der Idee, Taeger sei „in den Bann“ des Lyrikers Stefan George geraten, haben dies ohne gründliche Prüfung der wenigen zur Verfügung stehenden Schriften getan. Ihre Ausführungen sind nicht konsistent und überzeugen kaum. Insbesondere der selbst verfasste Lebenslauf Taegers aus dem Jahr 1946 wurde unkritisch als „Schlüsselquelle“ adaptiert.

Anhand der Publikationen und der prekären Lebenssituation Taegers in den 1920er Jahren konnte dagegen eine stattliche Reihe von Indizien zusammengetragen werden, die Taeger als „politischen Historiker“ im Sinn des „jungkonservativen“ Dichters Hans Schwarz, des geistesgeschichtlich ausgerichteten Doktorvaters Wilhelm Weber und des Freiburger Althistorikers Ernst Fabricius zeigen. Einig in der vehementen Ablehnung der Weimarer Republik, erforderte für sie der Übergang zum NS-Regime keine große Überwindung. Diese wenig schmeichelhafte Tatsache wurde nach dem Zweiten Weltkrieg mit allen Mitteln verschleiert.

Ein „Beweis“ im naturwissenschaftlichen Sinn konnte in dem Beitrag angesichts der diffizilen Ausgangsfrage nicht vorgelegt werden. Doch solange keine neuen Quellen auftauchen, etwa Briefe Taegers aus der Weimarer Republik, dürfte diese Annahme weitaus größere Plausibilität besitzen als die Versatzstücke der früher geäußerten „George-Theorie“.

112 Z. B. Taeger (1958), S. XVI.

13. Quellenverzeichnis:

Universitätsarchiv Freiburg i. Br., Bestand B 24, 3883.

Universitätsarchiv Gießen, Bestand Personalabteilung, 1. Lieferung, 41; PrA Phil, Nr. 28.

Universitätsarchiv Marburg, Bestand 305a, 2231.

14. Literaturverzeichnis:

Auffarth, Christoph (2019): „Rom besaß die sittlichen und materiellen Kräfte, den Schlußkampf gegen Karthago durchzustehen“. Fritz Taeger über: Völker- und Rassenkämpfe im westlichen Mittelmeer. In: Von Hannibal zu Hitler. „Rom und Karthago“ 1943 und die deutsche Altertumswissenschaft im Nationalsozialismus. Hrsg. von Michael Sommer/Tassilo Schmitt, Darmstadt, S. 45-70.

Aurnhammer u. a. (Hrsg.), (2012): Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch, 3 Bde., Berlin/Boston.

Baltrusch, Ernst (2012): Weber, Wilhelm, In: Kuhlmann/Schneider (Hrsg.), Sp. 1297-1298.

Baumgarten, Roland (2012): Schwartz, Eduard, In: Kuhlmann/Schneider (Hrsg.), Sp. 1154-1156.

Berve, Helmut (1926): Rezension Fritz Taeger, Alkibiades, 1. Aufl., Stuttgart 1925. In: *Gnomon* 2, S. 455-459.

Bichler, Reinold (2018): Ein unverwüstliches Werk? Über Vor- und Nachworte zu Neuauflagen und Übersetzungen von Droysens Alexander. In: *Emas non quod est, sed quod necesse est. Beiträge zur Wirtschafts-, Sozial-, Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte der Antike. Festschrift für Hans-Joachim Drexhage zum 70. Geburtstag.* Hrsg. von Kai Ruffing/Kerstin Droß-Krüpe, Wiesbaden, S. 465-491.

Bleckmann, Bruno (2010): Eduard Schwartz und Thukydides. In: *Ombres de Thucydide. La réception de l'histoire depuis l'antiquité jusqu' au début du XXe siècle.* Hrsg. von Valérie Fromentin, Paris, S. 539-549.

Boehringer, Robert (1951): *Mein Bild von Stefan George*, München.

Borbein, Adolf Heinrich (2005): Zur Wirkung Stefan Georges in der Klassischen Archäologie. In: Bernhard Böschstein u. a. (Hrsg.), *Wissenschaftler im George-Kreis*, Berlin/New York, S. 238-257.

Christ, Karl (1960): Fritz Taeger 1.1.1894-15.8.1960. In: *Mitteilungen Universitätsbund Marburg*, H. 1, S. 37-40, mit einer Bibliografie von Erhard Hasslinger, S. 40-41.

Christ, Karl (1970): Joseph Vogt und die Geschichte des Altertums. Eine Würdigung. In: *Saeculum* 21, S. 106-150.

Christ, Karl (1971): Zur Entwicklung der Alten Geschichte in Deutschland. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 22, S. 577-593.

Christ, Karl (1977): Fritz Taeger (1894-1960) / Althistoriker. In: *Marburger Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.* Hrsg. von Ingeborg Schnack, Marburg, S. 544-552.

Christ, Karl (1982): *Römische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft*, München.

Christ, Karl (1990): Joseph Vogt (1895-1986). In: *Ders., Neue Profile der Alten Geschichte*, Darmstadt, S. 63-124.

Christ, Karl (1994): *Caesar. Annäherungen an einen Diktator*, München.

Christ, Karl (1996): Die Verdrängten – zur Existenz des Historikers. In: Ders., Griechische Geschichte und Wissenschaftsgeschichte, Stuttgart, S. 187-218.

Christ, Karl (1999): Hellas. Griechische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft, München.

Christ, Karl (2006): Klios Wandlungen. Die deutsche Althistorie vom Neuhumanismus bis zur Gegenwart, München.

Christ, Karl (2008): Der andere Stauffenberg. Der Historiker und Dichter Alexander von Stauffenberg, München.

Christ, Karl (Hrsg.), (1963): Gedenkblatt Fritz Taeger. Zum 1.1.1964, dem 70. Geburtstag Fritz Taegers, Stuttgart.

Deglau, Claudia (2017): Der Althistoriker Franz Hampl zwischen Nationalsozialismus und Demokratie. Kontinuität und Wandel im Fach Alte Geschichte, Wiesbaden.

Deglau, Claudia (2018): „Hat man den Germanen dafür gedankt?“ Wilhelm Webers Verbindungen zum Sicherheitsdienst des Reichsführers SS und sein „wissenschaftlicher Kriegseinsatz“ im Zweiten Weltkrieg. In: *Emas non quod est, sed quod necesse est*. Festschrift für Hans-Joachim Drexhage zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Kai Ruffing/Kerstin Droß-Krüpe, Wiesbaden, S. 493-545.

Demandt, Alexander (1984): Der Fall Roms. Die Auflösung des römischen Reiches im Urteil der Nachwelt, München (2. Aufl. 2014).

Droysen, Johann Gustav (1955): Geschichte Alexanders des Großen. Mit einer Einführung von Fritz Taeger, München.

Ägypten, Jürgen (2018): Stefan George. Dichter und Prophet, Darmstadt.

Ehling, Kay (2019): Paul Friedländer. Ein Klassischer Philologe zwischen Wilamowitz und George, Leipzig.

Ehrenberg, Victor (1924): Rezension Fritz Taeger, Die Archäologie des Polybios, Stuttgart 1922. In: *Historische Zeitschrift* 130, S. 478-480.

Ehrenberg, Victor (1970): Joseph Vogt. In: *Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt*. Hrsg. von Hildegard Temporini, Bd. I, 1. Beilage, Berlin u. a., S. 5-13.

Franke, Peter Robert (1994): Victor Ehrenberg. Ein deutsches Gelehrschicksal 1891-1976. In: Reinhard Schneider (Hrsg.), *Juden in Deutschland*, St. Ingbert, S. 308-331.

Gelzer, Matthias (1929): Rezension Fritz Taeger, Tiberius Gracchus. Untersuchungen zur römischen Geschichte und Quellenkunde, Stuttgart 1928. In: *Gnomon* 5, S. 296-303.

Grünwald, Eckhart (2012): Uxkull-Gyllenband, Moritz August Woldemar Graf von. In: Aurnhammer u. a. (Hrsg.), Bd. 3, S. 1723-1727.

Günther, Wolfgang (2001): Alexander Schenk Graf von Stauffenberg Professor in München 1948-1964. In: *100 Jahre Alte Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München (1901-2001)*. Hrsg. von Jakob Seibert, Berlin, S. 106-127.

Gundel, Hans Georg (1982): Richard Laqueur (1881-1959) / Althistoriker. In: *Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Hrsg. von Hans Georg Gundel/Peter Moraw/Volker Press, 2 Bde., Bd. 2, Marburg, S. 590-601.

Gundolf, Friedrich (1924): Caesar. Geschichte seines Ruhms, Berlin.

Hartmann, Christoph (2012): Klassische Philologie. In: Aurnhammer u. a. (Hrsg.), Bd. 2, S. 1083-1090.

Hoffmann, Peter (1992): Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder, Stuttgart.

- Hohl, Ernst (1927): Rezension Fritz Taeger, Alkibiades, Stuttgart 1925. In: Historische Zeitschrift 135, S. 315-316.
- Jacoby, Felix (1926): Rezension Fritz Taeger, Thukydides, Stuttgart 1925. In: Deutsche Literaturzeitung N. F. 3, Sp. 654-662.
- Jähne, Armin (2010): Mitläufer oder Parteigänger wider Willen? Wilhelm Webers Berliner Jahre (1932-1945). In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin 107, S. 145-168.
- Jatho, Jörg-Peter/Simon, Gerd (2008): Gießener Historiker im Dritten Reich, Gießen.
- Kaerst, Julius (1927): Rezension Fritz Taeger, Thukydides, Stuttgart 1925. In: Historische Zeitschrift 135, S. 449-453.
- Karlauf, Thomas (2007): Stefan George. Die Entdeckung des Charisma. Biographie, München.
- Katsch, Gerhard (1968): Alexander Graf Schenk von Stauffenberg. Eine historiographisch-biographische Untersuchung, 2 Bde., Leipzig.
- Kemper, Claudia (2011): Das „Gewissen“ 1919-1925. Kommunikation und Vernetzung der Jungkonservativen, München.
- Kisser, Nelli (2019): Victor Ehrenberg und Frankfurt. In: Die Altertumswissenschaften an der Universität Frankfurt 1914-1950. Studien und Dokumente. Hrsg. von Roland Färber/Fabian Link, Basel, S. 73-87.
- Königs, Diemuth (1995): Joseph Vogt. Ein Althistoriker in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, Basel.
- Kuhlmann, Peter/Schneider, Helmuth (Hrsg.), (2012): Geschichte der Altertumswissenschaften. Biographisches Lexikon, (DNP, Bd. 6), Stuttgart/Weimar.
- Leppin, Hartmut (2012): Christ, Karl. In: Kuhlmann/Schneider, (Hrsg.), Sp. 228-229.
- Leuze, Oscar (1928): Rezension Fritz Taeger, Alkibiades, Stuttgart 1925. In: Vierteljahreshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 21, S. 198-199.
- Lewis, Naphtali (1952): Rezension Fritz Taeger, Das Altertum. Geschichte und Gestalt der Mittelmeerländer, Vierte Aufl., Stuttgart 1950. In: American Journal of Philology 73, S. 448-450.
- Losemann, Volker (1977): Nationalsozialismus und Antike. Studien zur Entwicklung des Faches Alte Geschichte 1933-1945, Hamburg.
- Losemann, Volker (2007): Classics in the Second World War. In: Nazi Germany and the Humanities. How German Academics embraced Nazism. Hrsg. von Wolfgang Bialas/Anson Rabinbach, London, S. 306-340.
- Losemann, Volker (2012): Vogt, Joseph, In: Kuhlmann/Schneider, (Hrsg.), Sp. 1272-1274.
- Meier, Christian (2013): Hans Schaefer und sein Seminar. In: Klio 95, S. 211-231.
- Meister, Klaus (2013): Thukydides als Vorbild der Historiker. Von der Antike bis zur Gegenwart, Paderborn u. a.
- Mons, Theresa/Santner, Carina (2019): Matthias Gelzer – Universitätspolitik und Althistorie im „Dritten Reich“. In: Die Altertumswissenschaften an der Universität Frankfurt 1914-1950. Hrsg. von Roland Färber/Fabian Link, Basel, S. 111-136.
- Näf, Beat (1986): Von Perikles zu Hitler? Die athenische Demokratie und die deutsche Althistorie bis 1945, Bern u. a.

- Näf, Beat (2015): Das Charisma des Herrschers. Antike und Zeitgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Das Charisma des Herrschers. Hrsg. von Dietrich Bosching/Jürgen Hammerstaedt, Paderborn, S. 11-50.
- Nostitz, Oswalt von (1980): Ein Preuße im Umbruch der Zeit. Hans Schwarz 1890-1967, Hamburg.
- Petzold, Joachim (1978): Wegbereiter des deutschen Faschismus. Die Jungkonservativen in der Weimarer Republik, Köln.
- Petrow, Michael (1995): Der Dichter als Führer? Zur Wirkung Stefan Georges im „Dritten Reich“, Marburg.
- Platon (2004): Werke. Bd. VI, 3. Gorgias. Übersetzung und Kommentar von Joachim Dalfen. Göttingen.
- Pohlenz, Max (1923): Rezension Fritz Taeger, Die Archäologie des Polybios, Stuttgart 1922. In: Göttingische gelehrte Anzeigen 185, S. 165-170.
- Postert, André (2010): Von der Kritik der Parteien zur außerparlamentarischen Opposition. Die jungkonservative Klub-Bewegung in der Weimarer Republik und ihre Auflösung im Nationalsozialismus, Baden-Baden.
- Rebenich, Stefan (2004): Ehrenberg, Victor (1891-1976), In: Robert B. Todd (Hrsg.), Dictionary of British Classicists 1500-1960, Bd. 1, Bristol, S. 274-278.
- Rebenich, Stefan (2008/2009): „Dass ein strahl von Hellas auf uns fiel“. Platon im George-Kreis. In: George-Jahrbuch 7, S. 115-141.
- Rebenich, Stefan (2012): Stauffenberg, Alexander Franz Clemens Maria Schenk Graf von. In: Aurnhammer u. a., (Hrsg.), Bd. 3, S. 1661-1665.
- Rebenich, Stefan (2014): Eduard Schwartz und die Altertumswissenschaften seiner Zeit. In: Hyperboreus 20, S. 406-435.
- Rubinsohn, Wolfgang Zeev (1993): Die großen Sklavenaufstände der Antike. 500 Jahre Forschung, Darmstadt.
- Ruffing, Kai (2013): Neubesetzung im Krieg. In: Nummi et Litterae. Kultur(en) – Formen des Alltäglichen in der Antike. Festschrift für Ingomar Weiler zum 75. Geburtstag. Hrsg. von Peter Mauritsch/Christoph Ulf, Graz, S. 919-928.
- Salin, Edgar (1948): Um Stefan George, Godesberg.
- Schaefer, Hans (1951): Rezension Fritz Taeger, Alkibiades, 2. Aufl., München 1943. In: Gnomon 23, S. 76-83.
- Schaefer, Hans (1961): Victor Ehrenbergs Beitrag zur historischen Erforschung des Griechentums. In: Historia 10, S. 387-399.
- Schlüter, André (2014): Moeller van den Bruck. Leben und Werk, Köln.
- Schneider, Helmuth (2012): Ehrenberg, Victor. In: Kuhlmann/Schneider, (Hrsg.), Sp. 350-353.
- Schuller, Wolfgang (2005): Altertumswissenschaftler im George-Kreis: Albrecht von Blumenthal, Alexander von Stauffenberg, Woldemar von Uxkull. In: Bernhard Böschstein u. a., (Hrsg.), Wissenschaftler im George-Kreis, Berlin/New York, S. 209-224.
- Schwartz, Eduard (1919): Das Geschichtswerk des Thukydides, Bonn 1919 (3. Aufl., Hildesheim 1960).
- Schwartz, Eduard (1926): Rezension Fritz Taeger, Thukydides, Stuttgart 1925. In: Gnomon 2, S. 65-82.

- Schwarz, Hans (Hrsg.), (1931): Moeller van den Bruck, Das dritte Reich, ungekürzte Sonderausgabe, Hamburg.
- Schwarz van Berk, Hans (Hrsg.), (1935): Der Angriff. Aufsätze aus der Kampfzeit von Joseph Goebbels, München.
- Seitz, Gabriele (2012): Fabricius, Ernst. In: Kuhlmann/Schneider, (Hrsg.), Sp. 381-383.
- Sommer, Michael (2019): „Die Entartung des Römertums“. Joseph Vogt über: Das Punitertum und die Dynastie des Septimius Severus. In: Von Hannibal zu Hitler. „Rom und Karthago“ 1943 und die deutsche Altertumswissenschaft im Nationalsozialismus. Hrsg. von Michael Sommer/Tassilo Schmitt, Darmstadt, S. 235-246.
- Stahlmann, Ines (1988): *Imperator Caesar Augustus. Studien zur Geschichte des Prinzipsverständnisses in der deutschen Altertumswissenschaft bis 1945*, Darmstadt.
- Stahlmann, Ines (1989): Täter und Gestalter. Caesar und Augustus im Georgekreis. In: Emilio Gabba/Karl Christ (Hrsg.), *Caesar und Augustus*, Como, S. 107-128.
- Stahlmann, Ines (1995): „Nebenschwaden eines geschichtswidrigen Mystizismus“? Deutungen der römischen Geschichte in den zwanziger Jahren. In: *Altertumswissenschaft in den 20er Jahren*. Hrsg. von Hellmut Flashar, Stuttgart, S. 303-328.
- Stauffenberg, Alexander Graf Schenk von (1943): Woldemar Graf Uxkull-Gyllenband *7. April 1898 Bogliasco, † 24. Mai 1939 Reutlingen. In: *Bursians Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft* 284, S. 58-60.
- Stiewe, Barbara (2011): *Der „Dritte Humanismus“*. Aspekte deutscher Griechenrezeption vom George-Kreis bis zum Nationalsozialismus, Berlin/New York.
- Taeger, Fritz (1922): *Die Archäologie des Polybios*, Stuttgart.
- Taeger, Fritz (1925a): *Thukydides*, Stuttgart.
- Taeger Fritz (1925b): *Alkibiades*, Stuttgart.
- Taeger, Fritz (1925c): Rezension Theodor Birt, *Alexander der Große und das Weltgriechentum bis zum Erscheinen Jesu*, Leipzig 1924. In: *Gnomon* 1, S. 89-96.
- Taeger, Fritz (1928): *Tiberius Gracchus. Untersuchungen zur römischen Geschichte und Quellenkunde*, Stuttgart.
- Taeger, Fritz (1939): *Das Altertum. Geschichte und Gestalt*, 2 Bde., Stuttgart.
- Taeger, Fritz (1941): *Besinnung auf Hellas*. In: *Deutschlands Erneuerung* 25, S. 309-312.
- Taeger, Fritz (1942): Paul L. Strack †. In: *Gnomon* 18, S. 58-59.
- Taeger, Fritz (1943): *Alkibiades*, 2. Aufl., München.
- Taeger, Fritz (1944): *Caesar*, (Die bunten Hefte für unsere Soldaten, Sonderreihe 1), Stuttgart.
- Taeger, Fritz (1957/1960): *Charisma. Studien zur Geschichte des antiken Herrscherkultes*. 2 Bde., Stuttgart.
- Taeger, Fritz (1958): *Das Altertum. Geschichte und Gestalt*, 2 Bde., 6. Aufl., Stuttgart.
- Taeger, M. (1963): Verzeichnis der Schriften Fritz Taegers. In: Karl Christ (Hrsg.), *Gedenkblatt Fritz Taeger. Zum 1.1.1964, dem 70. Geburtstag*, Stuttgart, S. 45-48.
- Tornow, Elisabeth (1978): *Der Revolutionsbegriff und die späte römische Republik – eine Studie zur deutschen Geschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main.

- Uxkull-Gyllenband, Woldemar von (1927): Plutarch und die griechische Biographie. Studien zu Plutarchischen Lebensbeschreibungen des V. Jahrhunderts, Stuttgart.
- Uxkull-Gyllenband, Woldemar von (1933): Das revolutionäre Ethos bei Stefan George, Tübingen.
- Vorlesungsverzeichnisse der Universität Freiburg i. Br.: <http://dlub.uni-freiburg.de/diglit/wuf>. Sommersemester 1924 bis Sommersemester 1930.
- Vogt, Joseph (1949): Wilhelm Weber †. In: *Gnomon* 21, S. 176-179.
- Vogt, Joseph (1960): Fritz Taeger †. In: *Gnomon* 32, S. 677-679.
- Wägenbaur, Birgit (2012): Blumenthal, Albrecht von. In: Achim Aurnhammer u. a., (Hrsg.), Bd. 3, S. 1281-1285.
- Weber, Christian (2011): Max Kommerell. Eine intellektuelle Biographie, Berlin.
- Willing, Matthias (1991): Althistorische Forschung in der DDR. Eine wissenschaftsgeschichtliche Studie zur Entwicklung der Disziplin Alte Geschichte vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zur Gegenwart (1945-1990), Berlin.
- Willing, Matthias (2019a): Häutungen eines Althistorikers. Das Bild Fritz Taegers (1894-1960) in der Wissenschaftsgeschichte. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 67, S. 1011-1030.
- Willing, Matthias (2019b): Nekrologe als Quellen der Wissenschaftsgeschichte. Joseph Vogt (1895-1986) und die deutsche Althistorie. In: *Das Altertum* 64, S. 219-240.
- Wirbelauer, Eckhard (2006): Alte Geschichte und Klassische Archäologie. In: Ders., (Hrsg.), *Die Freiburger Philosophische Fakultät 1920-1960. Mitglieder – Strukturen – Vernetzungen*, München, S. 111-237.
- Wolf, Ursula (1996): *Litteris et Patriae*. Das Janusgesicht der Historie, Stuttgart.

Vom Vitagraph zum Gloriapalast – aus der Frühzeit der Gießener Kinogeschichte

LUDWIG BRAKE

Zur Geschichte des Kinos in Gießen sind bisher nur wenige Publikationen greifbar. Volker Kratzenberg hat mit seinem 1983 erschienenen Heft „Kino in Gießen“¹ den Anfang gemacht. Doch sind durch einen Glücksfall weitere Unterlagen zur Kinogeschichte öffentlich zugänglich geworden. In einem Artikel des Gießener Anzeigers berichtete Stefan Scholz 2018 über die Kino-Schätze im Eigentum des Karl Heinz Geyer.² Ins Gießener Stadtarchiv gelangten die Alben durch eine Initiative des Gießener Anzeigers, der einen guten Kontakt zum Sohn des ehemaligen Kinobetreibers, Karl Heinz Geyer aufgebaut hatte. Dessen Vater, Otto Geyer, war jahrzehntelang Geschäftsführer des Gießener Kinobetreibers, Adam Henrich.³ Die insgesamt sechs Fotoalben und ein Chronikband sind entstanden zur Dokumentation der „Ära Henrich“ in der Gießener Kinogeschichte. Sie erzählen aber auch sehr viel aus der allgemeinen Kinogeschichte seit Ende des Ersten Weltkrieges in Gießen und Hessen. Zur Publikation von Volker Kratzenberg stellen sie eine wertvolle Ergänzung dar. Und sie ermöglichen einen Blick in die bis dahin weitgehend unbekannte Geschichte der Gießener Lichtspielhäuser.

Mit Pannen fing es an ...

Historiker suchen gerne nach den Anfängen. Hier wären die ersten Vorführungen bewegter Bilder nachzuweisen. Nach dem bisherigen Kenntnisstand sollten die ersten Aufführungen in Gießen im Frühjahr 1897 stattfinden. In einem vermutlich angemieteten Ladenlokal in der Neuen Bäume 1 wurde die „wissenschaftliche Vorführung des Vitagraph, Clément & Gilmer Paris, Edisons Ideal“ mit „Lebenden Photographien“ angekündigt.⁴

-
- 1 Volker Kratzenberg, Kino in Gießen. Vom Kintopp zum Filmpalast, Brühlscher Verlag, Gießen 1983. Weiterhin zur regionalen Kinogeschichte: Nikola Stumpf, Vom Ladenkino zur Eigenproduktion - Kommunale Kinogeschichte des Wirtschaftswunders am Beispiel der Lichtspielhäuser Watzenborn-Steinberg (1945-1964), Marburg 2019. Jüngst erschienen: Vorhang auf! Kinogeschichte(n) im Landkreis Gießen. Begleitheft zur Ausstellung der Arbeitsgemeinschaft der Kommunalarchive des Landkreises Gießen, Hg. Landkreis Gießen, Gießen Juli 2020. Durch die Beschäftigung für einen Beitrag zur Gießener Kinogeschichte in diesem Heft wurde der vorliegende Beitrag motiviert.
 - 2 Karl Heinz Geyer mit Kinos großgeworden, Gießener Anzeiger 16.06.2018. Aktenunterlagen zur Kinogeschichte Gießens aus den Archiven sind bisher nur wenige aufgetaucht, doch geben die Zeitungsannoncen und die Berichte im Gießener Anzeiger ein anschauliches Bild aus der Frühzeit.
 - 3 Chronik Henrich, Adam Henrich Pionier des Filmes in Giessen – Sein Leben für und mit dem Film, zusammengestellt und bearbeitet von Direktor Geyer, Gießen 1956, Abschnitt: Sein Leben (künftig Chronik Henrich).
 - 4 GA 19.2.1897.



Abb. 1: Neuen Bäume 1/Sonnenstraße 15, Gebäude Ecke Neuen Bäume/Sonnenstraße, ehemalige Goethebuchhandlung, Stadtarchiv Giessen, Sammlung Dr. Werner Schmidt.

Doch die Vorstellung fiel aus, denn „die lebenden Photographien konnten (...) leider durch Versagen des Mechanismus im Bildertransporteur den zahlreich erschienenen Interessenten nicht vorgeführt werden.“ Die Technik scheint zumindest für das in Giessen verwendete System noch nicht ganz ausgereift gewesen zu sein, denn es gab weitere Fehlfunktionen, die zum Abbruch oder zum Ausfall von Vorstellungen führten. Musste einmal Ersatz für den defekten Filmtransport beschafft werden, war es zu anderen Gelegenheiten die Leuchteinrichtung, die nicht funktionierte.⁵ Anscheinend konnte innerhalb weniger Wochen ein dauerhafter Betrieb sichergestellt werden, denn nun konnten die Veranstalter melden: „Die lebenden Photographien werden nunmehr nach mancherlei überwundenen Schwierigkeiten in einstündigen Pausen regelmäßig vorgeführt. Da die Räumlichkeit des Ausstellungslokals, sowie die bedingte Dunkelheit bei den Vorführungen keinen steten Eintritt zulassen, so sei darauf aufmerksam gemacht, um einen Fehlgang zu vermeiden, die Zeiten des Eintritts (alle Stunden, wie an der Eingangsthür ersichtlich angegeben) zu beachten.“⁶

Sobald aber die technische Seite stabil war, begannen die lebenden Bilder ihren Siegeszug. Dabei wurde keineswegs durchgehend eine technische Lösung vorgestellt. In der Frühzeit konkurrierten mehrere Systeme auf dem Markt um die Vorherrschaft.⁷ In Giessen konkurrierten der „Kinematograph van Nelle“ mit eigener

⁵ GA 9.3.1897; GA 11.3.1897.

⁶ GA 19.3.1897.

⁷ Vitagraph (GA 19.2.1897); Megalograph GA 2.5.1899; „The Bioskop Amerikan“ (GA 8.3.1902); Biograph (GA 26.7.1902); Kinematograph (GA 12.6.1903). Im Laufe des ersten

elektrischer Lichtanlage und über „200 Bogen- und Glühlampen“, der Kinematograph Schweitzer, „The Bioskop Amerikan“ eines Direktor Fernando, und das „elektrische Edison-Theater“ arbeitete mit „Wiedaus Riesen-Kinematograph“.⁸

Das Programm der Frühzeit

In dieser ersten Zeit fanden die Filmvorführungen hauptsächlich noch in Provisorien statt und wurden von unterschiedlichen Firmen angeboten, die mit ihren Filmprojektoren umherzogen. Oft hatten sie noch den Charakter von Volksbelustigungen, etwa wenn im Beiprogramm eines auf dem Oswaldsgarten gastierenden Zirkus ein „Megalograph mit Film, lebende Photographien zusammen mit Pferdedressur, Hand- und Kopfequilibristen, Parterre-Akrobaten, Clowns und Konzerten der Zirkuskapelle“ angeboten wurden.⁹

Auf ihre Weise versuchten die jeweiligen Anbieter, auch mit ihrem Programm das Gießener Publikum zu locken. So wurden mit der Einschiffung deutscher Truppen nach China und dem Leichenzug der englischen Königin Viktoria zeitgeschichtlich wichtige Ereignisse im Film angeboten. Andere Wanderlichtspiele setzten auf blutige Sensationen, wenn sie in „Extra-(Herren)-Vorstellungen“, die meistens ausverkauft waren, Filme von chirurgischen Eingriffen am menschlichen Körper zeigten. Die Bilder seien „so scharf und klar“ gewesen, berichtete der Gießener Anzeiger, „daß jeder Hergang der schwierigen Operation genau zu beobachten war“. Für die Wiederholungsvorstellung riet der Journalist: „Wir möchten aber raten, daß nervenschwache Herren den Vorführungen besser fernbleiben.“¹⁰

Bei diesen Versuchen, das Gießener Publikum zu begeistern, sind wohl auch die ersten Filmaufnahmen von Gießen gezeigt worden. Wer diese Aufnahmen gemacht hat und ob sie noch irgendwo in Archiven aufbewahrt werden, muss derzeit noch offenbleiben. Gießen in bewegten Bildern fand beim Publikum besondere Anerkennung. Zu sehen war „der Marktplatz mit dem Kriegerdenkmal, die Parade der 116er auf Oswalds Garten mit Sr. kgl. Hoheit dem Großherzog im Vordergrund und die Festversammlung am Liebigdenkmal“.¹¹

Jahrzehnts kristallisierten sich in Gießen die Systeme Biograph und Kinematograph als die dominanten heraus.

8 Vgl. GA 2.5.1899; GA 19.3.1901; GA 11.5.1901; GA 8.3.1902; GA 26.7.1902. Ebenso versuchten die Firmen mit ihrer technischen Ausstattung und Innovationen zu werben. GA 4.11.1904. Im Rahmen des Gastspiels des Zirkus Otto Mark werden Kinematographen-Darbietungen gezeigt. Eine „40pferdige“ Kraftmaschine sorgt für die unabhängige Stromversorgung der elektrischen Lichtanlage. „Der Zirkus ist vor allem Unwetter geschützt und geheizt.“ Das ebenfalls nur einige Tage am Oswaldsgarten gastierende „Brähler's Original-Edison-Elektro-Bioskop“, warb mit seinem bedeutend verbesserten Kinematographen, der „lebende Photographien“ auf einer 20 qm großen Projektionsfläche anbot. GA 7.10.1904.

9 GA 2.5. 1899. Daneben fanden Filmvorführungen auf dem Gießener Juxplatz an der Lahn (GA 4.8.1906) oder auch im Rahmen größerer Feierlichkeiten statt. GA 14.7.1905. Anlässlich des Feuerwehrfestes stand ein „Theater-Kinematograph“ zur Unterhaltung der Besucher auf dem Festplatz.

10 GA 1902, 2.8.1902.

11 GA 12. 6.1903. Wiedau's Kinematograph.

Stand in den ersten Filmvorführungen in Gießen, wie vermutlich allgemein in der Zeit, die Unterhaltung des Publikums im Vordergrund, so zeigten sich daneben sehr rasch zwei Aspekte, die sich durch die weitere Kinogeschichte hindurchziehen sollten. Das waren zum einen die Vorführung bewegter Bilder zum aktuellen Zeitgeschehen, die sich später in die Wochenschauen wandelten und zum festen Bestandteil jedes Kinoprogramms wurden.¹²

Es dauerte auch nicht lange, bis weitere Einsatzmöglichkeiten jenseits reiner Unterhaltung entdeckt wurden: politische Propaganda. Die große Aula der Universität in der Ludwigstraße wurde gemietet für „kinematographische Vorführungen des Deutschen Flottenvereins“, Gießen. Unter der Moderation des Geheimrats, Prof. Dr. Wilhelm Oncken, fand hier die erste in Gießen bekannte Film-Propagandaveranstaltung statt, mit der die „gewaltige Agitation des Flottenvereins“ zur Förderung der deutschen Marineaufrüstung unterstützt wurde. Unterschiedliche Filme aus dem Bereich der Seefahrt wurden vorgeführt und der Anblick einer Seeschlacht „mit Pulverdampf und Donner der Geschütze wurde durch Pistolenschüsse nachgeahmt.“¹³

Daneben gab es aber auch immer gesonderte „separat Herrenvorstellungen“, die in der Regel in den Abendstunden ab 21:00 oder 21:30 angeboten wurden. Dort wurde dann „mit dem so beliebten Pariser Programm“ das männliche Publikum unterhalten.¹⁴

Zwar blieb das Vergnügen an lebenden Bildern, am Vorführen von Filmen in Gießen noch immer hauptsächlich im Bereich der Jahrmarktsbelustigungen, doch war es mittlerweile allgemein anerkannt. Institutionen wie der Gießener Kaufmännische Verein, die Gießener Sektion des Flottenvereins mit seinem Protagonisten Wilhelm Onken griffen bereitwillig auf das neue Medium zurück. Und im Jahre 1907 waren Filmvorführungen fester Bestandteil der Feiern des Universitätsjubiläums: Auf dem Juxplatz an der Festhalle wurde zusammen mit einem „orientalischen Volksspielen-Theater“, Walldorfs Karusell, Schaukel und Schießbude, neben van Ringelns Holländischer Waffelbäckerei auch Steiners Kinematographen-Theater aufgeboten.¹⁵

Inhaltlich folgten die Darbietungen zwar zunächst noch dem bekannten Unterhaltungsschema, doch begann sich das Programm allmählich zu wandeln. Es wurden Strukturen erkennbar. Da die Länge der Filme noch begrenzt waren, wurden in der Regel mehrere kürzere Einheiten vorgeführt. In der Regel bestand das Programm aus „Kunstfilmen“, worunter man wohl frühe Spielfilme oder deren Vorläufer verstehen kann, und mehreren dramatischen oder heiteren weiteren Kurzfilmen.¹⁶ Die Hauptfilme wurden immer wichtiger und bildeten schließlich die zentralen Gegenstände, mit denen für die Kinovorführungen unter Nennung der Hauptdarsteller, z. B. Asta Nielsen mit ihrer Hauptrolle im dänischen Stumm-

12 GA 19. 3.1901; GA 10. 6. 1903.

13 GA 12.2.1904. Diese Veranstaltung des Flottenvereins wurde ein Jahr später in Lollar wiederholt (GA 9.1.1905).

14 Vgl. GA 30.5.1905 und GA 3.3.1906.

15 GA 1.8.1907.

16 GA 27.2.1909 vgl. u.a. GA 23.5.1909.

film „Der schwarze Traum“, geworben wurde.¹⁷ Die Spieldauer der Filme wurde schließlich bis auf eine Stunde verlängert.¹⁸ Als schließlich im Biograph die vermutlich erste Ausgabe des Pathé Journals in Gießen gezeigt wurde, waren die traditionellen Bestandteile eines Kinoprogramms vorhanden: Beiprogramm mit Vorfilmen und Wochenschau sowie einem oder mehreren Hauptfilmen.¹⁹

Um diese Zeit waren Filmvorführungen zum festen Bestandteil der aktuellen Information und Unterhaltung geworden. Allmählich begannen sich um diese Zeit Filmvorführungen in festen Gießener Spielstätten zu etablieren.

Der Beginn fester Spielstätten

Die früheste, feste Spielstätte, die jedoch nur kurze Zeit bestand, war das bereits erwähnte Ladenlokal an der Ecke Schulstraße/Sonnenstraße, in dem über kurze Zeit, ab 1897, Filme vorgeführt wurden. Versuche wurden auch im damaligen Café Leib in der Walltorstraße gemacht;²⁰ und nur wenig später auch im Automatenrestaurant von Karl Buß am Marktplatz.²¹

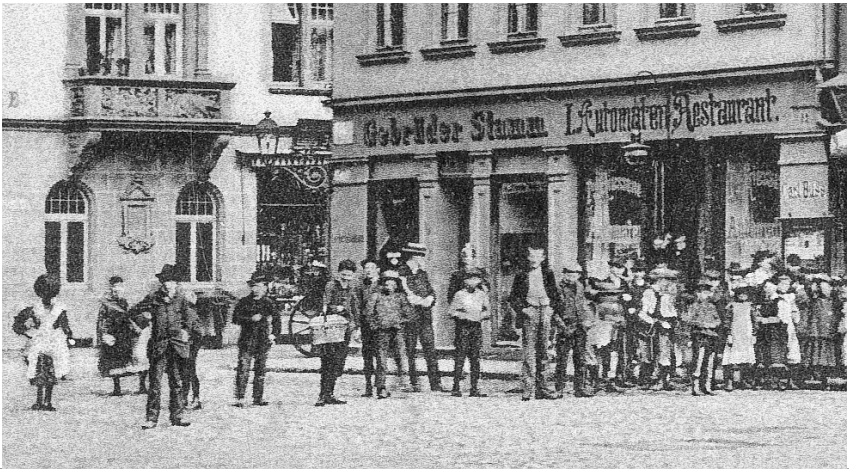


Abb. 2: Automatenrestaurant am Marktplatz, Stadtarchiv Gießen

Ab 1907 begann sich etwas Neues in der Gießener Kinolandschaft zu entwickeln. Im Kolosseum, dem ehemaligen Café Leib in der Walltorstraße 38, begann der

17 GA 5.3.1910 u. GA 9.6.1910. Hier wurden neben dem Filmtitel „Kleopatra“ auch die beteiligten Schauspieler genannt: Madelaine Roch, Fräulein Rianza und Fräulein [Rapierkowskaj]. Asta Nielsen spielte die Hauptrolle im „Mimodrama“ „Der schwarze Traum“. GA 20.10.1911.

18 GA 27.2.1911 Bericht über eine Vorstellung im Kinematograph; GA 20.4.1911. Im November 1911 gab es im Biograph eine Vorstellung mit einer Länge von 1 3/4 Stunden (GA 4.11.1911).

19 GA 21.2.1911, vermutlich erste Präsentation eines Pathé-Journals in Gießen.

20 GA 1.10.1899.

21 GA 1.11.1906; vgl. Adressbuch der Stadt Gießen (künftig Adrb.) 1906, S. 4, S. 173.

Gießener Betreiber, Albert Rappmann, den Betrieb des sogenannten „Kolosseum-Kinematograph“.²² Im Kolosseum wurde jedoch noch kein reines Kino eingerichtet. Rappmann setzte daneben auf ein breitgefächertes Theater und Variété-Programm.

Kolosseum Gießen

früher Café Leib — Walltorstraße — Telephon 644
Spezialitäten-Theater ersten Ranges
 Täglich große Vorstellung Anfang Wochentags 8 Uhr
 Sonn- und feiertags zwei große Vorstellungen 4 und 8 Uhr
 von 11—1 Uhr: **Frühshoppen-Vorstellung** Entree frei
 Es ladet ergebenst ein **Albert Rappmann**, Direktion u. Inhaber.

*Abb. 3: Reklame des Kolosseums. Stadtarchiv Gießen, Adrb. Gießen 1908,
 S. 17-Reklameanhang*

Diese Kombination, die neben anderen Belustigungen auch Kinematographen, Biographen oder Lichtspielvorführungen darbot, war für die ersten festen Spielstätten in Gießen noch kennzeichnend. Seit 1908 entstanden weitere feste Aufführungsorte. Am 29. Januar 1908 eröffnete ein weiteres Lichtspielhaus im Seltersweg 75²³ und nur wenig später etablierten sich zwei weitere Unternehmen, in der Bahnhofstraße 54, gegenüber dem Hotel Großherzog ein weiterer Kinematograph und in der Plockstraße 12 der „Biograph, modernes Theater lebender Bilder“.²⁴

Zum Beginn des zweiten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts gab es in Gießen somit drei Kinos; und zusätzlich bot auch das Kolosseum immer wieder einmal in seinem Programm Filmvorführungen. Das Jahr 1912 kann man als einen Einschnitt in der Gießener Kinogeschichte betrachten. Zum einen kamen weitere Lichtspielstätten hinzu, Bakof's Kammer-Lichtspiele, die am 1. Oktober 1912 im Seltersweg 81²⁵ eröffneten und nur wenige Wochen später, am 19. Oktober begann

22 GA 28.8.1907. Vgl. Adrb. 1908, S. 78 u. 1910, S. 210. Im Kolosseum, bzw. in seinem Vorgänger, dem Café Leib, spielte über lange Jahre hin, im sogenannten Gießener Festsaal, das Gießener Stadttheaterensemble. Erst seit der Einweihung des neuen Stadttheaters an der Südanlage im Sommer 1907, ergab sich in der Walltorstraße die Möglichkeit einer Neuorientierung. Der Restaurateur Albert Rappmann, Jahrgang 1864, kam 1907 aus Frankfurt nach Gießen (Stadtarchiv Gießen Personenstandskartei = PSK).

23 GA 2.1.1908, und Adrb. 1908, S. 192. Im Seltersweg 75 ist zu diesem Zeitpunkt noch kein Kinematograph eingetragen. Im Gebäude befand sich aber bis dahin die Wirtschaft von Gustav Trinkaus, die allerdings zum 1.4.1907 in den Seltersweg 50 umzog. Vermutlich wurden dadurch die Räume für die Einrichtung eines Kinematographen Seltersweg 75 frei..

24 GA 2.6.1909, Bahnhofstraße 54; GA 30.8.1909, Plockstraße 12.

25 Die Adresse Seltersweg 81 wurde in den 20er Jahren im Zuge einer Vereinheitlichung der Häusernummerierung im Seltersweg in Seltersweg 75 geändert. Vgl. Adrb. 1912 und 1931. Das Gebäude Seltersweg 75 wurde 1911 erbaut und war das spiegelverkehrte Pendant zu Seltersweg 71. Die Gießener Denkmaltopographie gibt weiterhin an, daß sich nach Bakofs

das Lichtspielhaus in der Bahnhofstraße 34 seine Tätigkeit.²⁶ Im Unterschied zu den bisher eröffneten Kinos wurden die beiden neuen Unternehmen in eigens erbauten Häusern eingerichtet.²⁷ Es ist der Beginn der Kinozweckbauten in Gießen.

Persönlichkeiten des Gießener Kinos

Nun kann man auch ein weiteres Phänomen beobachten, welches sich in den folgenden Jahrzehnten immer deutlicher bemerkbar machte. Einzelne Unternehmerpersönlichkeiten traten hervor und versuchten den Gewerbesektor zu bestimmen. Die erste Person, die hervortritt, sich jedoch vermutlich nicht als Kinobetreiber im eigentlichen Sinne verstand, war Albert Rappmann, Direktor und Inhaber des Kolosseums.



Abb. 4: Albert Rappmann, Stadtarchiv Gießen

Das Kolosseum hatte im Gebäude des ehemaligen Café Leib in der Walltorstraße eröffnet. Das Café Leib war die erste Adresse für das Gießener Vergnügungs- und Unterhaltungsleben gewesen und hatte über Jahrzehnte hinweg das städtische Theaterensemble zu Gast gehabt, bis das neue Theatergebäude 1907 bezogen werden konnte. Nur kurze Zeit später eröffnete Rappmann das Colosseum, später Kolosseum. Neben Bällen und Feierlichkeiten der Gießener feinen Gesellschaft

Kammerlichtspielen das Union Theater (Salomon Gottselig) befand. Darauf folgte das Schwarz-Weiß-Theater und noch später die Astoria-Lichtspiele (GA 16.12.1920. Vgl. auch Lang, Karlheinz/Christel Wagner-Niedner (Bearb.), Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland - Kulturdenkmäler in Hessen: Universitätsstadt Gießen, Hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege in Hessen u. a. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag, 1983).

26 GA 29.9.1912, Bericht über die Eröffnung von Bakof's Kammer-Lichtspiele und GA 21.10.1912, Bericht über die Eröffnung des Lichtspielhauses in der Bahnhofstraße 34.

27 Über die Bakof's-Kammer-Lichtspiele berichtete der Gießener Anzeiger: „Das Theater ist den neuesten polizeilichen, feuersicheren Vorschriften entsprechend gebaut und auf moderne Ausstattung eine außergew. Sorgfalt verwendet worden. Bes. Wert ist auf bequeme Sitzgelegenheit (Wiener Theatersessel) gelegt; gleichmäßige Temperatur [Dampfheizung] und gute Ventilation sollen den Aufenthalt so angenehm als möglich gestalten“. GA 29.9.1912, GA 1.10.1912).

bot Rappmann Kabarett, ein „Spezialitäten-Theater“, viel Musik mit Schlagersängerinnen und Variété. Es traten auf Verwandlungstänzerinnen und Damenensembles. Daneben gab es auch Parterreakrobaten, Handpuppentheater, Bauchredner und Sportveranstaltungen.²⁸

Unter den Gießener Unternehmern war er wohl derjenige, der als erster die wirtschaftlichen Möglichkeiten des neuen Unterhaltungsmediums, Film, erkannte. Dennoch scheute er davor zurück sein „Spezialitätentheater“ vollständig in ein Kino umzuwandeln. Immer wieder jedoch machte er den eigentlichen Kinos Konkurrenz, indem er Kassenschlager in seinem Theater anbot.

Neben Albert Rappmann hatte sich Hermann Bakof, Betreiber der Bakof's Kammer-Lichtspiele, profiliert, „eine in hiesigen Theaterkreisen bekannte Persönlichkeit“.²⁹ Er kam vom Gießener Stadttheater, wo er als Oberregisseur tätig gewesen war, und wollte in seinen Kammer-Lichtspielen „um den Wünschen vieler Kunstfreunde nachzukommen (...) nach Möglichkeit nur künstlerisch vollendete Filme“ anbieten.³⁰

Dabei wirkte er in mancherlei Beziehung direkt im Programm mit, indem er selbst den Rahmen durch Rezitationen und Vorträge gestaltete. Zur Eröffnung seines Kinos war er selbst als 'Film-Schauspieler' vor die Kamera getreten, hatte inszeniert und sich „auf einer amüsanten Reise kreuz und quer durch Gießen zu seinem neuen Unternehmen“ filmen lassen. Bei der Eröffnung war dieser Film vorgeführt worden, zusammen mit „einem witzigen Prolog“, der „die Vorgänge des Kinematographen schilderte und die Grundsätze darlegte, nach denen er arbeiten“ wollte.³¹ Als Bakof nur wenig später im Herbst 1913 aus der Leitung der Bakof's Kammer-Lichtspiele ausschied, hatte er ein Filmtheater etabliert, das sich dem künstlerischen Film verpflichtet hatte, von dem aber angenommen werden kann, dass der geschäftliche Erfolg ausgeblieben war. Bakof jedoch blieb in Gießen und widmete sich fortan „der von ihm begründeten Redekunstschule“ sowie Gastspielen an auswärtigen Bühnen, wo er sich „besonders als Reuterdarsteller“ profilierte.³²

Schließlich ist in diesem zeitlichen Zusammenhang noch Adam Henrich zu nennen, der in den folgenden Jahrzehnten zur bestimmenden Figur in der Gießener Kinoszene wurde.³³

28 Werner Stephan, Es stand ein Wirtshaus an der Lahn ... Gießen 1985, S. 36.

29 GA 14.2. 1912.

30 GA 14.2 1912.

31 GA 2.10.1912.

32 GA 16.9.1913 und GA 10.10.1913.

33 Über Adam Henrich wissen wir etwas mehr, weil in den Alben aus dem Besitz von Karl Heinz/Otto Geyer (Stadtarchiv Gießen) wertvolle Informationen aus der Frühzeit der Gießener Kinos vorliegen, die intensive Einblicke erlauben.

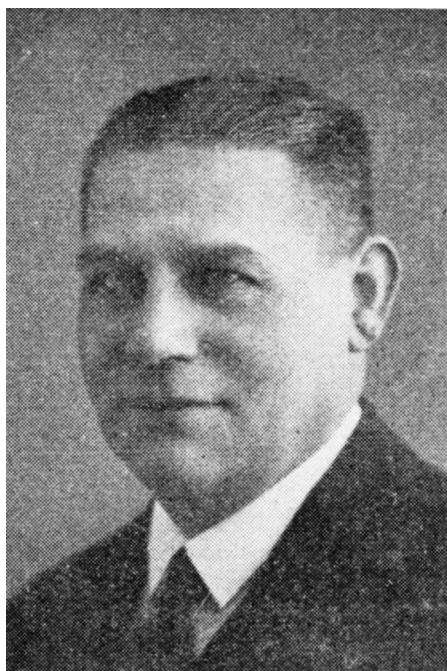


Abb. 5: Adam Henrich ca. 1918, Chronik Henrich, Stadtarchiv Gießen

Adam Henrich, geboren am 24. Februar 1881 in Kronberg im Taunus,³⁴ ging schon in jungen Jahren ins Ausland. Über Hamburg führte ihn sein Weg in die Neue Welt, wo er auf Stationen in Baltimore, St. Louis und New Orleans neue Erfahrungen sammelte. Weitere Stationen waren Südafrika, wo er am Burenkrieg teilnahm. Kurz kehrte er zur Ableistung seines Militärdienstes nach Deutschland zurück, nur um danach erneut in die Vereinigten Staaten zu gehen. In Kalifornien und Oregon hielt er sich auf, bis er 1911 endgültig zurück nach Deutschland kam. Vermutlich hat er sich in den USA mit „dem Bazillus Film“ angesteckt.³⁵

Anscheinend war er aus den USA mit einigem Vermögen zurückgekehrt, denn bereits im Februar 1911 übernahm er, vermutlich zunächst auf Pachtbasis, das Fantasie-Theater in Frankfurt, Kaiserstraße 54. Im selben Jahr noch folgte die Übernahme des Frankfurter Lichtspieltheaters (Kaiserstraße 50) und der Kammer-Lichtspiele, ebenfalls in Frankfurt (Kaiserstraße 74).³⁶ Im Herbst 1912 tauchte er schließlich in Gießen auf und übernahm das Lichtspielhaus in der Bahnhofstraße

34 Stadtarchiv Gießen, Gewerbekanzlei, Palastlichtspiele.

35 Interview mit Karl-Heinz Geyer (Stadtarchiv Gießen). Vgl. auch Adam Henrich. Pionier des Filmes in Gießen. Sein Leben für und mit dem Film. (künftig Chronik Henrich) [Zusammengestellt von seinen Angestellten, Gießen, Bad Homburg 1956], Stadtarchiv Gießen.

36 Chronik Henrich.

34 (heute Kino-Center).³⁷ Von da an spielte Adam Henrich die Hauptrolle in Gießen und eine wichtige Rolle im hessischen Kinogeschäft.³⁸

Eröffnung des neuerbauten
Lichtspiel-Hauses
Bahnhoisstraße 34 Bahnhoisstraße 34
Samstag, 19. Oktober, abends 6 Uhr

Mit unserem großzügigen Unternehmen hoffen wir allen
Ansprüchen,
die an ein **erstklassiges**
Lichtspiel-Theater

geleistet werden, in jeder Hinsicht zu genügen. Es sind keine
Kosten gescheut, den Aufenthalt in unserem Theater so an-
genehm wie möglich zu gestalten, unter Berücksichtigung
aller Neuerungen auf dem Gebiete der Kinetchnik. Die
Größe des Theaters, als auch die vornehme und praktische
Architektur heben dasselbe weit über den Rahmen der
üblichen Kinetheater. Besonders haben wir es uns an-
gelegen sein lassen, die maschinelle Einrichtung in modernster
und bester Ausführung zu beschaffen und sichern dadurch
ein vorzüglich feistehendes und flimmerfreies Bild. Die
Leitung des Unternehmens ist bemüht, nur sorgfältig aus-
gewählte, einwandfreie Filme zur Vorführung zu bringen
u. wird hierbei besonders belehrenden Films Beachtung
schenken. Vereinen, Schulen, Militär u. Universitätsbehörden
steht unser Theater zu Sondervorstellungen gern zur Verfügung.

Gießener Lichtbildbühne G. m. b. H.

Abb. 6: Ganzseitige Eröffnungsanzeige des Lichtspielhauses im Gießener Anzeiger 18.10.1912.

37 Chronik Henrich.

38 Chronik Henrich. 1912 folgte die Eröffnung des „Kino du Nord“ in der Frankfurter Großen Gallusgasse. In Offenbach eröffnete er das „Asta-Nielsen-Theater; es folgten 1913 die Lichtspiele „Zum Schwan“ in Frankfurt und der Film-Palast in Pirmasens. Später folgten das Offenbacher Volkskino und das Lichtspielhaus in Bad Homburg.

Gießener Boden betrat Adam Henrich mit einem Paukenschlag. Mit einer bis dahin bei Kinos nie gesehenen ganzseitigen Anzeige machte er auf den Start seines neuen Filmtheaters aufmerksam.³⁹

Bereits im Vorfeld der Eröffnung hatte der Gießener Anzeiger über die Entstehung des neuen Kinozweckbaus berichtet: Ein „zeitgemäßer Lichtbildtheater-Neubau soll nun auch in Gießen entstehen. Das Theater, das mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet werden wird, findet auf dem Hof'schen Anwesen in der Bahnhofstraße, Ecke Schanzenstraße, seinen Platz und soll auch einen zwanglosen Wirtschaftsbetrieb führen. Die Architekturarbeiten sind dem Gießener Architekten Hans Burg übertragen. Hinter dem Unternehmen steht eine Frankfurter Gesellschaft.“⁴⁰ Dieser Hintermann war Adam Henrich, der zu diesem Zweck die Gießener Lichtbühne GmbH gründete.⁴¹ Sogleich ging er auf Expansionskurs. Neben weiteren Kinos, die er ab 1912 pachtete, gelang es ihm ab 1918 das Gießener Lichtspielhaus käuflich zu erwerben. Zwar war er in der Zeit des Ersten Weltkrieges zum Militärdienst eingezogen, doch betrieb seine Frau die Lichtspielhäuser in dieser Zeit weiter. Sogleich nach Kriegsende begann er erneut in Kinos zu investieren, in Offenbach und Bad Homburg. Auch in Gießen erwarb er in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weitere Lichtspielhäuser und konnte so schließlich ein Monopol errichten.⁴²



Abb. 7: Adam Henrich ca. 1935, Chronik Henrich, Stadtarchiv Gießen.

39 GA 18.10.1912.

40 GA 2.10.1912.

41 GA 2.10.1912. Firmensitz war Bahnhofstraße 34. Geschäftsführer war zunächst Karl Hof, dem sowohl Grundstück als auch Gebäude in der Bahnhofstraße 34 gehörten. Vgl. Adrb. 1912 und 1913.

42 Chronik Henrich.

Übernahmen und Konzentrationen

In der Zeit vor Beginn des Ersten Weltkrieges existierten in Gießen insgesamt vier eingeführte Kinobetriebe, die sich ihr jeweils eigenes Publikum erworben und eigenes Profil gewonnen hatten. Bakof's Kammer-Lichtspiele im Seltersweg 81, die Biograph Lichtspiele in der Plockstraße 12, der Kinematograph in der Bahnhofstraße 54 und das Lichtspielhaus, mit Pathé-Journal, in der Bahnhofstraße 24.

Es herrschte ein scharfer Konkurrenzkampf; und so hatten sich bereits in der kurzen Zeit zwischen 1912 und 1914 einige Veränderungen ergeben. So meldete der Gießener Anzeiger „das Ende des ältesten Gießener Kinos“. Der Kinematograph in der Bahnhofstraße 54 wurde aufgelöst, das Mobiliar öffentlich versteigert, und die Vorführapparate, weil sich dafür in Gießen keine Abnehmer fanden, nach Koblenz verkauft.⁴³

Einen Wechsel gab es auch in Bakof's Kammer-Lichtspielen. Hermann Bakof schied aus der Leitung aus. Mit der neuen Direktion kam auch ein neuer Name: Union-Theater. Äußerlich hatte sich wenig geändert; vom Programm her jedoch änderte sich alles. Nun setzte das Filmtheater auf ein buntes Programm mit humoristischen und ernsten Elementen. Unterhaltung für alle lautete das neue Prinzip. Vermutlich war das anspruchsvolle, künstlerische Programm, für das Hermann Bakof gestanden hatte, auf der Einnahmenseite nicht dauerhaft erfolgreich gewesen.⁴⁴ „Bakofs-Kammerlichtspiele sind von S. Gottselig-Frankfurt a. M. käuflich übernommen worden“, berichtete der Gießener Anzeiger.⁴⁵ Die neue Leitung des Union-Theater hatte jedoch keinen dauerhaften Bestand und schon im Mai 1914 wechselte erneut der Eigentümer. Diesmal war es ein Herr Weber aus Bamberg, der bereits einige Kinos betrieb. Nach nur kurzer Pause nahm es seinen Spielbetrieb wieder auf.⁴⁶

Anpassungen: Kriegsprogramm mit Spielräumen

Der Kriegsbeginn brachte tiefgreifende Veränderungen für die gesamte Gesellschaft und traf natürlich auch die Kinobranche. Personal wurde zum Kriegsdienst eingezogen, es herrschte Zensur der Film-Inhalte. Andererseits wurden der Bevölkerung aufbauende, moralhebende Filme gezeigt, Informationen über das Kriegsgeschehen vermittelt und schließlich, in der späteren Phase des Krieges, versucht, den Durchhaltewillen der Bevölkerung durch die Programmgestaltung zu stärken.

Kurz vor Beginn des Krieges hat es auch einen stark pazifistisch orientierten Film in den Gießener Kinos gegeben. Dies scheint jedoch eine einmalige Ausnahme geblieben zu sein.⁴⁷

43 GA 5.7.1913.

44 GA 16.9.1913.

45 GA 10.10.1913. Bakof blieb Gießen eine Zeit erhalten und veranstaltete Vortrags- und Rezitationsabende. GA 12.2.1914 und Adrb. 1914, Fortschreibungsexemplar.

46 GA 13.5.1914.

47 GA 16.5.1914. „Schon vor dem Weltkrieg stehen Spielfilme über kriegserische Ereignisse auf dem Programm, darunter einige mit pazifistischer Stoßrichtung wie ‚Maudite soit la Guerre (Belgien 1913)‘, deutsch ‚Krieg dem Kriege‘ Bundeszentrale für politische Bildung,

Licht-Spiel-Haus

Ab heute Samstag bis Dienstag:

Die grosse Filmsensation

Krieg dem Kriege

Ein modernes Filmschauspiel voll höchster Spannung in herrlicher Farbengebung (3 Akte)

Ein Zukunfts-Bild

eines Krieges mit den modernsten Kriegswaffen, Lenkballons, Aeroplanen, Heliographen, Torpedos usw. im Dienste der Kriegswissenschaft.

Der Gipfel der Sensationen

stellt alles bisher Erschienene weit in den Schatten.

6152

Abb. 8: Anzeige für den Film „Krieg dem Kriege“, Gießener Anzeiger 16.5.1914.

Allgemein stellten auch die Gießener Lichtspieltheater auf ein Kriegsprogramm um, bestehend aus bunter Unterhaltung, aktueller Berichterstattung von den Kriegsschauplätzen oder Kriegsfilmen mit explizit propagandistischen Inhalten. So standen sich Filme gegenüber wie „die große Sünderin“ mit dem damaligen Film-

1.10.2011, Die ältesten Langfilme, die als „Antikriegsfilme“ bezeichnet werden können. Vermutlich ist dem berichtenden Journalisten des Gießener Anzeigers das pazifistische Element des Films entgangen, denn er resümiert: „Weit, mehr als [die, LB] nicht sehr befriedigende [Handlung, LB] fesseln die Vorgänge auf dem Schlachtfelde, die kriegerischen Operationen der Landarmee und besonders die Kämpfe und Verfolgungen der Flugzeuge. In dem Aufbrennen einer Luftschiffflottile und dem Sprengen einer Mühle erreichen die aufregenden Schlachtenbilder ihren Höhepunkt.“

star Henny Porten in der Hauptrolle⁴⁸ und Volksbelustigungen mit rein affirmativem Charakter wie im Film „Auf der Alm da gibt's koa Sünd“.⁴⁹

An Kriegs- und Propagandaprogrammen wurden gezeigt: „Überfall im Feindesland“ mit den „neuesten Aufnahmen vom Völkerkrieg (...), Völkerrechtsverletzung durch die Engländer, Beerdigung gefallener Krieger im Felde“.⁵⁰ Weitere Beispiele für explizite Kriegsprogramme waren „Feinde ringsum“, „Ich hat' einen Kameraden“.⁵¹ Daneben gab es Spezialvorstellungen, die sich gezielt an bestimmte Gruppen wandten. Vorstellungen für Verwundete⁵² wurden abgehalten oder speziell Jugendliche angesprochen mit Vorführungen der Filme „Lieb Vaterland magst ruhig sein“ oder „Die Todesbraut“.

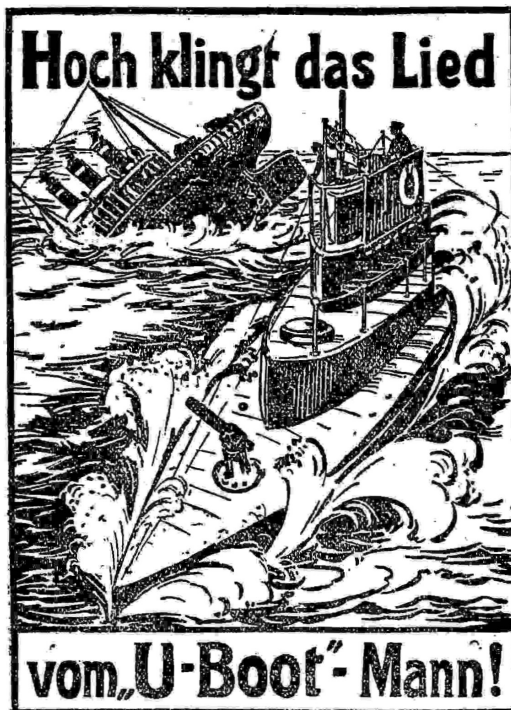


Abb. 9: *Hoch klingt das Lied vom U-Boot-Mann*, Gießener Anzeiger 17.9.1917.

Regelmäßig wurden im Rahmen von Kinovorstellungen Spendensammlungen veranstaltet. In dem dramatischen Schauspiel „Hoch klingt das Lied vom U-Boot-Mann“, welches „das Heldenleben des Erfinders der U-Boote, Wilhelm Bauer“

48 GA 5.12.1914.

49 GA 2.7.1917.

50 GA 6.1.1915, Union-Theater, Seltersweg 81.

51 GA 19.8.1915. Vgl. auch „Das Vaterland ruft“ (GA 1.2.1915), „Im Schnellfeuer“ (GA 7.8.1915), „Wiederseh'n in Feindesland“ (GA 2.2.1915), „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ (GA 24.8.1915) und viele andere.

52 GA 19.8.1915.

und „gewaltige U-Bootschlachten“ versprach, wurde ein Teil der Einnahmen „zugunsten der U-Boot-Spende 1917“ abgeführt. Bei solchen Anlässen hob man teilweise die strengen Alterskontrollen auf und gewährte, wie im genannten Falle, auch Kindern und Jugendlichen den Zutritt. Die Ankündigung von Sensationen und spezielle Eintrittsermäßigungen auch für Kinder und Jugendliche sorgten regelmäßig für großes Publikumsinteresse.⁵³

Vom 19. bis 25. Mai 1917

Die grosse Sommeschlacht

(Unsere Helden an der Somme)

3 Abteilungen

Ein antilicher Kriegsfilm der militärischen Film- und Fotostelle Berlin. Auf Befehl der obersten Heeresleitung sind heldenhafte Operateure mit Kasten und Kurbel auch unter die Sturmtruppen gegangen und haben unter größter Lebensgefahr vier Operateure sind hierbei ums Leben gekommen den Kampf auf dem Film gebaut. Als zweiten antilichen Kriegsfilm bringen wir:

Eine Deutsche Minensuch-Flotille in der Ostsee

Ausserdem gastiert:

Wanda Treumann und Viggo Larsen das beliebte Kinderpaar in dem **Der Traum vom Glück**

Begleit der Vorstellungen 1. und 2.30 Uhr. — Das sttl. Publikum wird höflichst gebeten, wegen des zu erwartenden grossen Andrangs in den Abendvorstellungen nach Möglichkeit die Mittagsvorstellungen zu besuchen.

Grosses :: **Lichtspielhaus :: Bahnhofstrasse 34** :: Telefon Nr. 2077

Orchester

Preise der Plätze: Mk. 0,50, 0,65, 0,90, 1,10. — Abonnements keine Gültigkeit.

Abb. 10: „Die grosse Sommeschlacht“, Gießener Anzeiger 18.5.1917.

Direkte Kriegspropaganda fand in den angeordneten Sonderveranstaltungen in den Gießener Lichtspielhäusern statt. Es wurden regelrechte „militärische Tage“ veranstaltet, die ihr Programm ganz unter das Vorzeichen stellten, „ein anschauliches Bild von den Ereignissen an der Front“ zu vermitteln.⁵⁴ Diese Art von Veranstaltung war direkt von den „amtlichen Stellen“ organisiert, was sich auch in der Auswahl der Programmpunkte und der militärischen „Films“ darstellte, die vorgeführt wurden. „Unsere Helden an der Somme“,⁵⁵ ein amtlicher Kriegsfilm der militärischen Fotostelle Berlin. Den besonderen Reiz dieses Dokumentarfilms machte der Einsatz einer Art ‚embedded Journalists‘ aus. Die oberste Heeresleitung hatte angeordnet, daß „Operateure mit Kasten und Kurbel (...) unter größter Lebensgefahr (vier Operateure sind hierbei ums Leben gekommen) (...) unter die Sturmtruppen“ gingen, um die Kämpfe zu filmen.⁵⁶

Weitere Programmpunkte der militärischen Tage waren amtliche Kriegsfilme, wie „Eine Deutsche Minensuch-Flotille in der Ostsee“.⁵⁷ Im Begleitprogramm der Propagandafilme hielten ehemalige Kriegsteilnehmer (z. B. der kriegsbeschädigte Kampfflieger Hermann Maykemper) Lichtbildervorträge in denen sie von ihren eigenen Erfahrungen berichteten.⁵⁸

53 GA 17.0.1917.

54 GA 15.8.1917.

55 LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Westfälisches Landesmuseum, Münster, Das Kunstwerk des Monats, Oktober 2011. Vermutlich handelte es sich bei dem genannten Film um den Dokumentarfilm von 1917 „Bei unseren Helden an der Somme“, der für Propagandazwecke vom deutschen Filmamt produziert wurde.

56 GA 18.5.1917.

57 GA 18.5.1917.

58 GA 15.8.1917.

Obwohl auch die Programmauswahl der Gießener Kinos während des Ersten Weltkrieges maßgeblich von militärischen Aspekten bestimmt und von den Zensurbehörden kontrolliert wurde, gab es dennoch Spielräume, die von den Betreibern der Filmtheater genutzt wurden.



Abb. 11: „Die Suffragette“ mit Bild Asta Niensens, Gießener Anzeiger 3.6.1917.

Mit Asta Nielsen in der Hauptrolle zeigte das Schwarz-Weiß-Theater im Seltersweg den Spielfilm „Die Suffragette“.⁵⁹ Zwar stand das Thema des Frauenwahlrechts

59 GA 6.3.1917, Aufführung „Die Suffragette“ im Schwarz-Weiß-Theater. Dieser Film war schon im Jahre 1913 in Gießen mit großer Reklameankündigung vorgeführt worden. Am 15.11.1913 bewarben sogar zwei Kinos gleichzeitig die Aufführung dieses Films (GA 15.11.1913; vgl. GA 17.11.1913). Vermutlich war die Thematik des Films deshalb ak-

prinzipiell auf der Tagesordnung, doch waren im Zuge der allgemeinen „Burgfriedenspolitik“ seit Kriegsbeginn umstrittene Themen eigentlich ausgeklammert.⁶⁰ Insbesondere hatten sich die Frauenvereine den allgemeinen Kriegsbemühungen angeschlossen, sich in einer Phase der raschen Selbstmobilisierung der deutschen Kriegspolitik untergeordnet und die Verfolgung der jeweils eigenen Interessen zurückgestellt.⁶¹

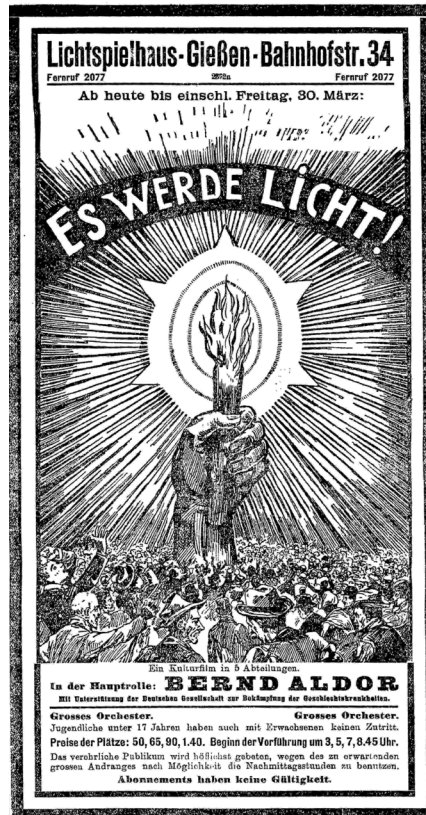


Abb. 12: „Es werde Licht“, *Gießener Anzeiger* 25.3.1917.

Ebenso auffällig ist der ‚Aufklärungsfilm‘ „Es werde Licht“. Angekündigt als „der größte Kulturfilm aller Zeiten, geniales Filmwerk gigantischer Größe“. Die Brisanz des Inhalts wurde dadurch unterstrichen, dass „Jugendliche unter 17 Jahren auch“ in Begleitung Erwachsener „keinen Zutritt“ hatten. Die Unterstützung des ge-

zeptabel, weil sich die Protagonistin, nach ihren Suffragetten-Bestreben, durch einen männlichen Partner in die gesellschaftlich akzeptierte Rolle aus Hausfrau und vielfache Mutter, zurück-integrieren ließ (https://www.filmportal.de/film/die-suffragette_27cb51401df049388f05708287eca7e3).

60 GA 6.3.1917.

61 GA 22.9.1915

samen Projekts durch die „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ verlieh zusätzliche Seriosität.⁶²

Die Aufführung erntete in der Gießener Presse großes Lob. „Wie wir uns selbst überzeugen konnten“ schrieb der Berichterstatter, „verdient der augenblicklich im Lichtspielhaus, Bahnhofstraße, vorgeführte Film „Es werde Licht“ als eine sittliche Tat anerkannt zu werden. Der Film, mit Unterstützung der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten aufgenommen, zeigt in völlig einwandfreier Weise an dem Schicksal zweier Brüder die schrecklichen Folgen, die die im Leichtsinne erworbene Krankheit über Frau und Kind bringen kann. Die Handlung ist zwingend aufgebaut und verschafft der Mahnung 'Es werde Licht' ersten Nachdruck. Von besonderem Interesse innerhalb der Geschehnisse ist die Vorführung der Wassermannschen Blutuntersuchung, durch die unmittelbar das Vorhandensein der Krankheit festgestellt werden kann, und die Nahaufnahme erblich belasteter Kinder in einer Heilanstalt. Wir können den Film daher jedermann als fesselnd und lehrreich empfehlen. Die Darsteller, die in ihm auftreten, zeichnen sich durch glänzendes Spiel aus, zumal der Hauptdarsteller, Bernd Aldor, den die Direktion des Lichtspielhauses unter erheblichen Opfern von Mittwoch ab zu persönlichem Vortrage gewonnen hat. Von Frankfurt, wo Bernd Aldor zuletzt persönlich zu dem Filmwerk sprach, liegen uns sehr anerkennende Empfehlungen vor. An diesen Tagen ist nur zu Beginn der Vorstellungen um 4, 6 und 8 Uhr Einlaß. Wir versprechen uns von den Vorführungen eine tiefe Nachwirkung auf die Besucher und würden es für sehr empfehlenswert halten, wenn der Film den Angehörigen der Garnison und Lazarette vorgeführt werden könnte.“⁶³ Wenn man will, stellt somit die Aufführung von „Es werde Licht“ keine Ausnahme vom Kriegsprogramm dar, sondern lässt sich gut in die Bemühungen zur Kriegsertüchtigung der Bevölkerung einreihen.

Auf dem Weg zum Filmpalast

In der Zeit nach dem Ende des Krieges änderte sich Vieles und zwang die gesamte deutsche Gesellschaft zu vielfältigen Neu-Orientierungen. Von den Gießener Kinos überlebten den Krieg nur zwei. Die Schwarz-Weiß-Lichtspiele (später Astoria-Lichtspiele)⁶⁴ und das Lichtspielhaus in der Bahnhofstraße. Von da an wandelten sich jedoch auch die Gießener Filmtheater und es kam Bewegung in die Gießener Kinobranche.

Im Sommer 1922 wurde über ein „neues Lichtspieltheater (...) im seitherigen Hotel Einhorn“ berichtet, das damals bereits ca. 1000 Besucher aufnehmen sollte.⁶⁵ Im Frühjahr 1923 kündigt dann konkreter ein neues „Kosmos-Kino“ im

62 GA 23.3.1917.

63 GA 27.3.1917.

64 GA 25.10.1920. Die Schwarz-Weiß-Lichtspiele im Seltersweg 81 haben anscheinend gleich nach Kriegsende den Betreiber gewechselt. Sie firmieren nun als Lichtspiele Seltersweg (Li-Se) unter der Direktion eines A. Haberland (GA 31.10.1919) und wenig später (GA 1.2.1921) als Astoria-Lichtspiele.

65 GA 31.7.1922.

großen Saal des ehemaligen Hotel Einhorn Aufführungen an.⁶⁶ Und fast gleichzeitig werden Pläne bekannt, auch im Seltersweg einen neuen Kino-Zweckbau für 700 Zuschauer zu errichten.⁶⁷ Zu Filmvorführungen im „Kosmos-Kino“ ist es vermutlich zunächst nicht gekommen, denn der neue Investor gestaltete den großen Festsaal des ehemaligen Hotels zunächst einmal um.⁶⁸ Präsentiert wurden die Palast-Lichtspiele am Samstag, den 19. August 1922.⁶⁹ Hier war bereits zu erkennen, wie sich die Kino-Innenarchitektur wandelte, von der reinen Zweckmäßigkeit zu größerem Komfort für das Publikum. „Breite, bequeme Treppen führen aus einer geräumigen Halle empor zu dem hohen und luftigen Theatersaale, der in seinen Größenmaßen und seiner modernen Ausstattung den Vergleich mit großstädtischen Einrichtungen dieser Art aushält. Bequeme Sitzgelegenheit gibt dem Gast Wohlbehagen und befähigt ihn, auch einer etwa drei Stunden langen Vorstellung (...) bis zum Schluß ohne sonderliche Ermüdung beizuwohnen.“⁷⁰

Im gleichen Jahr, 1922, feierte das Gießener Lichtspielhaus sein zehnjähriges Bestehen. Der Besitzer Adam Henrich und der Betreiber Karl Hof hatten ihr Unternehmen stabilisiert und begannen von dieser Basis aus, eine Erweiterung ihres Geschäftsbetriebs in Gießen. Es gelang ihnen 1923 die Astoria-Lichtspiele auf dem Seltersweg zu erwerben⁷¹ und nur ein Jahr später, im Januar 1924, übernahm die Gießener Lichtbühne GmbH auch die Palast-Lichtspiele im ehemaligen Hotel Einhorn.⁷² Damit hatte Adam Henrich ab Mitte der 20er Jahre alle Kinos in Gießen unter seiner Kontrolle.⁷³

Dies war jedoch nicht der Endpunkt der Entwicklung. Henrich investierte weiter. Nach über 10 Jahren im Betrieb, war im Lichtspielhaus in der Bahnhofstraße vermutlich ein Modernisierungstau eingetreten. Das Haus wurde im Inneren von Grund auf renoviert, umgestaltet und Ende Oktober 1927 neu eröffnet. Der Kartenverkauf war neu organisiert worden und konnte den Einlass zweier getrennter Besucherschlangen bewältigen und so längere Wartezeiten vermeiden.⁷⁴

66 GA 6.3.1923, Ankündigung des „Kosmos-Kino“.

67 Alwin Haberland ist der Betreiber und der Gießener Friedrich Nicolaus, ist der Architekt. (GA 8.3.1922).

68 Adrb. 1920 und 1922. Das Hotel Einhorn wechselte in dieser Zeit den Besitzer. Ein Teil der Räume wurde für Kinozwecke umgebaut und andere Teile an ein Möbellager vermietet (GA 3.7. und 2.8.1922).

69 Im ehemaligen Hotel Einhorn wurden die Kinovorstellungen vermutlich zunächst sporadisch angeboten. Die Palastlichtspiele wurden am 5.9.1924 als angemeldetes Gewerbe eröffnet. Am 25. Dezember 1924 hatte Adam Henrich die Palastlichtspiele übernommen. Stadtarchiv Gießen, Gewerbeaktei. GA 19.8.1922. Eröffnungsanzeiger der Palast-Lichtspiele unter der Leitung von Johann Jochem.

70 GA 21.8.1922.

71 Chronik Henrich, Adam Henrich – Sein Leben.

72 GA 10.1.1924. „Die Palast-Lichtspiele am Lindenplatz sind in den Besitz des Lichtspielhauses Bahnhofstraße übergegangen und werden unter dessen Leitung weitergeführt werden“.

73 Chronik Henrich, Adam Henrich – Chronik Henrich. In der Zeit bis in die Mitte der 20er Jahre hatte Adam Henrich auch das Volkskino in Offenbach (1918) und das Lichtspielhaus in Bad Homburg (ebenfalls 1918) übernommen.

74 Chronik Henrich, Das neue Lichtspielhaus in der Bahnhofstraße.

Nun wurden die Kinobesucher mit vielfarbigen Beleuchtungseffekten empfangen und in den großen Vorführraum gleitet. Dieser überzeugte seinerseits mit bequemen und soliden Sitzmöbeln sowie einer Projektionsfläche von 26 qm. Dahinter befand sich, durch einen Vorhang verborgen, eine Bühne, wodurch der Saal auch für Konzerte und andere Veranstaltungen genutzt werden konnte.⁷⁵ Für gutes Klima sorgte eine Lüftungsmaschine. Insgesamt fanden mehr als 1000 Zuschauer Platz – 600 im Erdgeschoß zuzüglich einiger Logen und 400 Plätzen im Obergeschoß.⁷⁶ Das technische Herzstück bildete der feuersicher ausgebaute, vollständig vom Zuschauerraum abgetrennte Vorführraum. Die in ihm eingebaute Technik, zwei „Mechauprojektoren“, sorgte dafür, dass auch bei längeren Filmen eine pausenfreie Vorführung gelang, wenn Rollenwechsel nötig waren.⁷⁷

Im Laufe der Erweiterung der Gießener Lichtbühne GmbH waren schon 1924 die Palast-Lichtspiele zurückgelassen worden – sie wurden an das „Hessische Wanderkino“ vergeben.⁷⁸ Zur Mitte der dreißiger Jahre bahnte sich eine weitere entscheidende Veränderung der Gießener Kinolandschaft an. Weil nur ständige Modernisierungen die Gewähr boten, mit den Entwicklungen auf dem Gebiet des Films mithalten zu können, trug sich Adam Henrich wohl schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken zu Errichtung eines modernen Kino-Neubaus. Der Neubau wurde auf dem Seltersweg errichtet und kurz vor der Eröffnung fiel die Entscheidung zur Schließung der Astoria-Lichtspiele.⁷⁹ Als am 13. November 1935 der Neubau im Gießener Seltersweg 54 eröffnete, hatten sich die Kinos in Gießen vom Provisorium zum Palast entwickelt. Folgerichtig hieß das neue Kino „Gloria-Palast“.⁸⁰

Sitzplätze für 1200 Personen wurden geschaffen, alles war mit Teppichboden ausgelegt und Beleuchtungseffekte gaben schon beim Betreten der Foyer-Räume den Eindruck von „Weiträumigkeit“. Zeitgenossen haben den Eindruck: „Wohin man blickt, überall gewahrt das Auge ein Bild der Schönheit und des Frohsinns“, und sie nehmen die „wunderbare Übereinstimmung der prächtigen Beleuchtungsanlagen mit der stimmungsvollen Symphonie der Farben“ wahr, „in die auch das Bild des Gestühls, der Läufer, usw. mit einbezogen ist. Das schöne Bild erfährt seine strahlende Gestalt, wenn alle Beleuchtungseffekte eingeschaltet sind, und es offenbart einen sehr stimmungsvollen Reiz, wenn der Saal in künstliches Dämmerlicht versetzt ist, der große Bühnenraum aber durch die indirekte Beleuchtung rund

75 In den Gießener Lichtbild-Theatern bestand üblicherweise die Möglichkeit ein Orchester oder zumindest eine Kapelle auftreten zu lassen, oder in die Filmvorführungen einzubeziehen. Die Stummfilmzeit kannte noch die musikalische Begleitung des ansonsten stummen Films. Die Filmmusik und die in Gießen auftretenden Orchester und Solokünstler sind hier ausgeklammert worden.

76 Chronik Henrich, Adam Henrich – Chronik Henrich.

77 Chronik Henrich, Das neue Lichtspielhaus in der Bahnhofstraße.

78 GA 20.8.1924. Vermutlich sind die Palast-Lichtspiele zu diesem Zeitpunkt verpachtet worden. Spätestens ab Mai 1928 hatte sich die Gießener Lichtbühne GmbH von den Palast-Lichtspielen getrennt (vgl. Chronik Henrich, Adam Henrich – Sein Leben).

79 Chronik Henrich, Adam Henrich – Chronik Henrich.

80 Chronik Henrich, Adam Henrich – Chronik Henrich.

um die Fassade der Bühne im hellsten Licht erstrahlt.“⁸¹ Mit der Errichtung des Gloria-Palasts war ein vorläufiger Höhepunkt in der Entwicklung der Gießener Lichtspielhäuser erreicht. Wenige Jahre vor Beginn des Zweiten Weltkrieges hatte Gießen zwei moderne Kinos, die allen Anforderungen der modernen Filmindustrie entsprachen.

Kino und Gesellschaft

In der Zeit vom Ende des Ersten Weltkrieges bis in die dreißiger Jahre hatte das Kino auch in Gießen seine gesellschaftliche Rolle im Unterhaltungssektor gefunden. Die Lichtspielhäuser besetzten einen Bereich, der nicht mehr ausschließlich den Volksbelustigungen zugeordnet werden konnte. Andererseits war es im Gegensatz zum traditionellen Theaterbetrieb sehr viel mehr in der Lage seinem Publikum kurzfristig technische Neuerungen, bisher Ungesehenes und andere Sensationen zu bieten. So etablierte sich das Kino im allgemeinen Kulturbetrieb als nicht elitäres, niedrigschwelliges Unterhaltungsangebot, das auch von den aufzuwendenden Eintrittspreisen ein breiteres Publikum ansprechen konnte. Und, es war der Besuch eines Lichtspielhauses etwas anderes, wie sich Zeitgenossen erinnern: „Der Unterschied war schon auf der Hand liegend. Sie konnten in jeder, in jeder Art von Klamotte ins Kino gehen. Aber Theater war eine Sache der Vorbereitung. Ja? Kino war eine Spontanangelegenheit. Sie saßen eben noch beim Mittagessen und haben überlegt, wir könnten heut Abend mal ins Kino gehen. Ohne große Vorbereitung“.⁸² Dies sicherte den Lichtspielhäusern einen dauernden Erfolg neben anderen Kultureinrichtungen.

Ursprünglich ein fast ausschließlich städtisches Phänomen, waren Filmvorführungen mittlerweile auch in die ländlichen Regionen vorgedrungen. Nach Mitteilungen der Zentralstelle für die Landesstatistik über die Lichtspielbetriebe in Hessen, bestanden 1929 insgesamt 91 Betriebe landesweit. Für Oberhessen wurden 17 feste Kinos genannt: drei in Gießen, zwei in Butzbach und jeweils ein Lichtspielhaus in Alsfeld, Büdingen, Nidda, Ortenberg, Bad Nauheim, Friedberg, Groß-Karben, Ober-Roßbach, Vilbel, Lauterbach, Schlitz und Schotten.⁸³

Diese Entwicklung und speziell das Vordringen der Filmvorführungen in den ländlichen Raum wurde diskutiert und auf die „üblen Begleiterscheinungen“ dieses Phänomens hingewiesen. Insbesondere kirchliche Stimmen befürchteten einen schlechten Einfluss auf die Moral der Bevölkerung und warnten vor „anstößigen Vorführungen“. Das Problem der Versorgung der Landbevölkerung mit „guten Kinovorführungen“ wurde erkannt und von kirchlicher Seite Beratungsstrukturen eingerichtet, die speziell ländliche Kommunen, Pfarrämtern und Kirchenvorständen im „Kampf gegen üble Kino-Vorführungen und bei Veranstaltungen von guten Kino-Vorführungen, Rat und Auskunft“ erteilen sollten.⁸⁴ Gleichzeitig er-

81 Chronik Henrich, Adam Henrich – Chronik Henrich. Zeittypisch gehörte zur Eröffnung 1935 auch ein geschmücktes Bild Adolf Hitlers.

82 Interview Karl Heinz Geyer, S. 8 (Stadtarchiv Gießen)

83 Mitteilungen der Zentralstelle für die Landesstatistik, August-Heft 1922.

84 GA 10.1.1920 Kino auf dem Lande.

richteten Landwirtschaftliche Genossenschaften mit Ministerialbehörden des Reiches einen „Landeslichtspielausschuß“, dessen dezidierte Aufgaben waren: „Einzelpersonen, Vereine und Behörden auf dem Lande in allen Fragen des Lichtspielwesens zu beraten, einer unwirtschaftlichen Zersplitterung entgegenzuwirken und zu verhindern, daß dem Lande minderwertige Vorführungen geboten werden. Neben dem guten Unterhaltungsfilm soll vor allen Dingen der Lehrfilm zu seinem Recht kommen, um einerseits die Volksbildung auf dem Lande zu fördern, andererseits der Landflucht entgegenzuarbeiten. Irgendwelche parteipolitische Zwecke sind ausgeschlossen, auch hält der Landeslichtspielausschuß sich von jeder erwerbsgeschäftlichen Tätigkeit fern“⁸⁵.

Schon zuvor hatte es, noch vereinzelt zwar, Beispiele gegeben, die das filmische Medium in wissenschaftlichen Zusammenhängen einsetzten und so den Weg bereiteten für die Nutzung von Filmen zu Bildungs- und Ausbildungszwecken.⁸⁶ Im Zuge dieser Diskussion über die Propagierung des „guten Films“ wurde die Indienstnahme des neuen Massenunterhaltungsmediums im Dienste der Volksbildung propagiert. Vor allem technische Lehrfilme, Vorführungen aus den Gebieten der Medizin, der Zoologie und Biologie, landeskundliche Themen aber auch die Aufklärung über Geschlechtskrankheiten schienen geeignete Themen für „den Film als Lehrmeister“ zu sein.⁸⁷

Vor dem Hintergrund dieser Bemühungen veranstaltete in Gießen im Frühjahr 1922 im Saal des ehemaligen Hotel Einhorn das „Wanderkino der Hessischen Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung“ ein Gastspiel, das sich vor allem an Schulen aus Gießen und der Umgebung wandte. Das gezeigte Programm bestand unter anderen aus Szenen aus dem Spreewald, aus der sächsischen Schweiz und aus Norwegen. Die Zuschauer konnten „Quallen beim Fischfang, Strauße in der Farm, Seidenraupen vom Ei bis zur Puppe“ beobachten.⁸⁸ Vermutlich ist es dieser Auftakt gewesen, der im ehemaligen Hotel Einhorn, später Palast-Lichtspiele, ein etwas anderes Kino entstehen ließ. Auch nachdem die Gießener Licht-Bühne GmbH von Adam Henrich dieses Kino erworben hatte,⁸⁹ konnten die Palast-Lichtspiele über einige Zeit ihr eigenständiges Profil erhalten. Vermutlich profitierte es dabei vom Angebot der „Hessischen Filmstelle“, die, in Zusammenarbeit mit der „Lehr- und Kunstfilmgesellschaft Wiesbaden“, Filme über Hessen und seine Landschaften produzierte und in den Verleih brachte.⁹⁰ Daneben unter-

85 GA 14.6.1920.

86 Vgl. GA 18.4.1921, „Vortrag der Hochschulgesellschaft mit Lichtbildern und Kinetogramm“ über „Forschungen an Menschenaffen“; GA 19.4.1921, Bericht dazu, und GA 17.12.1921, Technischer Filmvortrag über Kugellagerfabrikation.

87 GA 16.11.1920; vgl. auch GA 17.12.1921, Technischer Film; GA 11.3.1922, Biologischer Lehrfilm; GA 18.11.1920, Lehrfilm über Geschlechtskrankheiten.

88 GA 1.2.1921.

89 GA 19.8.1922. Vermutlich sollte das neue Kino zunächst „Kosmos-Kino“ genannt werden (GA 6.3.1922), wurde aber im Sommer unter Palast-Lichtspiele eröffnet, unter der Leitung von Johan Jochem. GA 5.6.1923, im Juni 1923 gingen die Palast-Lichtspiele an die Gießener Lichtbühne-GmbH über.

90 GA 28.7.1924. „Insbesondere soll der Blick auf die charakteristischen Schönheiten der Landschaft aber auch auf die leistungsfähigen Produktionsstätten der heimischen Industrie

stützte die „Hessische Bilderbühne“ in Darmstadt lokale Einrichtungen und förderte den „hochwertigen Spiel-, Kultur- und Schulfilm“.⁹¹



Abb. 13: Ein Beispiel für das ‚andere‘ Programm in den Palast-Lichtspielen war der Film „Nanuk“, Gießener Anzeiger 2.4.1924

Im Falle der Gießener Palast-Lichtspiele ging die Unterstützung noch einen Schritt weiter, denn das „Hessische Wanderkino e.V. Darmstadt“ pachtete die Palastlichtspiele und stellte damit für eine gewisse Zeit ein Programm sicher, das sich an den Zielen der Volksbildung orientierte.⁹²

und des Handwerks und vor allem auf die angenehmen Kur- und Erholungsmöglichkeiten in unserem Lande hingelenkt werden“.

⁹¹ GA 15.8.1924.

⁹² GA 15.8.1924. „Unter dem Einfluß dieser neuen Pächter sollen die Palastlichtspiele unter dem Namen ‘Hessische Bilderbühne’ zu einer Kulturstätte von Bedeutung und Ruf und zur Pflege des Spiel- und Kulturfilms gemacht werden. Vgl. dazu: GA 1.9.1924, Bericht über die Eröffnung der „Hessischen Bilderbühne“, ehemalige Palast-Lichtspiele.

War das 1923 eröffnete Astoria in der Henrich'schen Firmenarchitektur das „Haus der Sensationen“ oder im Volksmund „Revolverkino“,⁹³ so entwickelten sich die Palast-Lichtspiele oder später die Hessische Bilderbühne zu einer Art ‚Programmkinos‘. Hier gab es nicht die üblichen Kassenschlager, „kein Kinokitsch, sondern sehr gediegene Arbeit der Filmkunst“.⁹⁴ In der Eröffnungsvorstellung am ersten September wurde als erster Film „Berg des Schicksals“ gezeigt.⁹⁵

In den folgenden Vorstellungen kamen nun Filme mit stark ethnographischer Orientierung zur Aufführung, die der „Volksbelehrung“ verpflichtet waren, oder z. B. ein „Palästina-Film“, der die „jüdische Renaissancebewegung“ und deren Auswirkung auf Palästina darstellte.⁹⁶

Neben den Qualitätsfilmen standen die Palast-Lichtspiele aber auch für Innovation, denn sie erwiesen sich als besonders experimentierfreudig, wenn es um technische Neuerungen im Filmwesen ging. Und vermutlich konnte das Publikum der Palastlichtspiele die ersten Versuche einer Art Tonfilmwiedergabe in Gießen erleben. Als Sensation wurden im Frühjahr 1924 der „sprechende Film“ angekündigt.

„Die bisher stumme Leinwand, über die Personen in gespensterhafter Lautlosigkeit dahinglitten, ist tönend geworden, der Film vermag zu sprechen. Man muß sich darüber klar werden, daß diese Tatsache eine Umwälzung in der ganzen Kinematographie mit sich bringen wird“.⁹⁷

93 Das Astoria wurde am 1. Januar 1923 eröffnet, Geschäftsführerin war zunächst Frau Johanna Harle (Stadtarchiv Gießen, Gewerbekartei). Vermutlich schon im Mai 1924 hatte Adam Henrich das Kino übernommen. Revolverkino war die Bezeichnung für ein Kino mit ständigem Einlass, bei dem sich das Programm wiederholte. Nach Erwerb einer Eintrittskarte konnte man die Vorstellung besuchen und so lange im Kino bleiben, wie man wollte. Vgl. Interview Karl Heinz Geyer, S. 2 bis S. 5 (Stadtarchiv Gießen).

94 GA 10.1.1924, Eröffnung-Palast-Lichtspiele unter Henrich. GA 1.9.1924, Palast-Lichtspiele werden von der Hessischen Bilderbühne gepachtet. Zur Eröffnung gab es programatische Ausführungen, die vom Gießener Anzeiger berichtet wurden: „Die Hessische Bilderbühne hat gestern in den seitherigen Palast-Lichtspielen am Lindenplatz ein neues Filmunternehmen eröffnet. (...) Was diese Bilderbühne will, sagt die Leitung in einem Geleitwort zur gestrigen Eröffnung wie folgt: ‘Die Hessische Bilderbühne dient der Pflege und Würdigung des hochwertigen Spiel- und Kulturfilms. Sie will Filmen von wirklichem und dauerndem Wert innerhalb ihres Wirkungskreises diejenige Verbreitung, Geltung und Anerkennung schaffen, auf die der Film wie jedes gute Buch und jedes Theaterstück Anspruch machen kann. (...) Ein Erfolg kann jedoch nur erzielt werden, wenn unsere Ideen als eine Kulturbewegung aufgefaßt werden, die allen Volkskreisen und Bildungsschichten der Stadt Gießen getragen wird’. Auf die hohe Bedeutung, die ein nach solchen Grundsätzen geleitetes Filmtheater für unser Volk hat, wies Generalintendant Legal vom Hessischen Landestheater in Darmstadt (...) hin.“

95 GA 28.8.1924.

96 GA 4.4.1924, Nanuk; GA 25.4.1924, Palästina-Film.

97 Die ersten Versuche mit ‚sprechenden Lichtbildern‘ fanden bereits im Jahr 1914 als Gastspiel einer Kinetophon-Gesellschaft statt, nach einem von Edison entwickelten Verfahren „mit einer gleichzeitigen Aufnahme von Bild und Ton“. Bereits zu diesem Zeitpunkt machte man sich große Hoffnungen. Der journalistische Zeuge bescheinigte der Vorführung: „bei weiterer Vervollkommnung eine große Zukunft“ (GA 16.4.1914). Vgl. GA 25.4.1924, Der sprechende Film. Das in den Palast-Lichtspielen vorgeführte Verfahren – man gab ‚Papa-

Zur Eröffnung
der
Hessischen Bilderbühne
1 Sindenplatz 1
(vorm. Palast-Lichtspiele)
am Sonntag, dem 31. August 1924
kommt der diesjährige gewaltige Berg- und Sportfilm



Berg des Schicksals

zur Aufführung.
Die musikalische Vertonung liegt in Händen des ehem.
Kapellmeisters vom Hessischen Landestheater
Hofrat Ottenheimer-Darmstadt.
Zur Aufführung
wird der Generalintendant vom Hessischen Landestheater
Legal-Darmstadt sprechen.
Spieldauer: Vom 31. August bis 8. September 1924.
Spielbeginn: Sonntags 3, 5, 7, 9 Uhr
werktags 4, 6, 8 Uhr.
Der Film ist für Jugendliche zugelassen.

Abb. 14: „Berg des Schicksals“, Gießener Anzeiger 28.8.1924

geno und Papagena', eine kleine Oper nach Szenen aus Mozarts Zauberflöte, die nach einer von J. Massole, H. Vogt u. Dr. J. Engel entwickelten technischen Lösung wiedergegeben wurde. Zwar entsprach sie nicht den bis dahin schon aufgeführten Sprech- oder Singfilmen, bei denen die Tonpartien durch anwesende Sprecher oder Sängerinnen und Sänger wiedergegeben wurden, doch hatte dieses Verfahren Vorführung wohl noch einige Unzulänglichkeiten, denn es ist nicht weiterverfolgt worden. Der Gießener Anzeiger berichtete allerdings hymnisch: „Neben der gewaltigen Tatsache, daß es überhaupt gelungen ist, den bislang stummen Film nun sprechen, singen, lachen, musizieren usw. zu lassen, ist hier von besonderer Bedeutung, daß diese Erfindung – im Gegensatz zum Radio, das noch mit den ‚Kinderkrankheiten‘ zu kämpfen hat – in einem bereits stark fortgeschrittenen Grad der Entwicklung vor die Öffentlichkeit gebracht wird.“ GA 28.4.1924.

Der eigentliche Tonfilm kam jedoch erst etwa sechs Jahre später nach Gießen.⁹⁸ Nur wenig später bot die Hessische Bilderbühne in den Palast-Lichtspielen eine weitere Sensation, die sich allerdings ebenfalls nicht allgemein durchsetzte, bis heute nicht. Angekündigt wurde „das größte Wunder der Kinematographie in Gießen“, das „Plastigramm (Der Film der dritten Dimension) mit Filmbildern, die ins Publikum dringen“⁹⁹. Doch auch diesen technologischen Experimenten war Mitte der zwanziger Jahre noch kein Erfolg beschieden.¹⁰⁰

Am Ende der zwanziger Jahre jedoch gab es den entscheidenden Umbruch in der bisherigen Kinogeschichte. Die Bilder hatten am Ende des 19. Jahrhunderts laufen gelernt, nun lernten sie sprechen und zwar synchron zur Bildbewegung. Für Gießen kam die Tonfilmpremiere am 8. April 1930. In der Presse war die Innovation bereits groß angekündigt worden, als sich am Vortrag der Premiere herausstellte, dass die Technik einen Strich durch die Rechnung zu machen drohte. Es gab keinen klaren Ton. Der damalige Gießener Kinodirektor, Otto Geyer, hatte nun ein Problem, welches er mit den Gießener Bordmitteln nicht zu lösen vermochte. Rettung konnte nur ein neuer Verstärker bringen und der musste aus Berlin kommen. Hilfe kam schließlich von der Lufthansa. Ein Linienflug von Berlin wurde zu einer unplanmäßigen Zwischenlandung in Gießen veranlasst und dadurch kam das benötigte Ersatzteil rechtzeitig im Gloria-Palast an. Der geplante Film „Dich hab ich geliebt“ konnte vorgeführt werden und die Blamage wurde vermieden.¹⁰¹

Die Palast-Lichtspiele (Hessische Bilderbühne) hatten über einige Monate¹⁰² ihr besonderes, auf künstlerische Aspekte oder auf Volksbildung ausgerichtetes Programm geboten. Man kann darüber spekulieren, wie erfolgreich diese Programme beim zahlenden Publikum waren. Es ist jedoch erkennbar, dass spätestens seit 1925 die Palast-Lichtspiel-Programmanzeigen im Gießener Anzeiger in die graphische Gestaltung der Henrich'schen Kinos integriert waren.¹⁰³

Adam Henrich kontrollierte somit, vermutlich seit Jahresbeginn 1925, alle drei Gießener Kinos. Insgesamt boten sie Plätze für über 3000 Personen. Damit war Henrich derjenige, der alleine das Filmprogramm in Gießen gestalten konnte, er musste jedoch auch dafür sorgen, dass die Plätze gefüllt waren.

98 Chronik Adam Henrich – Chronik Henrich: Erst 1930 kam der Tonfilm nach Gießen.

99 GA 3.11.1924.

100 Kinotechnische Rundschau, Nr. 907, 1924, S. 25-27, Wie kommen die Plastigrammbilder zustande?

101 Chronik Adam Henrich, Adam Henrich – Sein Leben und das Lichtspielhaus in Gießen.

102 Wann die Palast-Lichtspiele (Hessische Bilderbühne) einen erneuten Schwenk machten, kann mit den vorliegenden Informationen nicht exakt bestimmt werden. Bis zum Jahresende firmierte die Hessische Bilderbühne noch als Betreiberin der Palast-Lichtspiele (vgl. GA 6.11.1924 und öfter), doch seit Beginn des Jahres 1925 wurden die Annoncen der Palast-Lichtspiele unter der allgemeinen Kinoreklame der Henrich-Kinos veröffentlicht (GA 3.1.1925).

103 GA 3.1.1924. Vermutlich Ende August 1929 wurden die Palast-Lichtspiele wieder geschlossen (Stadtarchiv Gießen, Gewerbekartei, Palastlichtspiele).

Kassenschlager, Stars und Reklame

Kinovorstellungen waren in der Mitte der zwanziger Jahre zum festen Bestandteil der Gießener Unterhaltungskultur geworden. Um alle drei Kinos attraktiv zu halten waren jedoch Ideen gefragt. Exotik war anscheinend von Interesse, denn es gab eine ganze Reihe von Filmen, die über ethnographische Themen oder den Reiz des bisher unbekannten, Bilder und Themen aus Übersee, aus ehemaligen deutschen Kolonien und anderen Regionen Afrikas und Asiens an das Gießener Publikum brachten, in der Form von Dokumentationen aber auch in Spielfilmen. Zu diesen Darbietungen gehörten Filme über eine Schiffsreise auf der HAPAG (Hamburg-Amerika-Linie) nach Brasilien und Argentinien, Berichte eines ehemaligen Militärs „Auf afrikanischen Jagdpfaden“, Dokumentationen einer schwedischen Expedition „Wild-Afrika – Unter Wilden und wilden Tieren“.¹⁰⁴

Im Unterhaltungsbereich boten die Gießener Lichtspielhäuser neben den allgemein gezeigten Lustspielen und Filmdramen vermutlich auch alle der damals gängigen Publikumsmagnete, wie z. B. Fritz Langs „Die Nibelungen“, diverse Pat und Patachon Streifen, „Quo vadis“ mit Emil Jannings oder das mehrteilige Filmwerk „Friedricus Rex“.¹⁰⁵ Für die Aufführung dieser Kassenschlager begann speziell das Lichtspielhaus und auch das Gloria damit, Schauspieler, Filmstars aus den Filmen zu speziellen Aufführungen nach Gießen einzuladen.¹⁰⁶ Dies begann in den zwanziger Jahren, erreichte seine intensivste Phase in den dreißiger und später in den fünfziger Jahren, als sich tatsächlich Filmgrößen dem Gießener Kinopublikum zeigten. Gleichzeitig begannen die Gießener Kinos damit, ihre Zeitungsreklame zu intensivieren. Üblicherweise erregten die frühen Filmvorführungen die Aufmerksamkeit des Publikums durch Plakatanschläge und Zeitungsannoncen. Diese Zeitungsinserate waren zunächst graphisch anspruchslos, begannen sich aber ab dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts stärker zu entwickeln. Zunächst erhielten sie eigene logo-artige Elemente, die jedem Kino ein optisches Erkennungsmerkmal zuwiesen.

Noch vor Beginn des Ersten Weltkrieges führte das neue Lichtspielhaus in der Bahnhofstraße eine weitere Neuerung ein. Es verwandte in den Zeitungsanzeigen Abbildungen von Filmstars, zog aber recht bald schon Abbildungen nach, die auch auf die Inhalte bezogen waren.¹⁰⁷

104 GA 5.1.1925, HAPAG-Reise; GA 22.10.1924, „Auf afrikanischen Jagdpfaden“; GA 20.11.1922, „Wild-Afrika – Unter Wilden und wilden Tieren“.

105 GA 13.5.1924 (Pat und Patachon im siebten Himmel), GA 31.5.1924 (Die Nibelungen), GA 14.3.1925 (Quo vadis), GA 30.7.1925 (Fridericus Rex).

106 GA 6.6.1924. Es ist bereits eine zeitlich früher gelegene Ausnahme erkennbar. Für den Film „Es werde Licht“ hatten die Kinobetreiber des Lichtspielhauses bereits 1917 den Hauptdarsteller Bernd Aldor für einen Vortrag in Gießen verpflichtet (vgl. GA 2.3.1917 u. 25.3.1917).

107 GA 17.11.1913 Asta Nielsen für den Film „Die Suffragette“. Dabei wurden identische Abbildungen auch für unterschiedliche Filme verwendet. Die ersten inhaltsbezogenen Bilder erschienen vermutlich für den Film „Hoch klingt das Lied vom U-Boot-Mann!“ GA 17.9.1917.

Der verbesserte Kinematograph
Vitagraph von Clement & Gilmer, Paris
Die lebenden Photographien
kommen
am Montag den 22. Febr. in Paris zum Versandt.
1793 Die Direction.

Abb. 15: Kinematograph, Gießener Anzeiger 24.2. 1897.

Gleichzeitig entwickelte sich die Außenreklame der Gießener Kinos zu einem eigenständigen Faktor. Seit Otto Geyer, der im Bad Homburger Kino als Techniker bei Adam Henrich angefangen hatte,¹⁰⁸ Geschäftsführer der Gießener Kinos war, legte er besonderen Wert auf eine auffallende Außen-Reklame. Dazu ließ er die Fassaden zum Film thematisch passend gestalten, schickte auch mobile Werbeträger durch die Stadt oder bewog Kaufhäuser dazu, in ihren Schaufenstern Kinoreklame aufzunehmen.¹⁰⁹



Abb. 16 a: Logo-artige Elemente. Biograph-Lichtspiele, Gießener Anzeiger 1912, 10.12.

¹⁰⁸ Chronik Henrich, Das Gießener Lichtspielhaus.

¹⁰⁹ Album Geyer 2, 3 und 6.



*Abb. 16 b: Bakof's-Kammer-Lichtspiele,
Gießener Anzeiger 1912, 10.12.*

Die Gießener Kinos im Zweiten Weltkrieg

War das Kino in der Provinzialhauptstadt Gießen zur Zeit des Ersten Weltkrieges noch eher eine Sensation, hatte es sich bis in die Mitte der dreißiger Jahre und bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs in Gießen bereits fest eingespielt und bot eine große Bandbreite aus dem Internationalen Filmprogramm. Schon während des Ersten Weltkrieges hatten die Gießener Kinos propagandistische Aufgaben übernommen, indem sie durch Ihr Programm affirmativ auf die Gießener Bevölkerung einwirkten und den Durchhaltewillen zu stärken suchten. Dies wiederholte sich während der nationalsozialistischen Herrschaft und in der Zeit des zweiten Weltkrieges wurden auch die Gießener Kinos zu Bestandteilen der nationalsozialistischen Indoktrinationsmaschine. In der Chronik für Adam Henrich liest sich dies so: „Die Jahre friedlichen Wirkens (...) gingen jedoch bald zu Ende. Mit dem Kriegsausbruch im September 1939 machten sich mancherlei Erschwernisse bei der Leitung des Unternehmens bemerkbar“.¹¹⁰ Erneut wurde die Gestaltung des Filmprogramms in den Dienst des Krieges genommen und nun den Nationalsozialistischen Politikzielen untergeordnet. Nationalsozialistische Propaganda drückte dem Programm ihren Stempel auf und neben den reinen Unterhaltungsfilmen nahmen Filme wie „Olympia“, „Pour le Mérite“, „Die Reiter von Deutsch-Ostafrika“ oder „Friedericus“, um nur einige zu nennen, großen Raum im Programm ein.¹¹¹

Die Vorstellungen zur Aufrechterhaltung der Moral in der Bevölkerung wurden auch dann noch beibehalten, als sich die Kriegslage verschlechterte und Gießen den Bombenangriffen der Kriegsalliierten ausgesetzt war. Die Show ging weiter fast bis zum Schluss. Am 22. Februar 1944 verfügte der Gießener Oberbür-

¹¹⁰ Chronik Henrich, Abschnitt „Luxor“ CinemaScope-Theater in Gießen. Der Gießener Geschäftsführer, Otto Geyer, wurde wie vielen andere auch eingezogen.

¹¹¹ Album Geyer Album 3 (Pour le Mérite), Album 5, (Die Reiter von Deutsch-Ostafrika, Friedericus, Olympia).

germeister: „Vorstellungen für die deutsche Zivilbevölkerung finden bis auf weiteres nicht mehr statt“.¹¹² Und aus der Sicht der Kinobetreiber begann die „schwerste Zeit für“ die Gießener Kinos „nach dem Zusammenbruch 1945“¹¹³, als die Gießener Kinos von den Amerikanern beschlagnahmt wurden „und auf eine Reihe von Jahren seinem Besitzer völlig entzogen“ waren.¹¹⁴

Ausblick in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg

Gloria und Lichtspielhaus waren von den großen Kriegszerstörungen in Gießen nicht betroffen und hätten ihren Betrieb bald wieder aufnehmen können. Nach Kriegsende gab es eine kurze, fast anarchisch zu nennende, Phase, als sich bei Kino-Veranstaltungen anscheinend chaotische Szenen abspielten, weil der Andrang sehr groß war, weswegen der eingesetzte Oberbürgermeister, Dr. Dönges, dieses Thema beim Verbindungsoffizier der amerikanischen Truppen vorbrachte: „Die deutschen Lichtspiele sind für die Bevölkerung kaum zu benutzen, da Polen, Russen und Amerikaner sich mehr oder weniger gewalttätig Einlass verschaffen“. Zwar sei durch einen Befehl der 7. Armee festgelegt, „dass das deutsche Kino nicht von Amerikanern besucht werden darf, doch kümmert sich niemand darum. Es wäre wichtig, festzustellen, ob die Polen in amerikanischer Uniform (...) unter das Verbot fallen“.¹¹⁵ Die Stadt sprach die Empfehlung aus, deutsche und ausländische Besucher grundsätzlich zu trennen.¹¹⁶

Das Problem wurde durch die Amerikaner gelöst und in der Folge bedeutete dies: einige Jahre lang war die Gießener Bevölkerung weitgehend vom Besuch der Kinos ausgeschlossen. Durch Beschlagnahmen der Militärregierung fanden im Lichtspielhaus Filmvorstellungen in dieser Zeit fast ausschließlich für Angehörige der Amerikanischen Besatzungstruppen statt. Allmählich traten jedoch Lockerungen ein, „die zu gewissen Stunden auch den Deutschen den Besuch der Filmvorführungen“ ermöglichte. Doch erst seit 1954 standen die Kinos für eine allgemeine Nutzung wieder zur Verfügung.¹¹⁷

Inzwischen waren jedoch neue, moderne Kinogebäude errichtet worden. 1951 eröffnete am Ludwigsplatz das Roxy. Und als erstes „CinemaScope-Kino“ wurde 1955 das Luxor in der Walltorstraße eröffnet. Beides waren vollständige Neubauten, mit modernster Technik, die den Eindruck luxuriöser Kinopaläste erweckten.¹¹⁸

Das neu-erbaute Luxor in der Walltorstraße bot seinen Besuchern allen Komfort und eine fast luxuriöse Umgebung. Dekorative Anklänge an Alt-Ägypten wurden durch ein künstlerisch gestaltetes Wandrelief hervorgerufen. An technischen Neuerungen bot das Luxor erstmals Filme im Breitwandformat (Cinema-Scope). 1958 eröffnete schließlich das Heli in der Frankfurter Straße. Zusammen mit der

112 Stadtarchiv Gießen, N 309.

113 Album Geyer, „Luxor“ CinemaScope-Theater in Gießen.

114 Album Geyer, „Luxor“ CinemaScope-Theater in Gießen.

115 Stadtarchiv Gießen, N 309.

116 Stadtarchiv Gießen, N 309.

117 Album Geyer, „Luxor“ CinemaScope-Theater in Gießen.

118 Album Geyer, „Luxor“ CinemaScope-Theater in Gießen.

„Lichtspielbühne“ in Wieseck gab es zu diesem Zeitpunkt insgesamt sechs Kinos in Gießen.¹¹⁹ Dies stellte am Ende der fünfziger Jahre zugleich den Endpunkt der Expansionsphase der Gießener Kinos dar. Danach schloss sich eine Konzentrationsphase an, in deren Verlauf Luxor, Heli und Roxy geschlossen wurden. Dem kundigen Betrachter geben die noch existierenden Gebäude noch Eindrücke von den ehemaligen Kinos.

Mittlerweile (Anfang 2021) hat sich dies weiter geändert. Von den damaligen Kinos war nur noch das ehemalige Lichtspielhaus (heute Kino-Center) in der Bahnhofstraße erhalten. Das Gloria im Seltersweg, das Heli in der Frankfurter Straße, das Roxy in der Grünberger Straße und das Luxor in der Walltorstraße sind als Kinos verschwunden. Sie haben eine andere Nutzung erhalten. Nun, zu Beginn des Jahres 2021 wurde in der Gießener Presse gemeldet, dass auch die Tage des Kinocenters gezählt sind. Das Gebäude wird abgerissen und wird durch eine Wohn- und Geschäftsbebauung ersetzt. „Mit dem Kinocenter verschwindet auch ein Stück Geschichte aus dem Stadtbild. Denn der Standort in der Bahnhofstraße (...), war Keimzelle seines Gießener Kino-Imperiums“.¹²⁰ Somit sind die Fotoalben im Stadtarchiv aus dem Besitz Hans Jürgen Geyers die einzigen Unterlagen, die über die Gießener Kinogeschichte seit den zwanziger Jahren Auskunft geben können.

119 Adrb. 1959/60, Gewerbeverzeichnis, S. 21.

120 GA 02.02.2021. Kinocenter Gießen weicht Wohnungen, Stephan Scholz.

Die Abrahams – eine jüdische Familie aus Gießen

HEIDRUN HELWIG

Das aufwühlende Schicksal der Familie Abraham war in Gießen beinahe gänzlich unbekannt. Wenngleich zumindest die Lebensdaten der Eltern Süßmann und Fanny Abraham, ihrer zwei Töchter Paula und Meta, der drei Söhne Adolf, Karl und Siegfried sowie deren Ehepartner seit 2012 in dem grundlegenden Mammutwerk „Juden in Gießen 1788-1942“ von Hanno Müller nachgeschlagen werden können.¹ Zudem finden sich dort einzelne Eckpunkte zu Verfolgung und Flucht in den Jahren der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft. Vor allem zur Deportation und Ermordung der Mutter, des ältesten Sohnes Adolf und seiner Familie.² An sie erinnern seit dem 15. November 2017 vier Stolpersteine vor ihrem einstigen Zuhause in der Neustadt 31 (ehemals Neustadt 61).³ Von London aus hatte Hildegard Abraham, die mit Henry, dem – inzwischen verstorbenen – Sohn des jüngsten Nachkommen Siegfried verheiratet war, Kontakt nach Gießen aufgenommen. Denn es war ihr ausdrücklicher Wunsch, dass die ermordeten Familienmitglieder in ihrer Heimatstadt nicht vergessen werden. „Für mich bedeutet es eine Art Zur-Ruhe-Betten der Angehörigen, die kein Grab und keinen Grabstein haben, deren Leben von frevelhafter Hand ein brutales Ende gesetzt wurde“, heißt es in ihrem Dankeschreiben, aus dem Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz beim Neujahrsempfang der Stadt Gießen am 14. Januar 2018 zitiert hat.⁴

Dem Kennenlernen an diesem bewegenden Herbsttag bei der Verlegung der Gedenksteine folgte noch während des zweitägigen Aufenthalts an der Lahn ein erstes längeres Interview, das in einen ganzseitigen Zeitungsartikel mündete.⁵ Der Austausch von E-Mails sowie ein Besuch in London zu ausführlichen Gesprächen und dem gemeinsamen Sichten des liebevoll zusammengetragenen Privatarchivs schlossen sich an.⁶ Dabei entstand alsbald die Idee, die dramatische Geschichte der Abrahams eingehender zu recherchieren. Zumal sich erste Anfragen in verschiedenen Archiven schnell als vielversprechend erwiesen. Gleich zwei umfassende Videointerviews der verstorbenen Ehefrau und des Sohnes von Siegfried Abraham

1 Müller, Hanno, Juden in Gießen 1788-1942, Gießen 2012.

2 Ebd., S. 18 f.

3 Heidrun Helwig, Als Kriegsinvalide in Hadamar ermordet, in: Gießener Anzeiger, 16. November 2017, S. 16; Ganz, Katharina, Erinnerung und Mahnmal, in: Gießener Allgemeine Zeitung, 16. November 2017, S. 21.

4 Helwig, Heidrun, „Austauschjuden“ mit Pass aus Haiti, in: Gießener Anzeiger, 27. Januar 2018, S. 36.

5 Ebd.

6 Ich danke Hildegard Abraham für ihr Vertrauen, ihre Bereitschaft, die Geschichte der Abrahams mit mir zu teilen, und die Geduld, mit der sie trotz der schweren Bedingungen alle meine Fragen stets umgehend und liebenswürdig beantwortet hat.

mit dem „USC Shoah Foundation Institute“⁷ sowie der Gedenkstätte Bergen-Belsen sind abrufbar.⁸



Abb. 1: Liebevolltes Gedenken: Vor dem einstigen Wohn- und Geschäftshaus in der Gießener Neustadt erinnern Stolpersteine an Adolf Abraham, seine Frau Clementine, den Sohn Siegfried sowie seine Mutter Fanny. Foto: Lemper

Ferner existiert ein transkribiertes Telefongespräch, das der amerikanische Autor Michael Hirsh für die Recherchen zu seinem Buch „The Liberators“ mit Karl Abrahams Sohn geführt hat.⁹ Hinzu kommen verschiedene Entschädigungsakten im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden sowie im Staatsarchiv Hamburg.¹⁰ Obendrein konnten kurz vor Drucklegung unerwartet die verschollen geglaubte

7 Abraham, Gerda, Interview, 35013. Visual History Archive. USC Shoah Foundation Institute. 1997. Internet: <http://vha.usc.edu.ezproxy.uni-giessen.de/>, übersetzt aus dem Englischen.

8 Archiv der Gedenkstätte Bergen-Belsen (AGBB), BV 021 Interview Henry Abraham, 20. Oktober 2002.

9 „Fred Abraham oral history interview by Michael Hirsh, April 12, 2008“, Holocaust & Genocide Studies Center, Oral Histories. University of South Florida, Paper 25. http://scholarcouf.edu/hgstud_oh/25, übersetzt aus dem Englischen. Der Sohn hieß ebenfalls Siegfried, hat sich in den USA allerdings Fred genannt.

10 Die Entschädigungsakten der Familien von Karl und Meta Abraham im Bestand 518 des Hessischen Hauptstaatsarchivs Wiesbaden (HHStAWI) konnten alle gesichtet werden. Ein Besuch im Staatsarchiv Hamburg, wo Entschädigungsakten sowie Firmenunterlagen von Siegfried Abraham aufbewahrt werden, steht noch aus.

Krankenakte von Adolf Abraham sowie weitere Dokumente im Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen wieder entdeckt werden.¹¹

Diese erste breit angelegte Spurensuche unterstreicht nachdrücklich, wie erbarungslos das Familienleben der Abrahams im „Dritten Reich“ zerstört sowie die engen Verbindungen zwischen den Geschwistern durch die verhängnisvollen Geschehnisse auf ihren unterschiedlichen Lebenswegen zerrissen wurden. Im Folgenden soll diesen in fünf Kapiteln nachgespürt werden. Zunächst gilt der Blick den Eltern und der Geburt ihrer Kinder. Anschließend rücken die einzelnen Geschwister mit ihrer Geschichte in den Fokus.

1. Schicksalsschläge vor dem Umzug nach Gießen

Die Anfänge liegen rund 30 Kilometer entfernt von Gießen: in Ehringshausen und Katzenfurt, zwei Ortschaften im unteren Dilltal zwischen Wetzlar und Herborn.¹² Dort hatten sich im 18. Jahrhundert kleine israelitische Gemeinden gegründet. Ihren bescheidenen Lebensunterhalt bestritten die Familien als Viehhändler, Metzger sowie mit dem An- und Verkauf von Getreide.¹³ In Katzenfurt betrieb auch der 1857 geborene Kaufmann Süßmann Abraham ein Viehgeschäft. Am 1. Mai 1885 heiratete er die fünf Jahre jüngere Frummet Ochs aus Herleshausen in Osthessen, die selbst in offiziellen Dokumenten stets Fanny genannt wurde.¹⁴ Über ihre erste Begegnung, den gemeinsamen Alltag und ihre wirtschaftlichen Verhältnisse sind keine Einzelheiten überliefert. Aus den Geburtsregistern ergibt sich indes, dass im April 1886 Tochter Paula in Katzenfurt geboren wurde.¹⁵ Bereits 18 Monate später folgte die kleine Meta, in deren Geburtsurkunde nun allerdings die elterliche Wohnung in Ehringshausen verzeichnet ist.¹⁶ Die Familie muss demnach zwischen beiden Ereignissen umgezogen sein. Im März 1889 kam dort der erste Sohn Adolf zur Welt, zwei Jahre danach vergrößerte Karl die Familie. Und 1899 wurde mit Siegfried ihr jüngster Sprössling geboren.¹⁷ Mit der Kinderschar hatte Fanny Abraham sicherlich ausreichend zu tun, während ihr Ehemann sein

11 Hildegard Abraham hatte 2016 Kontakt mit dem Landeswohlfahrtsverbandes (LWV) Hessen aufgenommen und Informationen zu Adolf Abraham erbeten. Dabei wurde ihr in einem Schreiben vom 15. April 2016, das im Privatarchiv der Familie aufbewahrt wird, mitgeteilt: „Leider ist keine Krankenakte erhalten.“ Eine erneute Anfrage der Verfasserin im Archiv des LWV in Kassel hat am 24. November 2020 ergeben, dass die Patientenakte sowie eine „Büroakte“ zu Adolf Abraham doch im Bestand 11 (Gießen) überdauert haben. Weitere Unterlagen lagern demnach im Bestand 18 (Philippsthal) sowie im Bestand 14 (Hepenheim). Diese Akten konnten vor Drucklegung nicht mehr ausgewertet werden.

12 Seit der Gebietsreform des Dillkreises, die am 1. Januar 1977 in Kraft trat, gehört die Ortschaft Katzenfurt zur Großgemeinde Ehringshausen.

13 Arnsberg, Paul, Die jüdischen Gemeinden in Hessen. Anfang, Untergang, Neubeginn, Frankfurt 1971, Band 1, S. 150 f.

14 Müller, Juden in Gießen (wie FN 1), S. 18.

15 Staatsarchiv Marburg (StAMR), Bestand 911, Nr. 199, Standesamt Aßlar (bis 1911 mit Ehringshausen), Geburtsnebenregister 1886, S. 109.

16 StAMR, Bestand 911 Nr. 200, Standesamt Aßlar (bis 1911 mit Ehringshausen), Geburtsnebenregister 1887, S. 237.

17 Müller, Juden in Gießen (wie FN 1), S. 19.

Geschäft nur wenig entfernt unterhielt. Zudem dürfte er auf den traditionellen Viehmärkten unterwegs gewesen sein, bei denen Nutz- und Zuchttiere präsentiert wurden. Womöglich hat Süßmann Abraham dabei irgendwann seinen Kollegen Löb Levi sowie dessen Sohn Siegmund aus Limburg kennengelernt. Und vielleicht vereinbarten sie alsbald sogar gegenseitige Besuche. Denn fest steht, dass sich der 33-jährige Siegmund Levi im Oktober 1906 in Ehringshausen mit Paula Abraham vermählt hat.¹⁸ Das Glück der Eheleute währte jedoch nicht lange. Denn nur zwölf Monate später starb die junge Frau des Viehhändlers im Alter von 21 Jahren; sie wurde auf dem jüdischen Friedhof in Limburg beerdigt.¹⁹

Das Zusammenleben ihrer Eltern wurde ebenfalls nach einigen Jahre allzu jäh beendet. „Der Vater war 1911 bei einem schrecklichen Fahrradunfall tödlich verunglückt“, ergänzt Hildegard Abraham die bekannten Fakten.²⁰

Vermutlich führte die Witwe das Geschäft zunächst allein weiter und konnte dabei wohl auf die Unterstützung der beiden älteren Söhne zählen, die wie der Vater den Beruf des Kaufmanns ergriffen hatten. Tochter Meta hatte bereits im August 1910 den Viehhändler Max Löwenberg aus Reiskirchen geheiratet, der sein Gewerbe in Gießen unterhielt.²¹ Wie nah Freude und Unglück bisweilen beieinander liegen, zeigte sich vier Tage nach dem Tod von Süßmann Abraham²² mit der Geburt seiner Enkelin Brigitte am 1. August 1911²³.

Nachdem der zweitälteste Sohn Karl ebenfalls in die deutlich größere Lahnstadt gezogen war, verließ auch Fanny Abraham – gemeinsam mit dem 13-jährigen Siegfried – die Heimat und ließ sich Ende März 1913 in Gießen nieder. In der Neustadt 79 hatte die 51-Jährige ab dem 1. April 1913 wiederum eine Viehhandlung angemeldet, die sie aber nur bis zum 1. August des Folgejahres führte.²⁴ Damit endete ihr Geschäftsalltag an dem Tag, an dem das Deutsche Reich Russland den Krieg erklärte. Und wie für die meisten jüdischen und nichtjüdischen Familien sollte der Erste Weltkrieg auch für die Abrahams nachhaltige Veränderungen bringen.

2. Von Gießen aus in den Tod

Mit markigen Worten schwor Wilhelm II. am Beginn des kriegerischen Wütens seine Untertanen auf den patriotischen Kampf ums Vaterland ein. „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche“, verkündete der Kaiser am 4.

18 StAMR, Bestand 911, Nr. 246, Standesamt Aßlar (bis 1911 mit Ehringshausen), Heiratsnebenregister 1906, S. 93.

19 www.cjz-limburg.de/Judische_Friedhofe/Limburg__neuer_Teil/limburg_-_neuer_teil.html. (Abgerufen am 28. November 2020).

20 Helwig, „Austauschjuden“ (wie FN 4), S. 36.

21 StAMR, Bestand 911, Nr. 250, Standesamt Aßlar (bis 1911 mit Ehringshausen), Heiratsnebenregister 1910, S. 99.

22 StAMR, Bestand 911, Nr. 2968, Standesamt Aßlar (bis 1911 mit Ehringshausen), Sterbenebenregister 1911, Nr. 48.

23 Müller, Juden in Gießen (wie FN 1), S. 388.

24 Ebd., S. 18.

August 1914 bei der Eröffnung des Reichstages.²⁵ Damit löste er nicht nur einen klassenübergreifenden Begeisterungstaukel aus, sondern weckte zugleich bei den deutschen Juden „die Hoffnung, dass tatsächlich eine neue Zeit angebrochen sei. Indem man sich freiwillig zum Kriegsdienst meldete oder auch Kriegsanleihen zeichnete, erhoffte man sich, dass die in der Bevölkerung noch vorhandenen anti-jüdischen Vorbehalte endgültig verschwinden würden“.²⁶ Millionenfach wurde dieses Versprechen in Zeitungsmeldungen, auf Plakaten sowie Postkarten im ganzen Land verbreitet. Und so herrschten auch bei den Gießener Juden offenbar sofort helle Euphorie und rauschhafte Zustimmung. „Faktisch meldeten sich alle Kriegstauglichen zum Militär“, konstatiert Josef Stern, der langjährige Vorsitzende des „Vereins ehemaliger jüdischer Bürger in Gießen und Umgebung“.²⁷ Wenn- gleich Namenslisten oder Aufzeichnungen der Gießener Ortsgruppe des „Reichs- bunds Jüdischer Frontsoldaten“ fehlen. Allerdings lässt sich nachweisen, dass zahl- reiche Väter und Söhne der kleinen Universitätsstadt zu den jüdischen Gefallenen des Großen Krieges zählten.²⁸ Aber: „Äußerst schwierig und praktisch nicht nach- vollziehbar ist eine präzise, wahrheitsgetreue Aufstellung der Gießener Juden, die im Ersten Weltkrieg verwundet wurden.“²⁹

Ein in der Stadt indes „wohlbekannter und offensichtlicher Fall war der des Seilerwarenhändlers Adolf Abraham“. Der älteste Sohn von Fanny Abraham war für seine Heimat auf die Schlachtfelder gezogen und hatte im Kampf eine so massive Kopfverletzung abbekommen, dass er als 100 Prozent Schwerkriegs- beschädigter aus dem Heeresdienst entlassen wurde und eine Rente in Höhe von 47,60 Mark monatlich bezog.³⁰ „Der Staat stellte ihm einen ständigen Begleiter, ohne den er sich nie wieder alleine fortbewegen konnte, noch durfte, und der ihm im Notfall auch die erforderlichen Rettungsdienste leisten konnte – Herr Abraham litt als Folge seiner Verwundung an symptomatischer Epilepsie.“³¹

Ob der selbstständige Kaufmann sich von Ehringshausen oder von Gießen aus zum Militär meldete, ist (noch) nicht bekannt. Ebenfalls konnte noch nicht geklärt werden, wie stark die pathologischen Veränderungen des Gehirns Adolf Abraham bei der Ausübung seiner Geschäfte in der Neustadt 61 eingeschränkt haben.³²

Keine Zweifel bestehen jedoch daran, dass es für ihn zunächst auch glückliche Momente gab. Im Mai 1920 verlobte er sich mit Clementine Meyer, die von allen

25 Zitiert nach: Röhl, John C.G., Wilhelm II., in: Hirschfeld, Gerhard, Krumeich, Gerd, Renz, Irina (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, 2. Auflage, Paderborn 2014, S. 970.

26 Schoeps, Julius H., Kriegsbegeisterung und Ernüchterung. Über das Selbstverständnis und die Befindlichkeiten deutscher Juden im Ersten Weltkrieg und danach, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte (ZRGG) 66,1 (2014), S. 76.

27 Stern, Josef, Gießener Juden in Militär, Kampf und Widerstand, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins (MOHG), NF 77 (1992), S. 582.

28 Ebd., S. 584 ff.

29 Ebd., S. 586.

30 Müller, Juden in Gießen (wie FN 1), S. 18.

31 Stern, Gießener Juden in Militär (wie FN 27), S. 586.

32 Details dazu könnten sich aus der Auswertung der Krankenakte im Archiv des LWV ergeben (vgl. FN 11).

„Clemmy“ genannt wurde. Drei Monate später haben beide geheiratet.³³ Die Braut stammte aus Wieseck, dort lebten der Handelsmann Joseph Meyer II. und seine Frau Karoline mit ihren sieben Kindern in der Gießener Straße 15. Clementine kam im August 1884 bei einer Drillingsgeburt zur Welt, ihre Schwester Kathinka starb bereits nach sieben Monaten.³⁴ Die zweite Schwester Paula hatte sich im Januar 1920 mit dem Metzger Arthur Schönfeld in Kesselbach vermählt.³⁵

Die Beziehungen der Familien untereinander scheinen gut gewesen zu sein, immerhin fungierten Max Löwenberg, der Ehemann von Adolfs Schwester Meta, sowie Clementines Vater am 18. August 1920 als Trauzeugen. Ferner lebte Fanny Abraham viele Jahre in der Neustadt gemeinsam mit den jungen Eheleuten, die sich am 26. September 1921 über die Geburt ihres einzigen Sohnes Siegbert freuen konnten. Ansonsten sind die Überlieferungen aus jenen Jahren eher spärlich, finden sich fast nur noch Eintragungen in der von der Meldebehörde geführten „Polizeikartei“, der zur steuerlichen Veranlagung der Einwohner dienenden „Personenstandskartei“ oder dem „Gewerberegister“. Daraus lässt sich ableiten, dass Fanny Abraham 1933 in die Steinstraße 15 zur Familie ihrer Tochter Meta gezogen ist.³⁶

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatte ein beschleunigtes Wachstum der jüdischen Gemeinde in Gießen auf rund 400 Personen eingesetzt, das den Bau der Synagoge in der Zotzelsgasse zwischen Dammstraße und Wetzsteinstraße – samt Gemeindehaus und wohl auch Mikwe – erforderlich gemacht hatte.³⁷ Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts waren diese Räume zu eng geworden, und 1869 wurde eine neue Synagoge an der Südanlage eingeweiht. Es entfaltete sich ein reges Miteinander, ein Männer- und Frauen-Krankenverein war schon 1825 gegründet worden, nun rückte vor allem die Ausbildung der Kinder in den Mittelpunkt. Angesichts des weiteren Anstiegs der jüdischen Einwohner auf 720 im Jahr 1890 sowie 913 nur 15 Jahre später intensivierte sich die Gründung von Vereinen, die soziale und kulturelle Aufgaben übernahmen.³⁸ „Alle diese Entwicklungen waren begleitet von einer zunehmenden Assimilation und Integration der Juden in die bürgerliche deutsche Gesellschaft.“³⁹ Während sich in der liberalen Gemeinde immer stärker Reformideen durchsetzten, kam es Ende des 19. Jahrhunderts zur Spaltung: Es bildete sich eine kleinere orthodoxe Gemeinde, die als eingetragener Verein genehmigt wurde. Darin „schlossen sich diejenigen zusammen, die insbesondere an den traditionellen Gottesdienstformen festhielten; gestärkt wurden diese Kräfte durch

33 Müller, Juden in Gießen (wie FN 1), S. 18.

34 Ebd., S. 744. Das Ehepaar Meyer hatte insgesamt elf Kinder, von denen vier früh verstarben.

35 Ebd., S. 746.

36 Ebd., S. 18 f.

37 Die Ausführungen zur Geschichte der Juden beziehen sich auf Steil, Dieter, Zur Geschichte der Juden, in: 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997, hrsg. im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Gießen von Ludwig Brake und Heinrich Brinkmann, Gießen 1997, S. 381-409.

38 Ebd., S. 399.

39 Ebd.

Zuwanderer aus dem osteuropäischen Judentum“.⁴⁰ Dort entwickelte sich wiederum schnell ein reges Gemeindeleben und im Jahr 1900 konnte die „Israelitische Religionsgesellschaft“ eine eigene Synagoge in der Steinstraße 8 einweihen. Das jüdische Leben in der Stadt erstarkte weiter, die Zahl der Mitglieder beider Glaubensvereinigungen erreichte Mitte der 1920er Jahre mit insgesamt rund 1100 schließlich ihren Höchststand.⁴¹ Das Verzeichnis der steuerpflichtigen Personen weist aus, dass Fanny Abraham sowie ihr Sohn Adolf mit seiner Familie der liberalen „Israelitischen Religionsgemeinde“ angehörten.⁴² Ihr Schwiegersohn Max Löwenberg hatte sich demnach mit ihrer Tochter Meta der orthodoxen „Israelitischen Religionsgesellschaft“ angeschlossen.⁴³

Unterdessen war die Euphorie der jüdischen Frontkämpfer für Kaiser und Vaterland rasch verflogen. „Sie machten die Erfahrung, dass die nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft, gleichgültig wie sie sich verhielten, ihnen weiterhin mit einer gehörigen Portion Misstrauen begegnete.“⁴⁴ Und dieses Misstrauen verstärkte sich mit dem Ausbleiben des schnellen glorreichen Sieges. Schon bald verbreiteten sich Gerüchte, die Juden würden ihren patriotischen Pflichten nicht nachkommen, würden sich mit scheinheiligen Vorwänden vor dem Waffengang „drücken“. Im Oktober 1916 gab das Kriegsministerium einen Erlass heraus, wonach alle militärischen Dienststellen eine sogenannte „Judenstatistik“ anlegen sollten, um die Zahl der zu den Waffen geeilten Juden zu überprüfen. Dies wurde von den Betroffenen als „Diskriminierungsmaßnahme sondergleichen“ empfunden.⁴⁵ „Als vollwertige deutsche Staatsbürger akzeptiert zu werden, erwies sich zunehmend als trügerische Illusion und schien unter den gegebenen Umständen nicht realisierbar zu sein.“⁴⁶ Auch in Gießen erfuhren die deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens nach Ende des Krieges eine vermehrte Ausgrenzung; wegen der nationalen und antisemitischen Einstellung von zahllosen Vereinen und Verbänden durften sie dort nicht Mitglied werden. Dies provozierte die eigene Gründung verschiedener jüdischer, insbesondere auch zionistischer Gruppierungen. Dennoch: „Trotz mancher antisemitischer Vorfälle erlebten Juden im Alltag viel freundliches Mit- und Nebeneinander.“⁴⁷ Das aber sollte sich mit der Machtübernahme durch Adolf Hitler schlagartig ändern. Die Situation überall im Deutschen Reich wurde immer bedrohlicher, das spürten auch die Abrahams deutlich. Deshalb war Emigration offenkundig schon früh ein Gesprächsthema unter den Geschwistern. Zumal

40 Ebd., S. 397.

41 Ebd., S. 401.

42 „Verzeichnis der zur Israelitischen Religionsgemeinde steuerpflichtigen Personen (Stand Januar 1932)“, in: Knauß, Erwin, Die jüdische Bevölkerung Gießens 1933-1945, eine Dokumentation, 3. Auflage, Wiesbaden 1982 (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen; 3), S. 160.

43 „Verzeichnis der Mitglieder der Israelitischen Religionsgesellschaft Gießen (Stand vom 13. März 1935)“, in: Ebd., S. 165.

44 Schoeps, Kriegsbegeisterung (wie FN 26), S. 80.

45 Ebd., S. 84.

46 Ebd., S. 87.

47 Steil, Zur Geschichte der Juden (wie FN 25), S. 401.

Siegfried Abraham und seine Familie bereits 1935 in die Niederlande geflüchtet waren.⁴⁸ Brigitte Steinreich, die Tochter von Meta und Max Löwenberg, entschloss sich, mit ihrem Ehemann Dr. Max Steinreich 1937 nach Brasilien zu emigrieren.⁴⁹ Ihre Eltern sollten ihnen zwei Jahre später folgen. Und da Karl Abraham plante, mit Frau und Kind in die USA auszuwandern, hat sich der jüngste Bruder am 25. August 1938 in Amsterdam schriftlich verpflichtet, die finanzielle Unterstützung zu gewährleisten, bis Karl wirtschaftlich auf eigenen Beinen steht.⁵⁰ „Für den ältesten Bruder und seine Familie hätte er das auch gern getan“, schildert Hildegard Abraham. Aber die Kopfverletzungen von Adolf waren so schwerwiegend, „dass die Amerikaner ihm keine Einreiseerlaubnis gegeben haben“.⁵¹ Damit war nicht nur das Schicksal des Gießener Kaufmanns besiegelt. Denn für Ehefrau Clementine und Sohn Siegbert war es offenbar nicht vorstellbar, ihn allein zurückzulassen.



Abb. 2: Fanatische Zerstörungswut: Von der brennenden Synagoge der liberalen „Israelitischen Religionsgemeinde“ an der Südanlage zog die Menge der Gaffer am 10. November 1938 zum orthodoxen jüdischen Gotteshaus in der Steinstraße.

48 Zum Schicksal der Familie von Siegfried Abraham ausführlich Kapitel 4.

49 Zur Emigration von Meta Löwenberg und ihrer Familie ausführlich Kapitel 5.

50 Privataarchiv Hildegard Abraham. Zur Auswanderung von Karl Abraham und seiner Familie ausführlich Kapitel 3.

51 Helwig, „Austauschjuden“ (wie FN 4), S. 36.

Derweil erreichte die Verfolgung der Juden im „Dritten Reich“ in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 eine weitere Eskalationsstufe. Von Nationalsozialisten organisierte und gelenkte Gewaltmaßnahmen fanden in der Reichspogromnacht auch in Gießen statt. „Die Wut gegen die Juden machte sich Luft“, hält ein Unterprimaner des Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums in seinem Tagebuch fest.⁵² Darin berichtet er geradezu jubilierend vom Brand der Synagoge in der Steinstraße, in unmittelbarer Nähe des Wohnhauses von Meta und Max Löwenberg, in dem seit Längerem auch Fanny Abraham lebte. „Hurra! Los, sofort hin! Ganz Gießen war im Handumdrehen auf den Beinen“, beschreibt er die Menge, die neugierig von der Südanlage dorthin eilte.⁵³ „Da, klirrend sprangen Scheiben aus den orientalischen Fenstern. Befreit schlug zuckendes Gezängel hervor. Ein hundertfaches, ‚Ah, Oh‘ erscholl aus der Menge, begleitet von begeistertem Beifallklatschen.“⁵⁴ Für alle unüberschaubar stand eine Feuerspritze am anderen Straßenende und „bewahrte die sehr gefährdeten Nachbarhäuser vor Schaden.“ Was genau Fanny Abraham und ihre Angehörigen von dem Brand und dem Gejohle in der unmittelbaren Nachbarschaft mitbekommen haben, darüber kann allenfalls spekuliert werden. Aber es scheint kaum vorstellbar, dass sie weiterhin mit Zuversicht in die Zukunft geblickt haben. Fasziniert schwärmt der Schüler von dem „hinreißenden Schauspiel“, an dessen Ende sich die Menge „eilends“ auf den Weg in die Innenstadt machte. „In der Neustadt wimmelte es von Menschen. Schwarz ballten sie sich vor dem Laden des Textilgeschäftes Zwang.“⁵⁵ In der Neustadt 49 bot Karl Zwang seit vielen Jahren „Manufakturwaren, Konfektion, Betten und Nähmaschinen“ an.⁵⁶ Dort wurden die Schaufensterscheiben zerschlagen: „Halbwüchsige Kerle, Schüler, sogar Gymnasiasten, dazwischen Männer in blauen Arbeitsanzügen drangen vor. Tobendes Lärmen, Schreie: Nieder mit den Juden.“ Pappbüsten flogen nach draußen, Mäntel „sausten in den Dreck“, der aufgebrachte Pöbel „schlug alles kurz und klein“.⁵⁷ Nur wenige Meter entfernt unterhielt Adolf Abraham seinen Handel mit Seilerwaren. Ob sich dort Übergriffe und Zerstörungen ereigneten, ist anhand der bislang ausgewerteten Quellen nicht nachweisbar.

In den Gewerberegistern ist indes dokumentiert, dass die jüdischen Geschäftsleute immer rigider ihrer Existenzgrundlage beraubt wurden. Auch der kriegsverletzte Frontkämpfer verlor seine Gewerbeerlaubnis.⁵⁸ Darüber hinaus musste das Ehepaar seine Wohnung in der Neustadt verlassen. Die Nationalsozialisten waren bestrebt, Juden so weit möglich in bestimmten Häusern zu ghettoisieren. Mit der „Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens“ vom 3. Dezember 1938

52 Dauernheim, Jürgen, Das Landgraf-Ludwigs-Gymnasium in Gießen unter dem Hakenkreuz. Zur Geschichte dieser Schule von 1933-1945/6, Gießen 2020, S. 29.

53 Ebd.

54 Ebd., S. 30.

55 Ebd.

56 Karl Zwang emigrierte gemeinsam mit seiner Ehefrau Klara Levi und wohl auch den beiden erwachsenen Kindern am 21. November 1939 nach Argentinien, vgl. Müller, Juden in Gießen (wie FN 1), S. 726.

57 Dauernheim, Das Landgraf-Ludwigs-Gymnasium (wie FN 52), S. 30.

58 Knauß, Die jüdische Bevölkerung (wie FN 42), S. 167.

konnten jüdische Hauseigentümer verpflichtet werden, ihre Immobilien zu verkaufen.⁵⁹ Und das „Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden“ vom 20. April 1939 lockerte den Mieterschutz für die längst unerwünschten Menschen.⁶⁰ Auch in Gießen entstanden sogenannte „Judenhäuser“, in die Männer, Frauen und Kinder zwangsweise eingewiesen wurden. Adolf Abraham fand sich mit „Clemmy“ und Siegbert folglich im März 1939 in der Walltorstraße 48 wieder.⁶¹ „Ob sein ‚arischer‘ Begleiter bei ihm bleiben durfte, ist mehr als fraglich.“⁶² Der 17-jährige Sohn, der eine Ausbildung zum Schneider absolviert hatte, war zunächst gezwungenermaßen als Hilfsarbeiter tätig und zog im November 1939 nach Frankfurt, womöglich um in der Anonymität der Großstadt weniger aufzufallen.⁶³

Gemeinsam haben die Geschwister schon im Februar 1939 offenbar versucht, die Mutter Fanny im jüdischen Altersheim in der Frankfurter Straße in Bad Nauheim in Sicherheit zu bringen.⁶⁴ „Das hat sehr viel Geld gekostet“, erinnert sich ihr Enkel Henry Abraham viele Jahre später.⁶⁵ Doch die Hoffnung, dass die alte Dame dort der Verfolgung entinnen könnte, erfüllte sich nicht. In den frühen Morgenstunden des 15. September 1942 wurden die letzten Juden aus der Kurstadt deportiert.⁶⁶ Die Bewohner sind „von mehreren Gestapoleuten überfallen und in Lastautos einwaggoniert worden“.⁶⁷ Zunächst wurden die Menschen nach Friedberg in die Augustinerschule verfrachtet. „Das geräumige Gebäude mit dem großen Schulhof und seiner Nähe zum Bahnhof und in öffentlichem Besitz war geradezu ideal für den vorgesehenen Zweck, fast 300 jüdische Menschen aus Friedberg, Bad Nauheim und den zahlreichen Dörfern des Landkreises Friedberg zusammenzufperchen.“⁶⁸ Den Schülern waren gleich zwei unterrichtsfreie Tage gewährt worden, denn erst am 16. September gingen die Transporte weiter ins zentrale Sammellager nach Darmstadt.

Auch von der Goetheschule in Gießen aus waren Mitte September rund 330 jüdische Einwohner nach Darmstadt verschleppt worden. Unter ihnen Clementine Abraham, die bereits 1940 zur Zwangsarbeit in der Gummifabrik Poppe verpflichtet worden war, und ihr Sohn Siegbert, der seit Februar 1941 wieder gemeinsam mit ihr in der Walltorstraße 48 gewohnt hatte.⁶⁹ „Beim Verladen im Gießener Bahnhof bekamen die Juden gleich einen Vorgeschmack, was sie zu erwarten

59 Reichsgesetzblatt (RGBl) 1938 I S. 1712 f. <http://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=dra&datum=1938&page=1890&size=45>. (Abgerufen am 6. Dezember 2020).

60 RGBl 1939 I S. 86 f. <http://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=dra&datum=1939&page=1095&size=45>. (Abgerufen am 6. Dezember 2020).

61 Knauß, Die jüdische Bevölkerung (wie FN 42), S. 184.

62 Stern, Gießener Juden in Militär (wie FN 27), S. 586. Dort erwähnt Stern, dass Adolf Abraham vom Staat ein „ständiger Begleiter“ gestellt worden war.

63 Müller, Juden in Gießen (wie FN 1), S. 19.

64 Ebd., S. 18.

65 Abraham, Henry, Interview (wie FN 8), TC 1/0:40:57.

66 Kolb, Stephan, Die Geschichte der Bad Nauheimer Juden, Bad Nauheim 1987, S. 248.

67 Ebd. S. 177.

68 Kingreen, Monica, Gewaltsam verschleppt aus Oberhessen. Die Deportation der Juden im September 1942 und in den Jahren 1943-1945, in: MOHG, NF 85 (2000), S. 21.

69 Müller, Juden in Gießen (wie FN 1), S. 19.

hatten. „Es hagelte nur so von Schimpfworten schlimmster Art, von Fußtritten und Schlägen auf Männer, Frauen und Kinder.“⁷⁰ In Darmstadt gingen die Drangsalierungen weiter: „Bevor wir unsere Unterkunft betraten, wurden wir wieder durchsucht. Bei dieser Durchsuchung wurde uns alles, was wir noch an Wertgegenständen wie Uhren, Geld oder Gold bei uns hatten, abgenommen. Nur unsere Trauringe ließ man uns“, berichtete Ludwig Stern, der nach dem Krieg die jüdische Betreuungsstelle in Gießen leitete, im Jahr 1945.⁷¹ Ob sich Fanny, ihre Schwiegertochter und der Enkel noch ein letztes Mal in dem Sammellager begegnet sind, wird sich wohl nicht mehr klären lassen. Zumal rund 2000 Personen aus verschiedenen Gegenden Hessens in der Justus-Liebig-Schule zusammengepfertcht worden waren.

Von dort wurden Siegbert Abraham und seine Mutter am 30. September 1942 gemeinsam mit 881 Juden zu Fuß zum Güterbahnhof getrieben. Dieser Transport, in dem sich vor allem Familien befanden, „ging unter scharfer Bewachung in den damaligen Distrikt Warschau des besetzten Polens“.⁷² Vermutlich fuhr der Zug direkt ins Vernichtungslager Treblinka. Niemand der Deportierten kehrte zurück. „So ist davon auszugehen, daß fast alle Menschen dieses Transportes in den Gaskammern von Treblinka ermordet wurden.“⁷³ Dieses grausame Schicksal teilten Clementine und Siegbert Abraham.

Fanny Abraham war drei Tage zuvor, am 27. September, mit insgesamt 1287 Personen nach Theresienstadt verschleppt worden. In der einstigen Garnisonsstadt nördlich von Prag hatten die Nationalsozialisten ein Ghetto eingerichtet, das vor allem „Durchgangslager“ auf dem Weg in die Vernichtungsstätten im Osten war. Nach einem Tag wurden die Menschen am Bahnhof von Bauschowitz aus dem Zug getrieben und mussten die letzten drei Kilometer zum Ghetto zu Fuß gehen. „Es war ein trauriger Zug, der sich da über die Landstraße bewegte. Der Tag war heiß, die Leute litten unter Durst, aber es ging immer weiter.“⁷⁴ Ausführlich hat Ludwig Stern nach dem Zweiten Weltkrieg von den unfassbaren Lebensbedingungen in dem angeblichen „Altersghetto“ berichtet, die Fanny Abraham mit ihm teilen musste: „Wir lagen nach unserer Ankunft auf dem blanken Boden, einer neben dem anderen.“ Und weiter: „Die Ernährung war sehr schlecht und die seelische Not ungeheuer groß. Die Menschen verfielen zusehends.“⁷⁵

Die alte Dame hat die Strapazen nicht lange ertragen können. Am 16. Januar 1943 starb Fanny Abraham – drei Tage vor ihrem 81. Geburtstag. Laut „Todesfallanzeige“ war Altersschwäche die Ursache.⁷⁶ Aufgeführt ist zudem „Marasmus“,

70 Heyne, Kurt, u.a., Judenverfolgung in Gießen und Umgebung 1933-1944, in: MOHG, NF 69 (1984), S. 143.

71 Zitiert nach: Kingreen, Gewaltsam verschleppt, S. 35 f.

72 Ebd., S. 43.

73 Ebd., S. 44.

74 Ebd. S. 40.

75 Ebd.

76 www.holocaust-erinnerungsmal-badnauheim.com/fotos-und-dokumente/f-abraham-fanny/. (Abgerufen am 1. Dezember 2020).

ein Protein-Energie-Mangelsyndrom.⁷⁷ Als behandelnder Arzt wird auf dem Dokument Dr. Paul Reiche genannt.⁷⁸ Die „Totenschau“ hat demnach Dr. Otto Jakob Reiner durchgeführt.⁷⁹ Beide waren selbst als Häftlinge nach Theresienstadt deportiert worden und haben dort im Gesundheitswesen gearbeitet. Mit einfachsten Mitteln hatten inhaftierte Mediziner die ersten Krankenstuben eingerichtet und andere Häftlinge behandelt. „Angesichts fehlender Medikamente und Gerätschaften mussten sich die medizinischen Hilfeleistungen jedoch oftmals auf das Spenden von Trost beschränken.“⁸⁰ Deshalb kann vermutet werden, dass Fanny Abraham in den letzten Wochen ihres Lebens eine fürsorgliche Betreuung hatte.

Im „Judenhaus“ in der Walltorstraße 48 waren wiederum Adolf und Clementine Abraham bereits im März 1940 voneinander getrennt worden. Der Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges, der seine Gesundheit für Kaiser und Vaterland ruiniert hatte, wurde ins Philipppshospital im südhessischen Goddelau gebracht.⁸¹ Ob es seiner Familie möglich war, ihn dort zu besuchen oder hin und wieder Briefe auszutauschen, könnte sich aus der Auswertung seiner Krankenakte ergeben.⁸² Nachverfolgen lässt sich schon jetzt, dass der 52-Jährige mit einem Sammeltransport am 1. Februar 1941 in die Landes-Heil- und Pflgeanstalt Heppenheim verbracht wurde. Diese Verlegungsaktion schien „unter das Verdikt der Geheimhaltung gefallen zu sein. Die Patienten wurden verlegt, ohne daß die Angehörigen, Pflgeschafsvormünder oder Behörden von dieser Verlegung vorher informiert worden wären.“⁸³ Der Aufenthalt von Adolf Abraham dort war kurz, am 4. Februar 1941 wurde er mit 28 Frauen und 38 Männern von den Krankenwagen „abgeholt“ und „in eine für Juden vorbehaltene Anstalt verlegt“.⁸⁴ Der genaue Zielort wurde nicht verzeichnet, vermutlich aber ging diese letzte Fahrt nach Hadamar. In der Tötungsanstalt soll der Geschäftsmann noch am gleichen Tag ermordet worden sein.⁸⁵

77 Psyhyrembel, Klinisches Wörterbuch, 268., neu bearbeitete Auflage, Berlin 2020, S. 1079. Altersschwäche wird dort als „Marasmus senilis“ bezeichnet.

78 Der 1878 geborene Mediziner aus Berlin hat das Ghetto Theresienstadt gemeinsam mit seiner Frau überlebt. Für beide wurden am 5. Juni 2004 Stolpersteine in der Neuen Kantstraße 1 verlegt. www.berlin.de/ba-charlottenburg-wilmersdorf/ueber-den-bezirk/geschichte/stolpersteine/artikel.179289.php. (Abgerufen am 1. Dezember 2020).

79 Der 1881 in der Nähe von Budweis geborene Dr. Otto Reiner ist am 26. Dezember in Theresienstadt gestorben. www.geni.com/people/Otto-Jakub-Reiner/6000000037887191561. (Abgerufen am 1. Dezember 2020).

80 Schellenbacher, Wolfgang, Das Gesundheitswesen im Ghetto Theresienstadt 1941-1945, Diplomarbeit, Wien 2010, S. 131.

81 Müller, Juden in Gießen (wie FN 1), S. 19.

82 Vgl. FN 10.

83 Kaminer, Isidor, Psychiatrie im Nationalsozialismus. Das Philipppshospital in Riedstadt (Hessen), Frankfurt 1996, S. 158.

84 Ebd., S. 154.

85 Müller, Juden in Gießen (wie FN 1), S. 19.

3. Gießen – New York - Dachau

Der Kapitän musste vorsichtig navigieren. Denn die Nationalsozialisten hatten viel Energie darauf verwendet, die Atlantikküste mit Minen abzusichern. Daher standen auch einige Übungen für den Notfall auf dem Reiseprogramm. All das aber schien kurz vor der Einfahrt in den US-amerikanischen Hafen vergessen. „Die ‚Statue of Liberty‘ hatten wir in einiger Entfernung passiert. Was für ein Anblick, was für ein Gefühl!“, erinnert sich Marion Samuels, die 1925 als Marion Bauer in Gießen geboren wurde, noch Jahrzehnte später.⁸⁶ „Man kann es sich nicht vorstellen, wenn man nicht das Gleiche durchgemacht hat wie wir. Viele Passagiere, Flüchtlinge wie wir, hatten Tränen in den Augen.“⁸⁷ Karl Abraham, seine Frau Mallie⁸⁸ und der gemeinsame Sohn Siegfried haben genau das erlebt. Am 29. April 1940 – und damit nur etwa vier Monate, nachdem Marion, ihre Mutter und der jüngere Bruder in die USA emigrieren konnten – sind sie an Bord der „S.S. Washington“ in New York angekommen.⁸⁹ Was sie beim Blick auf die Freiheitsstatue empfunden haben, ob Angst oder Hoffnung beim Betreten der neuen Heimat überwogen, ist ungewiss. Unstreitig hingegen ist, dass sie zuvor den Schrecken der nationalsozialistischen Verfolgung miterlebt hatten. Ganz sicher war die Sorge um die zurückgelassenen Angehörigen weiterhin ihr ständiger und zermürender Begleiter. Und der Schriftverkehr in den Entschädigungsakten macht nur zu deutlich, dass das Ehepaar in dem fremden Land nicht mehr an die ertragreichen Verhältnisse der Jahre vor dem Regierungsantritt von Adolf Hitler anknüpfen konnte. Mehrfach sind darin Hinweise auf „meine bedrängte Lage“ enthalten, verbunden mit der Bitte, „den Fall so schnell wie möglich zu bearbeiten“.⁹⁰ Für den Sohn sollte seine Herkunft aus Deutschland noch traumatischere Folgen nach sich ziehen.

Karl Abraham wurde am 10. Juni 1891 geboren, zwei Jahre nach dem ältesten Sohn Adolf. Über die Kindheit der fünf Geschwister haben sich kaum Informationen erhalten. „Ich hatte die Volksschule in Marburg und 2 Jahre das Gymnasium in Wetzlar besucht“, teilte der damals 64-Jährige immerhin in einer eidesstattlichen Versicherung vom 20. Dezember 1955 mit.⁹¹

Dem Unfalltod des Vaters folgten wechselhafte Jahre, das legt zumindest die Personenstandskartei im Stadtarchiv Gießen nahe.⁹²

86 Samuels, Marion, geb. Bauer, Die Flucht der Familie Dr. Hans Bauer aus Hamburg in die USA, in: Müller, Hanno, Fotos Gießener Juden, Gießen 2019, S. 244.

87 Ebd.

88 In den Dokumenten tauchen unterschiedliche Schreibweisen des Namens der Ehefrau von Karl Abraham auf. Sie selbst hat im Entschädigungsverfahren mit „Mallie“ unterschrieben.

89 <http://heritage.statueofliberty.org/passenger-details/czoxMjoiOTAxNzU5MjI4NjE1Ijs=/czo5OjJwYXNzZW5nZXIiOw==#passengerListAnchor>. (Abgerufen am 2. Dezember 2020).

90 HHStAWI Bestand 518, Nr. 23714, Entschädigungsakte Karl Abraham, Bd. 1, Blatt 13 f.

91 Ebd., Blatt 37.

92 Müller, Juden in Gießen (wie FN 1), S. 18.

No.	
-----	--

Akten

des
Regierungspräsidenten in Darmstadt
Wiedergutmachung

Abraham, Karl geb. 10.6.1891 F

Fr. Abt.: Abraham, Malte

New York 53/USA, 100 W. 174 St.
336 Fort Washington Avenue
N.Y. 5 D
New York, N. Y. 10033

19 _____

19 _____

Reuhenakke

Hessisches
Hauptstaatsarchiv
Wiesbaden

Abt.: **518**

Nr.: **23714**

Bd. 1



Abraham Karl
geb. 10.6.1891

1885

Abb. 3: Echte Wiedergutmachung unmöglich: Die Akte zu Karl Abraham, in der sich der umfangreiche Schriftverkehr mit dem RP Darmstadt befindet, wird im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden aufbewahrt. Foto: Helwig

In der Universitätsstadt arbeitete Karl Abraham im Jahr 1912 für eine kurze Zeit als Kaufmann bei der Firma Borngässer⁹³ und wohnte unterdessen bei seiner vier Jahre älteren Schwester Meta und deren Mann Max Löwenberg in der Steinstraße. Es schlossen sich diverse Aufenthalte in verschiedenen Städten an, die womöglich auch mit den Wirren des Ersten Weltkrieges zusammenhingen und ihn zwischen- durch mehrfach zu seiner Familie nach Gießen zurückbrachten. Dauerhaft Fuß fasste er schließlich 1919, als er sich im osthessischen Schenklengsfeld niederließ und einen Viehhandel gründete.⁹⁴ Dort lernte er auch Mallie Weinberg kennen, mit der er sich am 23. August desselben Jahres verlobte, und die er am 1. Dezember heiratete.⁹⁵

Seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts haben sich jüdische Familien in dem Dorf Schenklengsfeld bei Bad Hersfeld niedergelassen. Nach 1800 bildete sich eine eigene Gemeinde. „Die jüdische Einwohnerschaft lebte vom Vieh- und Klein- warenhandel; die meisten übten zudem das Gewerbe des Metzgers aus.“⁹⁶ Im Laufe des 19. Jahrhunderts nahm die Zahl der jüdischen Einwohner deutlich zu, und um 1890 zählte die orthodox geprägte Gemeinde zu den größten im Bezirks- rabbinat Fulda. Zu der Zeit wurde für die etwa 50 jüdischen Kinder ein eigenes kleines Schulgebäude errichtet, das einen älteren Bau ersetzte. „Die Juden von Schenklengsfeld trugen um 1900 zu mehr als der Hälfte des gesamten Steuerauf- kommens der Kommune bei.“⁹⁷ Nicht zuletzt deshalb waren sie an politischen Entscheidungen im Ort beteiligt, gehörten einige von ihnen stets dem Gemein- de- rat an. „Um 1930 existierten in Schenklengsfeld etwa 35 jüdische Geschäfte bzw. Gewerbe; neben den zahlreich vertretenen Viehhändlern gab es viele Einzelhän- dler, teils mit relativ großen Geschäften.“⁹⁸

Auch für Karl Abraham entwickelte sich das Geschäft mit Kühen, Ochsen und anderen Tieren gewinnbringend. Die drei Jahre jüngere Mallie war Buchhalterin und konnte ihren Ehemann folglich tatkräftig unterstützen. Obendrein schien sich der Kaufmann in kurzer Zeit beträchtliches Ansehen erworben zu haben. „Ich war von 1923 bis 1933 Steuerausschussmitglied [im] Bezirk 4 in Hersfeld“, erklärte er im Entschädigungsverfahren mit. Und fügt nicht ohne Stolz hinzu: „Ebenso war ich 1. Vorsitzender des Viehhändlervereins in Hersfeld und Umgebung.“⁹⁹ Und am 9. Februar 1926 wurde Sohn Siegfried im Krankenhaus in Fulda geboren. Die Zeichen standen also überaus günstig für eine glückliche und erfolgreiche Zukunft.

93 Im Gewerberegister der Stadt sind zwei Geschäfte mit diesem Namen verzeichnet. Zum einen Käthe Borngässer, die Fleisch- und Wurstwaren in der Bahnhofstraße verkaufte. Leopold Borngässer wiederum führte in der Marktstraße eine „Vertretung in Papierwaren und Bindfaden“. Vgl. Knauf, Die jüdische Bevölkerung (wie FN 42), S. 167.

94 HHStAWI, Entschädigungsakte Karl Abraham, Bd. 1, S. 37.

95 HStAMR, Bestand 907, Nr. 5884, Standesamt Schenklengsfeld, Heiratsnebenregister 1919, S. 67.

96 www.juedische-gemeinden.de/index.php/gemeinden/s-t/1736-schenklengsfeld-hessen. (Abgerufen am 2. Dezember 2020).

97 Ebd.

98 Ebd.

99 HHStAWI, Entschädigungsakte Karl Abraham, Bd. 1, Bl. 37.

Zumal selbst die Gemeinde Schenklingfeld der Entschädigungsbehörde Anfang Dezember 1955 bestätigte: „Er führte ein gutes Viehhandelsgeschäft, das seiner Familie einen gediegenen Lebensstandart (sic) ermöglichte.“¹⁰⁰ Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten geriet allerdings auch der Alltag der kleinen Familie unversehens in ernste Bedrängnis. „Vom Boykott-Tag im April 1933 an ist dieses Geschaeft, auf Grund der Tatsache, dass ich Jude war, staendig zurueckgegangen“, berichtete der Kaufmann im November 1953 der Entschädigungsbehörde.¹⁰¹

Als Adolf Hitler am 30. Januar 1933 von Reichspräsident Paul von Hindenburg zum deutschen Reichskanzler gemacht wurde, „stieg die Ideologie des Antisemitismus zur Staatsdoktrin auf“.¹⁰² Zunehmend wurden Juden diskriminiert und ausgegrenzt. Erste, oft gewalttätige Boykottaktionen gab es bereits im Februar gegen jüdische Kaufleute, aber auch gegen Hochschullehrer. Über die offensichtlichen Anfeindungen informierte auch die ausländische Presse; einige jüdische und nicht-jüdische Organisationen, insbesondere in Großbritannien und den USA, riefen zum Boykott deutscher Waren auf. „Daraufhin entschied sich Hitler, einen antijüdischen Boykott in Szene zu setzen.“¹⁰³ Am 1. April 1933, einem Samstag, „blockierten SA-Männer und Aktivisten des deutschen Stahlhelm überall im Deutschen Reich den Zugang zu Geschäften, Rechtsanwaltskanzleien und Arztpraxen von Juden“.¹⁰⁴ Antisemitische Parolen wurden auf Eingangstüren und Fenster geschmiert und es kam an vielen Orten zu Plünderungen sowie körperlichen Gewaltakten. Davon war offenbar auch die jüdische Gemeinde in Schenklingfeld betroffen.

In den Jahren zuvor habe er einen Umsatz von etwa 170.000 Reichsmark verbuchen können – mit einem Verdienst von rund drei Prozent der Einnahmen. Nun aber blieben die Kunden aus. „Die antisemitische Propaganda der nationalsozialistischen Bauernschaft wirkte sehr schnell“, beschreibt Karl Abraham von New York aus die Situation in der osthessischen Provinz. „Bauern, mit denen ich seit vielen Jahren Geschaeft machte, wurden so eingeschuechtert, dass sie zum grossen Teil ihre geschaeftlichen Beziehungen mit mir aufgaben.“¹⁰⁵

Im Januar 1937 sei ihm – wie allen anderen Viehhändlern – der Gewerbeschein entzogen worden. „Damit war jede Betaetigung unmoeglich.“¹⁰⁶ Doch es sollte für Karl Abraham noch schlimmer kommen. Er wurde festgenommen und am 10. September 1938 ins Konzentrationslager Buchenwald abtransportiert. Über die genauen Hintergründe ist in der Familie nichts mehr bekannt. Hildegard Abraham

100 Ebd., Blatt 19.

101 Ebd., Blatt 4.

102 Benz, Wolfgang, Gewalt im November 1938. Die „Reichskristallnacht“ – Initial zum Holocaust, Berlin 2018, S. 24.

103 Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933 -1945. Band 1: Deutsches Reich 1933 – 1937, bearb. von Wolf Gruner, München 2008, S. 34.

104 Ebd.

105 HHStAWI, Entschädigungsakte Karl Abraham, Bd. 1, Bl. 4.

106 Ebd.

erwähnt, dass der Onkel ihres Ehemanns als Anhänger der Sozialisten galt, und vermutet, dass dessen politische Überzeugung der Grund für die Festnahme zwei Monate vor der Reichspogromnacht gewesen sein könnte.¹⁰⁷

In den Akten zur „Wiedergutmachung“ hat Karl Abraham keinerlei Angaben zu seiner Inhaftierung in dem Mitte 1937 auf dem Ettersberg bei Weimar errichteten KZ gemacht. Es geht aus den vorgelegten Dokumenten lediglich hervor, dass er nach zwei Monaten – am 6. Dezember – wieder entlassen wurde.

In der Zwischenzeit hatten Mallie und Sohn Siegfried Schenklingfeld verlassen und waren nach Gießen in den Wetzlarer Weg 17 gezogen. Dorthin kam auch Karl Abraham am Nikolaustag 1938. Schon vor der Verschleppung nach Buchenwald hatte das Ehepaar angesichts der sich verschlechternden wirtschaftlichen Lage und des stärker werdenden politischen Drucks offenbar geplant, Deutschland zu verlassen. Ein Visum wurde allerdings erst dann erteilt, wenn das US-amerikanische Konsulat davon überzeugt war, dass die einwanderungswillige Person nicht der Öffentlichkeit zur Last falle. „Als Beweismittel dienten der Nachweis eines Eigenvermögens von mehreren Tausend Dollar oder ein sogenanntes ‚Affidavit of Support‘, die eidesstattliche Bürgschaftserklärung eines in den USA ansässigen Verwandten oder Bekannten.“¹⁰⁸ Vermutlich konnte Karl Abraham Ende der 1930er Jahre über keine größeren Finanzmittel verfügen. Und da auf den Schiffspapieren eingetragen war, dass die Familie in New York von seinem Cousin Dr. Adolph Abraham aufgenommen werde, scheint dieser die offizielle Bürgschaft übernommen zu haben.¹⁰⁹ Dafür spricht auch die „Vereinbarung“, die Siegfried und seine Ehefrau Gerda Abraham am 25. August 1938 in Amsterdam mit dem Cousin in den Vereinigten Staaten geschlossen haben.¹¹⁰ Der acht Jahre Jüngere hat aber noch mehr getan: „Ich habe seinerzeit meinem Bruder mit Familie die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten ermöglicht und den Gegenwert der Schiffskarten vorgelegt“, bestätigte Siegfried Abraham in einer in Forest Hills ausgestellten eidesstattlichen Versicherung vom 9. Oktober 1956, die im Entschädigungsverfahren vorgelegt wurde. „Soweit ich mich erinnere, ist der Betrag, den ich fuer ihn vorgelegt habe, 480 Dollar.“¹¹¹

Von Gießen aus wurden erst rund zwei Jahre später die nötigen Vorbereitungen getroffen. „Bei meiner Auswanderung im Jahre 1940 konnte ich meine Möbel nicht mitnehmen. Ich sah mich deshalb gezwungen, diese um jeden Preis zu verkaufen“, schrieb der damals bereits gesundheitlich angeschlagene Mann.¹¹² Um diese „Verschleuderung“ zu dokumentieren, listete er die Einrichtungsgegen-

107 Telefongespräch mit der Verfasserin am 27. Oktober 2020.

108 Paul, Roland, Die jüdische Emigration in die USA nach 1933 am Beispiel der Pfalz, in: Aufbruch nach Amerika 1709 – 2009. 300 Jahre Massenauswanderung aus Rheinland-Pfalz, Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Theodor-Zink-Museum Kaiserslautern (30. April bis 2. August 2009) und im Museum Alzey (24. August bis 11. Oktober 2009), Kaiserslautern 2009, S. 56.

109 <http://heritage.statueofliberty.org> (wie FN 90).

110 Privataarchiv Hildegard Abraham (wie FN 50).

111 HHStAWI, Entschädigungsakte Karl Abraham, Bd. 1, Bl. 74.

112 Ebd., Bl. 79.

stände einzeln auf und teilte mit, dass sich ein „Landwirt in Heuchelheim“ Speise- und Schlafzimmer wohlfeil gesichert hatte – ein bei vielen Arisierungen übliches Verhalten „deutscher Volksgenossen“. Einige Möbel überließ das Ehepaar aber auch der Schwägerin Clementine Abraham.¹¹³ Die persönlichen Dinge, die sie mit in die neue Heimat nehmen wollten, hatten Mallie und Karl Abraham der Spedition Feuerstein in Fulda anvertraut. Diese beförderte am 8. Mai 1940 an eine andere Firma in Köln vier Kisten und einen Koffer im Gesamtgewicht von 869 Kilogramm.¹¹⁴

Dieser Hausrat, „der zur Mitnahme ins Ausland freigegeben war“, hat jedoch nie New York erreicht, sondern ist „in Deutschland spurlos verschwunden“.¹¹⁵ Im Dezember 1953 antwortete das Fuldaer Unternehmen auf Nachfrage: „Es ist uns nicht bekannt, ob die Güter in Köln durch die seinerzeitige Nationalsozialistische Regierung beschlagnahmt wurden, oder ob sie über Köln nach Amsterdam weitergeleitet worden sind, und dann bei Kriegsausbruch mit Holland dortselbst beschlagnahmt und versteigert wurden.“¹¹⁶ Die drei Neuankömmlinge in New York hatten also das Geschäft, ihre Heimat und dann auch noch die gesamte persönliche Habe verloren. Mit leeren Händen mussten sie in dem fremden Land ganz neu anfangen.

Vor der Abreise überwog trotz der „Verschleuderung“ sicherlich zunächst die Freude über die bewilligten Papiere. „Wir gingen zum amerikanischen Konsulat, das in Stuttgart lag“, berichtete Karls Sohn Fred dem amerikanischen Autor Michael Hirsh.¹¹⁷ Am 17. April 1940 verabschiedeten sich die Drei von den Angehörigen in Gießen¹¹⁸ und machten sich auf den Weg nach Genua. In der italienischen Küstenstadt lief die „S.S. Washington“, die fünf Tage zuvor erste Fahrgäste in Neapel aufgenommen hatte, am 20. April aus.¹¹⁹ Der stattliche Liniendampfer war 1933 vom Stapel gelaufen, verkehrte regelmäßig zwischen Europa und der neuen Welt und bot Platz für 930 Reisende. Zu seinen – zumindest aus deutscher Sicht – berühmtesten Passagieren zählten Thomas und Katia Mann, die gleich zweimal mit dem 215 Meter langen Turbinenschiff eine ihrer zahlreichen Überseefahrten antraten.¹²⁰ Am 29. Juni 1938 kehrten sie von New York zurück in die alte Heimat, um dort ihren Hausstand aufzulösen.¹²¹ Im Sommer 1939 unternahmen sie ihre letzte Europareise vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, von der sie im September an Bord der „Washington“ in die USA zurückkehrten.¹²² So luxuriös wie der Schriftsteller, der in diesem „Tagebuch aus der Zeit der Luxusliner“ von Extragenüssen außerhalb der Karte wie Champagner und Hummer erzählt, ebenso

113 Ebd.

114 Ebd., Bl. 5.

115 Ebd., Bl. 4.

116 Ebd., Bl. 5.

117 Abraham, Fred, Interview (wie FN 9), S. 5.

118 Müller, Juden in Gießen, S. 19.

119 <http://heritage.statueofliberty.org> (wie FN 90).

120 Mann, Thomas, Meerfahrt mit Don Quijote, München 1980, S. 8.

121 Ebd., S. 53.

122 Ebd., S. 59.

von der Möglichkeit, dreimal am Tag „von den hors d'oeuvres bis zu den icecreams herunterzuessen“¹²³, dürften die Abrahams nicht gereist sein. „Ich fuhr mit meiner Frau und meinem Sohn Touristenklasse“¹²⁴, versicherte Karl Abraham der Entschädigungsbehörde. Und diese „Touring Class mit jüdischen Einwanderern“ erwähnt auch Thomas Mann am Rande.¹²⁵

„In [den] USA versuchte ich bereits 1940, als Arbeiter mein Brot zu verdienen“, schilderte Karl Abraham im Rückblick die Situation unmittelbar nach der Ankunft in New York. Dabei konnte er anfangs gerade einmal elf Dollar pro Woche erzielen, selbst im dritten und vierten Jahr belief sich sein Einkommen nur auf 20 Dollar wöchentlich. „Da ich mit diesem kleinen Verdienst meine Familie nicht ernahren konnte, musste meine Ehefrau als Dienstbote arbeiten.“¹²⁶

Sohn Siegfried war beim Eintreffen in der amerikanischen Metropole erst 14 Jahre alt. Ihm dürfte die Umstellung auf das neue Leben und das Erlernen der fremden Sprache wohl leichter gefallen sein. Zumal er zunächst wieder zur Schule ging, wie er selbst – wenn auch recht wortkarg – im Jahr 2008 berichtete.¹²⁷ Mit 18 wurde er als Fred Abraham zur US-Army eingezogen und noch bevor er zum Kriegseinsatz nach Europa zurückkehren musste, wurde ihm die amerikanische Staatsbürgerschaft verliehen.¹²⁸ „Ich sprach fließend Deutsch und war fähig, es zu lesen und zu schreiben. Wenn wir also Gefangene machten, konnten wir sie sofort befragen.“¹²⁹ Wann genau der junge Mann in Europa stationiert wurde, lässt sich anhand des Gesprächs nicht rekonstruieren. Dort gehörte er zum 157. Infanterie Regiment der C Company. „Abie, wie wir ihn nannten, war einer von vier Läufern im C Company Hauptquartier“, schildert Dan P. Dougherty, der den Sohn von Karl Abraham in der Armee kennengelernt hatte.¹³⁰ „Wenn wir mit dem Hauptquartier kommunizieren wollten, schickten wir unseren Läufer George Babel. Wenn das Hauptquartier mit uns kommunizieren wollte, konnten sie einen ihrer vier Läufer schicken, von denen einer Abie war.“¹³¹ Zudem war Fred Abraham als Übersetzer für Captains Bert Edmunds tätig.

„Ich verbrachte meinen 19. Geburtstag in einem kleinen Ort namens Reipertswiller, der in Elsass-Lothringen liegt“, erzählte er im Interview mit Michael Hirsh.¹³² Dort hatten sich Anfang 1945 erbitterte Kämpfe zwischen den deutschen

123 Ebd., S. 33.

124 HHStAWI, Entschädigungsakte Karl Abraham, Bd. 1 (wie FN 91), Bl. 39.

125 Mann, Meerfahrt (wie FN 121), S. 36.

126 HHStAWI, Entschädigungsakte Karl Abraham, Bd. 1 (wie FN 91), Bl. 39.

127 Abraham, Fred, Interview (wie FN 9), S. 5.

128 Ebd., S. 3.

129 Ebd., S. 1.

130 E-Mail von Dan Dougherty an die Verfasserin vom 19. Oktober 2020. Ich danke dem 95-Jährigen dafür, dass er ohne Zögern in seinen Erinnerungen nach Spuren von Fred Abraham gesucht und einer Verwendung des von ihm aufgenommenen Fotos des Kriegskameraden zugestimmt hat.

131 Ebd.

132 Abraham, Fred, Interview (wie FN 9), S. 6.

Truppen und den Alliierten ereignet, die zu hohen Verlusten auf beiden Seiten führten.¹³³



Abb. 4: Kampfpause: Fred Abraham hat als einer der ersten US-Soldaten am 29. April 1945 das Konzentrationslager Dachau betreten. Die Aufnahme von Dan Dougherty zeigt ihn einige Wochen danach in der Nähe von Augsburg. Foto: Dougherty

Nach Gefechten an der „Siegfried-Linie“ rückte sein Regiment über den Rhein und zog bis nach Aschaffenburg. „Wir überquerten den Main, und wir eroberten eine Eisenbahnbrücke.“¹³⁴ Von dort marschierten die Amerikaner nach erneuten kriegesischen Auseinandersetzungen in der Stadt ein. Damit war Fred Abraham ganz in der Nähe seiner Heimatstadt Gießen. Mit seinen Kameraden hat er darüber

133 Kershaw, Alex, Der Befreier. Die Geschichte eines amerikanischen Soldaten im Zweiten Weltkrieg, 3. Auflage, München 2016, S. 220 ff.

134 Abraham, Fred, Interview (wie FN 9), S. 7.

aber offenbar nicht gesprochen. Dan Dougherty berichtet sogar, dass Fred in Fulda „geboren und aufgewachsen ist“.¹³⁵

Ihr schwierigster Einsatz stand den jungen Soldaten noch bevor: Nach der Einnahme von Nürnberg näherten sich die 42. und 45. Division nämlich Dachau.¹³⁶ „Abie könnte der Läufer gewesen sein, der am 29. April 1945 kam und uns sagte: Wir werden in ein Konzentrationslager gehen“, so Dan Dougherty.¹³⁷ Und Fred Abraham erinnerte sich: „Soweit ich weiß, waren wir die ersten zehn Mann, die dort hingen.“¹³⁸ Captain Edmunds soll ihm gar eine Kamera mitgegeben haben, um Fotos im Lager aufzunehmen.¹³⁹

Dachau war das erste Konzentrationslager, das die Nationalsozialisten schon Ende März 1933 eingerichtet hatten. Als die US-Truppen zwölf Jahre später dort eintrafen, bot sich ihnen ein schockierendes Bild: Hunderte Leichen in 39 Güterwaggons, halbverhungerte Häftlinge, kranke und traumatisierte Menschen.¹⁴⁰ „Ich wusste, dass sich solche Dinge abspielten, also war ich ziemlich gut vorbereitet, das zu sehen“, versicherte Fred Abraham, der wusste, dass sein Vater in Buchenwald inhaftiert gewesen war. „Aber es gab viele Jungs, die das nicht glauben konnten.“¹⁴¹

Der Zug mit den toten Häftlingen war rund drei Wochen vorher in Buchenwald losgefahren. Nach diesem grausamen Anblick machte schnell die Parole „keine Gefangenen“ die Runde. Und tatsächlich ereigneten sich Übergriffe gegen SS-Wachleute im befreiten Lager. „Die Deutschen lagen in Haufen an der Mauer. Mindestens 17 waren erschossen worden.“¹⁴² Fred Abraham hat die Szene mit seiner Kamera festgehalten.¹⁴³

Rund sechs Wochen blieb sein Regiment in München, dann ging es zurück nach Frankreich und schließlich über Le Havre nach New York.¹⁴⁴

4. Bedrohliche Irrfahrt ins Überleben

Siegfried Abraham wollte nicht nur seine Mutter und die Geschwister in Sicherheit bringen, er versuchte natürlich auch, sich selbst und seine kleine Familie vor dem Zugriff der NS-Schergen zu schützen. Dafür standen ihm durch sein Börsengeschäft ausreichend finanzielle Mittel zur Verfügung. Zudem hatte er beruflich enge Kontakte in die Vereinigten Staaten knüpfen können. Von einem ihm gut bekannten Rechtsanwalt war er nämlich frühzeitig gewarnt worden, dass es für

135 Dougherty, Dan P., C Company at Dachau, Internet Archive 2017, S. 4. http://archive.org/details/bib263127_001_001/mode/2up. (Abgerufen 2. Dezember 2020).

136 Kershaw, Der Befreier, S. 309 ff.

137 E-Mail von Dan Dougherty (wie FN 130).

138 Abraham, Fred, Interview (wie FN 9), S. 14.

139 Dougherty, C Company at Dachau, S. 4.

140 Kershaw, Der Befreier, S. 315 ff.

141 Abraham, Fred, Interview (wie FN 9), S. 15.

142 Kershaw, Der Befreier, S. 330. In der Literatur werden unterschiedliche Zahlen bis hin zu 50 Toten genannt.

143 Dougherty, C Company at Dachau, S. 4.

144 Abraham, Fred, Interview (wie FN 9), S. 24 f.

Juden in Deutschland lebensgefährlich werden würde. Mit Ehefrau Gerda und Söhnchen Hans Henry emigrierte der Banker deshalb schon 1935 von Hamburg nach Amsterdam. „Als wir nach Holland kamen, hatten wir bereits Visa für Amerika“, schilderte die 86-Jährige im Herbst 1997 in dem Zeitzeugeninterview mit dem „Shoah Foundation Institute“.¹⁴⁵ Doch die „mussten wir wieder zurückgeben“. Begründung: Die deutschen Juden seien unter der Herrschaft von Adolf Hitler in größerer Gefahr als die Juden in den Niederlanden. „Sie meinten es nicht böse, sondern wollten den deutschen Juden helfen“, zeigte Gerda Abraham noch Jahrzehnte später Verständnis für diese Entscheidung.¹⁴⁶ Doch das war der erste Schritt auf dem Weg zu einer lebensbedrohlichen Irrfahrt, wenngleich diese Visa nicht die einzigen begehrten Papiere bleiben sollten, die der erfolgreiche Geschäftsmann organisieren konnte. Dennoch gelang ihnen die rechtzeitige Ausreise nicht. Stattdessen fand sich die Familie, zu der sich im September 1938 noch Töchterchen Ruth hinzugesellt hatte, im Mai 1944 im „Durchgangslager“ Westerbork und wenige Tage später in Bergen-Belsen wieder. Dank ihrer haitianischen Pässe zählten sie dort aber zu den 301 „Austauschjuden“, die das Konzentrationslager im Januar 1945 per Zug verlassen konnten. Über die Schweiz und ein Flüchtlingslager in Algerien erreichten sie im Januar 1946 endlich die USA.



Abb. 5: Dem Vergessen entrissen: Gerda Abraham hat über das Schicksal ihrer Familie in einem Video der „Shoah Foundation“ berichtet, das in vielen Ländern abrufbar ist. Foto: Privatbesitz

145 Abraham, Gerda, Interview (wie FN 7), Timecode (TC) 1/0:23:15 ff.

146 Ebd., TC 1/ 0:23:55 f.

Als Nachzügler wurde der jüngste Sohn von Fanny und Süßmann Abraham am 19. Juli 1899 geboren. „Mein Schwiegervater war ein sehr begabter Schüler“, sagt Hildegard Abraham.¹⁴⁷ Seine besondere Leidenschaft habe schon als Kind der Mathematik gegolten. Da sein Vater früh verstorben war, habe seine Mutter Fanny den Rabbiner um Rat gefragt, wie sie Siegfried fördern könne. „Der Rabbiner hat gesagt: ‚Den Jungen schickst Du nach Frankfurt. Er soll eine Banklehre machen, das ist das Richtige für ihn‘“¹⁴⁸, berichtet sie von den Gesprächen mit ihrem Schwiegervater. Nach dem Umzug nach Gießen im Frühjahr 1913 sei er zunächst nach Marburg zur Schule gegangen.¹⁴⁹ „Er hat erzählt, dass er dort auf einem Internat war.“¹⁵⁰ Später sei er tatsächlich nach Frankfurt gezogen, um sich dem Finanzwesen zu widmen.¹⁵¹ Ab 1923 findet sich schließlich ein Eintrag zu Siegfried Abraham im Adressbuch der Stadt Hamburg, zunächst mit „Devisenvermittlung“, später dann mit „Bankgeschäft“ als Zusatz.¹⁵²

In der Sommerfrische auf Norderney lernte der junge Börsenmakler im Jahr 1929 Gerda Schwarzstein kennen, die dort den Urlaub mit ihrer Mutter und dem sieben Jahre jüngeren Bruder Hans Helmut verbracht hat.¹⁵³ Die drei waren von Berlin aus an die Nordsee gereist. Der Vater Dr. Leo Schwarzstein, der 1928 verstorben war, hatte als Arzt eine gutgehende Praxis in der Schönhauser Allee unterhalten.

Die 18-Jährige besuchte seit Kurzem eine Schule des Völkerbundes in der Reichshauptstadt, um Englisch und Französisch zu lernen. „Ich wollte unbedingt nach Genf“, schilderte sie.¹⁵⁴ Diese Ausbildung hat sie allerdings nicht abgeschlossen, denn das Treffen mit Siegfried Abraham gab ihrem Leben eine andere Richtung. Die beiden verlobten sich im November 1929¹⁵⁵, vier Monate später heirateten sie in Berlin¹⁵⁶ und im August 1931 kam ihr erstes Kind Ralph in Hamburg zur Welt.¹⁵⁷ Dort wohnte das junge Ehepaar in der repräsentativen Isestraße, das Bankgeschäft von Siegfried Abraham lag an der Stadthausbrücke im Bezirk Mitte.¹⁵⁸ Doch schon 14 Monate danach traf die beiden mit dem Tod des kleinen

147 Abraham, Hildegard, Interview mit der Verfasserin in Gießen am 16. November 2017.

148 Ebd.

149 Laut Personenstandskartei im Stadtarchiv Gießen erfolgte die Anmeldung am 1. April 1913.

150 Abraham, Hildegard, Interview (wie FN 147). Es handelt sich dabei vermutlich um das 1900 gegründete „Israelitische Schüler- und Lehrlingsheim“ in der Marburger Schwanallee, das als Internat für auswärtige Schüler und Lehrlinge diente. www.alemannia-judaica.de/images/Images%20389/Marburg%20Faltblatt%20Juedisches%20Leben.pdf. (Abgerufen am 3. Dezember 2020).

151 Müller, Juden in Gießen (wie FN 1), S. 18.

152 <http://agora.sub.uni-hamburg.de/subhh-adress/digbib/start>. Auf der Website der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg sind die digitalen Adressbücher einschbar. (Abgerufen am 3. Dezember 2020).

153 Abraham, Gerda, Interview (wie FN 7), TC 1/0:12:38 ff.

154 Ebd., TC 1/0:11:30 ff.

155 Müller, Juden in Gießen (wie FN 1), S. 18.

156 Privatchiv Hildegard Abraham.

157 Abraham, Gerda, Interview (wie FN 7), TC 1/0:13:47 ff.

158 Adressbücher der Stadt Hamburg ab 1923 (wie FN 152).

Jungen ein erster Schicksalsschlag; mit der Geburt von Sohn Hans Henry kehrten im September 1933 wieder glückliche Stunden ein.¹⁵⁹ Und obwohl der Familienvater bereits die Emigration in die USA erwogen hatte, traf ihn der Rat des Rechtsanwaltes im Jahr 1935, das Land unverzüglich zu verlassen, trotzdem recht unvermittelt. Der Jurist habe ihrem Ehemann zunächst die 15 Jahre andauernde Zusammenarbeit aufgekündigt, da er der NSDAP beigetreten sei, erinnert sich Gerda Abraham. Juden könnten folglich nun nicht mehr zu seinen Mandanten zählen. Gleichzeitig habe er nachdrücklich die Flucht empfohlen, da Siegfried Abraham angesichts der sich zunehmend verschärfenden Devisenvorschriften bei einem späteren Grenzübertritt sein ganzes Vermögen verlieren würde. In der Tat konnte der Geschäftsmann durch die unmittelbare Emigration nach Amsterdam zumindest Teile seines Besitzes retten.¹⁶⁰

Zu diesem Zeitpunkt war eine Einreise in die Niederlande noch relativ ungehindert möglich. Flüchtlinge erhielten zudem die Erlaubnis zu arbeiten und nahmen sogleich „eine rechtlich gesicherte Position ein“.¹⁶¹ Dank seiner internationalen Kontakte schaffte es Siegfried Abraham auch recht schnell, sich wieder ein Geschäft als Börsenhändler und Devisenspezialist aufzubauen. „Es ging uns sehr gut in Holland. Ich habe wundervolle Erinnerungen daran bis heute“, berichtete Henry Abraham im Oktober 2002 in dem Zeitzeugeninterview mit der Gedenkstätte Bergen-Belsen.¹⁶² Seine Mutter beschreibt, dass die Familie allerdings keine sehr intensiven Beziehungen zu Niederländern knüpfen konnte. „Wir waren mehr oder weniger mit deutschen Juden zusammen.“¹⁶³ Zumal immer mehr Flüchtlinge in der Stadt Schutz suchten.

Von Amsterdam aus haben Siegfried und Gerda Abraham nicht nur versucht, dem älteren Bruder Karl und seiner Familie zur Emigration in die Vereinigten Staaten zu verhelfen. Angesichts der sich in Deutschland zuspitzenden Kriegsgefahr und der für Juden immer bedrohlicheren Lebensumstände forcierte der Bankkaufmann gleichzeitig die Vorkehrungen, Europa selbst schnellstens zu verlassen. Im Herbst 1939 gelang es ihm, für seine Familie, zu der inzwischen noch eine einjährige Tochter gehörte, die Auswanderung nach Chile auf dem niederländischen Passagierschiff „Simon Bolivar“ zu organisieren.¹⁶⁴ „Einen Tag vorher bekam unser Sohn eine schlimme Ohrentzündung“, schilderte Gerda Abraham.¹⁶⁵ Sogleich wurde ein Doktor konsultiert. Doch die Unsicherheit blieb, ob dem Sechsjährigen die anstrengende Reise zugemutet werden kann. Schließlich hatten die Eltern schon den kleinen Ralph verloren und wollten keinerlei Risiko eingehen. Denn es sollte kein Arzt mit an Bord sein. „An dem Freitag, an dem das Schiff

159 Abraham, Gerda, Interview (wie FN 7), TC 1/0:14:20 ff.

160 Ebd., TC 1/0:15:00 ff.

161 Happe, Katja, Viele falsche Hoffnungen. Judenverfolgung in den Niederlanden 1940-1945, Paderborn 2017, S. 26.

162 Abraham, Henry, Interview (wie FN 8), TC 1/0:06:50 ff.

163 Abraham, Gerda, Interview (wie FN 7), TC 3/0:07:10 ff.

164 Privataarchiv Hildegard Abraham.

165 Abraham, Gerda, Interview (wie FN 7), TC 1/0:24:00 ff.

ablegen sollte, brachte mein Mann morgens die Tickets zurück.“¹⁶⁶ Dabei sei er einem deutschen Juden aus Chemnitz begegnet, der nicht verstehen konnte, dass der Geschäftsmann freiwillig auf die Chance zur Emigration verzichtete. Ihm überließ der damals 40-jährige letztlich die vier Fahrkarten. Anstelle der Abrahams stach diese Familie mit der „Simon Bolivar“ am Abend des 17. November 1939 in See.¹⁶⁷ Am nächsten Morgen aber lief das Schiff mit 265 Passagieren und 132 Besatzungsmitgliedern im Ärmelkanal auf einen deutschen Minenteppich und sank innerhalb kürzester Zeit. Mehr als 80 Menschen starben bei diesem Unglück.¹⁶⁸ „Mein Sohn hat uns also mehr oder weniger das Leben gerettet.“¹⁶⁹

Geradezu verzweifelt scheint Siegfried Abraham danach eine Gelegenheit gesucht zu haben, die Niederlande zu verlassen und legal eine sichere neue Heimat zu finden. „Wir hatten einen sehr guten Freund in der Schweiz, der kaufte für uns Visa von jedem südamerikanischen Staat“, erinnerte sich die alte Dame.¹⁷⁰ Diese seien ihnen auch ausgestellt worden, aber alle wieder verfallen. „Im letzten Moment hat mein Mann ihm geschrieben und ihn gebeten, es noch einmal zu versuchen, weil wir nach dem Krieg auswandern wollen.“¹⁷¹ Es sei dem Freund gelungen, Visa von Haiti besorgt. „Und diese Visa haben unser Leben gerettet“ – obwohl die Papiere da schon nicht mehr gültig waren.¹⁷²

Mit dem Einmarsch der Deutschen in den Niederlanden am 10. Mai 1940 hatte sich die Lage der jüdischen Bewohner zunehmend verschlechtert. Nach deutschem Beispiel wurden die Menschen im öffentlichen Leben isoliert und ausgegrenzt. Jüdische Beamte verloren ihre Positionen, Ärzte, Rechtsanwälte und Notare durften ihre Patienten nicht mehr behandeln, die Mandanten nicht mehr beraten.¹⁷³ Gaststätten, Schwimmbäder, Parkbänke, Kinos: immer mehr Orte wurden verboten. „Man spürte als Jude, vor allem, nachdem wir den Stern tragen mussten, dass man immer ein visuelles Objekt war. Man war immer in Gefahr“ – so hatte Henry Abraham bereits als Kind gelernt, die Restriktionen penibel einzuhalten.¹⁷⁴ Längst häuften sich auch die Todesmeldungen aus deutschen Konzentrationslagern, in die nach der ersten Razzia in Amsterdam Ende Februar 1941 die

166 Ebd., TC 1/0:24:40 ff

167 In Chemnitz wurden am 25. September 2013 Stolpersteine für den 1883 geborenen Leopold Steinhardt, Besitzer einer Trikotagenfabrik, und seinen 16-jährigen Sohn Hans Adolf Steinhardt verlegt, die beide am 18. November 1939 beim Untergang der „Simon Bolivar“ ums Leben kamen. Ehefrau Erna Steinhardt und Tochter Lily Mirjam überlebten die Katastrophe (www.chemnitz.de/chemnitz/de/unsere-stadt/geschichte/stolpersteine/stolpersteine_13_09_25.html). (Abgerufen am 3. Dezember 2020) Ob es sich dabei um die Familie handelt, an die Siegfried Abraham die Schiffspassagen weitergeben hat, steht nicht fest.

168 www.shipstamps.co.uk/forum/viewtopic.php?f=2&t=9447. (Abgerufen am 3. Dezember 2020).

169 Abraham, Gerda, Interview (wie FN 7), TC 1/25:55 ff.

170 Ebd., TC 1/0:26:02 ff.

171 Ebd., TC 1/0:26:30 ff.

172 Ebd., TC 1/0:26:50 ff.

173 Happe, Viele falsche Hoffnungen, S. 63 ff.

174 Abraham, Henry, Interview (wie FN 8), TC 1/0:14:50 ff.

festgenommenen Juden verbracht worden waren.¹⁷⁵ Mittlerweise war ein „Jüdischer Rat“ gegründet worden, der als Ansprechpartner der Besatzer „ihre Befehle und Anordnungen weitergeben und umsetzen sollte“.¹⁷⁶



Abb. 6: Glückliches Beisammensein: Gerda und Siegfried Abraham mit ihren beiden Kindern Henry und Ruth in Amsterdam. Foto: Privatbesitz

175 Happe, Viele falsche Hoffnungen, S. 71.

176 Ebd., S. 74.

Als selbstständiger Bankkaufmann konnte auch Siegfried Abraham seinen Beruf nicht mehr ausüben. Obendrein musste die Familie Anfang 1942 in das Ghetto der Stadt ziehen.¹⁷⁷ Und einige Monate später begannen auch die systematischen Deportationen der niederländischen Juden in den Osten. Dank der rechtzeitig erworbenen haitianischen Pässe wurden die Abrahams mehrfach „zurückgestellt“, berichtete Henry Abraham.¹⁷⁸ Zumal sein Vater freiwillig für den „Jüdische Rat“ im „Durchgangslager“ Westerbork gearbeitet hat. „Das ging immer für zwei Wochen, dann durfte er drei Tage nach Hause kommen, und musste dann wieder arbeiten.“¹⁷⁹ Eingesetzt wurde er dort in der Registratur, er wusste folglich, was mit den Männern, Frauen und Kindern geschah.¹⁸⁰ Im Mai 1944 aber wurde Gerda Abraham mit ihren beiden Kindern abgeholt und ins Gefängnis eingeliefert, in dem sie ihren Mann wiedertraf. Von dort ging es nach mehreren Tagen weiter nach Westerbork. Die haitianischen Papiere verhinderten, dass die Familie in einen Transport nach Auschwitz kam. Die Vier wurden am 19. Mai 1944 als „Austauschjuden“ ins rund 280 Kilometer entfernte Bergen-Belsen gebracht.¹⁸¹

In dem KZ in der Lüneburger Heide hatte die SS im Frühjahr 1943 neben einem bestehenden Kriegsgefangenenlager ein „Aufenthaltslager“ eingerichtet, in dem ausländische Juden „griffbereit“ gehalten wurden, um sie gegen Devisen oder im Ausland internierte deutsche Zivilisten austauschen zu können.¹⁸² „Als ‚ausländische Juden‘ galten nur solche Juden, die die Staatsbürgerschaft eines Landes hatten, das entweder zu den unbesiegten Kriegsgegnern des Deutschen Reiches gehörte, einen neutralen Status hatte oder aber zu den Verbündeten der Achsenmächte gehörte.“¹⁸³ Eingebunden in diesen nationalsozialistischen „Menschenhandel“ waren auf deutscher Seite das Auswärtige Amt ebenso wie der „Reichsführer SS“ Heinrich Himmler mit seinem ausgedehnten Apparat und das Reichssicherheitshauptamt. Beteiligt waren darüber hinaus die Regierungen Großbritanniens, verschiedener süd- und mittelamerikanischer Staaten, die Verantwortlichen in Palästina und – nach dem Kriegseintritt der USA – auch die Regierung in Washington, jüdische Organisationen und einzelne Unterhändler.¹⁸⁴ Allerdings stellt die Historikerin Alexandra Wenck klar, dass die Westmächte kein übermäßiges Interesse an einer Einreise größerer Gruppen gehabt haben. Zu massiv waren offenbar die Bedenken wegen möglicher Schwierigkeiten mit der eigenen Bevölkerung sowie die Rücksichtnahme auf andere außenpolitische Interessen.¹⁸⁵

177 Abraham, Gerda, Interview (wie FN 7), TC 3/0:16:50 ff.

178 Abraham, Henry, Interview (wie FN 8), TC 1/0:20:30 ff.

179 Ebd., TC 1/ 0:27:55 ff.

180 Abraham, Gerda, Interview (wie FN 7), TC 3/0:16:50 ff.

181 Bergen-Belsen. Kriegsgefangenenlager 1940-1945. Konzentrationslager 1943-1945. Displaced Persons Camp 1945-1950. Katalog der Dauerausstellung, Stiftung Niedersächsische Gedenkstätten, Göttingen 2009, S. 156 f.

182 Wenck, Alexandra, Zwischen Menschenhandel und „Endlösung“. Das Konzentrationslager Bergen-Belsen, überarbeitete Neuauflage, Berlin 2020, S. 57.

183 Ebd., S. 401.

184 Ebd., S. 58 ff.

185 Ebd., S. 414.

Siegfried Abraham und seine Familie wurden im „Sternlager“ untergebracht, das nach dem gelben Stern benannt war, den die Häftlinge auf ihrer Zivilkleidung tragen mussten.¹⁸⁶ Dort wurden sie getrennt, Gerda Abraham wurde mit den Kindern in einer Frauenbaracke untergebracht, ihr Ehemann in einer Männerbaracke. „Mein Vater war in einem sogenannten Schuhkommando“, erinnerte sich Henry Abraham. Die Männer mussten die abgenutzten Stiefel der Wehrmacht auseinander trennen. Seine Mutter war zum Putzen der Unterkünfte eingeteilt worden.¹⁸⁷ Ausführlich berichtete er von den überfüllten Baracken, dem ständigen Hunger und den brutalen Übergriffen eines Wächters sowie eines Kapos, unter dem auch Siegfried Abraham leiden musste. Weil es im Winter sehr kalt gewesen sei, „haben wir die Wäsche rausgehängt mit Läusen, und die Läuse sind alle erfroren“.¹⁸⁸ Eiskalt war es aber auch in den Unterkünften, in denen es keine Heizung gegeben habe. Zudem seien die Lebensbedingungen immer schwieriger geworden. „Es kamen immer mehr Leute und es gab immer weniger zu essen“, schilderte der Psychologe. „Die Zustände im Lager waren grauenhaft.“ Denn Ende 1944 wurde Bergen-Belsen das Ziel der Transporte aus Konzentrationslagern nahe der Front.

Unterdessen hatten drei verschiedene Austauschaktionen mit Häftlingen des „Sternlagers“ stattgefunden, in welche die Regierung Großbritanniens und deren Mandatsverwaltung in Palästina sowie der USA involviert waren.¹⁸⁹ Und an einem „sehr kalten Abend“ im Januar mussten alle Häftlinge, die fremde Pässe oder Visa hatten, auf dem Appellplatz antreten.¹⁹⁰ Lagerärzte sollten die Transportfähigkeit überprüfen und auch Beamte aus Berlin wirkten an diesem Auswahlverfahren mit. Insgesamt 301 KZ-Insassen wurden ausgewählt und verließen Bergen-Belsen am 21. Januar 1945 in einem Personenzug des Deutschen Roten Kreuzes.¹⁹¹ Unter ihnen Siegfried und Gerda Abraham mit ihren Kindern Henry und Ruth. Die Fahrt ging zunächst nach Berlin, dann aber gen Süden in Richtung Schweiz. „Ich hatte euphorische Gefühle. Ich konnte es überhaupt nicht glauben, dass wir aus dieser Hölle herausgekommen sind“, beschrieb Henry Abraham sein Empfinden auf der Zugfahrt.¹⁹²

Damit aber waren die abgemagerten Menschen, die sich teilweise gesundheitlich in sehr schlechtem Zustand befanden, noch nicht in Sicherheit. Auf dem Territorium des Deutschen Reiches stoppte der Zug nämlich in Biberach und Ravensburg. Dort existierten zwei Lager für festgesetzte US-Amerikaner, die ebenfalls ausgetauscht werden sollten. „Diese erschienen den NS-Behörden offensichtlich die besser geeignete ‚Handelsware‘ zu sein als die ausgemergelten KZ-Häft-

186 Ebd., S. 210.

187 Abraham, Henry, Interview (wie FN 8), TC 1/0:56:05 ff.

188 Ebd., TC 2/0:22:30 ff.

189 Wenck, Zwischen Menschenhandel (wie FN 183), S. 210.

190 Abraham, Gerda, Interview (wie FN 7), TC 3/0:23:17 ff.

191 Gring, Diana; Müller, Peter, Die Transporte aus dem KZ Bergen-Belsen nach St. Gallen: Licht am Ende der Nacht, Celle 2019, S. 29.

192 Abraham, Henry, Interview (wie FN 8), TC 2/0:34:06 ff.

linge mit Pässen fraglicher Herkunft.“¹⁹³ Aus diesem Grund mussten 130 Männer, Frauen und Kinder wieder aussteigen und wurden in Internierungslager verfrachtet. Siegfried Abraham hatte sich derweil nützlich gemacht und dem Zugführer geholfen, die in Bergen-Belsen konfiszierten Gelder bei der Rückgabe in Dollar umzurechnen. „Die Deutschen wollten uns Dollar geben, um der Welt zu zeigen, wie nett, wie artig, wie zuvorkommend, wie höflich sie waren.“¹⁹⁴ Damit aber schien der Mann überfordert. „Mein Vater war Börsenhändler, der konnte das sogar im Kopf und hat ihm geholfen“, fasst Henry Abraham zusammen. Deshalb habe die Familie mit über die Grenze nach St. Gallen fahren dürfen. Begrüßt worden seien sie von Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten und untergebracht in provisorischen Quartieren: „In einem Pferdestall auf Stroh mussten wir liegen.“¹⁹⁵ Ebenso seien die „Austauschjuden“ darüber informiert worden, dass es ihnen nicht gestattet war, Kontakt nach draußen aufzunehmen. „Niemand durfte uns besuchen. Wir durften auch niemanden anrufen. Wir hatten da einen Freund, der hat sich sogar verkleidet, als Mönch und hat uns besucht. Als Mönch durfte er rein – derselbe Mann, der uns die haitianischen Pässe besorgt hat. Und dann haben die uns gesagt: Ihr habt genau fünf Tage und dann müsst Ihr verschwinden aus der Schweiz. Und wenn nicht, werdet Ihr sehen, was aus Euch wird.“¹⁹⁶

Denn die Behörden der Alpenrepublik wollten die einstigen KZ-Häftlinge so schnell wie möglich wieder loswerden. Nach wenigen Tagen ging es also zunächst weiter nach Genf. „Dort fand der Austausch statt“, schilderte Gerda Abraham, anschließend „wurden wir in einem sehr schönen Zug nach Marseille gefahren“.¹⁹⁷ Die Menschen gelangten in die französische Hafenstadt und erreichten „ein wundervolles Schiff“. Allerdings wurden mit der „M.S. Gripsholm“ nur die amerikanischen Staatsbürger mit echten Papieren nach New York überführt. Die Inhaber zweifelhafter Pässe – wie etwa von Haiti – „wurden in das UNRRA-Lager Philippeville in Algerien transportiert, wo sie am 9. Februar 1945 ankamen“.¹⁹⁸ Die „United Nations Relief and Rehabilitation Administration“ (UNRRA) war als Welthilfsorganisation im Oktober 1943 in den Vereinigten Staaten gegründet und 1945 von der UNO übernommen worden. Ihre zentrale Aufgabe war es, deportierte Menschen aus den Mitgliedsstaaten zu erfassen, zu betreuen und in ihre Heimatländer zu repatriieren.¹⁹⁹

Im „Camp Jeanne d’Arc“ lebten die Abrahams wiederum in einer Baracke, „ein Nagel in der Wand war für die Kleidung“, sagte Gerda Abraham. Und fügte hinzu: „Wir hatten ohnehin nichts. Aber zumindest waren wir frei.“²⁰⁰

193 Gring; Müller, Transporte aus Bergen-Belsen (wie FN 191), S. 31.

194 Abraham, Henry, Interview (wie FN 8), TC 2/0:32:45 ff.

195 Ebd., TC 2/0:33:00 ff.

196 Ebd., TC 2/0:36:23 ff.

197 Abraham, Gerda, Interview (wie FN 7), TC 3/0:27:56 ff.

198 Gring; Müller, Transporte aus Bergen-Belsen (wie FN 191), S. 34.

199 [www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/United_Nations_Relief_and_Rehabilitation_Administration_\(UNRRA\)](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/United_Nations_Relief_and_Rehabilitation_Administration_(UNRRA)). (Abgerufen am 4. Dezember 2020)

200 Abraham, Gerda, Interview (wie FN 7), TC 4/0:04:00 ff.

Erneut stellte sich für die vierköpfige Familie die Frage der Visa für die Vereinigten Staaten. „Wir schrieben ständig und schließlich erhielten wir Pässe von den Franzosen.“²⁰¹ Das erlaubte ihnen, nach Algier umzuziehen, wo sie noch einige Monate in einem Hotel ausharrten, bevor sie mit der „SS Nelson Dingley“ am 14. Dezember 1945 endlich Richtung Amerika abfuhren. „Wir waren drei Wochen unterwegs auf einem dieser Liberty-Frachter und die hatten die Tendenz, in der Mitte durchzubrechen.“²⁰² Von diesem Unheil blieben die Passagiere zwar verschont, doch als das Schiff in einen schrecklichen Sturm geriet, brach im Maschinenraum ein Feuer aus. „Da dachten wir wieder, dass das Ende gekommen ist. Aber die haben das Feuer irgendwie gelöscht.“²⁰³ Am 3. Januar 1946 gingen Siegfried und Gerda Abraham mit ihren beiden Kindern Henry und Ruth in Baltimore von Bord.²⁰⁴

5. Flucht von Gießen nach Brasilien

Der Viehhandel hatte in der jüdischen Familie eine erkennbare Tradition. Und diese hat offenkundig nicht erst mit den geschäftlichen Aktivitäten von Süßmann Abraham begonnen.



Abb. 7: Endlich frei: Henry und Ruth Abraham (vorn rechts) mit anderen Kindern aus dem „Austausch“ im UNRRA-Lager in Philippeville. Foto. Privatbesitz.

201 Ebd., TC 4/0:07:50 ff.

202 Ebd., TC 5/0:09:15 ff.

203 Abraham, Henry, Interview (wie FN 8), TC 2/0:50:25 ff.

204 Privataarchiv Hildegard Abraham.

Denn schon sein Vater Abraham wird – genau wie er – in amtlichen Dokumenten als „Handelsmann“ aus Katzenfurt bezeichnet.²⁰⁵ Sohn Karl konnte sich ebenfalls erfolgreich in diesem Gewerbe etablieren. Zudem waren die beiden Töchter Paula und Meta mit Viehhändlern verheiratet. Nach dem frühen Tod der Älteren hat sich die Spur ihres Witwers in den Familiendokumenten verloren. Der Gatte der ein Jahr jüngeren Schwester wiederum hat sich kurz vor der Hochzeit mit einem „Viehhandel im Kleinen“ in Gießen selbständig gemacht und lebte gemeinsam mit Meta in der Steinstraße 15.²⁰⁶ Wenngleich die Gewerberegister einige unternehmerische Veränderungen verzeichnen, scheint es den Löwenbergs finanziell zunächst recht gut gegangen zu sein.²⁰⁷ Mit dem Mediziner Dr. Max Steinreich hat sich ihre Tochter Brigitte zwar für einen Ehemann aus einem ganz anderen Tätigkeitsbereich entschieden, seine beruflichen Aussichten deuteten indes gar auf einen gesellschaftlichen Aufstieg hin. Die Nationalsozialisten setzten jedoch all den Hoffnungen der Löwenbergs und Steinreichs auf eine glückliche Zukunft in der Heimat ein jähes Ende. Brigitte und Max Steinreich emigrierten deshalb im Juli 1937 nach Brasilien.²⁰⁸ Zwei Jahre später folgten ihnen Meta und Max Löwenberg, der durch die Deportation nach Buchenwald hatte brutale Misshandlungen der KZ-Wärter erdulden müssen.²⁰⁹ Ihr Leben konnten die Vier durch die Flucht nach Südamerika retten, doch ähnlich wie bei Karl Abraham bestätigen die Dokumente in ihren Entschädigungsakten, dass sie im Exil gleichermaßen mit überaus unsicheren Verhältnissen zurechtkommen mussten. Rechtsanwalt Dr. Curt Graf, den der Kaufmann in Sao Paulo beauftragt hatte, seine Entschädigungsansprüche geltend zu machen, legte im April 1954 in dem langwierigen Schriftverkehr mit dem zuständigen Regierungspräsidium Darmstadt dar, dass „die Familie ein aeußerst bescheidenes Leben fuehrt“ und ein „Mangel an Geldmitteln“ bestehe.²¹⁰

Das 1910 gegründete Gewerbe hat Max Löwenberg ab Oktober 1919 für fast eine Dekade auf den Handel mit Pferden spezialisiert. Sein sieben Jahre jüngerer Bruder Joseph engagierte sich ebenfalls im An- und Verkauf von Tieren. Zunächst an der Westanlage, später an der Nordanlage und damit ganz in der Nähe des Bruders. Also beschlossen die Beiden, sich zusammenzutun und zum 1. Januar 1929 die offene Handelsgesellschaft „J. & M. Löwenberg“ zu gründen. Die Geschäfte haben sich mehr als günstig entwickelt, für 1934 konnte sogar eine zusätzliche Arbeitskraft beschäftigt werden. Allerdings musste Max Löwenberg im Mai den Tod des Bruders verkraften und die Firma als alleiniger Inhaber leiten.²¹¹ Überdies setzten ihm die immer aggressiveren politischen Rahmenbedingungen

205 HStAMR, Bestand 905, Nr. 885, Standesamt Gießen, Heiratsnebenregister 1885, S. 82.

206 Müller, Juden in Gießen (wie FN 1), S. 388.

207 HHStAWI, Bestand 511, Nr. 45761, Entschädigungsakte Max Löwenberg, Bl. 20.

208 HHStAWI, Bestand 511, Nr. 13749, Entschädigungsakte Dr. Max Steinreich, Bl. 3. Antragstellerin ist seine Frau Brigitte, da der Mediziner bereits am 30. März 1950 verstorben ist.

209 Entschädigungsakte Max Löwenberg (wie FN 207), Bl. 20.

210 Ebd., Bl. 57.

211 Ebd., Bl. 29.

spürbar zu. „Infolge der Nazigesetzgebung kam das Geschäft allmählich zum Erliegen. Bereits wohl Ende 1933 wurde durch Anordnung der Stadtverwaltung Giessen den jüdischen Viehhändlern das Betreten des Schlachthofes untersagt, ein Vorgehen, das sich als ungemein schädigend erwies und schliesslich zum Zusammenbruch des Geschäftes führte“, fasste sein Rechtsanwalt zusammen.²¹²

In Hessen, insbesondere im ländlich strukturierten Oberhessen, war der Viehhandel von großer Bedeutung. Folglich intensivierten die kommunalen Behörden, Parteifunktionäre sowie Teile der Bauernschaft ihre Anstrengungen, um Juden auch aus diesem Bereich zu verdrängen. Anscheinend sahen sich aber nicht alle Kunden durch Appelle und Drohungen dazu verpflichtet, ihre – teilweise seit vielen Jahren gewachsenen – Kontakte aufzugeben. „Wie die zahlreich überlieferten Parteigerichtsverfahren beweisen, ließen sich sogar Bauern, die Mitglieder der NSDAP waren, vielfach nicht von Geschäften mit jüdischen Viehhändlern abhalten.“²¹³ Mit kleinlichen Schikanen, der Einführung „judenfreier Viehmärkte“ und der gezielten Kriminalisierung wurde versucht, die lange geachteten Kaufmänner zu diskreditieren. Dennoch scheinen jüdische Händler auf dem Gießener Viehmarkt bis Mitte 1935 „relativ unangefochten“ ihre Geschäfte haben betreiben können.²¹⁴ Ende 1936 wurde dann von den städtischen Behörden in der Lahnstadt erwogen, Juden den Wandergewerbeschein oder die Gewerbelegitimationskarte wegen „Unzuverlässigkeit“ zu entziehen. Noch aber hielten „mutige Richter“ dagegen.²¹⁵ Letztlich mischte sich gar das NS-Hetzblatt „Der Stürmer“ ein und veröffentlichte 1937 ein Schreiben eines „Herr Morr[n] von der Viehverwertungs-genossenschaft aus Butzbach“, der sich über die „Gestalten der Gießener Viehjuden“ ereiferte.²¹⁶ Doch mit der Entziehung der Gewerbebescheine wurden die Transaktionen endgültig unterbunden. Allerdings musste der Viehmarkt in Gießen wegen der Maul- und Klauenseuche ohnehin am 27. Oktober 1937 geschlossen werden. Bis zum Beginn des Krieges wurde er auch nicht mehr geöffnet.²¹⁷

In einer eidesstattlichen Erklärung ergänzte Max Löwenberg daher im Dezember 1954 die Angaben seines juristischen Vertreters: „Ich lebte von meinem noch vorhandenen Kapital. Andere Einnahmen ausser meinem Geschäft hatte ich nicht.“²¹⁸

212 Ebd., Bl. 5.

213 Kropat, Wolf Arno, Die hessischen Juden im Alltag der NS-Diktatur 1933-1939, in: Neunhundert Jahre Geschichte der Juden in Hessen. Beiträge zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben, (Veröffentlichungen der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen), Wiesbaden 1983, S. 421.

214 Breitbach, Michael, Harrach, Eva-Marie Gräfin von, Prillwitz, Günther, Der Ausschluss der Juden aus den Giessener Märkten. Eine Untersuchung über das Verwaltungshandeln im Nationalsozialismus – zugleich ein Beitrag zur Geschichte des jüdischen Kleinhandels in der nationalsozialistischen Zeit, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde NF 48 (1990), S. 222.

215 Heyne, u.a., Judenverfolgung in Gießen (wie FN 70), S. 75 f.

216 Ebd., S. 77.

217 Breitbach, Harrach, Prillwitz, Der Ausschluss der Juden (wie FN 214), S. 235.

218 Entschädigungsakte Max Löwenberg (wie FN 207), Bl. 20.

Wie sein Schwager in Schenkklengsfeld wurde auch der Mann von Meta Löwenberg von den Nationalsozialisten festgenommen und deportiert – allerdings unmittelbar im Zusammenhang mit der Reichspogromnacht. „Im November 1938 wurde ich in das KZ Buchenwald verbracht, wo ich 18 Tage verblieb. Während des Aufenthaltes wurde ich in brutalster Weise misshandelt, Schläge auf den Kopf führten zu einem Ohrleiden.“ Diese Folge konnte offenbar durch eine Operation nach der Rückkehr nach Gießen „etwas behoben“ werden, eine „gewisse Schwerhörigkeit“ aber habe weiterhin bestanden. „Weit schlimmer ist aber, dass die Verhaftung und die sich anschliessenden Misshandlungen mich herzleidend machten; ein Umstand, der mich dann leider fuer immer arbeitsunfähig machte.“²¹⁹

Es existiert keine Überlieferung, dass sich die beiden Männer nach ihrer Rückkehr nach Gießen – zumindest heimlich – über ihre furchtbaren Erlebnisse ausgetauscht haben.

Zur Schwester Meta geben die Unterlagen ebenfalls beinahe keine Hinweise preis. Weder über ihre Kindheit in Ehringshausen, noch über den Alltag als Ehefrau und Mutter in Gießen. In den Entschädigungsakten wird sie allenfalls als „Hausfrau“ erwähnt. Ein unvergesslicher Moment aber wird ohne Zweifel die Geburt ihres einzigen Kindes Brigitte am 1. August 1911 für die damals 23-Jährige gewesen sein.²²⁰ Während Recherchen zu Schulbesuch und möglicher Ausbildung der Tochter der Löwenbergs noch ausstehen, hat deren Ehemann deutlich sichtbare Spuren hinterlassen.



Abb. 8: Von Tarnow über Berlin nach Gießen: Max Steinreich und seine Brüder Oscar und Emil (von links) auf einer Aufnahme, die Ende 1914 entstanden ist. Foto: Stadtarchiv Gießen

219 Ebd.

220 Müller, Juden in Gießen (wie FN 1), S. 388.

Geboren wurde Max Steinreich am 28. Januar 1897 in Tarnow in Galizien, als jüngster Sohn des Kaufmanns Aron Steinreich und seiner Frau Sidonie. Seine Brüder Emil und Oscar kamen 1880 und 1883 zur Welt, waren also deutlich älter. Über Berlin zog die Familie um die Jahrhundertwende nach Gießen, wo eine Eierhandlung in der Lindengasse ihre wirtschaftliche Grundlage bildete.²²¹ Max besuchte zunächst das Landgraf-Ludwigs-Gymnasium sowie danach das Realgymnasium. „Von hier aus ging ich mit Oberprimareife als Kriegsfreiwilliger ins Feld, wo ich bis Oktober 1917 blieb“, fasste er handschriftlich seinen Lebenslauf für die Promotionsakte der Gießener Universität zusammen.²²² Und: „Damals bekam ich krankheitshalber einen achtmonatlichen Urlaub.“ Als „externer Kriegsteilnehmer“ Abb. 8: Von Tarnow über Berlin nach Gießen: Max Steinreich und seine Brüder Oscar und Emil (von links) auf einer Aufnahme, die Ende 1914 entstanden ist. Foto: Stadtarchiv Gießen. legte er im Dezember 1917 die Reifeprüfung ab und immatrikulierte sich zum Wintersemester 1917/18 an der Ludoviciana für Medizin. 1925 promovierte er mit einer Arbeit über „Die Behandlung der Lungenblutung“.²²³ Von 1927 bis 1933 stand der junge Arzt „im Dienst des früheren Landes Hessen, zuletzt bei der Heil- und Pflegeanstalt Alzey“, heißt es in seiner Entschädigungsakte.²²⁴ In dem Brief vom 16. November 1953 führt wiederum Rechtsanwalt Curt Graf aus, dass nach dem Amtsantritt vor allem die Juden aus dem Staatsdienst entfernt werden sollten. „Namentlich in Hessen fanden seit Ende Februar 1933 bereits brutale Handlungen gegen Juden statt, die deren Leben und persönliche Sicherheit gefährdeten.“²²⁵ Das habe auch Max Steinreich bald an seinem Arbeitsplatz zu spüren bekommen. „Das Benehmen seiner Mitarbeiter ging darauf hinaus, seine Stellung unhaltbar zu machen.“²²⁶ Da er diese Zustände als bedrohlich eingestuft habe, sei ihm klar geworden, dass er aus seiner Position vertrieben werden solle. Aus diesem Grund habe er Rücksprache mit dem Leiter der Heil- und Pflegeanstalt gehalten. „Dieser Herr legte ihm nahe, um weitere Unannehmlichkeiten zu vermeiden, aus dem Dienst zu scheiden.“²²⁷ Obwohl der Nervenarzt erst 1929 die Prüfung als Amtsarzt absolviert hatte und unbedingt im Staatsdienst bleiben wollte, habe er den Dienst quittiert. Zu diesem „freiwilligen“ Ausscheiden sei er durch die Verfolgungsmaßnahmen der Nationalsozialisten gedrängt worden. Nach „seiner Entlassung“ habe er im April 1933 die Tätigkeit als Facharzt für Nerven- und Gemütsleiden in der Frankfurter Straße in Wetzlar fortgesetzt. Seine Selbständigkeit sei zunächst vielversprechend angelaufen und womöglich hat Max Steinreich gehofft, damit die Bedrohungen hinter sich gelassen zu haben. Immerhin heiratete er vier Monate später die 22-

221 Ebd., S. 618. Dort ist mit Verweis auf die Polizeikartei vermerkt, dass die Familie 1896 nach Gießen gekommen sei. Dann müsste ihr jüngster Sohn an der Lahn zur Welt gekommen sein. Er selbst nennt aber Tarnow als Geburtsort.

222 Universitätsarchiv Gießen, Med. Prom. Nr. 1349, Bl. 10.

223 Ebd.

224 Entschädigungsakte Max Steinreich (wie FN 208), Bl. 10.

225 Ebd., Bl. 4.

226 Ebd.

227 Ebd.

jährige Brigitte Löwenberg, die von Gießen zu ihm in die nahegelegene Lahnstadt zog. „Der zunehmende Druck liess jedoch die Praxis nicht zur Entwicklung kommen.“²²⁸ Seine Ehefrau erinnerte sich im Oktober 1962: „In der Eigenschaft als Kriegsteilnehmer hatte die Ärztekammer die Zulassung zur Krankenkasse versprochen, jedoch kein Wort gehalten.“²²⁹ Mangels anderer beruflicher Perspektiven und sicherlich auch aus Angst vor weiteren Zwangsmaßnahmen der Machthaber gegen die jüdische Bevölkerung entschied sich das junge Ehepaar für die Emigration nach Brasilien.

Das südamerikanische Land war ab den 1920er Jahren angesichts der Einwanderungsbeschränkungen der USA, Kanadas oder Argentiniens zu einem attraktiven Ziel geworden. Bis 1930 strandeten dort fast 30.000 Juden aus unterschiedlichen Ländern und zwischen 1930 und 1939 nochmals etwa 17.500 Männer, Frauen und Kinder. „Schätzungen zufolge trafen zwischen 1934 und 1937 ungefähr 400 Juden aus Deutschland ein.“²³⁰ Zu ihnen zählten Brigitte und Max Steinreich. Warum das Paar sich für das Exil in Sao Paulo entschieden hat, kann anhand der Dokumente nicht nachvollzogen werden. Womöglich hatte der Mediziner Kontakte zu anderen Emigranten, vielleicht haben sie angesichts der wachsenden Zahl deutscher Flüchtlinge in dem fernen Land auf eine berufliche Zukunft vertraut. Auszuschließen ist auch nicht, dass es sich – wie bei den haitianischen Pässen der Verwandten in Amsterdam – um eine zufällige Fügung handelte.

Im Jahr 1933 hatte sich in Sao Paulo eine „Kommission zur Unterstützung von Flüchtlingen aus Deutschland“ gegründet, die Spenden sammelte für die juristische Beratung sowie die Erstversorgung der Neuankömmlinge.²³¹ Diesem positiven Signal für die bedrohten Menschen in Übersee stand 1937 eine sich verschärfende Einwanderungspolitik gegenüber. Bei den anstehenden Präsidentschaftswahlen hätte der amtierende Getulio Vargas gemäß der Verfassung nicht mehr kandidieren dürfen. Das Gerücht einer „jüdisch-kommunistischen Verschwörung“ nutzte er jedoch, um den Kriegszustand auszurufen, den Nationalkongress aufzulösen und dem Land eine neue Verfassung zu geben. „Damit begann die Diktatur des Estado Novo.“²³² Neu erlassene Einwanderungsgesetze erschwerten in diesem „Neuen Staat“ den schutzsuchenden Menschen die Einreise.

228 Ebd., Bl. 10.

229 Ebd., Bl. 22.

230 Cytrynowicz, Roney, Zur Geschichte der deutsch-jüdischen Gemeinden in Brasilien, in: Asmus, Sylvia; Eckl, Marlen (Hrsg.), „... mehr vorwärts als rückwärts schauen ...“ Das deutschsprachige Exil in Brasilien 1933-1945 (portugiesisch/deutsch), eine Publikation des Deutschen Exilarchivs 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek, Frankfurt 2013, S. 130.

231 Moreira, Pedro, Juden aus dem deutschsprachigen Kulturraum in Brasilien. Ein Überblick, in: Kotowski, Elke-Vera, Das Kulturerbe deutschsprachiger Juden. Eine Spurensuche in den Ursprungs-, Transit- und Emigrationsländern, Berlin 2015, S. 424.

232 Ebd., S. 429.



Abb. 9: Aufbruch in eine ungewisse Zukunft: Max Löwenberg auf dem Foto aus seinem Pass, mit dem er 1939 in Brasilien eingereist ist. Foto: Stadtarchiv Gießen

Meta und Max Löwenberg gelang es im August 1939 trotzdem, die Schwierigkeiten zu überwinden. Die Tatsache, dass sich die deutschen Flüchtlinge ein eigenes Gemeindewesen in der neuen Heimat aufbauten und untereinander Kontakt hielten, stimmte beide Ehepaare zunächst sicher zuversichtlich, zumal sich der frühere Viehhändler zeitweise ehrenamtlich in der Jüdischen Gemeinde engagierte.²³³ Gleichwohl machte sich bald Ernüchterung breit. Der promovierte Mediziner konnte seinen Beruf „infolge der hier bestandenen Gesetze nicht ausüben“, verdeutlichte Brigitte Steinreich. Mühselig habe er den Lebensunterhalt als „Autogen-schweisser und Krankenpfleger“ sowie durch illegale ärztliche Behandlungen ver-

²³³ Entschädigungsakte Max Löwenberg (wie FN 207), Bl. 20.

dient.²³⁴ „Die Jahre des Kummers und der Not sind nicht spurlos an ihm vorüber gegangen.“²³⁵

Auch ihr Vater konnte nicht mehr an vergangene Zeiten anknüpfen. „Ich habe seitdem keine Arbeit mehr tun koennen und werde hier von meiner verwitweten Tochter unterhalten. Sie ist Krankenpflegerin.“²³⁶ Trotz dieser zermürbenden und aussichtslosen Lage scheint eine Rückkehr nach Deutschland für Max und Meta Löwenberg nicht zur Diskussion gestanden zu haben. Ihre Tochter Brigitte hat sich einige Jahre nach dem Tod von Max Steinreich mit Joseph Wurmser vermählt, der von Worms über Konstanz nach Brasilien geflüchtet war.²³⁷

Vom Ertragen des Unerträglichen

Die erbarmungslose Jagd auf jüdisches Leben in Deutschland brachte herzzerreißende Verluste für die Abrahams aus Gießen. „Unsere Familie ist durch die verfluchten Nazihunde stark verkleinert“, schreibt Siegfried Abraham am 26. Juni 1945 aus dem UNRAA-Lager in Philippeville an den Sohn seines Bruders Karl in New York. Zu diesem Zeitpunkt wusste er offenbar bereits, dass Fanny Abraham ermordet worden war. „Deine liebe Oma werden wir leider nicht mehr zurücksehen und das Schicksal von Deinem Vetter Siegbert und Tante Clemmy ist mehr als ungewiss.“ Und so wie er versucht hatte, seine Geschwister mit ihren Lieben in Sicherheit zu bringen, war der inzwischen fast 46-Jährige bereits wenige Wochen nach Kriegsende bestrebt, an das einstige gute Miteinander wieder anzuknüpfen. „Ich möchte die kleine Familie, die wir noch sind, gern in grösster Freundschaft zusammenhalten“, teilt er Fred seinen Herzenswunsch mit. Und der Börsenmakler ergänzt: „Wir sind wie durch ein Wunder aus dem Konzentrationslager Bergen-Belsen errettet worden.“²³⁸ Rund sieben Monate später sollten sie sich in New York in die Arme fallen und künftig nicht allzu weit voneinander entfernt wohnen. „Sie waren sehr eng miteinander“, erzählt Hildegard Abraham.²³⁹ Über die Inhaftierung von Karl Abraham in Buchenwald und das schreckliche Ende des ältesten Bruders Adolf sei aber nie gesprochen worden. „Mein Schwiegervater war ein lieber und gutmütiger Mensch“, schildert sie. Aber nach Adolf durfte nicht gefragt werden. „Das war für ihn einfach zu schmerzhaft.“ Auch Ruth Abraham hat nicht mehr von ihren Erlebnissen und Empfindungen als kleines Kind berichtet und sich nach ihrer Hochzeit immer deutlicher

234 Autogenschweißer „führen Schweißarbeiten im Gasschweißverfahren“ aus und finden Beschäftigung unter anderem im Rohrleitungsbau. Im Gas-, Wasser- und Heizungsbau, bei Herstellern von Kesseln, Tanks und anderen Behältern, im Maschinen- und Fahrzeugbau sowie im Schiffsbau. www.berufenet.arbeitsagentur.de/berufenet/faces/index;BERUFENETJSESSIONID=mChcEuJRADBR8ac1eX5shd0t4FPz0pwZvZEPxNdj5HAqJxj5RBqa!-184246473?path=null/kurzbeschreibung&dkz=2068. (Abgerufen am 12. Dezember 2020)

235 Entschädigungsakte Max Steinreich (wie FN 208), Bl. 22.

236 Entschädigungsakte Max Löwenberg (wie FN 207), Bl. 20.

237 www.wurmserjuden.de/Biographien/Wurmser-I.html. (Abgerufen am 6. Dezember 2020)

238 Privataarchiv Hildegard Abraham.

239 Abraham, Hildegard, Interview mit der Verfasserin am 27. Oktober 2020.

zurückgezogen. Kontakte bestanden immerhin zu den Verwandten in Brasilien, im Familienarchiv finden sich einige wenige Grüße von „Gitty“ und „Seppel“ – offenkundig Brigitte und Joseph Wurmser. Es war den NS-Schergen also nicht gelungen, die Familie gänzlich zu zerstören.



Abb. 10: Eindrückliche Schilderungen: Henry Abraham hat der Gedenkstätte Bergen-Belsen im Oktober 2002 ein zweieinhalbstündiges Zeitzeugeninterview gegeben, das dort im Archiv angeschaut werden kann. Foto: Helwig/Gedenkstätte Bergen-Belsen

Einen Besuch in Deutschland, in Gießen oder in Ehringshausen aber hat auch von ihnen keiner mehr in Erwägung gezogen. „Meine Schwiegereltern wollten niemals mehr in Europa leben.“²⁴⁰ Doch für Henry Abraham war die deutsch-jüdische Kultur von großer Bedeutung. „Es hat ihn sein ganzes Leben umgetrieben, wie der Holocaust in diesem Kulturvolk möglich war.“²⁴¹ Der Sohn von Siegfried Abraham studierte in den USA wohl auch deshalb Sozialpsychologie und kehrte in den 1950er Jahren mit verschiedenen Stipendien als Dozent nach Deutschland zurück.

An der Universität in Heidelberg haben sich Henry und Hildegard Abraham 1966 kennengelernt. Und schon ein Jahr später begleitete ihn die junge Frau, die aus Bad Arolsen stammt, nach New York und arbeitet als Dolmetscherin bei den Vereinten Nationen. „Trotz ihres eigenen Schicksals trugen mein Mann und seine Eltern keinen Hass gegen Deutschland und ‚die Deutschen‘ im Herzen. Sie hatten

240 Helwig, „Austauschjuden“ (wie FN 4), S. 36.

241 Ebd.

deutsche Freunde und nahmen mich mit viel Wärme und Liebe auf“, betont Hildegard Abraham, deren Ehemann 2006 verstorben ist. Inzwischen beschäftigt sich die „dritte Generation“ mit der Geschichte der Familie. Ihr Sohn Raphael hat Kontakt zu den Kindern von Ruth Abraham und Verbindungen gibt es auch zu den Söhnen von Fred. „Es tut mir nur leid, dass ich meinen Schwiegereltern und meinem Mann nichts über die Gedenkstätte vor ihrem Haus in Gießen erzählen kann.“²⁴²

242 Ebd.

Der Kirchenkampf in den Gemeinden Oberhessens in der Zeit des Nationalsozialismus

KARL MÜLLER

1. Einleitung

Der Kirchenkampf ist das Geschehen der Auseinandersetzung zwischen den evangelischen Kirchen und dem vom Nationalsozialismus (NS) bestimmten Regime des Deutschen Reiches zwischen 1933 und 1945. Er umfasst vor allem vier Bereiche: 1) Die Auseinandersetzung der Bekennenden Kirche (BK) mit den sog. Deutschen Christen (DC); 2) die innerkirchliche Auflehnung gegen ein aufgezwungenes Kirchenregiment in der Deutschen Evangelischen Kirche (DEK); 3) die außerkirchlichen Eingriffe in die Kirche; 4) den Angriff des Evangeliums auf das totalitäre Regime des Dritten Reiches.

Der Kirchenkampf begann in einer Zeit, als die NS-Kirchenpolitik im Einzelnen noch nicht ganz klar war, jedoch insgesamt eine politisch brauchbare Kirche anstrebte. Die DC ihrerseits steuerten hingegen von Anfang an auf eine NS-christliche „Reichskirche“ (RK) zu. Sie wollten die nationale „Vollendung“ der Reformation, die Entfernung alles Undeutschen aus dem Gottesdienst und dem Bekenntnis, die „Entjudung“ des Evangeliums und der Kirche, die Abschaffung des Alten Testaments (AT) und ein „artgemäßes“ Christentum mit einer nordisch-heldischen Jesusgestalt.¹

Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau hat für die Zeit von 1933 bis 1945 eine Kirchenkampfdokumentation zwischen 1974 und 1995 herausgegeben, die sehr genau neben den Kämpfen in und mit den Kirchenleitungen besonders auch die Auseinandersetzungen in den einzelnen Gemeinden zur Darstellung bringt. Die Kirchenkämpfe in den verschiedenen Gemeinden Oberhessens sollen im Wesentlichen auf dieser Grundlage² nachgezeichnet werden, damit der Leser nicht nur von den Auseinandersetzungen in den oberen kirchlichen Gremien, sondern gerade auch von den mannigfachen Kämpfen in den Gemeinden erfährt. So soll im Folgenden sozusagen „Geschichte von unten“ zur Darstellung gebracht werden. Es wird dadurch deutlich werden, was auch gerade die einzelnen Pfarrer, Kirchenvorsteher und Gemeindeglieder – heute kaum noch vorstellbar – im sog. Dritten Reich um das Evangeliums willen gelitten und gestritten haben.

1 Wolf Sp. 1445-1446; vgl. Brunotte Sp. 738.

2 Weitere vertiefende Untersuchungen konnten in diesem Zusammenhang nicht über die im Literaturverzeichnis genannten Beiträge hinaus aufgearbeitet werden.

2. Der Kirchenkampf in Oberhessen

2.1 Die Tätigkeit der Deutschen Christen

Wie im übrigen Deutschland, so entfalteten die DC auch in Oberhessen ihre Tätigkeiten. Zu Beginn stand wohl die DC-Kundgebung am 15.08.1933 mit Pfarrer Karl Rühl/Reichelsheim³ und Dekan August Scriba/Eichelsdorf in Nidda, von der das Hessische Sonntagsblatt am 27.08.1933 berichtete: „Das gewaltige Erleben der größten Revolution des letzten Jahrhunderts stellt auch die Kirche vor neue Aufgaben. Volkstum und Rasse sind etwas Gottgewolltes“. „Die DC wollen das Führertum in der Kirche. Der Zusammenschluß zur Reichskirche muß erfolgen“.⁴ Der Referent dieser Tagung, Pfarrer Karl Rühl/Reichelsheim, ein äußerst entschiedener DC und Vertreter des Ortsbannführers der Hitlerjugend (HJ), stellte am 13.09.1933 Luther und Kant als Wegweiser zur rechten deutschen Freiheit vor die Seele. „Letztes Ziel ist, Deutschland zu retten“. „Auch für Adolf Hitler [ist] das Neue Testament [NT] die Quelle seiner Kraft“.⁵ Und am 30.01.1934 erklärte er weiter, der Führer habe durchaus ein Recht, Umdenken von uns zu fordern. „Der 30. Jan. 1933 ist ein unverdientes Geschenk des Himmels an das deutsche Volk und an dessen Kirche durch den Führer Adolf Hitler!“⁶ Karl Rühl und Kurt Davidson/Bad Vilbel, von dem noch zu reden ist,⁷ waren in den Orten Oberhessens die radikalsten Vertreter der DC, zu denen noch Pfarrer Hans Matthäus aus Ehringshausen zu rechnen ist, der am 05. 10.1933 gegenüber Prälat Diehl äußerte: „Ich bin Nationalsozialist seit 1922 und bin [...] für das Dekanat Grünberg Vertrauensmann der DC geworden“.⁸ Außerdem ist auf Pfarrer Alfred Mitzenheim⁹ in Crainfeld bei Lauterbach zu verweisen, der später in der evangelischen Gemeinde in Oppenheim eine schlimme Rolle spielen sollte und als äußerst radikaler DC der Richtung Hossenfelder bereits am 11.11.1934 bekundete: „Unter Umständen wird die Kirche staatsfrei werden, das heißt z. B. Abschaffung des Religionsunterrichts in der Schule“.¹⁰ Viele Christen und besonders auch Pfarrer hatten sich von den mancherlei Reden vom „positiven Christentum“ im Parteiprogramm der NSDAP, von einer „Reichskirche“, von der „Rettung Deutsch-

3 Karl Rühl war 1908 Pfarrverwalter in Wöllstein, 1909 Vikar in Kriegsheim, 1912 Pfarrer in Wingertshausen mit Eichelsachsen, 1922-1934 Pfarrer in Reichelsheim/Obh., wurde am 20.9.1934 Dekan des Dekanats Friedberg, 1935 Propsteivertreter des Landesbischofs für Oberhessen, war Sozialreferent der HJ und überführte die evangelische Jugend in die HJ.

4 Dok. 1 S. 72.

5 Dok. 2 S. 32.

6 Dok. 1 S. 183.

7 S. 296 f.

8 Dok. 1 S. 122.

9 Mitzenheim stammte aus Thüringen, gehörte zu den radikalen DC der Thüringer Richtung, Pfarrer in Crainfeld bei Lauterbach, 1938 Pfarrer in Oppenheim, war für „Entjudung“ der Bibel, sprach von den „drei Söhnen Gottes“ Christus, Luther, Hitler (!), die Beseitigung der Juden sei eine „weltgeschichtliche Notwendigkeit“, trennte sich aber bald von den DC.

10 Müller Alzey S. 192.

lands“ (wovor eigentlich? KM) und dem Neuen Testament als „Quelle der Kraft Hitlers“ blenden lassen und darum dem DC zugestimmt.

Es gab noch weitere Propaganda für die DC wie z. B. Landesbischof Dietrichs¹¹ Rede am 30.05.1935 in Kirtorf,¹² den noch darzustellenden Bischofstag in Münzenberg am 18.08.1935¹³ und den Bischofstag in Hungen am 01.09.1935.¹⁴ Nicht vergessen werden soll auch, was die Hessische Evangelische Vereinigung (= Friedberger Konferenz) im November 1934 äußerte, dass nämlich „durch das geniale Werk des Führers Staat, Reich und Nation vor den zerstörenden Auswirkungen eines heillosen demokratischen Systems gerettet“ wurden¹⁵ und dass die Dekanatskonferenz in Lich am 29.05.1940 von „diesen Tagen großer Entscheidungen und herrlicher Siege“ (!) sprach.¹⁶

2.2 Zeit der Unklarheit und des Übergangs zum Kirchenkampf

So fand am 29.04.1933 auf der Lutherischen Konferenz für Starkenburg eine Tagung der Glaubensbewegung Deutsche Christen statt, nach der Prof. Dr. Ernst Gerstenmaier vom Predigerseminar in Friedberg und Pfarrer Friedrich Heinzerling/Selzen¹⁷ den DC beitraten.¹⁸ Am 06.05.1933 kam es in Gießen im Otto-Eger-Heim zu einer Besprechung der Theologenschaft, an der u. a. die Theologieprofessoren Heinrich Bornkamm¹⁹ und Georg Bertram²⁰ sowie Bischof Otto

11 *1897, +1974; 1923 Pfarrer in Wackernheim, 1927 Pfarrer in Hamburg-Barmbeck, Heiligengeistkirche, 1932 Mitglied in NSDAP, 26.4.1934 Einführung als Landesbischof von Landeskirche Nassau-Hessen in Marktkirche Wiesbaden, legt am 18.5.1945 das Amt des Landesbischofs nieder, 6.6.1945 Ernennung zum Pfarrer an der Marktkirche in Wiesbaden.

12 Dok. 3,3 S. 494.

13 S. u. S. 268 f.

14 Dok. 4,2 S. 442.

15 Dok. 3,1 S. 158.

16 Dok. 7,3 S. 603.

17 1927-1959 Pfarrer in Selzen/Rhh., Mitglied der BK, leidenschaftlicher Theologe, unterrichtete auch die Oppenheimer Konfirmanden.

18 Dok. 1 S. 37.

19 *1901, +1977; ab 1927 Prof. für Kirchengeschichte in Gießen, 1933 Rektor der Universität in Gießen, Obmann im NS-Lehrerbund, gehörte zu den DC, die er aber nach dem 13.11.1933 verließ; Lutherforscher, 1935-1963 Präsident des Ev. Bundes; er nannte Hitler ein „Geschenk an unser Geschlecht“, sprach von „staatsmännischer Größe des Führers“; neben Treue zum Dritten Reich und Hitler findet sich bei ihm massive Kritik am Kurs der DC wie auch der BK und der Theol. Erklärung von Barmen von 1934, aber auch Protest gegen die Verunglimpfung der BK im „Stürmer“; 1948-1969 Prof. für Kirchengeschichte an Universität in Heidelberg.

20 *1896, +1979; 1925-1946 Prof. für Neues Testament in Gießen, im NS-Lehrerbund, NS-Dozentenbund, schrieb 1943, solange das Judentum bestehe, hätten sich die Völker gegen „das jüdische Parasitentum“ gewehrt, ab 1939 Mitarbeit im Institut zur Erforschung des jüdischen Einflusses auf das kirchliche Leben in Eisenach, dessen Leitung er ab 1943 übernahm; 1944 schrieb er, dieser Krieg sei „der Kampf des Judentums gegen Europa“; nach 1945 wollte Bertram die Weiterführung des Instituts durch die Thüringische Landeskirche bewirken, was nicht gelang, 1955-1965 Lehrbeauftragter der Theologie in Frankfurt/Main; zu Bertram s. Oliver Arnhold, „Entjudung“ – Kirche am Abgrund. 2010, S. 788 f.; zu Bertram s. auch nachfolgenden Beitrag Weise in diesem Band.

Dibelius aus Berlin teilnahmen, auf der Dibelius Gerstenmaiers²¹ Meinung, man müsse die DC zur theologischen Arbeit zwingen, entgegentrat und sagte, er könne aus Berlin von den DC Dinge erzählen, die Gerstenmaier in seiner Meinung irre machen würden.²² Wie falsche Hoffnungen im Blick auf die DC und den NS-Staat viele Menschen unsicher oder gar blind machten, erkennt man z. B. an Pfarrer Wilhelm Rau²³ in Dortelweil, der mit dem dortigen Ortsgruppenleiter der NSDAP (!) um die Personen feilschte, die in den Wahlvorschlag für die Wahl der evangelischen Gemeindevertretung aufgenommen werden sollten. Wenn Rau dabei eine unkirchliche Person ablehnte, widerstand ihm der Ortsgruppenleiter. Wilhelm Rau sagte: „Die Angst, gegen den Strom zu schwimmen, war schon so groß, daß kaum jemand gewagt hätte, nicht für den ‚Parteivorschlag‘ [der NSDAP] zu stimmen. So einigte ich mich mit dem Allgewaltigen auf Männer, die kirchlicherseits doch tragbar waren“.²⁴ Pfarrer Fritz Axt/Romrod hatte der Kreisleitung der NSDAP Alsfeld bereits seine Mitwirkung bei einer Weihnachts- und Werbeveranstaltung des Bundes deutscher Mädel (BDM), der HJ und des Jungvolks zugesagt, als jedoch verlautete, die Feier könne nur stattfinden, wenn Pfarrer Axt seine Beteiligung zurückziehe. Darüber aber war, wie es heißt, die Gemeinde „aufs höchste empört“. BDM, HJ und der Ortsgruppenleiter hingegen baten Pfarrer Axt, doch zur Feier zu erscheinen, was dieser dann auch tat. Er stellte in seiner Rede fest, seine Ablehnung sei eine Beleidigung der Kirche, Sabotage des Aufbauwerks des Führers und Beleidigung seiner Person.²⁵ Dekan Rudolf Widmann/Schotten²⁶ und Pfarrer Karl Knodt/Offenbach/Main²⁷ schickten am 26.11.1933 ein „Treuebekenntnis der hessischen evangelischen Pfarrer“ an den Reichsbischof „in heißem Dank und unmittelbarer Gefolgschaft“.²⁸ Andererseits erschien am 29.11.1933 die Meldung, dass die bei den DC in Hessen führenden Theologen der Gießener Universität, Prof. Heinrich Bornkamm und Prof. Ernst Haenchen,²⁹ ihre Beziehungen zur Berliner Reichsleitung (der DC) abgebrochen haben.³⁰

21 *1895; Ernst Gerstenmaier war 1921 Pfarrer der Petrusgemeinde in Darmstadt, seit 1927 Prof. am Predigerseminar Friedberg.

22 Dok. 1 S. 40 f.

23 Mitglied der BK, zweifelte aber am Weg der radikalen Dahlemiten.

24 Dok. 1 S. 71.

25 Dok. 2 S. 39.

26 Mitglied der NSDAP.

27 *1884; 1905 Pfarrer in Gießen, 1908 in Mainz, 1910 in Hopfmannsfeld, 1920 in Wimpfen, 1927 in Offenbach/Main, ab 1.4.1934 Propst für Oberhessen, am 26.11.1934 als Propst entlassen, am 8.8.1936 wieder im Amt bestätigt.

28 Dok. 1 S. 136.

29 *1894, +1975; 1926 Privatdozent für System. Theologie in Tübingen, 1933 o. Prof. für System. Theologie in Gießen, 1933 Dekan der Theol. Fakultät in Gießen, 1933 Mitglied der DC, die er aber nach dem 13.11.1933 verließ, am 13.2.1939 Eintritt in NSDAP, 1939 Prof. in Münster.

30 Dok. 1 S. 137.

2.3 Der Anlass zum Kirchenkampf in Oberhessen

Am Anfang des Kirchenkampfes standen die Kirchenvorstandswahlen vom 23.07.1933, aus denen die DC fast überall als Sieger hervorgingen. Die NS-Zeitung „Völkischer Beobachter“ hatte die evangelischen NSDAP-Parteigenossen zur Wahl der DC aufgerufen.³¹ Am 27.09.1933 war Ludwig Müller, Wehrkreispfarrer aus Königsberg, von der durch die DC beherrschten Nationalsynode zum Reichsbischof gewählt worden.³² Und am 28.11.1933 beschloss die Synode der Landeskirche Nassau-Hessen einstimmig, dass Reichsbischof Müller den bisherigen Prälaten der hessischen Landeskirche Wilhelm Diehl und den NS-Pfarrer Lic. Dr. Ernst Ludwig Dietrich von der Marktkirchengemeinde in Wiesbaden als Kandidaten zur Wahl als Landesbischof vorschlagen sollte. Die „braune“ Synode beschloss ohne jede Aussprache, Dietrich zur Berufung ins Landeskirchenamt vorzuschlagen, und am 6.2.1934 berief dann der Reichsbischof den NS-Pfarrer Dietrich zum Landesbischof der Evangelischen Landeskirche Nassau-Hessen.³³ Das war der Ausgangspunkt auch für den beginnenden Kirchenkampf in Oberhessen.

2.4 Die kleinen Anfänge des Kirchenkampfes in Oberhessen

Während Prof. Dr. Gerstenmaier vom Predigerseminar Friedberg glaubte, noch darauf hoffen zu können, die NS-Revolution leite „eine neue Epoche deutscher Geschichte“ ein und meinte, diese Revolution „muß radikal werden, d. h. sie muß dem Übel [welchem Übel? KM] an die Wurzel gehen“,³⁴ bedauerte Pfarrer Herrfurth/Rodenbach am 23.02.1934 im Schreiben an Oberkirchenrat Rudolf Zentgraf,³⁵ der zwar noch in der neuen Kirchenleitung Mitglied war und dort eine gemäßigte, auf Ausgleich trachtende Haltung vertrat, dass derselbe seines Dienstes enthoben worden sei. „Ich sehe aus all dem, daß, solange Sie noch etwas zu sagen haben, in unserer Kirche der verderbliche ‚deutsch-christliche‘ und für die Kirche verderbliche [...] staatlich-nationalsozialistische Kurs nicht hochkommen könnte“. „Und nun ist das Bollwerk, das Ihre Person gegen eine Unkirche bedeutet hat, umgestoßen“.³⁶ Einerseits erteilte die NSDAP in Schotten Dekan Widmann die Genehmigung, der Vereidigung der politischen Leiter der NSDAP beizuwohnen und nach Beendigung einen Gottesdienst zu halten,³⁷ und der Gauarbeitsleiter für allgemeine Pädagogik Studienrat Dr. Muth/Friedberg sprach über die „Grundlage der NS-Erziehung“.³⁸ Andererseits jedoch wurde Studienrat Pfarrer Rudolf

31 Grunwald S. 74.

32 Grunwald S. 73.

33 Müller Alzey S. 186.

34 Dok. 2 S. 144.

35 *1884, +1958; 1918-1920 Landesjugendpfarrer, 1925-1934 Oberkirchenrat und Superintendent von Rheinhessen; er trat stark für die Kandidatur Wilhelm Diehls zum Landesbischof ein und lehnte Dietrich ab, erklärte 1936 im Kirchenministerium in Berlin, dass sich Dietrich durch sein Verhalten weiter unmöglich gemacht habe und dass der Landeskirchenausschuss nicht mehr in der Lage sei, ihm irgendwelches Entgegenkommen zu zeigen.

36 Dok. 2 S. 191.

37 Dok. 2 S. 201.

38 Dok. 2 S. 229.

Marx/Darmstadt³⁹ durch eine Maßregelung von der EKNH nach Friedberg versetzt.⁴⁰ Gleichzeitig wurden im März 1934 strafversetzt die Pfarrer Karl Amborn/Braubach⁴¹ nach Horrweiler/Rhh., Georg Glock/Mainz nach Roßdorf, Rudolf Goethe/Darmstadt⁴² nach Offenbach/Main und Otto Page/Mainz⁴³ nach Büdingen/Obh.⁴⁴ Gegen Pfarrer Rudolf Marx wurde ein neues Disziplinarverfahren wegen einiger Äußerungen bei einer Versammlung in Gießen eingeleitet.⁴⁵

Es war eine Zeit der Unklarheiten, in der noch viele später aktive BK-Mitglieder in ihrer Haltung schwankten, in der z. B. Pfarrer Gustav Hanstein/Hermannstein noch Freude darüber zeigte, dass die männliche wie die weibliche Jugend, die sonst im BDM und der HJ mitmachten, zum Besuch des Heiligen Abendmahls „dienstfrei“ bekamen.⁴⁶ Und noch am 27.07.1934 richteten der Senior der Theologischen Fakultät Gießen Prof. D. Dr. Dr. Gustav Krüger,⁴⁷ Prof. D. Dr. Leopold Cordier,⁴⁸ Pfarrer Dr. Johannes Fritsch und Landgerichtspräsident i. R. Ludwig Neuenhagen an den Reichsbischof Müller ein Ergebenheitsschreiben, in dem sie – in Abgrenzung gegen den Landesbischof Dietrich – versicherten, dass „der hessische Pfarrstand in unbedingter Loyalität zum Führer unseres Volkes und zum Dritten Reich steht und von der Mission Adolf Hitlers für das deutsche Volk durchdrungen ist“:⁴⁹ „In unbedingter Loyalität“!

2.5 Bekennende Kirche im Entstehen

In dieser Zeit der Verwirrungen und falschen Hoffnungen musste es zu einer Gegenbewegung gegen die DC, deren Irrlehre und Verfälschung des christlichen

39 1897 Vikar in Mörfelden, 1898 Pfarrass. in Offenbach/Main, Bingen, 1899 Vikar in Wolfskehlen, 1901 Pfarrer in Lißberg bei Stockheim/Obh., 1903 in Walldorf, 1912 in Darmstadt, Nordbezirk, 1934 in Friedberg; auf seine Initiative hin erste Zusammenkunft des Pfarrernotbundes in Frankfurt/Main, auf Wunsch des Reichsstatthalters versetzt nach Friedberg, Disziplinarmaßnahmen gegen ihn wegen Äußerungen in Gießen.

40 Dok. 2 S. 221, 236.

41 Seit 1927 in Braubach, Gründer des Pfarrernotbundes, 1934 strafversetzt nach Horrweiler/Rhh.

42 *1880, +1965; 1920-1934 Pfarrer in Darmstadt, 1934-1944 in Offenbach/Main, 1946 in Roßdorf, Mitglied im Landesbruderrat der BK.

43 Anfang 1930 Jugendpfarrer in Mainz, wollte Film im Bibelkreis zeigen, aber HJ lehnte ab; daraufhin wollte Otto Page Dias über die Arbeit der Inneren Mission zeigen, aber die Staatspolizei löste die Veranstaltung auf, gegen Page wurde Anzeige erstattet, im März 1934 versetzte Dietrich ihn nach Büdingen.

44 Dok. 2 S. 221.

45 Dok. 2 S. 440; vgl. ebd. S. 431.

46 Dok. 2 S. 78.

47 *1862, +1940; 1889 a. o. Prof., 1891 o. Prof. in Gießen, 1902/03 und 1924/25 Rektor der Universität in Gießen, 1907-1933 Ephorus der Stipendiaten, trat aber aus Protest gegen die diskriminierende Einflussnahme des NS zurück, 1891-1927 Kirchenhistoriker in Gießen.

48 *1887, +1939; 1914-1917 Pfarrer in Eschelbronn/Baden, 1917-1922 in Franz.-ref. Gemeinde Frankfurt/Main, 1921 Gründer und Führer der Christdeutschen Jugend, 1922 Pfarrer in Elberfeld, 1925 Priv.-Doz. in Bonn, 1926-1939 Prof. für Praktische Theologie in Gießen.

49 Dok. 2 S. 381 f.

Glaubens und der Christusbotschaft kommen. An allem Anfang der sich langsam bildenden Bekennenden Kirche stand die Einladung zu einer Pfarrerversammlung in Frankfurt/Main am 31.07.1933, zu der alle hessischen und nassauischen Pfarrer eingeladen waren.⁵⁰ 23 Dekane lehnten Pfarrer Dietrich als Landesbischof ab.⁵¹ Am 10.01.1934 fand eine weitere Versammlung des Pfarrerrates der Kirchen von Hessen, Nassau und Frankfurt/Main statt, zu der Pfarrer Karl Trabant/Mainz⁵² und Pfarrer August Eckhard/Worms⁵³ einluden. Am 18.01.1934 meldeten sich bereits 77 Mitglieder des hessischen Pfarrernotbundes beim Pfarrernotbund in Berlin-Dahlem.⁵⁴ So kam es am 07.12.1933 bereits zur Gründung des Pfarrernotbundes in Hessen im Gemeindehaus der Johannesgemeinde in Darmstadt, zu der Pfarrer Marx/Darmstadt aufgerufen hatte.⁵⁵ Die erste Notbundtagung für Hessen, Frankfurt/Main und Nassau geschah am 11.12.1933 in Frankfurt/Main unter Anwesenheit der Pfarrer Karl Veidt⁵⁶ und René Wallau/Frankfurt/Main, Marx/Darmstadt, Trabant/Mainz, Berthold Eitel/Mainz-Weisenau⁵⁷, Feller⁵⁸, Merten⁵⁹ und Karl Schmidt/Wiesbaden.⁶⁰

Auch in Oberhessen wurde am 18.09.1934 ein Kreisbruderrat Oberhessen-Gießen gegründet, für den als Mitglieder bestimmt wurden: Prof. Roloff/Gießen,⁶¹ Lehrer Dr. Kammer/Villingen,⁶² Lehrer Deggau/Butzbach, Oberbaurat Kessel/Büdingen, Arzt Dr. Geißler/Grebenhain, Landgerichtspräsident Neuenhagen/Gießen, die Theologen Prof. Cordier/Gießen, Pfarrer Ausfeld/Gießen,⁶³ Lic. Dr.

50 Müller Alzey S. 188.

51 Dok. 1 S. 158.

52 1931-1956 Pfarrer des Paulusbezirks der Christuskirchengemeinde Mainz, 1956 Propst für Rheinhessen.

53 1925-1942 Pfarrer der Luthergemeinde Worms, 1934 führend im Pfarrernotbund in Rheinhessen, Oktober 1934 Mitglied im Bruderrat der BK.

54 Müller Alzey S. 188; vgl. Dok. 1 S. 169.

55 Dok. 1 S. 156; Dok. 9 S. 331.

56 1879, +1946; 1918 an Paulskirche Frankfurt/Main, 1925-1929 Pfarrer in Herborn, Prof. am Predigerseminar Herborn, 1934-1936 Vors. des Landesbruderrats, Dienststrafverfahren 10.10.1934, 1935 Strafversetzung nach Pfungstadt, die aber nicht befolgt wurde, 1935 Rede- verbot, Juni 1939 Pfarrer in Matthäusgemeinde Frankfurt/Main.

57 1934 versetzt von Mainz-Weisenau nach Wölfersheim/Obh., führend im Kirchenkampf in Oberhessen, 1935 Gestapohaft in Gießen, 1952-1963 Pfarrer in Franz.-ref. Gemeinde Offenbach/Main, Vertreter der reformierten Gemeinden im LGA, für 2 Jahre in der Kirchenleitung der EKHn.

58 Hans Georg Feller, Pfarrer und Missionsinspektor in Wiesbaden.

59 Willi Merten, Pfarrer an der Ringkirche in Wiesbaden, Vors. des BK-Pfarrerkonvents Wiesbaden.

60 Dekan des Dekanats Wiesbaden, Mitglied der NSDAP, Kreisleiter und Gauleiter der DC, Wendung zur BK, am 24.5.1934 Versetzung nach Alzey, führender Pfarrer im Kirchenkampf in Rhh.

61 Dr. Gustav Roloff, Universitätsprofessor in Gießen.

62 Kammer leitete 1924-1932 das Heim des Christdeutschen Bundes in Hohensolms, 1926-1928 Studien an Universität Gießen, gehörte zur BK; s. Dok. 1 S. 157.

63 Otto Ausfeld war 1907-1939 Pfarrer der Johannesgemeinde in Gießen.

Edmund Schlink/Gießen,⁶⁴ Pfarrer Paul Gerhard Schäfer/Bad Nauheim,⁶⁵ Pfarrer Peter Brunner/Ranstadt,⁶⁶ Pfarrer Knell/Herbstein, Pfarrer Theodor Hickel/Queck.⁶⁷ Am 23.05.1934 unterzeichneten 35 Lehrer der Theologie (an 11 Hochschulen) ein Protestschreiben, in dem sie erklärten, dass sie es für die unabweisbare Pflicht ihres Amtes hielten, „gegen den von der derzeitigen Kirchenregierung eingeschlagenen Weg der Neuordnung der DEK Einspruch zu erheben“.⁶⁸

Die evangelische Kirche in Oberhessen erwachte langsam und wurde in etlichen Gemeinden aktiv. Einer der Pfarrer, die an vorderster Stelle genannt werden müssen, war Hans-Friedrich Lenz/Münzenberg.⁶⁹ Er war noch am 30.05.1934 vom Landesbischof (LB) in die Synode berufen worden⁷⁰ und war von Dietrich gefragt worden: „Kamerad Lenz, Sie wollen bei uns keinen Dienst tun?“⁷¹ Es war aber in Lenz inzwischen zu einer entgegengesetzten Haltung gekommen, die aus seinem Schreiben vom 26.08.1934 – wahrscheinlich an Pfarrer Otto Lindenstruth/Butzbach – folgendermaßen zum Ausdruck kam: „Okt. 1934 schloß ich mich auf den Ruf der Dahlemer Botschaft (18. Okt. 1934!) der Bek. Kirche an“.⁷² Dabei äußert er noch behutsam, er habe sich zwischen die Fronten gestellt. „Wir wollen uns keiner kirchenpolitischen Richtung verschreiben“, um „zwischen den ... Fronten den so nötigen Frieden schaffen zu helfen“.⁷³ Danach kam es in Münzenberg wie im Filial Trais-Münzenberg am 31.10.1934 zur Verlesung der Dahlemer Botschaft der BK.⁷⁴ Eine erste Strafversetzung erlitt im Oktober 1934 Pfarrer Berthold Eitel/Mainz-Weisenau,⁷⁵ der zu einer wichtigen Person in der BK Oberhessen wurde und im Kreisbruderrat Hungen-Büdingen eine entscheidende Rolle

64 *1903, +1984; 1932 Pfarrer in Buchschlag, 1934 Hochschulpfarrer an Tech. Universität Darmstadt, 1934 Vorlesungen in Gießen, WS 1934/35 entlassen, 1935+1939 Priv.-Doz. In Bethel, Pfarrer in Dortmund an Marienkirche und Reinoldikirche, Pfarrer in Bielefeld an Neustädter Marienkirche, 1940 Redeverbot, 1945 Direktor des Predigerseminars Soest, 1946-1971 o. Prof. für System. Theologie in Heidelberg, 1953-1954 Rektor der Universität in Heidelberg.

65 Seit 1927 Pfarrer in Bad Nauheim, 1950 Dekan des Dekanats Butzbach, Mitglied der BK, nach 1947 in der Kirchenleitung der EKHN, stellv. Präses der Kirchensynode der EKHN.

66 *1900, +1981; 1927 Priv.-Doz. in Gießen, Pfarrer in Ranstadt, 1935 verhaftet, KZ Dachau, 1936 Dozent an Theol. Schule Elberfeld, 1947 Prof. für System. Theologie in Heidelberg, einer der führenden Köpfe der BK.

67 Dok. 2 S. 491; 1912-1934 Vorsteher des Elisabethenstifts in Darmstadt, weigerte sich, am 1. Mai zu flaggen, verbot Hitlergruß, predigte besonders über Texte des AT; s. Dok. 2 S. 491.

68 Dok. 2 S. 308 f.

69 *1885; 1930 Mitglied in NSDAP, bald im Pfarrernotbund, Herbst 1934 mit beiden Gemeinden Münzenberg und Trais-Münzenberg in BK, als NSDAP-Mitglied Ende 1935 im Landeskirchenrat, 1938 aus NSDAP ausgeschlossen, aktiv im Kirchenkampf in Oberhessen tätig zusammen mit Pfarrer Eitel/Wölfersheim.

70 Dok. 2 S. 335.

71 Dok. 2 S. 438.

72 Dok. 2 S. 441.

73 Ebd.

74 Dok. 3,1 S. 14; ein Filial ist eine weitere Gemeinde, die der Pfarrer neben seiner Gemeinde, in der sich das Pfarramt befindet, noch zu betreuen hat,

75 Dok. 2 S. 501.

spielen sollte. Versetzt wurde ebenso Pfarrer Wilhelm Bender/Nieder-Saulheim wegen Äußerungen in einer Predigt nach Düdelnheim.⁷⁶ Einerseits erklärte am 27.10.1934 Dekan Friedrich Clotz/Gronau,⁷⁷ wer die Erklärung, man soll der Kirchenleitung den Gehorsam aufkündigen, unterschreibe, werde vom Amt suspendiert,⁷⁸ andererseits äußerte Pfarrer Gustav Hanstein/Hermannstein am 28.11.1934: „Ich habe [...] keinen Grund, mich der Bekenntnisfront anzuschließen“.⁷⁹

2.6 Die Evangelisch-theologische Fakultät der Universität Gießen

Die Evangelisch-theologische Fakultät der Universität Gießen stand im Ruf der Liberalität und Unverbindlichkeit.⁸⁰ Zu ihr gehörten damals Wilhelm Rudolph⁸¹ (Altes Testament), Georg Bertram (Neues Testament), Heinrich Bornkamm (Kirchengeschichte), Ernst Haenchen (Systematische Theologie) und Leopold Cordier (Praktische Theologie). Die Stellung der einzelnen Professoren der Theologischen Fakultät in Gießen war im Übrigen recht disparat. Prof. Wilhelm Rudolph z. B., der Alttestamentler, spielte kaum eine Rolle im Kirchenkampf oder hielt sich ziemlich heraus. Und der bereits 1927 emeritierte Prof. Gustav Krüger, der Ephorus der Stipendiaten gewesen war, trat aus Protest gegen die diskriminierende Einflussnahme der NS von seinem Amt zurück. Er erhob sich in einer Senatssitzung am 14.6.1933 und suchte den heftig umkämpften Hochschulverband als das auf die „schiefe Ebene“ geratene „letzte Bollwerk“ professoraler Freiheit zu verteidigen.⁸² Im Blick auf die Theologische Fakultät ist zunächst festzuhalten, dass Prälat Dr. Wilhelm Diehl noch im Verordnungsblatt der hessischen Landeskirche auf einen Lehrgang der Theologischen Fakultät in Gießen zum Thema „Die theologische Besinnung auf Volkstum und Staat“ hinweisen konnte, der von den Professoren Bornkamm, Rudolph, Bertram, Haenchen und Cordier in Darmstadt und Gießen im Juni 1933 abgehalten würde.⁸³ In vielen Vorträgen und bei den Sitzungen der Kirchensynode bezogen die Professoren Bornkamm und Cordier sowie Prof. von Soden (Marburg) kritisch Stellung zur NS-Regierung. Am 16.1.1934 unterstützten 72 evangelische Theologieprofessoren und Privatdozenten eine Erklärung an Reichsbischof Müller, in der sie dessen Verordnung vom 4.1.1934 massiv kritisierten: „Die Verordnung gefährdet die Pflicht des Pfarrers, das lautere Evangelium ohne Menschenfurcht zu verkünden [...]. Sie setzt sich in Sachen der bischöflichen Autorität in Widerspruch zum Geist der Bekenntnisschriften“.⁸⁴ Bei all dem ist

76 Dok. 2 S. 501.

77 Propsteivertreter für die Pfarrerkameradschaft.

78 Dok. 3,1 S. 24

79 Dok. 3,1 S. 147.

80 Geißler 1 S. 48.

81 *1901, +1987; 1922 a. o. Prof. für AT in Tübingen, 1930-1946 Prof. für AT in Universität Gießen, 1946 Lehrauftrag an Universität in Marburg, 1949 Prof. für AT in Münster, 1958/59 Rektor der Universität in Münster.

82 Wriedt S. 399.

83 Wriedt S. 378.

84 Wriedt S. 379.

aber festzustellen, dass drei der Professoren (Bertram, Bornkamm, Haenchen) der Gruppe der DC beitraten, Mitglieder der NSDAP wurden (Haenchen erst 1939) und diese Partei auch durch Zugehörigkeit zum NS-Lehrerbund (Bertram, Bornkamm als Obmann) und NS-Dozentenbund (Bertram) unterstützten. Am entschiedensten äußerte dabei Bornkamm seine Bejahung des NS-Staates, indem er Hitler als „Geschenk an unser Geschlecht“ bezeichnete und von der „staatsmännischen Größe des Führers“ sprach. Am stärksten vom Antisemitismus bestimmt war Georg Bertram, der im „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ in Eisenach mitarbeitete, noch 1944 schreiben konnte: „Dieser Krieg ist der Kampf des Judentums gegen Europa“ und der nach 1945 die Weiterführung der Arbeit dieses Instituts bewirken wollte! Trotz des NS-linientreuen Dekans Prof. Haenchen verhielt sich die Fakultät lange Zeit vorsichtig kritisch zum NS-Regime, war also nicht blind dem NS-System ergeben. Als die Kirchensynode am 6. Juni 1934 zusammentrat, war Haenchen als Synodaler dabei als einer, „der offenbar als Mitglied der DC und später auch der NSDAP den ideologischen Anforderungen des nationalsozialistisch ausgerichteten Führungskreises entsprach“.⁸⁵

Ganz anders als die Stellung der Fakultät zum NS-Staat war ihre Haltung zum Kurs des Landesbischofs Dietrich in Darmstadt. So sehr drei der Gießener Theologieprofessoren leise in der Kritik am NS-Regime waren, in der Kritik an der kirchenzerstörenden Haltung der Kirchenregierung waren alle fünf Professoren sehr deutlich. Man muss dabei aber auch an das Dilemma der Gießener (wie auch aller anderen deutschen Theologieprofessoren) denken, einerseits der Heiligen Schrift und dem evangelischen Bekenntnis gegenüber gehorsam zu sein, andererseits aber dem Amtseid der staatlichen Beamten nicht zuwiderzuhandeln.⁸⁶ Die Theologische Fakultät stellte sich also mehrheitlich gegen den Kurs des Landesbischofs.⁸⁷



Abb. 1: Leopold Cordier (Zentralarchiv der EKHn)

⁸⁵ Wriedt S. 380.

⁸⁶ Wriedt S. 384.

⁸⁷ Wriedt S. 383.

Dietrichs Predigt bei seiner Einführung als Landesbischof in der Marktkirche zu Wiesbaden löste u. a. eine heftige Reaktion seitens Prof. Cordier aus. Dietrich drohte, die künftigen Pfarrer der Landeskirche dem Einfluss der Gießener Fakultät zu entziehen.⁸⁸ Seine Bedenken richteten sich besonders gegen die Professoren Bornkamm und Cordier. Die Fakultät als ganze schwieg nicht.

So geschah es, dass der doch NS-linientreue Prof. Dr. Ernst Haenchen am 02.11.1934 auf der Tagung der Kirchensynode als Dekan der Fakultät öffentlich erklärte: 1) Die gegenwärtige Synode ist nach kirchenrechtlichen und theologischen Grundsätzen unrechtmäßig. 2) Landesbischof Dietrich entbehrt des Vertrauens der Gemeinden. Er hat die Gemeinden durch ein in Deutschland einzig dastehendes Kirchenvorstehergesetz entmündigt und hat (...) Gewaltmaßnahmen eingeführt. „Die Theologische Fakultät kann ihn daher nicht als einen Bischof im evang. Sinne des Wortes ansehen“.⁸⁹ Am 08.11.1934 forderte der Landesbruderrat (LBR) in einem offenen Brief den LB zum Rücktritt auf. 9000 Personen haben sich am 7.11.1934 in Frankfurt/Main im Hippodrom, in der Katharinenkirche und der Dreikönigskirche der Erklärung der Theologischen Fakultät Gießen angeschlossen.⁹⁰ Am 08.11.1934 schloss sich die Dekanatskonferenz Alsfeld unter Dekan Karl Bernbeck der Erklärung an.⁹¹ Dekan Richard Sittel/Udenheim⁹² weist am 09.11.1934 darauf hin, dass die Kirche „heute unter dem Dietrichterror“ leidet.⁹³ Der Oberhessische Kreisbruderrat unter Prof. Cordier richtete am 12.11.1934 im Namen der Pfarrkonferenz der Propstei Oberhessen an Präses Koch/Berlin ein Schreiben, in dem er betonte: „Wie ganz Hessen ist auch Oberhessen in vollem Aufbruch“. „Wir verlangen den Rücktritt des Reichskirchenregiments“.⁹⁴

3. Größerer Kirchenkampf in den Gemeinden

3.1 Münzenberg und Trais-Münzenberg

Durch die Erklärung der Theologischen Fakultät Gießen erhielt der bereits hier und da in Oberhessen beginnende Kirchenkampf neuen Auftrieb und Energie. Noch im September 1934 war vom LB der Pfarrer Johannes Engel/Obbornhofen zum Dekan des Dekanates Hungen ernannt worden,⁹⁵ der einen Weg zwischen BK und DC suchte und – gemeinsam mit Kollegen – u.a. „Gehorsam gegen die Obrigkeit“ betonte,⁹⁶ ähnlich wie Pfarrer Peter Bock/Hungen,⁹⁷ der ebenso einen Weg zu Verhandlungen zwischen dem LB und der Bekenntnisfront zu bahnen

88 Wriedt S. 380.

89 Dok. 3,1 S. 40; Wriedt S. 382 f.

90 Dok. 3,1 S. 74.

91 Dok. 3,1 S. 77 f.

92 BK-Dekan des Dekanats Oppenheim, 1935 versetzt nach Ober-Beerbach/Odenwald.

93 Dok. 3,1 S. 81.

94 Dok. 3,1 S. 93 ff.

95 Dok. 2 S. 482.

96 S. Dok. 4,2 S. 238 f.

97 Mitwirkung beim Bischofstag des NS-Landesbischofs Dietrich in Hungen 1935, Anhänger Dietrichs.

hoffte.⁹⁸ Das waren jedoch vergebliche Versuche. Nach seiner zunächst vorsichtigen vermittelnden Haltung trat Pfarrer Hans-Friedrich Lenz/Münzenberg entschieden auf die Seite der BK.⁹⁹ Er schrieb am 13.11.1934 an Dekan Sittel/Udenheim/Rhh.: „In Oberhessen entreißen wir Gemeinde um Gemeinde dem Gewaltkirchenregiment. Das ganze Land brennt jetzt wirklich“. „Gestern war in Gießen eine große oberhessische Pfarrerversammlung, anwesend: 132 [Pfarrer]. Knodt legte sein Propstamt nieder“. „Sehr heftig gings her. Abstimmung: Alle Stimmen gegen das Reichskirchenregiment. 124 Stimmen gegen das Landeskirchenregiment, nur 8 dafür“. „Hier oben ist alles in hellstem Aufruhr. 6 Gemeinden haben sich [...] schon der Bekennenden Kirche angeschlossen. Im Laufe dieser Woche werden wir das ganze Dekanat Hungen gewinnen“. ¹⁰⁰ So fand am 10.12.1934 in Lich ein Kirchenvorstehertag mit Vertretern aus 30 Gemeinden statt, auf dem man sich „in großer Einmütigkeit“ für „den Weg synodaler Arbeit“ entschloss. So entstand an diesem Tag die Freie Bekenntnissynode im Dekanat Hungen. Zum vorläufigen Bruderrat gehörten am 10.12.1934 Pfarrer Berthold Eitel/Wölfersheim, Pfarrer Hans-Friedrich Lenz/Münzenberg und Lehrer Dr. Paul Kammer/Villingen.¹⁰¹

Am 07.01.1935 meldete Pfarrer Lenz in Frankfurt/Main: In Münzenberg gaben 559 und im Filial Trais-Münzenberg 188 Gemeindeglieder ihre Unterschrift für die BK. Rote Mitgliedskarten besitzen in Münzenberg 565 (= 93%) und in Trais-Münzenberg 192 (= 95%) der Gemeindeglieder.¹⁰² Wie sehr die BK-Gemeinde Münzenberg bereits innerhalb der BK ein fester Begriff war, kann man daran erkennen, dass 65 Gemeindeglieder der beiden bedrängten Gemeinden Bodenheim und Laubenheim bei Mainz sich am 02.06.1935 nach Münzenberg zu einem Treffen mit ihrem ehemaligen BK-Pfarrer Paul Zipp¹⁰³ begaben.¹⁰⁴

Die Gegenseite jedoch ruhte bei dem allen nicht. Die BK-Gemeinde Münzenberg versammelte sich während der Erntezeit am Freitag, dem 16.08.1935, um 20.45 Uhr zum Gottesdienst in der Kirche, 118 Männer und 160 Frauen, d. h. 41% der Gemeindeglieder. Auf den vordersten Bänken saßen etwa 15 Mädchen und 2 junge Männer, die fast alle eine demonstrative Haltung einnahmen, während des Gebetes und der Schriftlesung schwätzten und im Laufe der Predigt – auf Auto-signale von außen hin - im Abstand von einigen Minuten mit lautem Hitlergruß die Kirche verließen.¹⁰⁵

LB Dietrich hatte für den 18. August 1935 zu einem „Bischofstag“ unter dem Motto „Durch Jesus Christus zur evangelischen Einheit“ in die Burg Münzenberg

98 Dok. 3,1 S. 171.

99 Lenz S. 22 f.

100 Dok. 3,1 S. 95 f.

101 Dok. 3,1 S. 222; vgl. 3,3 S. 511.

102 Dok. 3,2 S. 269; Lenz S. 24.

103 *1909, +1981; seit 1934 Pfarrer in Bodenheim und Laubenheim/Rhh., verlas Dahlemer Erklärung im Herbst 1934 und wurde des Dienstes enthoben, 1936 nach Herbstein/ Obh. versetzt, zum 15.5.1935 polizeiliche Ausweisung aus Bodenheim, 1950-1974 Pfarrer in Luthergemeinde Gießen.

104 Dok. 4,1 S. 26 f.

105 Dok. 4,2 S. 426; Lenz S. 33.

eingeladen. Zum gleichen Tag lud die BK zu einem „Gemeindetag unter dem Wort“ in die Münzenberger Kirche ein, dem 1560 Gemeindeglieder folgten, unter denen sich sehr viele Jugendliche befanden. Dem Ruf des LB folgten 820 Menschen, aber fast alle von auswärts, nur etwa 20 aus Münzenberg und Trais-Münzenberg. Die Predigt des LB stellte „eine schlimme Verharmlosung dessen dar, was Christi Werk für uns bedeutet“. „Christus aber bedeutet weiter nichts als den ‚Höhepunkt der Gottesgedanken‘“.¹⁰⁶ Nach dem LB-Gottesdienst im Burghof begann im überfüllten Saal des Gasthauses „Zur Burg“ eine Besprechung der Kirchenvorstände des Dekanats Hungen und Umgebung mit dem LB. Nach dem Gottesdienst in der Kirche zogen die anwesenden BK-Pfarrer und BK-KV in die Versammlung des LB, um ihn zur Rede zu stellen.¹⁰⁷ Dietrich erklärte dabei Folgendes: Die Kirche muss dem Willen des Führers gemäß die neue Rechtsordnung durchführen ... Der neue Gesundheitswille in Deutschland ist Gottes Wille. Der Führer ist „gottbegnadet“.¹⁰⁸ „Ihr habt alle vom, man kann schon sagen, berüchtigten Karl Barth gehört [...]. Dieser Mann hat unsere Theologen eine abstrakte Theologie gelehrt, die mit dem Leben unseres Volkes keine Verbindung hat ... Daher können unsere jungen Theologen [...] nicht den Anschluß an die [NS-]Bewegung und die neue Zeit finden ...“. „Sie wachsen sich aus zu unerträglichen Leuten, die schließlich vom Staat gefaßt werden“. „Dann werden solche Leute ins KZ gebracht“.¹⁰⁹ Bei der anschließenden Aussprache stieg Pfarrer Bernhard Eitel/Wölfersheim auf einen Tisch, um besser verstanden zu werden. Es kam zum Tumult. Eitel wurde heruntergeholt und durch Gendarmen aus dem Saal gebracht.¹¹⁰ Nicht wenige der bekannten Störenfriede der Umgebung haben die Unterstützung des LB gefunden. Die Glieder der BK ließen sich nicht zu einer allgemeinen Schlägerei hinreißen. Die Münzenberger Bevölkerung stand zu 98% hinter Pfarrer Lenz. Als am Mittwoch, dem 21.08.1934, die NSDAP eine „Großkundgebung“ auf dem Marktplatz in Münzenberg veranstaltete, marschierten 300 SA-Männer und Parteileute auf, aber „meine beiden Gemeinden waren fast restlos ferngeblieben“, berichtet Pfarrer Lenz.¹¹¹ Was die Reichspogromnacht am 09.11.1938 betrifft, so haben auch in Münzenberg nicht alle geschwiegen, wie Lenz feststellt. Hermann Buß I. protestierte und warnte die Synagogenschänder: „Irret euch nicht, Gott lässt sich nicht spotten!“ Pfarrer Lenz selbst bezeichnete öffentlich die Zerstörung der Synagogen und die Ausschreitungen gegen die Juden als „dumm, feige und sündig“.¹¹²

3.2 Ranstadt und Effolderbach

Wenn eine Gemeinde zur BK stand, hing das meistens mit der Person des dortigen Pfarrers zusammen. So war es auch in Ranstadt mit seinem Filial Effolderbach bei

106 Dok. 4,2 S. 427 f; Lenz S. 34.

107 Dok. 4,2 S. 428.

108 Dok. 4,2 S. 430.

109 Dok. 4,2 S. 431.

110 Dok. 4,2 S. 434; s. auch Geißler 2 S. 224 ff; Rieß S. 110 f.

111 Dok. 4,2 S. 440.

112 Lenz S. 58 f.

Nidda in der Wetterau. Hier wirkte Pfarrer Peter Brunner, der zum neugegründeten Kreisbruderrat (KBR) Oberhessen-Gießen gehörte.¹¹³ Gemeinsam mit Pfarrer August Scriba/Nidda lud er die benachbarten Pfarrer für den 29.10.1934 zu einer „privaten Besprechung“ in das Café Storck in Nidda ein.¹¹⁴ Bereits am 17.07.1934 zählte Brunner zu einem Predigerkonvent neben den Pfarrern Rudolf Beringer/Schaafheim, Heinzerling/Selzen, Rau/Niederrad, Schäfer/Bad Nauheim und Schlink/Buchschlag.¹¹⁵ Um den 20.11.1934 gehörte Peter Brunner zur Leitung jenes Predigerkonvents, der auf eine Anregung von Prof. D. Heinrich Frick/Gießen¹¹⁶ vom Jahr 1925 zurückgeht.¹¹⁷ Auf der Freien Bekenntnissynode im Dekanat Hungen hielt Brunner am 10.12.1934 einen Vortrag über „Die Kirche des Bekenntnisses, ihr Grund und ihr Aufbau“.¹¹⁸ Ein weiterer Vortrag von ihm folgte am 14.03.1935 in Holzhausen bei Gladenbach über „Grund und Aufbau der BK“.¹¹⁹ Peter Brunner erhielt am 20.02.1935 eine Geldstrafe vom LB wegen Nichterstattung eines Berichtes.¹²⁰

Am Sonntag, dem 10.03.1935, sollte der Gottesdienst zugleich ein Bittgottesdienst für die bedrängten Gemeinden sein, und Brunner wollte am Schluss der Predigt auf der Kanzel die Kundgebung der Vorläufigen Leitung der DEK (VLDEK) vom 21.02.1935 verlesen.¹²¹ Bürgermeister Suppes sagte vor dem Gottesdienst zu Pfarrer Brunner: „Herr Pfarrer, ich verwarne Sie“, und als Brunner ihn nach dem Auftraggeber der Verwarnung fragte, hieß es bloß: „Im Auftrag der Regierung“. Die Verwarnung hatte sich jedoch auf die Dahlemer Botschaft der BK-Synode der Altpreußischen Union (APU) bezogen, die Brunner damals noch gar nicht kannte. Jedoch fuhr am 20.03.1935 ein Auto der Gestapo vor dem Pfarrhaus vor, das Brunner nach Gießen brachte. Als der Verhaftete nach dem Grund der Verhaftung fragte, sagt man ihm, es sei wegen einer Kanzelabkündigung erfolgt. So wurde Peter Brunner weiter nach Darmstadt in das Gefängnis in der Riedesestraße und am Abend ins Gefängnis in der Hügelstraße gebracht. Von dort aus wurde Pfarrer Brunner dann am 25.03.1935 ins KZ Dachau überliefert, wo er bis zum 04.06.1935 gefangen gehalten wurde.¹²² In dem Schutzhaftbefehl hieß es: Brunner hat durch sein Verhalten größte Unruhe in die Bevölkerung Ranstadts getragen. Und dies, obwohl es ihm von Anfang an geboten zu sein schien, in politischen Dingen größte Zurückhaltung zu üben¹²³ und obwohl er die Meinung ver-

113 Dok. 2 S. 491.

114 Dok. 3,1 S. 25.

115 Dok. 2 S. 382 f.

116 *1893, +1952; 1919 Privatdozent für Religionswissenschaft und Missionskunde an Tech. Hochschule Darmstadt, 1924 a. o. Prof. in Gießen, 1927 Prof. für System. Theologie und Religionswissenschaft in Marburg, 1933 im NS-Lehrerbund, 1934/35 Prodekan, 1937-1945 Dekan der Theol. Fakultät Marburg.

117 Dok. 3,1 S. 120 f.

118 Dok. 3,1 S. 222 f.

119 Dok. 3,2 S. 298 f.

120 Dok. 3,2 S. 364.

121 Herbert Kirchenkampf S. 133.

122 S. Dok. 3,3 S. 457-464.473.476.479; Prolingheuer Barth S. 170, Anm. 48.

123 Dok. 3,3 S. 462.

trat: Dass „ich, euer evang. Pfarrer, zusammen mit unserer ganzen evang. Kirche in Adolf Hitler und seinem Staat die uns von Gott gesetzte Obrigkeit anerkenne, daß wir diesen Staat bejahen, daß wir ihm untertan sind und ihm gehorchen, wie es sich gegenüber der von Gott geordneten Obrigkeit geziemt“.¹²⁴

Jedoch mit der Entlassung aus dem KZ Dachau am 04.06.1935 war die Zeit der Unruhe und des Kampfes noch nicht zu Ende. Am 07.06.1935 traf ein Telegramm des LB ein: Sie werden mit sofortiger Wirkung beurlaubt. Als dies bekannt wurde, bemächtigte sich der Gemeinde Ranstadt eine tiefe Entrüstung. Der Ortsbruderrat (OBR) beschloss: 1) Brunner soll predigen. 2) Kein vom LB beauftragter Vertreter soll die Kirchen in Ranstadt und Effolderbach betreten.¹²⁵ Für das Filial Effolderbach war der Pfingst-Gottesdienst auf 13.00 Uhr festgesetzt. Da erschien Pfarrer Ernst Adam aus Büdingen als Abgesandter des Dekans Georg Hoch/Selters, also im Auftrag des LB, um den Gottesdienst zu halten. Pfarrer Brunner ging daraufhin in die Sakristei, um mit dem KV die Lage zu besprechen. Der KV forderte einmütig Brunner zur Weiterführung der Amtsgeschäfte in vollem Umfang auf. Pfarrer Brunner betrat in Begleitung der Presbyter die Kirche, und die Gemeinde folgte und füllte das Gotteshaus bis zum letzten Platz. Pfarrer Adam aber hielt in der Privatwohnung von Richard Bechthold vor 24 Gemeindegliedern Gottesdienst.¹²⁶ Nun fassten drei Kirchenvorsteher, die auf der Seite des LB standen, den Beschluss, die Kirche in Ranstadt für Pfarrer Brunner und die BK-Gemeinde zu sperren, und ließen neue Schlösser an der Kirche anbringen. Doch dieses Vorgehen entbehrte jeder Rechtsgrundlage, und weder der Kreis noch eine polizeiliche Stelle wusste etwas von dieser Sperrung. Auf Grund der Anfrage bei der Gestapo durch die Kirchengemeinde gab es keine Bedenken gegen eine sachgemäße Entfernung der Schlösser von der Kirchentür.¹²⁷ Am 30.06.1935 hielt Pfarrer Brunner Gottesdienst in der Kirche, der von 219 Gemeindegliedern besucht war, und um 13.00 Uhr in Effolderbach, den 51 Erwachsene besuchten.¹²⁸

Da Pfarrer Peter Brunner einer der herausragenden guten Theologen war, berief ihn bereits am 20.12.1934 der LBR in die Prüfungskommission für das Zweite Theologische Examen.¹²⁹ Als entschiedener Gegner der NS-Kirchenpolitik erregte er den Unmut der Kirchenregierung und der lokalen Parteileute, die gemeinsam mit Dekan Georg Hoch Pfarrer Brunner mundtot zu machen versuchten.¹³⁰ Der LBR der BK übersandte am 26.04.1935 dem Präses der BK-Synode der DEK Koch/Bad Oeynhausen eine Übersicht über die im Gebiet der BKNH seit Januar 1935 erfolgten Zwangsmaßnahmen seitens kirchlicher und staatspolitischer Behörden: 1) Kirchliche Zwangsmaßnahmen: 2 Amts- und Dienstenthebungen, 2 Dienstentlassungen, 10 Strafversetzungen, 8 Gehaltsentzüge, 1 Zwangspensio-

124 Dok. 3,3 S. 463.

125 Dok. 3,3, S. 495.

126 Dok. 3,3, S. 496 f.

127 Dok. 3,3 S. 497 f.

128 Dok. 3,3 S. 498.

129 Dok. 4,1 S. 44.

130 Geißler 2 S. 204.

nierung, 3 Dienststrafverfahren mit Ziel der Amtsenthebung, 37 Geldstrafen, 6 zwangsweise Einsetzungen von Pfarrern in BK-Gemeinden. 2) Polizeiliche Zwangsmaßnahmen: 6 Abtransporte von Pfarrern ins KZ Dachau – darunter auch Pfarrer Brunner –, 3 Inschutzhaftnahmen, 4 Abtransporte aus Hessen nach Frankfurt/Main, 5 Redeverbote, 2 Aufenthaltsverbote, 2 Verbote kirchlicher Betätigung, 3 sonstige Inschutzhaftnahmen und 6 Fälle Eingriffe in kirchliches Eigentum.¹³¹

Am 23.03.1935 erfährt man vom Personalamt der NSDAP, dass die Pfarrer Friedrich Ruhland/Hirschhorn,¹³² Adam Wolf/Wörrstadt¹³³ und Peter Brunner/Ranstadt „auf Anordnung des Reichsstatthalters verhaftet und nach Dachau transportiert worden“ sind.¹³⁴ Es wurden aber noch weitere 20 Prediger des Wortes Gottes ins KZ verschleppt, darunter aus Hessen Vikar Helmut Weber/Buchschlag bei Neu-Isenburg.¹³⁵ Der Kirchenkampf in Ranstadt und Effolderbach war, wie gesagt, mit der Entlassung Brunners aus dem KZ nicht zu Ende. Der feindlich gesinnte Bürgermeister Suppes in Ranstadt berichtete dem Kreisamt Büdingen, dass Pfarrer Brunner am 03.11.1935, also 5 Monate nach der KZ-Haft, im Pfarrhaus eine „geheimnisvolle Versammlung“ von 50 Personen hatte, in Effolderbach seien es 20 bis 25 Personen gewesen.¹³⁶

Am 08.02.1936 fragte der LBR den LKAu (Landeskirchenausschuss), ob er bereit sei, u. a. auch Pfarrer Brunner das Recht der Erteilung des Religionsunterrichtes in der Schule zu gestatten,¹³⁷ was dann am 03.03.1936 vom Reichsstatthalter in Hessen genehmigt wurde.¹³⁸ Im Wintersemester 1935/1936 wurde Peter Brunner Dozent am Predigerseminar der BK in Frankfurt/Main¹³⁹ und ab 01.05.1936 Dozent an der Theologischen Schule in Wuppertal-Elberfeld.¹⁴⁰ Aber die Verbindung mit seinen alten Gemeinden blieb bestehen. Am 16.08.1935 hatte Peter Brunner eine kirchliche Jugendstunde in Effolderbach halten wollen, was ihm durch das Kreisamt Büdingen untersagt worden war.¹⁴¹ Als sich der LBR daraufhin an die Gestapo Darmstadt wandte, wurde von dieser die Erlaubnis zur Jugendunterweisung durch Pfarrer Brunner erteilt.¹⁴² Es ist dies ein erstaunlicher Vorgang, den man auch noch in einigen anderen Gemeinden des Kirchenkampfes feststellen kann, dass ausgerechnet die doch kirchenfeindlich eingestellte Gestapo einer

131 Dok. 4,1 S. 171 f.

132 Pfarrer in Hirschhorn, am 21.3.1935 verhaftet, nach Darmstadt überstellt, am 25.3.1935 ins KZ Dachau gebracht, am 20.5.1935 freigelassen.

133 Vikar in Wörrstadt, am 16.3.1935 in Schutzhaft genommen, ins KZ Dachau gebracht, am 4.5.1935 freigelassen.

134 Dok. 4,2 S. 326 f; Prolingheuer Barth S. 170, Anm. 48 (Brunner, Hickel, Ruhland, Wolf).

135 Am 3.4.1935 in Buchschlag als Vertreter von Pfarrer Ludwig Schäfer verhaftet, am 1.4.1935 ins Gefängnis Darmstadt, am 3.4.1935 ins KZ Dachau gebracht; S. auch Prolingheuer Barth S. 176, Anm. 17.

136 Dok. 5,1 S. 86.

137 Dok. 5,1 S. 212.

138 Dok. 5,2 S. 322.

139 Dok. 5,2 S. 616.

140 Dölemeyer S. 128.

141 Dok. 8,2 S. 296 f.

142 Dok. 8,2 S. 298 f.

Gemeinde zu ordnungsgemäßem Abhalten von Gottesdienst und Unterricht verhalf!

3.3 Rodenbach und Heegheim

Pfarrer Lic. Hugo Herrfurth¹⁴³ von der Gemeinde Rodenbach mit dem Filial Heegheim bei Büdingen gehörte von Anfang an zur BK. Er wirkte am 09.12.1934 neben Pfarrer Heinzerling/Selzen und Dekan Sittel/Udenheim im Bekenntnisgottesdienst in der Turnhalle Selzen mit, wo er neben Pfarrer Otto Fricke/Frankfurt/Main¹⁴⁴ predigte.¹⁴⁵ Am 13.12.1934 wurde dem Rodenbacher Pfarrer vom Kreisschulamt geschrieben: „Da Sie [...] trotz Ihrer Suspendierung durch den LB noch weiterhin Religionsunterricht in der Schule erteilen, so wird Ihnen dies [...] hiermit untersagt“.¹⁴⁶ Hugo Herrfurth war wegen seiner entschiedenen Haltung zur BK von Dietrich bereits suspendiert worden, hatte sich jedoch nicht danach gerichtet. Der radikale NS-Oberlandeskirchenrat (OLKR) Richard Olff¹⁴⁷ schrieb am 22.06.1935 an den Gauleiter Sprenger: Pfarrer Herrfurth/Rodenbach, der auf Grund seiner ablehnenden Haltung gegen den heutigen Staat seines Amtes entsetzt sei, hetze weiter. „Er muß ausgewiesen werden“.¹⁴⁸

Nun sollte am Sonntag, dem 07.04.1935, in der Rodenbacher Kirche die Konfirmation stattfinden. Plötzlich wurde aber am Samstagabend bekannt, dass die Polizei dem Ortspfarrer ein Verbot auferlegt hatte, irgendeine Amtshandlung vorzunehmen, also sollte er auch die Konfirmation nicht halten. Pfarrer Herrfurth war tatsächlich ein paar Tage zuvor von der Dienststrafkammer der LKNH des Dienstes enthoben worden.¹⁴⁹ Jedoch die Gemeinde Rodenbach, die sich schon vor Monaten der BK angeschlossen hatte, die „fast zu 100% hinter dem Pfarrer steht“, störte sich nicht im Geringsten an dieser „Absetzung“. An jenem Samstag wurde außerdem bekannt, dass ein anderer Pfarrer den Gottesdienst am 07.04.1935 halten sollte. Die Gemeinde war jedoch nicht gewillt, sich einen anderen Pfarrer aufzwingen zu lassen und veranlasste den KV, die Kirche schließen zu lassen. Das war umso bedeutsamer, als die Konfirmation nun nicht stattfinden konnte, wo doch schon alles dazu vorbereitet gewesen war. Man verschloss noch am Samstagabend die Kirche, entfernte den Schmuck und die Glockenseile. Am Sonntag-

143 *1894, +1973; 1921 Pfarrassistent in Mainz, 1922 Pfarrer in Dalheim, 1928-1931 Jugendpfarrer, 1931-1941 Pfarrer in Rodenbach und Heegheim, durch Disziplinarverfahren des Dienstes enthoben, amtiert dennoch weiter, Juni 1935 polizeilich aus den Gemeinden verdrängt, 10.4.1935 Redeverbot, am 6.7.1935 aus dem Kreis Büdingen ausgewiesen, 1941-1951 Pfarrer in Dillenburg, ab 1951 Pfarrer an Ringkirche in Wiesbaden.

144 Seit 1927 Pfarrer in Frankfurt/Main-Bockenheim, 1934 wegen „außerordentlich hartnäckiger Opposition gegen Neuordnung der DEK beurlaubt“, 1935 Disziplinarverfahren, dadurch amtsenthoben.

145 Dok. 3,1 S. 219.

146 Dok. 3,1 S. 235.

147 Pfarrer in Bodenheim, war brennender NS, stellte auf Kirchensynode Antrag, die Synode wolle beschließen, den Reichsbischof Müller zu ersuchen, Dietrichs Berufung zum Landesbischof vorzuschlagen; Olff galt als für theologische Aufgaben ungeeignet.

148 Dok. 3,3 S. 502.

149 Geißler 2 S. 195.203.

morgen aber kam um 7.30 Uhr Polizei, um Pfarrer Herrfurth zu suchen. Um 9.30 kam ein junger SS-Mann, der von der Kreisleitung gesandt war, um die Kirche zu öffnen und zum Gottesdienst (eines anderen Pfarrers) zu läuten. Die Gemeindeglieder von Rodenbach zeigten offen durch ihr Auftreten, dass sie keinen Gottesdienst (durch einen anderen Pfarrer) wollten. Der Kirchendiener musste den Kirchenschlüssel herausgeben. Nun kam von auswärts eine vom Ortsgruppenleiter geschickte Gruppe, um den Gottesdienst zu besuchen. Als dann die bestellte Gruppe nach dem Gottesdienst die Kirche verließ, stimmte die draußen vor der Kirche versammelte Gemeinde das Lied "Ein feste Burg ist unser Gott" an. Es wurde der Ruf laut: „Wir stehen zu 100% hinter unserem Führer Adolf Hitler, aber ebenso zu 100% zu unserem Pfarrer!“ Die Gemeinde verlangte, dass sich Partei und Polizei nicht um kirchliche Dinge kümmern.¹⁵⁰

So kam es in der Tat zu einer Amts- und Dienstenthebung Pfarrer Herrfurths am 01.04.1935.¹⁵¹ Am 18.05.1935 wurde im Filial Heegheim ein diebessicheres Schloss und ein neuer Riegel an der Nebentür der Kirche angebracht, um der BK-Gemeinde den Gottesdienst unmöglich zu machen. Nach langen Verhandlungen mit der Polizei gelang es jedoch, den Gottesdienst zu halten. Über Pfarrer Herrfurth war immer noch Redeverbot verhängt.¹⁵² Jedoch am 08.06.1935 erhielt Hugo Herrfurth durch einen Gendarmen die Mitteilung, dass auf Anweisung des Kommissars zu Büdingen das Verbot zur Vollziehung von Amtshandlungen in beiden Gemeinden aufgehoben sei. Es wurde lediglich ein Polizeibeamter zum persönlichen Schutz des Pfarrers entsandt. Die Kunde lief wie ein Lauffeuer durchs ganze Dorf, und ein junger Mann brachte die gute Nachricht gleich mit dem Fahrrad nach Heegheim.¹⁵³ Zum Gottesdienst in Rodenbach versammelten sich „so viele Gemeindeglieder wie noch nie“, ebenso zum Abendmahl. Viele fällige Taufen wurden nachgeholt, die nach dem Wunsch der Eltern erst nach dem Wiederdienstantritt von Pfarrer Herrfurth geschehen sollten.

Jedoch vor dem 06.07.1935 wurde Hugo Herrfurth, dessen Redeverbot doch kurz vor Pfingsten aufgehoben worden war, aus dem Kreis Büdingen ausgewiesen.¹⁵⁴ Pfarrer Max Weber/Altenstadt¹⁵⁵ hingegen wurde von LB Dietrich entlassen, d. h. wohl aus der Kandidatenliste gestrichen, weil er sich weigerte, an Herrfurths Stelle nach Rodenbach zu gehen.¹⁵⁶ Um den 09.10.1935 gab es auch Bekenntnisgottesdienste in Rodenbach unter Beteiligung der Gemeinde Altenstadt.¹⁵⁷ Auf der Sitzung des LBR für die ELKNH am 12.11.1935 wurden auch

150 Dok. 4,1 S. 145 f.

151 Dok. 4,1 S. 171.

152 Dok. 4,2 S. 355.

153 Dok. 4,2 S. 355.

154 Dok. 4,2 S. 356; Geißler 2 S. 213.203.215.

155 Pfarrer Weber gehörte zur BK, weigerte sich, den für den Schulunterricht geforderten arischen Abstammungsnachweis vorzulegen, hatte eine nichtarische Oma, galt als „Mischling II. Grades“.

156 Dok. 4,2 S. 408.

157 Dok. 5,1 S. 8.

Notstände in Rodenbach erörtert,¹⁵⁸ und am 12.12.1935 wurde auf der Sitzung des LBR in Darmstadt die Versetzung von 12 Pfarrern besprochen, darunter auch die von Pfarrer Herrfurth/Rodenbach, wobei der Vorsitzende erklärte, dass der stellvertretende Gauleiter Reiner darauf hingewiesen habe, dass man bei der Bereinigung der Streitfälle und der Besetzung der Pfarrstellen „jede Machtprobe vermeiden und das nötige ‚Fingerspitzengefühl‘ aufbringen“ sollte.¹⁵⁹ Am 08.12.1935 bat der LBR den Landeskirchenausschuss (LKAu), sich für die sofortige Rückkehr von Pfarrer Herrfurth nach Rodenbach einzusetzen.¹⁶⁰ Am 15.6.1936 wandte sich der LBR an alle Pfarrer der BK um Fürbitte für die ausgewiesenen Pfarrer, so für Hermann Hechler/Heppenheim,¹⁶¹ Hermann Romberg/Dotzheim¹⁶² und Hugo Herrfurth für dessen Ausweisung aus dem Filial Heegheim.¹⁶³ Zuvor aber richtete der LKAu (Zentgraf) an den Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten (RMkA) ein Schreiben, in dem er darum bat, zu prüfen, ob für Pfarrer Herrfurth das Aufenthaltsverbot nicht zurückgenommen werden könnte. Hugo Herrfurth war ja schon 1935 ausgewiesen worden, aber unter Duldung der Gestapo in seine Gemeinde zurückgekehrt.¹⁶⁴ Am 01.03.1937 ist der Rodenbacher Pfarrer bereit, bei BK-Gemeindeversammlungen zu sprechen.¹⁶⁵ Der Bürgermeister von Butzbach berichtete am 19.3.1937 dem Kreisdirektor von Friedberg, am 15.03.1937 hätten die Pfarrer Herrfurth/Rodenbach und Vikar Dauth/Gießen in der Kirche von Pohl-Göns Vorträge gehalten, wobei auch Äußerungen gegen führende Personen der NSDAP und des Staates getan worden seien, die „großen Anstoß erregt haben“.¹⁶⁶ Am 13.12.1934 hatte das Kreisschulamt Büdingen bereits an Pfarrer Herrfurth geschrieben: Da er trotz seiner Suspendierung durch den LB weiterhin Religionsunterricht in der Schule erteile, werde ihm dies hiermit untersagt.¹⁶⁷ Alles in allem, Pfarrer Lic. Hugo Herrfurth blieb weiterhin fest und treu in der BK und ließ sich auch durch mancherlei kirchliche und staatliche Drangsale nicht zum Verlassen seines Weges bewegen. Seine Treue zu seinen Gemeinden blieb.

3.4 Büdingen

Auch in Büdingen kam es zu einem heftigen Kirchenkampf. Pfarrer Otto Page war von Mainz nach Büdingen auf die dortige 1. Pfarrstelle versetzt worden.¹⁶⁸ Er

158 Dok. 5,1 S. 80.

159 Dok. 5,1 S. 169.

160 Dok. 5,1 S. 212.

161 *1885, +1977; Pfarrer in Heppenheim, Mitglied der BK, in Schutzhaft genommen, Ausweisung aus Hessen, Ausweisung aus dem Kirchengebiet durch Gestapo.

162 *1886, +1977; linientreues Mitglied der NSDAP, zum 16.10.1933 nach Dotzheim versetzt, leistete dort einer Versetzung keine Folge und wurde aus dem Kirchengebiet ausgewiesen, 30.8.1935 Redeverbot für Regierungsbezirk Wiesbaden und Hessen, wurde der Ruhestörung und parteifeindlicher Haltung beschuldigt.

163 Dok. 5,2 S. 352.

164 Dok. 6,1 S. 89 f.

165 Dok. 6,2 S. 209.

166 Dok. 6,2 S. 216.

167 Dok. 8,2 S. 296.

168 Dok. 2 S. 236; vgl. ebd. S. 221-501; Dok. 8,2 S. 412.

wurde von Seiner Durchlaucht dem Fürsten zu Ysenburg und Büdingen in seiner Präsentation bestätigt.¹⁶⁹ Jedoch Anfang 1936 wurde er seines Amtes entsetzt.¹⁷⁰ Er hatte zur BK gehört, aber dann seine Zugehörigkeit zu ihr geleugnet.¹⁷¹ Nachfolger Pages wurde Fritz Andres, der aber nach einigen Monaten nach Wolf bei Büdingen versetzt wurde. Dessen Nachfolger in Büdingen wurde Pfarrer Karl Müller.¹⁷²

In Oberhessen war die BK in der letzten Zeit stark angewachsen. Von 40 Kirchengemeinden des Dekanates Hungen gehörten 1934 23 zum BK; für sie waren 12 BK-Pfarrer, 3 illegale BK-Vikare und 3 Gemeindeglieder verantwortlich. Von den 36 Kirchengemeinden des Dekanates Büdingen zählten 11 zur BK, die von 6 BK-Pfarrern, 2 illegalen BK-Vikaren und dem KV Vermessungsrat Johannes Luff/Büdingen verantwortlich geleitet wurden.¹⁷³ Die BK teilte ihre 4 Gebiete in Oberhessen ein; darunter war auch das Gebiet Hungen-Büdingen.¹⁷⁴ Im Jahre 1935 wirkte als zweiter Pfarrer Ernst Adam in Büdingen. 1938 berief das LKA als „legalen“ Pfarrer für die vakante 1. Pfarrstelle in Büdingen Heinrich Köhl, der allerdings 1939 zum Heeresdienst eingezogen wurde.¹⁷⁵ Er ließ sich aber in der kurzen Zeit seines Dienstes in Büdingen nicht nur dazu benutzen, den BK-Pfarrer Müller aus Büdingen zu verdrängen, sondern richtete „allerlei Verwirrung in der Gemeinde Büdingen“ an; er machte auch die Gemeindeglieder von dem vom LBR entsandten Pfarrer Walter Lorenz abspenstig.¹⁷⁶ Ein starker Gegner der BK in Büdingen war Kreisleiter Dr. Heiland, der an das LKA meldete: Pfarrer Brunner in Ranstadt darf unter keinen Umständen zurück (nach Ranstadt).¹⁷⁷ Am 07.10.1935 forderte das Kreisschulamt Büdingen die Schulvorstände des Kreises auf, dafür zu sorgen, dass sich alle Erzieher dafür einsetzen, dass alle Kinder über 10 Jahren zur HJ oder zum BDM überführt werden sollten.¹⁷⁸

Der Kirchenkampf in Büdingen begann auf relativ kleinem Gebiet, nämlich bei dem Frauenverein. Die Leiterin war die Pfarrfrau Violet Schäfer, Gattin des Pfarrers i. R. und Dekans August Schäfer. Sie wollte einen Kaffeeabend veranstalten gegen Ende der Winterarbeit, hatte ihn bei der Bürgermeisterei angemeldet, und die Ortsleitung der NSDAP hatte die Sache bejaht.¹⁷⁹ Einige Zeit später aber kam der Kreisleiter Dr. Heiland und forderte Violet Schäfer auf, den Vorsitz niederzulegen, da sie kein Parteimitglied der NSDAP sei. Wieder ein paar Tage später wurde Frau Schäfer durch einen SA-Mann vor den Kreisleiter zitiert, der ihr

169 Dok. 2 S. 332.

170 Dok. 6,1 S. 62.

171 Dok. 6,1 S. 63.

172 *1910; 1936 von BK als Pfarrer in Büdingen eingesetzt, 1938-1947 Pfarrer in Eberstadt/Obh., danach Pfarrer in Bad Nauheim; S. Dok. 6,1 S. 62.

173 Dok. 3,1 S. 228.

174 Dok. 4,2 S. 308.

175 Dok. 6,1 S. 65; 7,1 S. 31.

176 Dok. 7,1 S. 31.

177 Dok. 3,3 S. 502.

178 Dok. 4,2 S. 378.

179 Dok. 6,1 S. 60.

vorhielt, dass sich die Gestapo mit ihr beschäftige. Ich enthebe Sie Ihres Amtes, erklärte er. Er sprach von Reaktionären, die er bekämpfen werde, ja er könne Frau Schäfer in das KZ Osthofen/Rhh. bringen lassen. OLKR Olff hat offenbar den Kreisleiter gehört und vermutlich auch die beiden hiesigen Pfarrer, jedenfalls Pfarrer Köhler. Violet Schäfer erklärte später, am 11.06.1947: Oberstudiendirektor Dr. Heiland hat als politischer Kreisleiter der NSDSAP bereits im Frühjahr 1934 in Büdingen den Kampf gegen evangelisch-kirchliche Kreise begonnen. Unter Bedrohung mit der Verschickung ins KZ Osthofen hat er mich dann meines Amtes enthoben.¹⁸⁰

Pfarrer i. R. August Schäfer hat die bewegenden, teils stürmischen Zeiten des Kirchenkampfes in Büdingen in der Chronik festgehalten.¹⁸¹ Es hat sich schon zu Pfarrer Pages Zeit und mit dessen Zustimmung in Büdingen eine BK-Gemeinde zusammengefunden. Als aber die Mitgliederzahl der BK wuchs und die junge Gemeinde in der Schlosskapelle an die Öffentlichkeit treten wollte, verleugnete Page seine Zugehörigkeit zur BK. Die drei damals amtierenden Pfarrer Page, Adam und Köhler warnten in der Presse vor „sektiererischen Umtrieben“, die sich hinter dem Namen BK-Gemeinde versteckten. Besonders nach Pages Weggang setzte eine wahre Hetze gegen die BK in Büdingen ein. Der BK-Gemeinde, deren Mitglieder den treuesten Kern der Kirchengemeinde Büdingen bildeten, warf man Heuchelei, ja „religiös getarnten Volksverrat“ vor, wie sie in den Veranstaltungen des Evangelischen Bundes (!) und der DC öffentlich erhoben wurden. Viele Gemeindeglieder ließen sich einschüchtern.¹⁸²

Vom Pfarrerverwalter Karl Müller berichtet Schäfer in der Chronik: Er hat „in schlichter Hirtentreue“ der Gemeinde gedient, und er durfte sich bald auch in weiten kirchlichen Kreisen hoher Wertschätzung und großen Vertrauens erfreuen. Seine Gottesdienste und Bibelstunden wiesen ständig wachsende Besucherzahlen auf. Jedoch die Kirchenbehörde (Präsident Kipper) wurde gegen Pfarrer Müller aufgeboten, und sie gab dem Drängen der Gegner nach und nahm den Pfarrer Müller für Büdingen erteilten Auftrag zurück. Als der KV sich nicht für Pfarrer Müller einsetzte, trat der LBR für ihn ein und übernahm Pfarrer Müller in den Dienst der BK. Pfarrer Wilhelm Lueken¹⁸³ von der Deutsch-reformierten Gemeinde Frankfurt/Main führte Müller im Auftrag des LBR wieder in sein Amt in Büdingen ein. Es wurde jetzt scharf gegen Pfarrer Müller agiert, und er wurde am Erteilen des Religionsunterrichtes in der Schule gewaltsam gehindert. Als die BK-Gemeinde gegen die Sperrung kirchlicher Räume protestierte, wurde die Gestapo gegen Müller aufgeboten, die Anfang Februar 1938 die Ausweisung über

180 Dok. 6,1 S. 60-62.

181 Dok. 6,1 S. 62-66.

182 Dok. 6,1 S. 62 f.

183 *1875, +1961; 1901-1907 Pfarrer in Bardewisch/Oldenburg, 1907-1944 in Frankfurt/Main, Deutsche Ev.-ref. Gemeinde, 1925-1932 Mitglied im Landeskirchenrat, 1930-1938 Lehrbeauftragter für NT in Universität Frankfurt/Main, BK, Pfarrernotbund, 1935 Dozent im Freien Theologischen Seminar Frankfurt/Main, 1937 Redeverbot, 1945-1955 Pfarrer in Buchschlag; Landesbischof Dietrich nannte Lueken zusammen mit Otto Fricke „einen der schlimmsten Unruhestifter“ innerhalb des Pfarrernotbundes.

Pfarrer Karl Müller verhängte.¹⁸⁴ Gegen den vom LBR bestellten Pfarrer Willi Göttert¹⁸⁵ wurde in derselben Weise vorgegangen: Nach nur vier Wochen Tätigkeit wurde Göttert im März 1938 ausgewiesen. Der zum Gegner der BK gewordene KV ließ an der Stadtkirche Sicherheitsschlösser anbringen, die elektrische Beleuchtung und die Orgel sperren und verweigerte das Glockengeläute für BK-Gottesdienste. Da diese Sabotageakte wiederum Empörung und Aufregung in der Gemeinde hervorriefen, wurde der BK-Gemeinde das Benutzungsrecht auf die Stadtkirche zugestanden.¹⁸⁶

Götterts Nachfolger war Walter Lorenz¹⁸⁷ im März 1938, der mit großem Eifer und Fleiß in der Gemeinde Büdingen wirkte, bis ihm im Herbst 1938 ebenfalls Redeverbot und Ausweisung erteilt wurden. Sein Nachfolger war Karl Sieber,¹⁸⁸ der 1939 als „tüchtiger Theologe“ in Predigt und Bibelarbeit, Unterricht und Jugendarbeit der Gemeinde Büdingen diente, bis er Mitte Mai 1940 zum Militär eingezogen wurde.¹⁸⁹

Gegen eine erneut versuchte Sperrung der Stadtkirche wurde vom OBR 1938 bei Gericht Einspruch erhoben. Die Büdinger Kerngemeinde, d. h. hauptsächlich die BK, wollte nicht als Sekte gelten, zu der man sie gern stempeln wollte. Der BK wurde daraufhin das Benutzungsrecht für die Stadtkirche zuerkannt, nicht jedoch für die kirchlichen Räume.

Das LKA hat 1938 den bereits genannten Heinrich Köhl als „legalen“ Pfarrer für die vakante 1. Pfarrstelle bestellt, der allerdings 1939 zum Heeresdienst eingezogen wurde. Wie im ganzen Land durften auch in Büdingen die Pfarrer seit 1938 keinen Religionsunterricht mehr in der Schule erteilen. Auch die Christenlehre wurde eingestellt, während in der BK-Gemeinde seit einige Zeit mit dem Vorkonfirmandenunterricht begonnen wurde.¹⁹⁰ Am 08.08.1938 richtete der KBR Hungen-Büdingen an die Gestapo ein Schreiben betreffs Benutzung der Stadtkirche Büdingen. Pfarrer Lorenz/Büdingen hat Pfarrer Adam um eine Aussprache gebeten, was dieser aber brüsk ablehnte. Vermutlich hat die Kirchenbehörde Pfarrer Ernst Adam nicht den Tatsachen entsprechend unterrichtet. Pfarrer Eitel/Wölfersheim schrieb an die Gestapo: „Ich bitte die Gestapo, einmal solchem Treiben energisch Einhalt zu gebieten“. „Es wäre tief bedauerlich, wenn die zur Befriedung der kirchlichen Verhältnisse zwischen Gestapo und BK Hessen geführten vertrauensvollen Verhandlungen auf diese Weise sabotiert würden“. Der Versuch, die BK-Gemeinde in der Schlosskapelle abzudrängen, ist offensichtlich von der Absicht geleitet, die Sache der BK zu einer Winkelsache (vgl. Apg 26,26) zu machen,

184 Dok. 6,1 S. 63 f.

185 1934 SA-Mann in Braubach, am 25.6.1939 ordiniert, stand unter Polizeiaufsicht.

186 Dok. 6,1 S. 64.

187 Ordination am 18.10.1936, 1937 Vikar in Gießen, 1938 Vikar in Büdingen, 1939 aus Hessen ausgewiesen, 1941 Strafverfolgung wegen Kanzelmissbrauch eingestellt.

188 Aufnahme als Lehrvikar in Bayern, 26.3.1939 ordiniert durch Pfarrer Eitel in Büdingen, 1939 Verwaltung der BK-Gemeinde in Büdingen.

189 Dok. 6,1 S. 64 f.

190 Dok. 6,1 S. 65.

wo doch die BK-Gemeinde den weitaus größeren Teil der kirchlichen Gemeindeglieder umfasst.¹⁹¹

Pfarrer Karl Sieber berichtet: Am 01.03.1939 wurde ich vom LBR mit der Verwaltung der BK-Gemeinde Büdingen beauftragt. Die Stadtkirche Büdingen war uns nach wie vor versperrt, aber der Fürst von Büdingen und seine Gattin stellten uns die Schlosskirche zu Verfügung. Auch stellte uns der Fürst das „Casino“ im Schloss für Bibelabende, Jugendkreise usw. zur Verfügung. Von Büdingen aus hatte ich auch die BK-Gemeinden in Kefenrod und Hitzkirchen zu versorgen. Die Gottesdienste hielten wir dort in Bauernhäusern, da uns die Kirchen verschlossen waren.¹⁹²

Pfarrer Thaer¹⁹³ von der reformierten Gemeinde Groß-Umstadt berichtete über eine Sitzung des KBR und des LBR, in der Pfarrer Julius Rumpf das rücksichtslose Vorgehen Präsident Kippers¹⁹⁴ gegen die zur BK gehörigen jungen Pfarrerverwalter und Pfarrassistenten anklagte, u. a. auch im Blick auf Pfarrer Karl Müller/Büdingen,¹⁹⁵ der zum 24.01.1938 entlassen wurde.¹⁹⁶ Der LBR setzte sich aber nun für die Wiederanstellung der entlassenen Pfarrer bei einem Besuch bei Präsident Kipper ein, auch für Karl Müller/Büdingen.¹⁹⁷

Der OBR berichtete am 15.12.1938, dass sich die kirchliche Lage in Büdingen in den letzten Wochen entspannt hat. Durch die Maßnahmen der Gestapo (!) ist der BK-Gemeinde endlich zum Recht an der Stadtkirche verholffen worden. Pfarrer Lorenz konnte ab dem 23.03.1938 ungehindert seinen Dienst in der Gemeinde tun und das mit Kenntnis der Gestapo. Umso überraschender war, dass ihm ab dem 09.12.1938 jede kirchliche Amtshandlung in Büdingen auf der Grundlage von § 1 der Verordnung zum Schutz von Staat und Volk vom 28. Februar 1933 (RGBl. I, S. 83), untersagt wurde. Im Namen der BK-Gemeinde legte nun der OBR Verwahrung dagegen ein, dass über Pfarrer Lorenz, „der in großem Segen hier gewirkt hat [...], das Amtsverbot verhängt worden ist“.¹⁹⁸ Pfarrer Lorenz stellte bereits am 22.07.1938 fest, dass in der Schule „in übelster Weise gegen die Besucher meines Kindergottesdienstes gehetzt werde“.¹⁹⁹

191 Dok. 6,1 S. 68 f. – Das Evangelium ist eine Angelegenheit, die nicht in irgendeinem privaten Winkel bleiben darf, sondern es will und muss in die Öffentlichkeit, eben zu allen Menschen.

192 Dok. 6,1 S. 73 f.

193 1911-1927 Pfarrer in Ensheim mit Spiesheim/Rhh., dann Pfarrer in Groß-Umstadt.

194 *1876, +1963; Amtsgerichtsrat in Wiesbaden, seit 1933 in NSDAP, 1934-1945 Präsident des Landeskirchenamtes der Kirche Nassau-Hessen, berüchtigt durch rücksichtsloses Vorgehen gegen Gemeinden und Pfarrer.

195 Dok. 6,3 S. 460 f.

196 Dok. 6,3 S. 493.

197 Dok. 6,3 S. 499 f.

198 Dok. 7,1 S. 153 f; vgl. ebd. S. 157, 197.

199 Dok. 8,2 S. 340.

3.5 Wölfersheim

Am 04.06.1934 wurde Pfarrer August Herber/Wölfersheim nach Mainz-Weisenau versetzt²⁰⁰ und Pfarrer Berthold Eitel/Mainz-Weisenau im Oktober 1934 nach Wölfersheim,²⁰¹ was der Arbeiter Peter Kirber/Mainz-Weisenau sehr bedauerte. Er schrieb: Pfarrer Eitel, ein „treuer Bekenner des Wortes Gottes und noch mehr ein lebendiges Gotteskind“, wurde hier in seiner besten Arbeit uns entrissen.²⁰² Wie schon gesagt, war diese – unrechtmäßige – Versetzung Berthold Eitels nach Wölfersheim für die BK in Oberhessen ein großer Gewinn, ebenso auch für die Festigung des reformierten Bekenntnisses in Oberhessen.²⁰³ LB Dietrich behauptete von Eitel, er habe „bisher in allen seinen Gemeinden ein großes Durcheinander gemacht“.²⁰⁴ In Wahrheit aber gab es in Weisenau eine kleine DC-Gruppe, die schon vor Eitels Amtszeit im radikalen NS-OLKR Olff eine starke Stütze hatte,²⁰⁵ während die evangelische Gemeinde Weisenau zu 80% schriftlich Eitels Verbleiben in Weisenau forderte.²⁰⁶

Am 10.12.1934 fand in Lich eine KV-Tagung statt, auf der „in großer Einmütigkeit von der Not der Kirche und dem Gebot der Stunde“ gesprochen wurde. Es war die Geburtsstunde der „Freien Bekenntnissynode im Dekanat Hungen“, später „Bekenntnissynode Hungen-Büdingen“ genannt, zu der von Anfang an Pfarrer Berthold Eitel (als Geschäftsführer) gehörte.²⁰⁷ Das geschah in einer Situation, als LB Dietrich die polizeiliche Überwachung der Gottesdienste am 3. Advent anordnete.²⁰⁸ Der vorläufige Bruderrat der Freien Bekenntnissynode Hungen bestand aus Pfarrer Eitel/Wölfersheim, Lehrer Dr. Kammer/Villingen und Pfarrer Lenz/Münzenberg und lud zu einer Arbeitstagung der Synode Hungen am 11.02.1935 ins Pfarrhaus Wohnbach ein.²⁰⁹ Am 22.03.1935 schrieb Eitel an die Brüder der BK im Dekanat Hungen: „Für den Fall, daß einer von uns verhaftet wird, tritt der Nachbarbruder für ihn ein“²¹⁰ – eine wahrhaft richtige und wichtige Voraussage. Wie sehr Pfarrer Eitel in wenigen Monaten große Teile der Gemeinde in die BK überführte, zeigt die Tatsache, dass zu den BK-Versammlungen immer einige vollbesetzte Busse fahren, so heißt es in der Pfarrchronik der Gemeinde Wölfersheim.²¹¹ An den Dekan des Dekanates Hungen, Dekan Engel/Obbornhofen, schrieb Berthold Eitel am 30.03.1935: „Die Kirche steht im Kampf auf Leben und Tod mit dem aufbrechenden Heidentum“.²¹² Der vorläufige Bruderrat

200 Dok. 2 S. 332.

201 Dok. 2 S. 501; vgl. 3,1 S. 192.

202 Dok. 2 S. 486.

203 Herbert Höhen S. 344, Anm. 238.

204 Dok. 3,1 S. 192.

205 Dok. 3,1 S. 203.

206 Dok. 3,1 S. 204.

207 Dok. 3,1 S. 222; Rieß S. 109 f.

208 Dok. 3,2 S. 280; Rieß S. 109 f.

209 Dok. 3,2 S. 351; Rieß S. 110.

210 Dok. 3,3 S. 471; Rieß S. 110.

211 Pfarrchronik S. 269 (nach Rieß S. 111).

212 Dok. 3,3 S. 481.

des Dekanates Hungen erarbeitete einen Plan für Gemeindevorträge und legte eine Liste der Referenten und der Gemeinden dazu fest;²¹³ unter den Referenten war auch Berthold Eitel.

Nach diesem regen Einsatz für die BK folgte nun ein Schock: Am 26.04.1935 wurde Pfarrer Eitel durch einen Polizisten auf die Bürgermeisterei gerufen, wo ihm eröffnet wurde, dass er verhaftet sei.²¹⁴ Ein Grund war nicht zu erfahren. Daraufhin reisten am 29.04.1935 16 Männer der Gemeinde nach Darmstadt, um eine Freilassung ihres Pfarrers zu erreichen.²¹⁵ Eitel wurde nämlich nach Gießen ins Polizeigefängnis eingeliefert und am nächsten Tag nach Darmstadt ins Polizeigefängnis in der Hügelstraße gebracht. Er erhielt fast täglich Blumen von Gliedern der BK. Am 29.04.1935 wurde er vernommen. Anscheinend hatte die Fahrt von einer größeren Anzahl von Männern und Frauen aus Wölfersheim und das energische Auftreten von Frau Eitel bei verschiedenen Ämtern Eindruck gemacht, vermutet Pfarrer Eitel. Er erfuhr auch, dass er von einem Friseur aus Wölfersheim angezeigt worden war.²¹⁶ Am 6. Mai wurde er unerwartet entlassen. Der Bruderrat zu Darmstadt hatte „mit vorbildlicher Treue für mich gesorgt“, stellte Eitel dankbar fest. Auf der Heimfahrt wurde er von einer großen Schar von Männern der Gemeinde und Amtsbrüdern der Umgebung am Bahnhof abgeholt und herzlich begrüßt. „In Melbach läuteten die Glocken, und ich mußte aussteigen und die Leute begrüßen“. „In Wölfersheim wartete eine unüberschbare Menge. Die Straßen waren geflaggt, die Männer in den Autos sangen ‚Ein feste Burg ist unser Gott‘ und die Menge auf der Straße antwortete laut mit ‚Lobe den Herren‘“. Pfarrer Paul Lenz aus Wohnbach hielt in der Kirche einen Dankgottesdienst.²¹⁷ Obwohl es 23.00 Uhr (!) war, konnte die große Kirche die Menge nicht fassen. Die Bauern waren da, die Arbeiter haben zum Teil ihre Schicht versäumt, um ihren Pfarrer zu begrüßen. „Die Verhaftung des Pfarrers, hinter der sich ein starker Angriff kirchenfeindlicher und deutsch-christlicher Kräfte auf den Glaubensstand einer von alters reformierten Gemeinde verbarg, hat die guten Kräfte der Gemeinde wachgerufen, so daß die zersetzenden Kräfte, die sich leider auch hier politisch zu tarnen suchen, völlig in den Hintergrund gedrängt sind“, schreibt Eitel und fährt fort: „Die Tatsache, daß man im Gefängnis sitzt, schafft eine so echte Situation, daß hier erst deutlich wird, welch eine Kraft die Kirche, die unter dem Trost und der Verheißung des Wortes steht, in sich birgt“.²¹⁸

Im Oktober und November 1935 gab es auch in Wölfersheim Spannungen mit der HJ wegen der zeitlichen Überschneidung von (HJ-)Jugendabenden und Gottesdiensten.²¹⁹ Pfarrer Eitel war weiterhin aktiv in der BK. Am 10.1.1936 lud er die Brüder des KBR Hungen und angrenzender Gebiete ein zur Pfarrbruder- und

213 Dok. 3,3 S. 511.

214 Dok. 4,2 S. 358; 4,1 S. 172; Rieß S. 110.

215 Rieß S. 110.

216 Dok. 4,2 S. 358.

217 Rieß S. 110.

218 Dok. 4,2 S. 359 f.; vgl. 3,3 S. 501.

219 Dam S. 263, Anm. 283.

Pfarrfrauengemeinschaft nach Villingen.²²⁰ Der KBR (Eitel, Lenz, Hotz/Villingen²²¹) richtete am 15.01.1936 ein Schreiben an den LBR: „In der Stunde der Zerstörung der Kirche durch Irrlehre und deren Vertreter haben wir im Gehorsam gegen den Herrn der Kirche ‚die Verantwortung für die tatsächliche Geltung des Bekenntnisses in der Lehre und Ordnung der Kirche‘ übernommen“. „Im Gehorsam gegen Schrift und Bekenntnis bezeugen wir, daß nur diejenigen und alle diejenigen ein Recht in der Kirche haben, die bereit und willens sind, die Verkündigung des unverfälschten Evangeliums zu hören und die Sakramente der christlichen Kirche zu empfangen“. 1936 schrieb Eitel in der Pfarrchronik: Die geheime Staatspolizei ist häufig Gast bei uns.²²² Die durch die BK versorgten Gemeinden Berstadt, Dorf-Güll, Langd, Ober-Widdersheim, Unter-Widdersheim, Rodheim mit Steinheim und Rabertshausen haben vollen Anspruch auf einen ordentlichen Diener am Wort.²²³ Berthold Eitel drängte auch auf Nachprüfung, dass seine Versetzung nach Wölfersheim keine Strafversetzung im Sinn der Disziplinarordnung gewesen war.²²⁴

Die Aktivität von Pfarrer Berthold Eitel machte sich auch in der Aussage des Bürgermeisters von Södel bemerkbar, der am 19.04.1937 äußerte: In der politischen Lage unserer Gemeinde (Södel) ist insofern eine Änderung eingetreten, als sich seit 14 Tagen der Einfluss der BK hier bemerkbar macht. Unser Pfarrer ist DC, Pfarrer Eitel/Wölfersheim gehört der BK an. Einer seiner Anhänger überbringt Flugzettel nach Södel, wo sie von lauter Leuten verbreitet werden, die den Nachweis bis jetzt noch nicht erbracht haben, dass sie positiv zum Dritten Reich eingestellt sind.²²⁵

Für die Kirchenwahlen 1937 waren etliche Brüder der BK bereit, in Gemeindeversammlungen zu sprechen, darunter auch Pfarrer Eitel.²²⁶ Auf der Kreisynode Hungen-Büdingen am 11.11.1937 in Ober-Widdersheim stellte Eitel einen Antrag auf Fürbitte für die bedrängten Gemeinden.²²⁷ Im Schreiben vom 21.12.1937 an den Kreisleiter für die Wetterau wies Eitel die Äußerungen des Bürgermeisters Michel/Großen-Linden über die Evangelische Kirche und Verleumdungen ihrer führenden Männer als unwahr zurück.²²⁸ Zu den von Präsident Kipper verhängten Geldstrafen zählte auch die gegen Berthold Eitel vom 04.03.1938 (200 RM).²²⁹

220 Dok. 5,1 S. 152.

221 Hotz war Pfarrer von Villingen und Nonnenroth, gehörte zum Kreisbruderrat Hungen-Villingen.

222 Pfarrchronik S. 277 (nach Rieß S. 111).

223 Dok. 5,1 S. 199.

224 Dok. 5,1 S. 220; Rieß S. 111.

225 Dok. 5,2 S. 536 f.

226 Dok. 6,2 S. 209.

227 Dok. 6,2 S. 360.

228 Dok. 6,2 S. 366.

229 Dok. 6,3 S. 493.

Einen ganz besonderen Akt von Unruhen verursachte die Abwehr des Eindringens der DC in die reformierte Gemeinde Wölfersheim.²³⁰ Die ganze Sache begann mit der Verweigerung des Dimissoriales (Erlaubnisschein des Pfarramtes) für eine Trauung in der reformierten Kirche von Wölfersheim. Das betreffende Brautpaar wollte nicht durch einen BK-Pfarrer, d. h. nicht durch Pfarrer Eitel, getraut werden, sondern durch den radikalen DC-Pfarrer Rühl/Friedberg. Hinzu kam noch die Verweigerung des Dimissoriales für eine Taufe durch Pfarrer Eitel. Da die beiden DC-Pfarrer Kurt Davidson/Bad Vilbel und Karl Rühl/Friedberg einen Vortrag in Wölfersheim zu halten gedachten, lag die Vermutung nahe, dass die Eltern des Kindes mit den beiden die Taufe verabredet hatten. Davidson und Rühl waren jedoch beide Propagandaleiter der DC und zwar von der Nationalkirchlichen Bewegung. Pfarrer Eitel schrieb: „Die DC (Nationalkirchliche Bewegung) haben sich nach Lehre und Verhalten von der DEK als einer an die ganze Hl. Schrift und die Bekenntnisse der Väter gebundene Kirche geschieden. ... Sie sind als Irrlehrer und Zerstörer der Kirche zu achten“. „Wer daher Amtshandlungen von Amtsträgern dieser DC-Religionsgemeinschaft begehrt oder zulässt, macht sich der Zerstörung der Kirche mitschuldig“.²³¹ Der RBR stellte fest, dass die radikalste Gruppe, die Thüringer DC, in die Gemeinden einbrechen. Es treten dabei auf „Kamerad“ Davidson/Vilbel als Leiter der DC-Kreisgemeinde Wetterau und „Kamerad“ Rühl als Leiter der DC-Ortsgemeinde Friedberg. Der KV von Wölfersheim fasste einstimmig den Beschluss: Amtshandlungen durch Anhänger der DC (Nationalkirchliche Richtung) sind abzulehnen, und es ist ihnen in keiner Weise entgegenzukommen, da diese als Irrlehrer und Zerstörer der Kirche offenbar sind.²³²

Hinzu trat noch die Verweigerung eines Dimissoriales für eine Beerdigung. Der Ortsbauernführer M. bat Pfarrer Rühl, seine verstorbene Mutter am 30.03.1938 in Wölfersheim zu beerdigen, da er keine Beerdigung durch Pfarrer Eitel wollte. Da aber der Gemeindepfarrer kein Dimissoriale erteilte, genehmigte Präsident Kipper sowohl die Beerdigung durch Rühl als auch die Verwendung der Glocken. Kipper schrieb an Pfarrer Eitel: „Sollten Sie sich unseren Anordnungen widersetzen [...], so werden wir Sie mit einer Geldstrafe in Höhe eines Monatsgehaltes bestrafen“.²³³ Am 12.04.1938 richtete Berthold Eitel ein Schreiben an Präsident Kipper, in dem er erklärte: Ortsbauernführer M. gehört zu dem Kreis, der sich in einer beständigen Opposition gegen das Pfarramt und die kirchliche Arbeit gefällt. Rühl ist Agitator der DC nationalkirchlicher Richtung, die sich der Irrlehre und Kirchenzerstörung schuldig gemacht hat und macht; er hat behauptet, die Kirche sei ein Bollwerk des Judentums, die Pfarrer seien Pharisäer und Heuchler. Kipper habe durch die Genehmigung der Beerdigung durch Rühl den Anschein erweckt, als sei er mit dem kirchenzerstörenden Treiben Rühls nicht nur einverstanden, sondern als

230 S. dazu Dok. 6,3 S. 533-543.

231 Dok. 6,3 S. 533 f.

232 Dok. 6,3 S. 534.

233 Dok. 6,3 S. 535.

erführe es durch Kipper auch noch tatkräftige Förderung. „Die Kirche gehört allein ihrem Herrn Jesus Christus“.²³⁴

Als der Parteigenosse der NSDAP R. L. in Wölfersheim starb, wollten die Eltern keine Beerdigung durch Pfarrer Eitel, sondern durch DC-Pfarrer Davidson/Bad Vilbel. Die Kreisleitung (!) der NSDAP in Gießen teilte mit, Pfarrer Eitel sei bereit, keine Schwierigkeiten zu machen und die Beerdigung durch Davidson sei damit genehmigt. So genehmigte Kipper auch diese Amtshandlung durch Kurt Davidson, der daraufhin das Pfarramt Wölfersheim um das Grabgeläute ersuchte. Pfarrer Eitel antwortete jedoch, dass das evangelisch-reformierte Pfarramt Wölfersheim mit Verleumdern der Kirche und des Pfarrstandes keinerlei amtlichen Verkehr pflege.²³⁵

Am 22.05.1938 fand in Wölfersheim im Saal der Gastwirtschaft Huber die bereits dritte DC-Versammlung im Dorf statt mit Davidson, dem Agitationsleiter der Thüringer DC für die Wetterau. Die reformierte Gemeinde Wölfersheim berichtete der Gestapo Darmstadt am 24.05.1938 darüber und stellte dabei fest, dass „zum mindesten Staat und Partei längst erkannt haben, daß es nicht ratsam ist, mit der hoffnungslosen Sache der DC zu paktieren“.²³⁶ Zugleich aber wandte sich der KV Wölfersheim am 28.05.1938 an Präsident Kipper und stellte fest, dass die von Kipper „gegen den Willen des KV Wölfersheim und der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Gemeinde angeordnete und dann unter starkem Polizeiaufgebot durchgeführte Beerdigung den auf die Zerstörung der kirchlichen Ordnung und die Aushöhlung des christlichen Glaubens gerichteten Kräften erneuten Auftrieb gegeben“ hat.²³⁷

Nun hat Davidson am 22.05.1938 ohne Erlaubnis des Pfarramtes Wölfersheim „erneut eine wilde Taufe vorgenommen“ und hat für die nächste Zeit „erneut zwei wilde Taufen“ angekündigt. Auch hat er erklärt, dass er nun bald in die hiesige Kirche einbrechen kann. Der KV sah sich nunmehr genötigt, „jeden, der den Dienst der DC nationalkirchlicher Richtung begehrt [...] als nicht mehr zur bekenntnisgebundenen reform. Gemeinde Wölfersheim gehörig zu betrachten“. Der KV muss es ablehnen, den Glaubens- und Bekenntnisstand der Gemeinde sowie deren Ordnung von Kräften unterhöhlen zu lassen, „die offensichtlich bereits im Abgleiten ins antichristliche Lager begriffen sind“.²³⁸ Und am 18.06.1938 wandte sich das Pfarramt Wölfersheim an das Hessische Ministerium des Innern in Darmstadt und erhob Beschwerde gegen den Präsidenten Kipper vom LKA „wegen mißbräuchlicher Inanspruchnahme staatlicher Machtmittel“ für eine Beerdigung. „Man muß der eigenen Sache nicht sehr sicher sein, wenn man, statt die eigenen Ordnungen zu beachten und sich eines geistlichen Handelns zu befleißigen, den Weg der Gewaltanwendung beschreitet“.²³⁹ In der Reichspogromnacht

234 Dok. 6,3 S. 535 f.

235 Dok. 6,3 S. 537.

236 Dok. 6,3 S. 537 f.

237 Dok. 6,3 S. 538.

238 Dok. 6,3 S. 538 f.

239 Dok. 6,3 S. 540.

war der Ruf in Wölfersheim laut geworden: „Auf jetzt zum Pfarrhaus, jetzt machen wir auch mit der Kirche Schluß“.²⁴⁰

Abermals erteilte Kipper dem DC-Pfarrer Rühl die Genehmigung für eine Trauung in der reformierten Gemeinde Wölfersheim, was der KV als Angriff auf das reformierte Bekenntnis ansah, und er wandte sich an das betreffende Brautpaar und erklärte ihm, dass die beiden Pfarrer Rühl und Davidson mit sehr bedenklichen Mitteln einer Geistesrichtung in Wölfersheim zum Durchbruch verhelfen möchten, die geeignet ist, Recht und Ordnung in der Gemeinde zu zerbrechen und der Christusfeindschaft den Boden zu bereiten.²⁴¹ Pfarrer Eitel wandte sich an OLKR Dr. Fischer, indem er feststellte, dass „ein mehr oder weniger offener systematischer Kampf seitens der derzeitigen [landes]k[irchlichen] Machthaber gegen die Kreise der L[andes]K[irche] geführt wird, die mit gutem Recht die Kirche als eine bekenntnisgebundene gegen alle Zerstörung festzuhalten bestrebt sind“. Es sind die „kirchenzerstörenden Kräfte, wie sie sich in der nationalkirchlichen Einung und einzelnen ihrer Vertreter darstellen“. Eitel forderte Fischer auf, „alles zu tun, um die kirchliche Zerstörung zu unterbinden“.²⁴² Als die DC dann für den 30.07.1939 die Kirche von Wölfersheim für eine sog. „Gottesfeier“ beanspruchten, lehnte der KV ab, und auch nach Pfarrer Eitels Einberufung zum Militär stellte sein Stellvertreter Pfarrer Paul Lenz/Wohnbach die Kirche nicht für eine Trauung durch Pfarrer Rühl zur Verfügung.²⁴³

Der Wölfersheimer Pfarrer Berthold Eitel stand in reger Korrespondenz mit vielen hilfeschuchenden Pfarrern, Gemeindegliedern, Gemeinden, ja sogar mit der Gestapo, wenn es galt, einer von Dietrich, Olff und Kipper bedrängten Gemeinde gegen Willkür und Terror zu helfen wie im Fall der verfolgten BK-Gemeinde Oppenheim²⁴⁴ oder der bedrängten Gemeinde Schornsheim und ihres Pfarrers Sohn.²⁴⁵ An BK-Pfarrer Rumpf²⁴⁶ schrieb Berthold Eitel: Die BK muss innerlich und äußerlich geschlossen bleiben, und am 09.08.1939 schrieb er an den LBR über die Verantwortung der BKNH für die Gesamtkirche: Es breite sich jetzt die Erkenntnis aus, dass sich die LKNH im Zustand der Liquidierung befinde. „In diesem Augenblick schauen viele auf die BK und hoffen, daß sie ihre Verantwortung für die Gesamtkirche wahrnehmen werde“. „Es wurde offen ausgesprochen, daß man in der BK allein noch die Kirche sehe“.²⁴⁷

Auch nach der Einberufung Berthold Eitels zum Militär Anfang Dezember 1939 ging der heftige Kirchenkampf in Wölfersheim weiter. Der KV übernahm nun selbst die Leitung der Gemeinde, obwohl er „abgesetzt“ war, und lieferte ein

240 Pfarrchronik Wölfersheim S. 289 (nach Rieß S. 111).

241 Dok. 7,2 S. 309 ff.

242 Dok. 7,2 S. 312 f.

243 Dok. 7,2 S. 314 f.

244 Dok. 7,1 S. 76 f.; s. Müller Alzey S. 189-193.

245 Dok. 7,1 S. 85 f.; s. Müller Alzey S. 195 f.

246 *1874, +1948; Julius Rumpf war 1903 Pfarrer in Bad Schwalbach, 1921 an der Marktkirche in Wiesbaden, war im Kirchenkampf Sprecher der Mittelpartei, wurde Vors. des Landesbruderrates.

247 Dok. 7,2 S. 345 f.

Beispiel von Bekennermut.²⁴⁸ Pfarrer Paul Lenz/Wohnbach²⁴⁹ als Spezialvikar für Wölfersheim vertrat wie Eitel treu und entschieden die Rechte und Ordnungen der reformierten Gemeinde. Da drohte ihm Kipper, dass ein KV, der sich weigert, Entscheidungen des LKA zu befolgen, aufgelöst werden kann.²⁵⁰ Und dann teilte Präsident Kipper am 11.06.1940 dem KV Wölfersheim mit, der KV sei „mit sofortiger Wirkung aufgelöst“²⁵¹ und der Landwirt und Ortsbauernführer Adolf Müller I. sei zum Finanzbevollmächtigten erklärt.²⁵² Der KV Wölfersheim hingegen erklärte unter Pfarrer Paul Lenz: Diese Auflösung trifft nicht zu. Er schrieb am 16.06.1940 an den Präsidenten Kipper: 1) Ein KV kann nur aufgelöst werden, wenn er seine Pflicht vernachlässigt oder verletzt. 2) In Angelegenheiten von Gottesdienst und Religionsunterricht kann keiner Gemeinde etwas wider ihren Willen durch landeskirchliche Ordnungen aufgedrängt werden. 3) Adolf Müller I. lässt sich seit Jahren benutzen, die kirchliche Arbeit zu schädigen.²⁵³ Er kann als „kirchlicher Saboteur“ bezeichnet werden.²⁵⁴ Und am 17.06.1940 wandte sich der KV sogar in einem Schreiben an den Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten (RMkA) und schilderte darin: Die Kirchenbehörde in Darmstadt tritt nun völlig aus der Reserve heraus und macht sich offen zum Kirchenzerstörer. Durch den Beschluss des Präsidenten Kipper wird ausgerechnet der Mann, der sich seit Jahren als hemmungsloser Kirchenzerstörer in der Gemeinde erwiesen hat, nämlich Ortsbauernführer Adolf Müller I., zum Finanzbevollmächtigten der Gemeinde ernannt und ihm so die Möglichkeit gegeben, nach Belieben die Gemeinde zu zerstören.²⁵⁵ So bat Pfarrer Paul Lenz den RMkA, den Beschluss der Ernennung Müllers zum Finanzbevollmächtigten rückgängig zu machen.²⁵⁶ Am 19.07.1940 schrieb der KV Wölfersheim an den Präsidenten des LKA: Die Aufhebung des KV enthebt die KV nicht ihrer geistlichen Pflicht, für die Aufrechterhaltung der reinen Verkündigung des Wortes Gottes und der rechten kirchlichen Ordnung zu sorgen. Die Ernennung Adolf Müllers I. zum Finanzbevollmächtigten würde die schwerste Zerstörung des kirchlichen Lebens in Wölfersheim zur Folge haben. Es ist „unsere Pflicht, gegen die Auflösung Einspruch zu erheben und unser Ältestenamt in der Gemeinde weiter zu üben“.²⁵⁷ Am 31.10.1940 berichtete Pfarrer Paul Lenz an den RMkA und den Vertrauensrat (VR) der DEK, die Gendarmerie solle nun nach dem Beschluss Kippers die Auslieferung der Kirchenschlüssel und kirchlichen Gebäude, der KV-Akten, der Wertpapiere und des Vermögens der Kirchengemeinde an den Finanzbevollmächtigten vollziehen. Man wird von dem bitteren

248 So Rieß S. 112.

249 Lenz war Pfarrer in Wohnbach bei Friedberg, gehörte zum Kreisbruderrat Hungen-Büdingen, leistete 1938 den Eid auf Hitler nicht.

250 Dok. 8,1 S. 2 f.

251 Dok. 8,1 S. 8 f.

252 Dok. 8,1 S. 9.

253 Dok. 8,1 S. 10 ff.

254 Dok. 8,1 S. 6; vgl. ebd. S. 15.

255 Dok. 8,1 S. 12; vgl. ebd. S. 14-16.

256 Dok. 8,1 S. 13 ff.

257 Dok. 8,1 S. 21 ff.

Gefühl gequält, man sehe die Amtszeit eines Spezialvikars als geeignet an, einen lange geplanten Schlag gegen die Gemeinde auszuführen.²⁵⁸ Am 31.03.1941 wandte sich Pfarrer Paul Lenz an das Dekanat Hungen: Wenn die Kirchenbehörde jahrelang stillschweigend zuschaut, wie einer ihrer Pfarrer die Bestimmungen und Verordnungen konsequent durchbricht, setzt sie damit ihre eigene Verordnung außer Kraft.²⁵⁹ Nicht vergessen werden soll in dem ganzen Kirchenkampfgeschehen, dass auch Pfarrfrau Elisabeth Eitel 1942 verhaftet wurde und 6 Wochen in Gießen eingesperrt war;²⁶⁰ sie war am 10.09.1942 festgenommen und der Gestapo in Darmstadt vorgeführt worden.²⁶¹ DC-Pfarrer Karl Rühl wurde am 01.04.1942 in Ruhestand versetzt und Adolf Müller I. zum 05.06.1944 das Amt des Finanzbevollmächtigten entzogen.²⁶²

3.6 Wohnbach

Im Wölfersheim benachbarten Wohnbach wirkte der schon genannte Pfarrer Paul Lenz, der Onkel von Pfarrer Hans-Friedrich Lenz/Münzenberg. Bereits am 11.02.1935 wirkte Paul Lenz an der vom vorläufigen Bruderrat der Freien Bekenntnissynode Hungen veranstalteten Arbeitstagung im Pfarrhaus Wohnbach mit.²⁶³ Er stand auf der Liste jener Pfarrer, die sich als Redner für die BK zur Verfügung stellten.²⁶⁴ Wenn auch die Auseinandersetzungen des Kirchenkampfes in Wohnbach nicht solche heftigen Formen wie in Wölfersheim annahmen, so geriet doch auch der Wohnbacher Pfarrer langsam in ihre Mühlen. Paul Lenz bat den Preussischen Bruderrat, ihn als Mitglied der preussischen BK anzusehen und sich organisatorisch seiner anzunehmen.²⁶⁵ Am 31.03.1936 wandte er sich an den RBR der BK, man solle an Hitler ein Schreiben richten, „daß wir mit voller Entschlossenheit und Opferfreudigkeit unserem Volke dienen und unserer Obrigkeit den von Bibel und Bekenntnis gebotenen Gehorsam leisten wollen“. Er schränkt jedoch dabei ein, „daß das ‚Ja‘ zur Politik des Dritten Reiches nicht ein ‚Ja‘ zu jener christentumsfeindlichen Weltanschauung“ bedeuten könne.²⁶⁶ Als jedoch der RBR nichts unternahm, schrieb Paul Lenz die folgenden Worte: „Ich freue mich von ganzem Herzen des entschlossenen Schrittes, den der Herr Reichskanzler zur Wiederherstellung der deutschen Ehre und Gleichberechtigung getan hat, und bin bereit und gewillt, für die Ehre und Gleichberechtigung unseres Volkes mit Gut und Blut einzutreten“.²⁶⁷

Trotz dieses starken Tobaks von lutherischem Staatsuntertanentum geriet Paul Lenz in das Visier des NS-Staates. Der Bürgermeister von Wohnbach berichtete

258 Dok. 8,1 S. 25 f.

259 Dok. 8,1 S. 31.

260 Rieß S. 112.

261 Dok. 8,1 S. 144; vgl. ebd. S. 34.

262 Dok. 8,1 S. 34 f.

263 Dok. 3,2 S. 351.

264 Dok. 3,3 S. 511.

265 Dok. 5,1 S. 132 f.

266 Dok. 5,1 S. 259 f.

267 Dok. 5,1 S. 260.

nämlich am 20.05.1937 an das Kreisamt Friedberg, dass Pfarrer Lenz in einem Gottesdienst im Gebet Fürbitte für einen Pfarrer tat, der in Schutzhaft genommen wurde, weil er Juden zu Christen taufte. „Außerdem tat Lenz den Ausspruch: Ein Jude ist mir genau so lieb wie ein Christ“.²⁶⁸ Als Pfarrer Paul Lenz am 13.11.1938, am Abendmahlssonntag der Jugend, Stellung nahm zu der Mordtat des Juden Grünspan und den daraufhin stattfindenden Ausschreitungen gegen die Juden, verurteilte er einerseits die Mordtat Grünspans, fügte aber hinzu: „Und das Verbrennen der Synagogen und Demolieren jüdischer Häuser durch unbekannte [!] Täter war dumm und feige und sündig“. Lenz wurde daraufhin denunziert, von der Gestapo vernommen und nach Gießen gebracht. Er kam im Gerichtsgefängnis in Untersuchungshaft.²⁶⁹

3.7 Meiches bei Alsfeld

Pfarrer Hermann Luft in Meiches richtete am 07.05.1935 gemeinsam mit den Pfarrern Fritz Axt/Romrod,²⁷⁰ Walther Bähringer/Billertshausen,²⁷¹ Dekan Karl Bernbeck/Alsfeld,²⁷² Gerhard Bernbeck/Groß-Felda,²⁷³ Paul Geißler/ Stumperdenrod,²⁷⁴ Hans Hemmes/Lehrbach, Peter Heinemann/Brauerschwend, Karl Friedrich Kalbhenn/Maulbach und Georg Landmann/Schwarz ein Schreiben an die Brüder: Wir sind am 25.03.1935 der BKNH beigetreten. Unser derzeitiges Landeskirchenregiment schädigt Kirche und Gemeinde.

Wir wollen eine starke bekenntnisgebundene evangelische Kirche „in einem starken Dritten Reich“.²⁷⁵ Auch in Meiches hatte die BK einen Pfarrvikar eingesetzt, Walter Bähringer. Nun ist aber in der Gemeinde Unruhe darüber entstanden, da sich der BK und nicht der BK angehörende Gemeindeglieder einander gegenüberstanden. Deshalb ergriff der KV Meiches – bestehend aus Dekan Dr. Adolf Wendel,²⁷⁶ dem landeskirchlichen Vikar August Semmler²⁷⁷ und

268 Dok. 6,2 S. 269.

269 Dok. 7,1 S. 127 f.; Oelschläger S. 327 f.

270 Fritz Axt war Pfarrer in Romrod, verärgerte Parteifunktionäre durch kritische Äußerungen und Verhaltensweisen, so dass ein Verfahren mit dem Ziel der Entfernung aus dem Kirchenamt eingeleitet wurde.

271 Pfarrer Bähringer wurde vom Landesbruderrat der BK nach Meiches und Helfershain versetzt, September 1935 in Schutzhaft genommen, wurde 1936 Pfarrer in Nenderoth/Dillkreis.

272 Ab 20.9.1934 Dekan des Dekanats Alsfeld, am 1.4.1935 davon entbunden, 1936 Mitglied im LBR, 1939 im KBR.

273 1941 kann Pfarrer Gerhard Bernbeck die Pfarrstelle Groß-Felda nicht übertragen werden, da er „noch nicht dargetan hat, daß er die richtige Einstellung zum NS-Staat gefunden hat“, am 15.3.1945 wird sie ihm übertragen.

274 Paul Geißler wurde am 1.4.1935 vom Amt des Dekanstellvertreters entbunden.

275 Dok. 4,1 S. 199 f.

276 Adolf Wendel war früher Parteigänger Landesbischof Dietrichs, war nicht in BK, hatte Lehrauftrag in Universität Marburg.

277 August Semmler hatte im Juli 1935 als Vikar Dienstantritt in Meiches, weshalb der Kirchenvorstand Meiches den von der BK gesandten Vikar Walter Bähringer bat, das Feld zu räumen.

den KV Römer und Günther – das Wort und beklagte die in Meiches ausgebrochene Erregung.

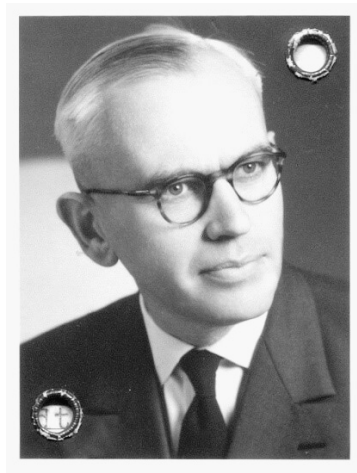


Abb. 2: Walther Helmut Werner Bähringer (Zentralarchiv der EKHN)

Er bedauerte, dass er in der Meinung gewesen sei, dass nur in der Bekenntnisfront der altererbte Glaube geschützt und erhalten werde und dass er bis zur endgültigen Wiederbesetzung der Pfarrei einen Vikar der BK zugelassen hat. Der KV ist des festen Willens, dass so rasch wie möglich wieder Ordnung in Meiches geschaffen werde. „Wir wünschen nicht zwei Pfarrer [Bähringer und Semmler], sondern nur einen“.²⁷⁸ So musste der LBR am 20.10.1935 feststellen, dass in Meiches schon seit Wochen besonders schwierige Verhältnisse herrschen. Obwohl sie Pfarrer Bähringer vom LBR als ihren Seelsorger erhalten haben, hielt es der LB für nötig, den Pfarrverwalter Semmler mit der Verwaltung der Pfarrei Meiches zu betrauen. Durch Verfügung des Kreisamtes Schotten war das gottesdienstliche Leben so geregelt worden, dass die Gruppe derer, die auf der Seite des LB stehen, um 9.00 Uhr die Kirche zur Verfügung erhalten, und die Gruppe derer, die auf der Seite der BK stehen, um 13.00 Uhr. Doch bei dieser Regelung ließ es die Partei des LB nicht bewenden. Sie erwirkte eine Verfügung des Amtsgerichtes und ließ Pfarrer Bähringer am 29.08.1935 aus dem Pfarrhaus, das er bis dahin mit August Semmler geteilt hatte, ausweisen; Bähringers Möbel wurden in den Hof befördert.²⁷⁹ Bei der Bauernfamilie, die Bähringer nun aufgenommen hatte, wurde abends wiederholt an die Haustür geschlagen. Draußen begann ein starkes Brüllen, bei dem der Ortsbauernführer, ein SA-Mann, wohl der Anführer war. Es hieß: „Heraus mit Bähringer!“ „Heraus mit dem Judas!“ „Heraus mit dem Schuft!“ „Heraus mit dem Volksverräter!“ Pfarrer Bähringer rief die Gendarmeriestation Ulrichstein an und

²⁷⁸ Dok. 4,2 S. 382.

²⁷⁹ Dok. 4,2 S. 423.

ebenso die Gestapo in Gießen. Da erschien plötzlich ein Hauptwachmeister aus Ulrichstein und erklärte, Pfarrer Bähringer „zu seiner eigenen Sicherheit in Schutzhaft nehmen zu müssen“.²⁸⁰ Erst am 17.09.1935 wurde Pfarrer Bähringer freigelassen und kehrte in seine Gemeinde Meiches zurück. Die Gestapo hatte ihm mitteilen lassen, dass seiner Rückkehr nach Meiches nichts mehr im Weg stünde.²⁸¹ Über 200 in Frankfurt/Main versammelte Pfarrer und Kirchenälteste der BKNH erbaten im Brieftelegramm an den RMkA Kerl, an den Reichsstatthalter Sprenger, an den RKAu und den LKAu die sofortige Freilassung von Pfarrer Bähringer.²⁸²

Für die Zeit vom 16.-23.02.1936 war für die Pfarrei Meiches-Helpershain eine kirchliche Woche vorgesehen, aber auf Betreiben gegnerischer Kreise wurde vom KV Meiches der BK-Gemeinde die Benutzung der Kirche für die Vorträge verboten. Daraufhin fand der erste Vortrag in der Wohnung des Landwirts Bindewald statt. Gegner versammelten sich, um die Veranstaltung zu stören. Am 17.02.1936 wurde die Abhaltung weiterer Vorträge im Haus Bindewald verboten. Im Filial Helpershain konnten die Vorträge in der Kirche stattfinden. Diese Gemeinde stand „zum überwältigenden Teil“ hinter Pfarrer Bähringer.²⁸³ Hingegen wurden Besucher von Meiches auf dem Heimweg von Helpershain überfallen, es fielen Drohworte gegen Pfarrer Bähringer, der sich genötigt sah, die Konfirmandenstunde in seine Wohnung zu verlegen. Einwohner von Helpershain machten sich auf den Weg, um Pfarrer Bähringer zu schützen. Da eine starke Erregung durch die Bevölkerung ging, in Meiches wie in Helpershain, wollte die Gestapo Bähringer nochmals in Schutzhaft nehmen. So wurde Bähringer nach Gießen ins Polizeigefängnis gebracht.²⁸⁴ Der LBR sandte ein Telegramm an RMkA Hanns Kerl und Propst Szymanowski/Berlin und bat um Freilassung für Walter Bähringer.²⁸⁵ Pfarrer Karl Bernbeck/Alsfeld schrieb in einem Brief an OKR Zentgraf am 21.02.1936: Es handelt sich auch um Hass gegen ernst verstandenes Christentum. Übrigens: Vikar August Semmler, der Freund von Dekan Wendel, ging immer ungeschoren davon. Bernbeck riet Zentgraf: Setze Semmler schleunigst da oben weg!²⁸⁶ RMkA Kerl erklärte am 13.03.1936, dass er die Schutzhaft für Bähringer in ein Aufenthaltsverbot für Oberhessen verwandle und dass er ein kirchliches Disziplinarverfahren mit Ziel der Dienstentlassung für angebracht halte!²⁸⁷ Der LKAu (Zentgraf) beauftragte Walter Bähringer am 03.06.1936 mit der Verwaltung der nassauischen Pfarrei Nenderoth im Dillkreis.²⁸⁸ Nicht vergessen werden soll, dass im Unterschied zu Pfarrer Walter Bähringer dem LB-Vikar August Semmler die Benutzung des Schulsaals für kirchlichen Zwecke erlaubt war.²⁸⁹

280 Dok. 4,2 S. 423 f.; Geißler 2 S. 210.209 f.

281 Dok. 4,2 S. 424.

282 Dok. 5,1 S. 239.

283 Dok. 6,1 S. 85.

284 Dok. 6,1 S. 86 f.

285 Dok. 6,1 S. 87.

286 Dok. 6,1 S. 87.

287 Dok. 6,1 S. 88.

288 Dok. 6,1 S. 89.

289 Dok. 8,2 S. 301.

3.8 Langd bei Hungen

In der Gemeinde Langd bei Hungen hatte der LBR Pfarrer Otto Prätorius²⁹⁰ als BK-Pfarrer eingesetzt. Aber sogleich setzte der LB einen zweiten Pfarrer dort ein, nämlich Wilhelm Drommershauser.²⁹¹ Nachdem dieser zweite Pfarrer an zwei Sonntagen in Begleitung zweier Kollegen einen Gegengottesdienst unter lächerlich geringer Beteiligung gehalten hatte, machte ein KV-Beschluss diesen Gegengottesdienst unmöglich.²⁹²

In der Chronik der Kirchengemeinde Langd gibt Pfarrer Peter Bock/Hungen als Spezialvikar, der auf der Seite des LB stand, einen anderen Bericht. Am Abend (wohl eines Sonntags Ende Juli 1935) hielt die BK in Anwesenheit einer größeren Zahl von BK-Pfarrern von nah und fern einen langen „Aufklärungsgottesdienst“ in der Kirche von Langd, bei dem die Kirche voll war. An diesem Sonntag hatte die BK morgens den Vikar (Otto Prätorius) eingeführt, während nachmittags Spezialvikar Bock/Hungen den Pfarrvikar Drommershauser eingeführt hatte, wobei eine aufgehetzte Menge die Straße belagert habe; von Langd hätten nur 4 Männer und 3 Frauen sowie die Läutebuben an diesem Gottesdienst bei der Einführung von Drommershauser teilgenommen.²⁹³ Am 04.08.1935 habe Drommershauser polizeilichen Schutz erbeten, um in Langd Gottesdienst halten zu können, auch am 18.08.1935 sei sein Gottesdienst wieder verhindert worden, während am 25.08.1935 die Gestapo wie ein Überfallkommando „auf unseren [Bocks und Drommershausers] Antrag von der Behörde entsandt“ waren.²⁹⁴ Auf Anordnung des Reichsstatthalters sei die Kirche sonntags beiden Seiten zur Verfügung zu stellen. Da diese Anordnung von der Androhung bekräftigt wurde, im Falle wiederholter Unruhen einige der Verantwortlichen zu verhaften, „sahen sich der Bürgermeister Fritz und der BK-Vikar [Prätorius] nach anfänglichem Sperren doch veranlaßt, ihren Widerstand [...] aufzugeben“. So konnte ab 08.09.1935 „endlich wieder [LK-]Gottesdienst in Langd stattfinden, zu dem sich nun auch eine größere Zahl Gemeindeglieder einfand [...], obwohl die Mehrzahl der Gemeindeglieder den LK-Gottesdienst mied und größtenteils an den Gottesdiensten der BK teilnahm“. ²⁹⁵ Pfarrer Otto Prätorius ergänzte 1938 die Chronik von Langd und stellte Einiges klar, was Peter Bock nicht richtig geschildert hatte.²⁹⁶

Am 27.08.1935 aber wandte sich Pfarrer Prätorius an die Kreisleitung der NSDAP in Gießen und beschwerte sich darüber, dass am Sonntag, dem 25.08.1935, es zu einer planmäßig verursachten Störung des Gottesdienstes gekommen sei und dass der Bürgermeister und Parteigenosse Rudolf Fritz an der

290 Otto Prätorius war 1934 Vikar in Darmstadt, 1935 vom LBR nach Langd bei Hungen gesandt, 1936 versetzt nach Lauterbach.

291 1935 vom LB nach Langd entsandt, Anfang Februar 1936 nach Michelstadt/Odenwald berufen.

292 Dok. 4,2 S. 399 f.

293 Dok. 6,1 S. 74-77.

294 Dok. 6,1 S. 77.

295 Dok. 6,1 S. 77 f.

296 Dok. 6,1 S. 78-82; S. auch die beiden landesbischöflich ausgerichteten KV-Eingaben an den RMkA (Dok. 6,1 S. 82-84).

Ausübung seiner als KV und Ortspolizeibehörde obliegenden Pflicht zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung seit Wochen gehindert werde. Lehrer Wilhelm Müller würden vom Ortsgruppenleiter Schwierigkeiten gemacht, weil er als Organist in der Kirche amtiert. 90% der Gemeinde stehen hinter der BK, darunter auch „ein großer Teil der Parteimitglieder, denen die Geschlossenheit der Gemeinde wichtiger ist als die Sonderinteressen einer kirchlichen Richtung“.²⁹⁷ Der KBR Hungen richtete am 15.01.1936 ein Schreiben an den LKR, in dem er u. a. auch das Recht der evangelischen Gemeinde Langd auf Verkündigung des unverfälschten Evangeliums und einen entsprechend rechtmäßig berufenen Pfarrer herausstellte.²⁹⁸ Die Gemeinde Langd war wie die Gemeinden Westhofen, Ober-Widdersheim und Oppenheim durch die BK besetzt worden. Nun wurden jedoch die Pfarrstellen von der ELKNH zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Daraufhin warnte der LBR am 06.03.1936, sich auf keinen Fall auf diese ausgeschriebenen Stellen zu melden, denn der LB beabsichtigte offensichtlich, diese Pfarrstellen in Ausübung der dem LBR eingeräumten Befugnisse zu besetzen. Durch diese Bestimmung aber ist den Gemeinden der ELKNH das ihnen zustehende Recht zur Mitwirkung bei der Pfarrerrwahl genommen.²⁹⁹ Ab 16.10.1936 wurde Fritz Sauer³⁰⁰ Pfarrer der Gemeinde Langd, ab 01.08.1939 Pfarrer für Langd und Rodheim/Horloff. Er gehört zur BK. Nun „kamen die Auseinandersetzungen zum Erliegen“.³⁰¹

3.9 Bleichenbach bei Büdingen



Abb. 3: Johann Karl Konrad Kurt Hose (Zentralarbiv der EKHN).

297 Dok. 4,2 S. 405 f.

298 S. Dok. 5,1 S. 199 f.

299 Dok. 5,1 S. 240.

300 1935 Vikar in Offenbach/Main, seit 16.10.1936 Pfarrverw. in Langd, seit 1.8.1939 Pfarrverw. in Langd und Rodheim/Horloff, April 1941 Strafverfolgung wegen Kanzelmissbrauch eingestellt.

301 Dok. 7,2 S. 453.

Pfarrer Kurt Hose,³⁰² ein PG, war Gemeindepfarrer in Bleichenbach und Feind der BK. Unter ihm beschloss der KV am 01.10.1937, dass Gottesdienste in der Kirche von Bleichenbach nur von solchen Pfarrern gehalten werden dürfen, die von dem (landesbischöflichen) Dekan Georg Hoch/Selters³⁰³ beauftragt sind.³⁰⁴ Nun hat die BK Ernst Freundlieb³⁰⁵ als Pfarrverwalter in Bleichenbach eingesetzt. Gegen ihn aber wandte sich nun der LKAu, indem er am 08.11.1937 - gemäß dem Bericht von Pfarrer Hose - an die Gestapo schrieb: Er stellte einen Strafantrag gegen Pfarrer Freundlieb, der der BK angehörte und ohne LK-Auftrag nach Bleichenbach kam und „sich pfarramtliche Befugnisse anmaßt“;³⁰⁶ jedoch in der KV-Sitzung vom 17.12.1937 wurde der Strafantrag gegen Pfarrer Freundlieb zurückgezogen.³⁰⁷ Da aber inzwischen eine BK-Gemeinde in Bleichenbach entstanden war, stellte der KV am 11.01.1938 den Plan auf, wann der BK-Pfarrer und wann der LK-Pfarrer Gottesdienst halten.³⁰⁸ Nun wurde Pfarrer Kurt Wolf³⁰⁹ Pfarrer der BK-Gemeinde, dem aber als dem Vorsitzenden des OBR vom KV mitgeteilt wurde, dass die Benutzung der Kirche dem Pfarrer der BK untersagt ist; wenn der KV-Beschluss nicht beachtet werde, stelle der KV Strafantrag.³¹⁰ Altbürgermeister N. und KV R. IV. wurden am 06.03.1938 aus dem KV ausgeschlossen.³¹¹ Aber es trat keine Ruhe ein. Am Sonntag, dem 03.04.1938, kam der Schmied Ernst Naumann, der zur BK gehörte, aber auch SA-Mann und PG war, um die Kirchentür gewaltsam zu öffnen; da dies nicht gelang, holte man drei Schlagbäume, mit denen 20 Mann gemeinsam die Tür erbrachen. Der KV stellte beim Oberstaatsanwalt in Gießen Strafantrag.³¹²

Pfarrer Lenz/Münzenberg gab am 13.05.1938 Bericht über die verwirrenden Vorgänge in der Gemeinde Bleichenbach. Am 13.05.1938 sollte ein BK-Gemeindevorgang beerdigt werden. Es kam dabei zu einem unglaublichen Geschehen. Der Kirchendiener des DC-Teils der Gemeinde, der zugleich Totengräber war, verweigerte das Geläute. Am Freitag war um 11.00 Uhr das Grab noch nicht fertig bereitet, obwohl die Beerdigung um 15.00 Uhr erfolgen sollte. Pfarrer Kurt Wolf von der BK-Gemeinde rief daraufhin den Kreisdirektor an, der ihn anwies, den frühe-

302 Kurt Hose, PG und DC, war Pfarrer in Bleichenbach bis 1940, dann Offizier in der Wehrmacht.

303 Dekan Georg Hoch stand auf Seiten des Landesbischofs, versuchte z. B. den BK-Pfarrer Peter Brunner in Ranstadt mundtot zu machen, was schließlich zu Brunners Verhaftung führte.

304 Dok. 6,1 S. 54.

305 *1908, +1996; BK-Pfarrer 1937 in Bleichenbach, danach in Büdingen, Gladenbach und Uniklinik in Mainz.

306 Dok. 6,1 S. 55.

307 Dok. 6,1 S. 55.

308 Dok. 6,1 S. 55.

309 Pfarrer Kurt Wolf war 1935 illegaler BK-Vikar in Münzenberg, 1938 BK-Pfarrverw. in Bleichenbach, als Vikar in Frankfurt/Main in Schutzhaft genommen, 1941 Strafverfolgung wegen Kanzelmissbrauch eingestellt.

310 Dok. 6,1 S. 55.

311 Dok. 6,1 S. 56.

312 Dok. 6,1 S. 56.

ren Totengräber mit der Herstellung des Grabes zu betrauen. Pfarrer Kurt Hose wurde beobachtet, wie er auf dem Kirchturm den Klöppel der großen Glocke entfernte. Er und der jetzige Kirchendiener, ein völlig unkirchlicher Mann, der zudem vorbestraft war und in schlechtem Ruf stand, befanden sich allein in der verschlossenen Kirche. Nach Rütteln an der Tür wurde sie endlich geöffnet. Als der Schmied Pfarrer Hose erklärte, ein Lügner zu sein und ihm ins Gesicht schlug, entstand ein Tumult. Da das Seil der großen Glocke entfernt war, konnte nur mit zwei Glocken geläutet werden. Beim Vorbeiziehen des Leichenzuges stellte der Führer der DAF (Deutsche Arbeitsfront) sein Radio bei offenem Fenster mit voller Lautstärke ein. Pfarrer Lenz schreibt: „Denn wochenlang ist die kirchliche Gemeinde in Bleichenbach von Hose und seinen Anhängern auf das Furchtbarste unterdrückt und an ihren Gottesdiensten gehindert worden“.³¹³

Am 29.06.1938 stellte der OBR der BK-Gemeinde Bleichenbach an den KV den Antrag, die Kirche für Gottesdienste und Amtshandlungen der BK-Gemeinde zur Benutzung freigeben zu wollen; sie sollten an jedem zweiten Sonntag stattfinden.³¹⁴ Der Präsident der ELKNH schrieb am 30.08.1938 an den KV Bleichenbach: Der Einfluss der BK auf die Bevölkerung und besonders auf die Jugend ist in starkem Maß vorhanden in Bleichenbach. „Die Auswirkungen waren derart, daß der HJ-Dienst darunter leidet“.³¹⁵ Das zeigt doch die starke und intensive Tätigkeit der BK in diesem Ort. Am 26.09.1938 schrieb das LKANH an den KV Bleichenbach: Durch Vermittlung der Gestapo in Darmstadt hat uns nun die Minderheit (= die BK) gebeten, das Gotteshaus in Bleichenbach für ihre Sondergottesdienste freizugeben. Der KV beschloss, dass dies nur alle 14 Tage und zwar nachmittags geschehen dürfe. Die Gottesdienste aber dürften nur Pfarrer halten, die ordnungsmäßige Pfarrer der LK sind. Zum Begriff „Minderheit“ stellte Pfarrer Karl aus Reichelsheim/Obh. 1937 fest, dass die Einwohner Bleichenbachs früher zwar überwiegend NS waren, heute jedoch etwa zu 70% BK-Anhänger sind.³¹⁶

Die Synode Hungen-Büdingen stellte am 27.01.1938 fest, dass Präsident Paul Kipper durch Verbote und Unterdrückung die BK Bleichenbach mazzusetzen versuchte,³¹⁷ und der LBR forderte am 02.04.1938 die Einstellung des Vorgehens gegen die von der BK in den Dienst der Kirche gestellten Pfarrverwalter und Vikare.³¹⁸ Gertrud Thomasberger, Gemeindehelferin in Wölfersheim, beklagte im Schreiben an Kipper vom 22.07.1938, dass man nichts gegen das Treiben des Pfarrer Hose in Bleichenbach unternahm.³¹⁹

Am 01.12.1938 schrieb die Gestapo Darmstadt an den OBR Bleichenbach, wobei als neuer BK-Pfarrer der Pfarrverwalter Ernst³²⁰ genannt wird: Die Kirche

313 Dok. 6,1 S. 56 f.

314 Dok. 6,1 S. 58.

315 Dok. 6,1 S. 58.

316 Dok. 6,1 S. 59.

317 Dok. 6,3 S. 450 f.

318 Dok. 6,3 S. 499 f.

319 Dok. 6,3 S. 541.

320 Alwin Ernst am 22.5.1938 ordiniert, 1938 Pfarrverw. in Bleichenbach, 10.12.1938 Ausweisung aus Hessen, 1941 Strafverfolgung wegen Kanzelmissbrauch eingestellt.

in Bleichenbach einschließlich Glocken, Orgel, Licht und Heizung steht beiden kirchlichen Gruppen (BK-Gemeinde und LB-Gemeinde) zur Verfügung. Auch die Abendmahlsgeräte stehen von nun an auch der BK-Gemeinde zur Verfügung. „Die Einführung des Turnus dient der Behebung des Kirchenstreites in Bleichenbach“.³²¹ Es ist ja sehr bemerkenswert, dass auch hier in Bleichenbach ausgerechnet die doch kirchenfeindliche Gestapo zum Friedensschlichter wurde! Unter dem 30.12.1938 erfährt man von Pfarrer Ernsts Ausweisung aus Bleichenbach.³²² Landwirt Karl Walter/Trais-Münzenberg berichtet am 24.12.1938, dass Pfarrer Ernst auch in seinen beiden Gemeinden einige Zeit tätig war. „Er konnte sich in beiden Gemeinden [Münzenberg und Trais-Münzenberg] einer großen Beliebtheit erfreuen. Er predigt das Evangelium lauter und rein“.³²³ Der Bruderrat der BK-Gemeinde Bleichenbach berichtete am 05.04.1939 an Präsident Kipper, dass der Bericht des Pfarrer Hose an das LKA „voll und ganz erlogen und erfunden ist“. „Die BK-Gemeinde Bleichenbach steht heute fester denn je für ihren Glauben zu Bibel und Bekenntnis“. Sie sieht in Pfarrer Hose „nach dessen skandalösem Verhalten hier einen völlig ungeeigneten Vertreter des geistlichen Standes“. Recht bemerkenswert ist: Die Gestapo hat am 15.01.1939 völlig überraschend den Gottesdienst kontrolliert. Dabei wurde festgestellt: Gottesdienst bei Hose 38 Besucher; Gottesdienst der BK 201 Besucher.³²⁴ Pfarrer Kurt Hose hat 1940 die Gemeinde Bleichenbach verlassen; er wurde Offizier der Wehrmacht.³²⁵ Der LBR zollte am 01.11.1938 dem Schmiedemeister Ernst Naumann in Bleichenbach seinen besonderen Dank ab für alles, was Naumann der BK-Gemeinde Bleichenbach und damit der BK überhaupt getan hat.³²⁶ Erna Lindeholz schreibt in ihrem Erinnerungsbericht über ihre Arbeit an der weiblichen Jugend während des Dritten Reiches: Während des Zweiten Weltkriegs besuchte sie etwa alle vier Wochen etliche „Stützpunkte“, darunter auch Bleichenbach. Sie erzählt: In Bleichenbach war die Kirchentür durch einen DC-Pfarrer (Kurt Hose) (...) vernagelt worden. Die BK hatte schon sieben junge Pfarrer hingeschickt, die alle nacheinander verhaftet wurden. Als ich wieder einmal hinkam, sagte mir Pfarrer Ernst: Ich werde bestimmt in den nächsten Tagen auch verhaftet, dann schickt die BKNH niemand mehr her, dann müssen Sie für die Gemeinde sorgen.³²⁷ So macht auch diese Stimme von Frau Lindeholz noch einmal deutlich, welch ein heftiger Kirchenkampf in Bleichenbach tobte und durch wen er vor allem verursacht war. BK-Pfarrer Freundlieb hat einmal 1946 eine Aufstellung der gesamten Unruhen, Strafanträge, Verhaftungen in den Jahren 1937-1938 in Bleichenbach gemacht, die einen erschütternden Einblick in die damals so bedrängte Lage der BK in diesem Ort Oberhessens gibt.³²⁸

321 Dok. 7,1 S. 63 f.

322 Dok. 7,1 S. 157, 197; 7,3 S. 645.

323 Dok. 7,1 S. 162.

324 Dok. 7,2 S. 276 f.

325 Dok. 7,2 S. 451.

326 Dok. 7,3 S. 512.

327 Dok. 8,2 S. 487.

328 Dok. 6,1 S. 59 f.

3.10 Bad Vilbel

Auch in Bad Vilbel gab es zu Beginn des Kirchenkampfes eine große Versammlung der BK.³²⁹ An die BK-Gemeinde Bad Vilbel wurde die BK-Gemeinde Dortelweil angeschlossen, die damals noch keinen eigenen Bruderrat und BK-Pfarrer hatte.³³⁰ Pfarrer Theodor Schleiermacher/Bad Vilbel wirkte 1936 bei der Leitung der Pfarrerschulungswochen der BKNH auf der Burg Hohensolms mit.³³¹ Am 04.07.1937 trat LB Dietrich in Bad Vilbel in einem Gottesdienst des „Bundes für Deutsches Christentum“ auf; der LBR bemerkt dazu am 01.09.1937, dass die Lehre dieses Bundes nicht als kirchliche Lehre anerkannt werden kann.³³² Der Pfarrer Kurt Davidson/Wallertheim hatte am 07.01.1937 in Auerbach an der Bergstraße in einer DC-Versammlung eine Rede gehalten über „Judenkirche oder Christuskirche“. Die Versammlung führte zu einem Treuegelöbnis für Führer und Volk. Inhaltlich brachte der Redner einen Umriss des Kampfes eines deutschen Christentums gegen jüdisches.³³³ Wahrscheinlich hat die Beteiligung Dietrichs in Bad Vilbel an der Tagung des „Bundes für Deutsches Christentum“ Auftrieb gegeben für das anschließende Verhalten Kurt Davidsons sowohl in Bad Vilbel wie auch in anderen benachbarten Gemeinden. In Bad Vilbel wurde um den 01.11.1937 für den DC-Vikar Davidson durch den katholischen Bürgermeister (!) der Einzug in die evangelische Kirche und das Pfarrhaus erzwungen.³³⁴

Gemeindepfarrer in Bad Vilbel war bis Oktober 1940 Theodor Schleiermacher.³³⁵ Er gehörte zur BK³³⁶ und war zuvor 1931-1934 Pfarrassistent in Heppenheim/Bergstraße gewesen.³³⁷ BK-Pfarrvikar Christian Semler³³⁸ hatte im November 1936 Bad Vilbel verlassen, und der LBR hatte im März 1937 BK-Pfarrer Erwin Müller³³⁹ nach Bad Vilbel entsandt, der bis Weihnachten 1938 hier seinen Dienst tat.³⁴⁰ Im Sommer 1937 kam es zu großen Schwierigkeiten für die BK in Bad Vilbel. Das LKA beabsichtigte nämlich, die vakant gewordene Pfarrassistentenstelle mit dem Pfarrassistenten Kurt Davidson zu besetzen, der nicht nur zu den DC, sondern, wie gesagt, sogar zum radikalen Flügel der DC, zur nationalkirchlichen Richtung der DC gehörte. Im Juli 1937 wurde aus dem LKA offi-

329 Dok. 3,1 S. 234.

330 Dok. 4,1 S. 153 f.

331 Dok. 5,2 S. 575.

332 Dok. 6,2 S. 339.

333 Dok. 6,2 S. 155 f.

334 Dok. 6,2 S. 357.

335 *1906, +1985; 1931-1934 Pfarrassistent in Heppenheim/Bergstraße, 1934-1940 Pfarrverwalter in Bad Vilbel, 1948 Pfarrer in Hirschhorn/Neckar, 1961 Pfarrer in Thomasgemeinde Darmstadt.

336 Dok. 4,1 S. 154.

337 Dok. 5,2 S. 315.

338 Christian Semler war Vikar in Bad Vilbel bis 1936, referierte 1936 in Bad Vilbel über die Taufe, war später Studentenpfarrer an Universität Mainz, danach Pfarrer der Katharinen-gemeinde in Frankfurt/Main.

339 1935 Vikar und Hilfsprediger in Dotzheim, 8.3.1936 Ordination in Dotzheim, 1939 ausgewiesen aus Hessen und Nassau.

340 Dok. 6,2 S. 369.

ziell mitgeteilt, dass Davidson mit der Versehung der Pfarrassistentenstelle beauftragt sei. Der KV erklärte nun schriftlich, dass er auf dem Boden der BK stehe und einen DC-Pfarrer nicht anerkenne. Pfarrer Schleiermacher schreibt in der Chronik zu Recht: Das war das Typische beim Vorgehen der Finanzabteilung der ELKNH: Eine in sich geschlossene BK-Gemeinde wird durch Entsendung eines DC-Pfarrers zum Widerstand gereizt, um sie dann durch Maßregeln gegen Pfarrer zu zerschlagen.³⁴¹

Als am 04.08.1937 Pfarrer Schleiermacher im Filial Massenheim im alten Schulsaal KV-Sitzung halten wollte, erschien der Stützpunktleiter Grimm und erklärte, dass aber BK-Pfarrer Müller den Saal nicht betreten dürfe. Einige Tage darauf sollte ein Gemeindeabend in der Massenheimer Kirche stattfinden. Als Pfarrer Schleiermacher dabei äußerte, dass bei den DC Christus völlig in den Hintergrund trete, gab es einen Zwischenruf von Kurt Davidson, worauf eine große Erregung entstand. Nach diesem Kirchenkampfbeginn in Massenheim fielen auch in Bad Vilbel Entscheidungen. Die DC begannen ihre Gottesdienste, die sie „Gottesfeiern“ nannten, im Kurhaus, da die Kirche für sie nicht zur Verfügung gestellt wurde; der Besuch dieser „Gottesfeiern“ war sehr mäßig.³⁴²

Am 05.10.1937 wurde Pfarrer Schleiermacher, der in Urlaub war, durch ein Schreiben des Bürgermeisters (!) aufgefordert, bis zum 07.10.1937 die Wohnung des Pfarrassistenten für Pfarrer Davidson räumen zu lassen und die Schlüssel der Kirche an die Bürgermeisterei aushändigen zu lassen. Pfarrer Müller lehnte ab, aber die Bürgermeisterei (!) ließ am 09.10.1937 die Wohnung von Müller von Polizeibeamten ausräumen und dessen Möbel in den Hof stellen. Danach begaben sich die Polizisten unter Führung des Stadtbaumeisters Dörr an die Kirche, um sie gewaltsam zu öffnen, was zu einer großen Erregung in der Gemeinde führte. Dörr vermied jedoch das Aufbrechen der Kirche. Am 16.10.1937 wurde nun die Gestapo gegen die BK-Gemeinde eingesetzt. Pfarrer Schleiermacher wurde von dem Gestapobeamten Hedrich/Gießen verhört, der ihm aber „mit größter Freundlichkeit“ entgegenkam und meinte, in ein paar Wochen hätten sich die DC verlaufen. Hedrich sagte dabei unter vier Augen: „Herr Pfarrer, es ist böse, was wir Christen heute mitmachen müssen, aber das ist noch nicht das Ende. Wir werden noch viel Schweres ertragen müssen, bevor Christus [wieder]kommt!“ Dies aus dem Mund eines Gestapobeamten, der damit zeigte, dass er insgeheim Christ war. Nach dem Gespräch kam es zur Übergabe des Kirchenschlüssels an den Bürgermeister (!) im Beisein Kurt Davidsons.³⁴³

Der Bürgermeister vom Filial Massenheim hatte ein Ortsverbot für BK-Pfarrer Müller ausgesprochen, so dass dieser keine Gottesdienste und keine Amtshandlungen mehr in der Kirche, in Häusern und auf dem Friedhof Massenheims halten konnte. Der Gestapobeamte Hedrich jedoch war darüber „sehr erzürnt“ und machte Pfarrer Müller den Weg zur Kirche in Massenheim wieder frei. Es kam an der Stelle nicht genug die groteske Situation betont werden, dass es ein Gestapo-

341 Dok. 6,2 S. 369 f.

342 Dok. 6,2 S. 370 f.

343 Dok. 6,2 S. 371 f.

beamter war, der doch im Dienst eines kirchenfeindlichen Staates arbeitete, der aber seine Vollmacht benutzte, um die Kirche vor dem Schlimmsten zu bewahren!³⁴⁴ Auch diese angenehmen Überraschungen gab es, wie schon gesehen, vereinzelt im Kirchenkampf.

Unter dem stärker werden Druck der NSDAP und der landeskirchlichen Organe traten 1938 von 12 KV in Bad Vilbel die Hälfte zurück; da der KV aber so nicht beschlussfähig war, setzte die ELKNH einen Finanzbevollmächtigten ein, doch der restliche KV verweigerte dessen Anerkennung. Am 21.12.1938 wurden BK-Pfarrer Müller und Lehrvikar Eduard Sann³⁴⁵ aus Hessen ausgewiesen. Pfarrer Davidson meldete sich bei Kriegsbeginn zum Militär. Im Oktober 1940 wurde auch Pfarrer Schleiermacher eingezogen. Der LBR erreichte, dass Pfarrer Hans Hörr³⁴⁶ einsprang. Er wurde aber nach fünf Wochen ebenfalls ausgewiesen. Der KV bat Pfarrer Greiff³⁴⁷ von Dortelweil, sich um die Pfarrstelle zu bewerben.³⁴⁸

Nicht nur in der reformierten Gemeinde Wölfersheim war Kurt Davidson auf fanatische Weise mit seiner kirchenzerstörenden Absicht aufgetreten – gemeinsam mit seinem Kumpan DC-Pfarrer Karl Rühl/Friedberg –, sondern in den Wochen vor Weihnachten 1938 fühlte er sich auch dazu berufen, in Lich eine DC-Gemeinde Thüringer Richtung zu gründen, der Plan wurde jedoch durchkreuzt.³⁴⁹

3.11 Gießen

3.11.1 Johannesgemeinde

Auch in Gießen kam es in einzelnen Gemeinden zur BK. Zu Beginn ist dabei wohl auf Propst Karl Knodt/Gießen hinzuweisen, der am 10.11.1934 an seine Amtsbrüder schrieb: „Heute früh habe ich dem LB mein Amt als Propst zurückgegeben, weil ich es nicht mehr verantworten könne, die Maßnahmen der Kirchenregierung vor der oberhessischen Geistlichkeit zu vertreten“.³⁵⁰ Aber dann erhielt die entstehende BK in Gießener Gemeinden gewiss besonderen Auftrieb, als Pfarrer Martin Niemöller am 06.05.1936 in der Johanneskirche Gießen einen Vortrag zur kirchlichen Lage hielt, in dem er ausführte: Der RMkA Kerrl hatte erklärt, die Kirche solle „eng an den Staat herankommen“. Die Schwierigkeiten bestehen aber nun gerade darin, dass Männer, die auf der Seite der BK stehen, nunmehr berufen seien, die Angelegenheiten der Kirche zu ordnen. Es ging also nicht mehr darum, sich mit der Politik des Reichsbischofs Müller oder mit August Jäger auseinander zu setzen. Vielmehr wurde die Kirchenpolitik von Leuten wie z. B.

344 Dok. 6,2 S. 372.

345 1938 Lehrvikar und Hilfsprediger in Oberhörlen, aus Hessen ausgewiesen, Weihnachten 1938 wieder in Oberhörlen, am 8.10.1939 ordiniert, 1940 ausgewiesen, Aufnahme in Württemberg.

346 Hans Hörr war Kandidat im Freien Theologischen Seminar in Frankfurt/Main 1935/36, 1939 Vikar in Alzey und wurde am 27.10.1939 aus Hessen ausgewiesen, war danach Pfarrer in Bechtolsheim und Biebelnheim/Rhh.

347 Walter Greiff, PG, 1937 Pfarrverw. in Dortelweil, wirbt 1937 für die BK.

348 Dok. 6,2 S. 373 f.; vgl. auch Dok. 7,3 S. 645, 654, 666.

349 Dok. 7,3 S. 571.

350 Dok. 3,1 S. 93.

Generalsuperintendent Zoellner bestimmt, einem anerkannt soliden Theologen der evangelischen Kirche. Es war erschütternd zu erleben, dass dem auch die Vertreter des DC sich glaubten verpflichten und neben dem Bekenntnis zu dem Herren Jesus Christus auch einer Verkoppelung mit Rasse, Blut und Boden zustimmen zu können. Lehre und Irrlehre sollten als gleichberechtigt nebeneinander hingestellt werden. Der Staat will der Kirche vorschreiben, wie sie zu handeln hat. Diese Veranstaltung war von über 1000 Menschen besucht gewesen und erbrachte eine Kollekte von etwa 230 RM für die Besoldung der Jungtheologen. Die Kollekte wurde jedoch von der Gestapo beschlagnahmt.³⁵¹

Auch die DC hatten am 31.03.1937 eine Versammlung in der Johanneskirche unter der Leitung von Dekan Karl Sattler/Wieseck,³⁵² in der Propst D. Dr. Forsthoff/Düsseldorf betonte: Wir DC sind der Meinung, dass wir eine Kirche haben können, in der man als Christ und als NS leben könne. Wir wollen eine Kirche, „die äußerlich und innerlich völlig vom Judentum geschieden ist“. „Wir wollen, wenn der Ruf des Führers kommt, Folge leisten“.³⁵³

Man erfährt schließlich noch, dass am 01.06.1938 von rund 210 oberhessischen Pfarrern 104 in der Johanneskirche Gießen den Eid auf Hitler geleistet haben, „die Pfarrer der BK hatten sich aber enthalten“.³⁵⁴

3.11.2 Luthergemeinde

Ihren eigentlichen Ort in Gießen fand die BK in der Luthergemeinde. Dort wirkte Pfarrer Ludwig Anthes.³⁵⁵ Seine Predigtstätte war die alte Friedhofskapelle. Die Gottesdienste, die er hielt, hatten einen starken Zulauf von Studenten, Universitätsprofessoren und Klinikschwestern.³⁵⁶ Nun eröffnete der Beauftragte der ELKNH für Dienststrafverfahren, OKR Dr. Büchler/Darmstadt, am 08.04.1935 ein förmliches Dienststrafverfahren gegen Pfarrer Anthes mit dem Ziel der Entfernung aus dem Kirchenamt. Es wurde behauptet, der Gesamt-KV Gießen habe beschlossen, dass kirchliche Räume nicht für die BK zur Verfügung gestellt werden sollten, Pfarrer Anthes habe aber die alte Friedhofskapelle der BK eröffnet. Weiter hieß es, Pfarrer Anthes habe Kollekten der Luthergemeinde nicht abgeliefert, was ein strafrechtlicher Tatbestand sei.³⁵⁷ Die KV der Luthergemeinde Gießen wiesen in einem Schreiben an den LB diese Vorwürfe als falsch zurück. Anthes habe keine Unruhe verbreitet, sondern umgekehrt haben erst die Schreiben der Kirchenregierung in der Gemeinde Unruhen bewirkt. Der KV ist der BK beigetreten. Alle wichtigen Maßnahmen hat Pfarrer Anthes stets im Einverständnis des KV getroffen. „Da die gegen unseren Pfarrer erhobenen Vorwürfe nach unserer festen Über-

351 Dok. 5,1 S. 301 ff.

352 Dekan Karl Sattler in Wieseck war DC, sogar Gauobmann der DC.

353 Dok. 6,2 S. 222.

354 Dok. 6,1 S. 97.

355 Ludwig Anthes war geschäftsführender Pfarrer in der Bergkirchengemeinde in Wiesbaden, 1934 versetzt in die Luthergemeinde in Gießen, April 1935 Dienststrafverfahren, ein versierter Theologe.

356 Dok. 4,1 S. 128 f.

357 Dok. 4,1 S. 128 f.

zeugung völlig unbegründet sind, können wir seine Suspendierung vom Dienst nicht als gerechtfertigt anerkennen“. Die Nachricht von dem Verbot der Ausübung seines Amtes verbreitete sich wie ein Lauffeuer und rief größte Aufregung hervor. Der KV versuchte dringend die sofortige Aufhebung der Suspendierung von Pfarrer Anthes.³⁵⁸ Ein Beschluss des Gesamt-KV Gießen, kirchliche Räume der BK zu verschließen, existierte überhaupt nicht. Die Friedhofskapelle ist auf Antrag durch den KV der Luthergemeinde der BK zur Verfügung gestellt worden. Am 11.06.1935 hob das LKA (i. A. Walther) die vorläufige Enthebung vom Dienst für Pfarrer Anthes auf. Aber: „Das eingeleitete förmliche Dienststrafverfahren läuft weiter“.³⁵⁹

Als Pfarrer Anthes im Mai 1938 starb, wollte das LKA die Pfarrstelle der Luthergemeinde dem Pfarramtskandidaten Karl Traum/Freienseen übertragen, der nichts mit der BK zu tun haben wollte.³⁶⁰ Da die Luthergemeinde aber schon seit Jahren zur BK gehörte, beschloss der KV, dass nur ein Pfarrer der BK für die Luthergemeinde in Frage komme. Bis dahin sollten die beiden Pfarrassistenten Rudolf Weckerling³⁶¹ und Fritz Dauth,³⁶² die Pfarrer Anthes beigestanden hatten und in der Gemeinde mit Freuden anerkannt sind, die Dienste übernehmen. Präsident Kipper jedoch verbot den beiden BK-Pfarrern den Dienst und wollte Traum mit dem Dienst beauftragen. Der KV aber lehnte Traum ab. An der Ordination von Traum konnte sich der KV nicht beteiligen, und er ermahnte die Gemeinde, sich von Traum fernzuhalten und ihre Kinder zu Weckerling und Dauth in den Unterricht zu schicken.³⁶³ Der KV fasste am 21.05.1938 den Beschluss: „Der KV der Luthergemeinde wünscht einen Pfarrer, der fest auf dem Boden der Bekenntnisse unserer luth. Kirche steht und danach all sein Tun und Lassen bemißt“.³⁶⁴ Kipper jedoch stellte fest: Allein Pfarrer Traum ist mit der Pfarrstelle beauftragt, und er allein hat in der Friedhofskapelle zu predigen. Weckerling und Dauth sind nicht dazu berechtigt. Der Oberbürgermeister der Stadt Gießen hat in seiner Eigenschaft als Vertreter der Grundstückseigentümer Weckerling und Dauth kirchliche Amtshandlungen in der Friedhofskapelle und auf dem Friedhof vorzunehmen verboten.³⁶⁵ Am 20.05.1938 erklärte Kipper den KV der Luthergemeinde mit sofortiger Wirkung für aufgelöst. Die beiden Pfarrer Weckerling und Dauth wurden zum 20.12.1938 von der Gestapo aus Hessen ausgewiesen.³⁶⁶

Auch die Frauenhilfe der Luthergemeinde Gießen wünschte die definitive Besetzung der Pfarrstelle mit einem BK-Pfarrer. Die Besetzung mit Pfarrer Traum oder einem anderen DC-Pfarrer würde sie sofort nötigen, die Zusammenarbeit mit

358 Dok. 4,1 S. 129 f.

359 Dok. 4,1 S. 131 f.

360 Dok. 7,1 S. 56.

361 1935 Vikar in Luthergemeinde Gießen, am 23.6.1935 ordiniert, Ausweisung aus Hessen.

362 Vikar Fritz Dauth war illegaler Jungtheologe der BK, 17.10.1937 ordiniert, 1938 Pfarrass. in Luthergemeinde Gießen, ausgewiesen aus Hessen und Nassau.

363 Dok. 7,1 S. 56 f.

364 Dok. 7,1 S. 58.

365 Dok. 7,1 S. 59-61.

366 Dok. 7,1 S. 62 f.

demselben abzulehnen.³⁶⁷ Greta Roth/Gießen gab am 28.10.1989 folgende Auskunft: „Die Gruppe, die sich bei den früheren Auseinandersetzungen zur BK hielt, feierte ihre Gottesdienste in Privathäusern oder hielt sich zur Matthäus- bzw. zur Johannesgemeinde“. Sie wurde, was die Gemeindearbeit betrifft, betreut vom Marinegeistlichen Pfarrer Müller, von Pfarrer Philipp Otto Lenz,³⁶⁸ Pfarrer Spehr/Crumbach,³⁶⁹ von B. Martin und Kohleick. Als Pfarrer Traum zum Militär eingezogen wurde, übernahm Missionar Otto Heinrich Walther die Gemeinde. Die BK-Gemeinde bestand weiter und mied wohl die Gottesdienste und sonstigen Veranstaltungen, „denn Missionar Walther ist auch von den DC eingesetzt“. ³⁷⁰ So erlebte auch Gießen die BK das kirchenzerstörende Treiben des Präsidenten Kipper und seiner Helfershelfer.

4. Kleinere Kirchenkämpfe

4.1 Lich

Die Freie Bekenntnissynode im Dekanat Hungen hatte zum Kirchenvorstehertag am 10.12.1934 in Lich eingeladen.³⁷¹ Zu den Gemeinden, in denen die BK Gemeindeversammlungen halten lassen wollte, zählte auch Lich.³⁷² Trotz aller Gründe, die für den Anschluss an die BK sprachen, hielt es aber der KV Lich für richtiger, den offiziellen Anschluss an die BK nicht zu vollziehen. Die männliche Jugend wurde von Pfarrer Hermann Draudt³⁷³ in die HJ überführt.³⁷⁴ Kammer schreibt: Trotz aller Neutralitätsbestrebungen der Pfarrer und des KV macht sich der Kirchenkampf auch hier bemerkbar. Wäre eine klare Haltung nicht besser gewesen³⁷⁵ Pfarrer Paul Lenz/Wohnbach hatte am 08.01.1935 an Dekan Hermann Kahn/Lich geschrieben, dass eine im Auftrag des LB geschehende „brüderliche Aussprache“ nur den Sinn hätte, die in innerer Opposition stehenden Pfarrer willig zu machen, sich mit der bestehenden Lage abzufinden. „Durch Aussprachen wird an der Lage der Kirche nichts geändert werden, dieser Lage, die durch häretische und rechtswidrige Einstellung und Betätigung der DC und der herrschenden Kirchenregierungen so schwer und innerlich unmöglich geworden ist“. ³⁷⁶ Pfarrer Eitel/Wölfersheim schrieb am 30.01.1937 an Dekan Hermann Kahn/Lich, die BK

367 Dok. 8,3 S. 727.

368 1933 Pfarrer in Gießen, 1934 im vorläufigen Bruderrat der BK, 1934 Stiftspfarrer in Darmstadt.

369 Walter Spehr war 1935 Pfarrer in Crumbach bei Rodheim a. d. Bieber, 1940 Dienst in Luthergemeinde Gießen.

370 Dok. 7,2 S. 452.

371 Dok. 3,1 S. 222; Kammer S. 151 („10. November“).

372 Dok. 3,3 S. 511.

373 Hermann Draudt war 1926-1930 Pfarrer in Nieder-Erlenbach, 1930-1934 in Lich, 1934-1938 in Sonnenberg bei Wiesbaden, 1938 Pfarrer an der Nikolaikirche in Rostock, danach Pfarrer in Niedersachsen; er gehörte in der Licher Zeit zu den DC der Thüringer Richtung, war Leiter der Kreisgemeinde der DC nationalkirchlicher Richtung.

374 Kammer S. 151.

375 Kammer S. 152.

376 Dok. 3,2 S. 280 f.

sei überrascht und betrübt über die Beharrlichkeit, mit der Kahn die Aussprache zwischen den Amtsbrüdern unseres Bezirks unbedingt unter Leitung des derzeit herrschenden Kirchensystems durchsetzen wolle.³⁷⁷ Der Licher Dekan, der wohl die Linie zwischen kirchlicher Mitte und der landesbischöflichen Leitung vertrat, wollte eine Aussprache der Pfarrerschaft mit der sog. Pfarrerkameradschaft, die jedoch nach Urteil der BK „nicht Bibel und Bekenntnis zur alleinigen Grundlage ihres Daseins und Handelns gewählt hat und darum nicht den Charakter eines Stückes und Werkzeuges der Kirche Jesu Christi an sich trägt“.³⁷⁸ Über die wahre politische Haltung der Dekanatskonferenz in Lich gibt (bei nur 10 Unterschriften) ein Schreiben des Dekanats vom 29.05.1940 an die Amtsbrüder an der Front Ausdruck, wenn es verlautet: „In diesen Tagen großer Entscheidungen und herrlicher [!] Siege“.³⁷⁹ Das war nicht die Stimme der BK!

4.2 Maar bei Lauterbach

Am 24.05.1934 wurde u. a. Pfarrer Franz Walter Herrich/Wiesbaden³⁸⁰ vom LB Dietrich auf die Pfarrstelle in Maar bei Lauterbach strafversetzt.³⁸¹ Herrich trat – vorübergehend – um den 16.07.1934 aus der BK aus.³⁸² Dietrich bezeichnete die Pfarrer Walter Herrich, Karl Schmidt/Wiesbaden und Ludwig Anthes/Wiesbaden als die „drei größten Schreier“, die er habe strafversetzen müssen.³⁸³ Am 04.12.1934 sprachen Pfarrer Anthes/Gießen und Pfarrer Herrich/Maar in Wiesbaden in drei aufeinanderfolgenden Versammlungen der BK vor etwa 4000 Personen.³⁸⁴ Herrich hielt bei der BK-Synode der NH-Kirche am 16.10.1935 in Frankfurt/Main in der Französisch-reformierten Kirche im Gottesdienst die Predigt.³⁸⁵ Bemerkenswert ist auch die Tatsache, dass der PG und Bürgermeister von Maar beim LB Antrag stellte auf einen NS-Pfarrer. Dietrich entgegnete: „Herrich ist einer der tüchtigsten Pfarrer, aber kein NS-Pfarrer. Deren gibt es nur wenige“.³⁸⁶

Im Frühjahr 1938 wurde Pfarrer Berthold Sohn/Schornsheim³⁸⁷ nach Maar versetzt.³⁸⁸ Pfarrer Thaer/Groß-Umstadt berichtete am 07.02.1938, dass Bruder

377 Dok. 6,1 S. 141.

378 Dok. 6,1 S. 134 f.

379 So in Dok. 7,3 S. 603.

380 *1892, +1982; 1931 aus Dresden an die Marktkirche in Wiesbaden berufen, 1934 versetzt nach Maar, 1936 Pfarrer in Osnabrück, Lutherkirche, ein engagierter Prediger.

381 Dok. 2 S. 331 f., 501.

382 Dok. 2 S. 377 f.

383 Dok. 3,1 S. 192.

384 Dok. 3,1 S. 238.

385 Dok. 5,1 S. 23.

386 Dok. 5,1 S. 174.

387 Berthold Sohn war 1935 BK-Vikar, 1936 vom LKAu in Dienst genommen als Pfarrer in Schornsheim/Rhh., unter dem 20.5.1938 nach Maar versetzt.

388 Dok. 6,1 S. 115; 7,1 S. 81, 83; vgl. Müller Alzey S. 196.

Dahl/Maar³⁸⁹ vom LBR den jungen Bruder Ernst Sames³⁹⁰ zur Seite gestellt bekam. Präsident Kipper jedoch wies Dahl an, Sames innerhalb von 24 Stunden zu entlassen; weil aber Dahl dies nicht tat, wollte Kipper ihn versetzen.³⁹¹ Dahl wurde somit zum 01.02.1938 mit Entziehung des Gehaltes entlassen.³⁹² Daraufhin setzte sich der LBR für die Wiedereinsetzung Dahls und mehrerer anderer Pfarrer ein.³⁹³ Kipper aber wandte sich an Pfarrer Rumpf/Wiesbaden als Vorsitzenden des LBR und beschuldigte ihn, Sames in Maar als Pfarrverwalter eingesetzt zu haben; er habe sich damit eines Dienstvergehens schuldig gemacht und sollte eine Ordnungsstrafe von 200 RM bezahlen.³⁹⁴ Pfarrer Eitel/Wölfersheim schrieb daraufhin am 21.06.1938: Man mutete offensichtlich Pfarrer Sohn zu, dass er auch noch den in Maar in Frieden und Segen wirkenden BK-Pfarrer Sames verdrängen und nun auch in diese Gemeinde (ungewollt) Unruhe bringen sollte.³⁹⁵ Die Gestapo verwies nun Pfarrer Sames „mit sofortiger Wirkung“ aus dem Gebiet des Landes Hessen. Die ganze Gemeinde Maar war „empört und traurig“. Pfarrer Kluska sollte Nachfolger werden und wollte sich im Beisein des KV ordinieren lassen, was jedoch der KV ablehnte.³⁹⁶ Schließlich wandte sich der KV im Januar 1939 an die Minister Kerrl und Frick mit der dringenden Bitte, Pfarrer Sames wieder in Maar wirken zu lassen.³⁹⁷

4.3 Lauterbach

In Lauterbach wirkte Pfarrer Karl Schlösser,³⁹⁸ der am 20.09.1934 vom LB zum Dekan ernannt wurde.³⁹⁹ Auch in dieser Gemeinde fand eine große Versammlung der BK im Dezember 1934 statt.⁴⁰⁰ Andererseits kam es vorher am 07.05.1934 zu einem Dorfkirchentag. Dabei „rettete“ der LB sozusagen das Alte Testament auf Kosten des modernen Judentums, d. h. er trennte „den modernen ‚Schacherjuden‘“ vom Alten Testament. Das Alte Testament enthielte auch wertvolle arische Bestandteile, aber z. B. die Opferung Isaaks sei im Geist asiatischer Despotie gedacht. Die Reinigung des Religionsunterrichtes von allen unchristlichen und un-

389 Pfarrer Adolf Gerhard Dahl, ordiniert am 13.5.1934, 1935 Pfarrass. in Lampertheim, 1938 Pfarrer in Maar, 1.2.1938 Entlassung und Entziehung des Gehaltes, Ausweisung aus Hessen.

390 *1900; Ernst Sames war Vikar in Maar, 1938 Ausweisung aus Hessen, Pfarrer in reformierter Landeskirche Lippe, 1947 Pfarrer in Niederweidbach, 1960 Pfarrer in Haiger, danach Dekan des Dekanats Dillenburg.

391 Dok. 6,3 S. 460 f.

392 Dok. 6,3 S. 493.

393 Dok. 6,3 S. 499 f.

394 Dok. 6,3 S. 509.

395 Dok. 7,1 S. 84 f.

396 Dok. 7,1 S. 163; vgl. Dok. 7,3 S. 645.

397 Dok. 7,1 S. 165.

398 Pfarrer Karl Schlösser war ab 20.9.1934 Dekan in Lauterbach, wirkt 1935 bei Volksmissionswochen mit.

399 Dok. 2 S. 482.

400 Dok. 3,1 S. 234.

deutschen Elementen sei eine dringende Aufgabe.⁴⁰¹ Das Kreisamt Lauterbach berichtete der Gestapo Darmstadt, dass Pfarrer Theodor Hickel/Queck der aktivste BK-Pfarrer der Gegend sei, der Exponent des LBR der BKNH war und auch mit Pfarrer Martin Niemöller korrespondierte.⁴⁰² Er beauftragte auch die Gendarmeriestation Herbstein, den dortigen Pfarrer Hahn⁴⁰³ wegen gewisser Rundbriefe zu vernehmen.⁴⁰⁴ Das Kreisamt Lauterbach war sehr aufmerksam und äußerte, dass die überwiegende Zahl der Geistlichen zur BK zählen und öfter Volksmissionswochen, Missionsabende usw. abzuhalten pflegte und erklärte, dass „alle derartigen Veranstaltungen unterschiedslos verboten werden sollten“.⁴⁰⁵ Am 27.10.1938 schrieb der LBR (Rumpf) an Pfarrer North/Darmstadt: Wir haben die Lage in Lauterbach mit Pfarrer Praetorius besprochen. Kipper hatte für die Übernahme der Pfarrstelle Lauterbach II die Bedingung gestellt, dass der betreffende Pfarrer damit das Regiment Kipper anerkenne, was allerdings so für Pfarrer Praetorius nicht möglich sei. So wies der LBR Praetorius an, seinen bisherigen Dienst in der Gemeinde Lauterbach im Auftrag des LBR „unter allen Umständen fortzuführen, auch dann, wenn das LKA ihm den landeskirchlichen Auftrag entziehen sollte“.⁴⁰⁶ Das aufmerksame Kreisamt beobachtete den am 04.08.1935 in der Kirche zu Engelrod stattfindenden Gemeindegottesdienst, an dem etwa 1100 bis 1200 Personen teilnahmen.⁴⁰⁷ Die BK und ihre Tätigkeiten standen auch in Lauterbach und Umgebung ständig unter der Beobachtung und Kontrolle des NS-Staates und seiner Gestapo, wie z. B. die Volksmission, um die sich Pfarrer Hans Hemmes/Lehrbach im Blick auf die Gemeinde Lauterbach bemühte.⁴⁰⁸

4.4 Rodheim an der Horloff bei Friedberg

Landesbischof Dietrich versetzte am 01.02.1935 Pfarrer Max Renner/Höchstensbach⁴⁰⁹ im Westerwald nach Rodheim an der Horloff.⁴¹⁰ Renner weigerte sich jedoch, der Strafversetzung Folge zu leisten. Der KV (5 von 8 Mitgliedern) erklärte am 13.02.1935: Das gegenwärtige DC-Regiment ist nicht imstande, unsere Kirche vor dem Zusammenbruch zu bewahren. „Wir erblicken vielmehr in der BK und ihren Organen die aufbaufähigen Kräfte einer wahren Kirche“. „Die Maßnahmen des LB gegen Pfarrer Renner müssen wir ablehnen“. „Eine gegenwärtige Neubesetzung der Pfarrei Höchstensbach lehnen wir ab und beschließen, daß Pfarrer Renner weiterhin sein Amt als Pfarrer der Gemeinde führen soll“.⁴¹¹ Dietrich entzog

401 Oelschläger S. 301 f.

402 Dok. 5,1 S. 139.

403 Fritz Hahn war BK-Vikar Offenbach-Bieber, dann 1934 Vikar in Hopfmannsfeld.

404 Dok. 5,2 S. 532 f.

405 Dok. 6,2 S. 248.

406 Dok. 7,1 S. 42 f.

407 Dok. 8,3 S. 516.

408 Dok. 8,3 S. 525.

409 Disziplinarverfahren gegen Max Renner, 1934 kurzfristig suspendiert, Gehalt auf 2/3 gesetzt, Dienstenthebung wieder aufgehoben, ein Bruderschaftsmitglied sammelte Unterschriften zum Verbleib von Pfarrer Renner in Höchstensbach.

410 Dok. 2 S. 464, 501; Dok. 3,2 S. 364; Dok. 4,1 S. 171.

411 Dok. 3,2 S. 341; vgl. Dok. 6,1 S. 91.

Renner nun sein Dienst Einkommen, und Kipper drohte Pfarrer Renner am 12.03.1935 mit Dienstentlassung.⁴¹²

Vor dem 07.08.1935 nahm der LBR für Oberhessen eine Reihe von Neubesetzungen vor; die Gemeinden haben sich trotz aller Gegenkandidaten des LB „in fast allen Fällen“ für die BK entschieden. So kam Pfarrer Otto Hohgraeфе⁴¹³ nach Rodheim an der Horloff.⁴¹⁴ Er war zuvor aus Schornsheim/Rhh. vertrieben worden.⁴¹⁵ Der KBR Hungen schrieb an den LKR am 15.01.1936, dass nur diejenigen ein Recht in der Kirche haben, die bereit sind zur Verkündigung des unverfälschten Evangeliums und dass u. a. auch die Pfarrei Rodheim mit Steinheim und Rabertshausen Anspruch auf einen rechtmäßig berufenen Prediger des Wortes Gottes habe.⁴¹⁶ In der Chronik der Kirchengemeinde Langd heißt es, dass – wohl im Juli 1935 – in Rodheim ein von der BK eingesetzter BK-Vikar dem ordentlichen (= landeskirchlichen) Pfarrverwalter zuvorgekommen sei.⁴¹⁷ Kaum war nämlich Pfarrer Hohgraeфе in Rodheim an der Arbeit, schon kam die Nachricht, dass der LB den Pfarrer Hans Höres/Geinsheim⁴¹⁸ in gleicher Eigenschaft für das Kirchspiel Rodheim ernannt habe. Daraufhin erfolgte am 18.07.1935 eine KV-Sitzung im Pfarrhaus mit mehreren Pfarren, auf der der KV einstimmig beschloss, dass Pfarrer Hohgraeфе mit der Wahrnehmung der pfarramtlichen Tätigkeit im Kirchspiel Rodheim beauftragt sei. Er lehnte ganz entschieden ab, Pfarrer Höres als rechtmäßigen Pfarrer anzuerkennen. Da erschienen OLKR Olff und Propst Trommershausen/Frankfurt/Main und verhandelten mit dem KV auf dem Rathaus. Da aber der KV widerstand, wurde er für abgesetzt erklärt.⁴¹⁹

Am 28.07.1935 wurde Pfarrer Otto Hohgraeфе durch Pfarrer Julius Rumpf/Wiesbaden in der Kirche zu Rodheim ordiniert. Durch viele Hausbesuche und Sammlung unter dem Worte Gottes wurde die BK in Rodheim innerlich gefestigt, und Höres konnte keinen Fuß fassen.⁴²⁰ Erstaunlich ist bei all dem festzustellen, dass das Filial Steinheim, das als die unkirchlichste der drei Gemeinden galt, sich von Anfang an durch rege Beteiligung am Gemeindeleben auszeichnete. Dies ist ein ganz ähnlicher Fall wie in Kriegsheim mit dem Filial Mörstadt am südlichen Rande von Rheinhessen, die beide geistlich tote Gemeinden waren, aber durch einen tüchtigen BK-Pfarrer wieder zu lebendigen Gemeinden wurden.⁴²¹ Das Ziel Pfarrer Hohgraeфes und des KV war von Anbeginn des Kampfes an die zur Entscheidung rufende Christuspredigt. In Rodheim fand vom 8.-14.12.1935

412 Dok. 3,2 S. 342.

413 1935 Vikar in Schornsheim/Rhh., 1935 Verbot kirchlicher Betätigung für Schornsheim und Udenheim, vor dem 7.8.1935 Vikar in Rodheim a. d. Horloff, 1941 Strafverfolgung wegen Kanzelmissbrauch eingestellt.

414 Dok. 4,2 S. 399; Dok. 6,1 S. 91.

415 Geißler S. 214; Müller Alzey S. 195 f.

416 Dok. 5,1 S. 199 f.

417 Dok. 6,1 S. 76.

418 PG, Pfarrverw. in Geinsheim, 1935 vom LB zum Pfarrverw. in Rodheim a. d. Horloff ernannt.

419 Dok. 6,1 S. 92.

420 Dok. 6,1 S. 92.

421 S. Müller Rheinhessen S. 124-125.

eine kirchliche Woche statt, es wurden Mitgliedskarten der BL ausgegeben, in Rodheim wurde die Frauenhilfe gegründet, ebenso in Rabertshausen. Erstaunlich war, dass nun Hohgräfes Ernennung durch den LBR und seine Ordination vom LB anerkannt wurde.⁴²² Der KV wurde stillschweigend wieder in sein Amt eingesetzt, die überwältigende Mehrheit des Kirchspiels stand zur BK. In Ulfa fand ein Treffen der christenlehrlpflichtigen Mädchen statt, dem über 260 Mädchen folgten.⁴²³ Im Januar 1939 wurde Hohgräfe zum Pfarrer der Pauluskirche in Dortmund gewählt; er nahm die Wahl an unter dem Vorbehalt, dass er nur von Rodheim wegginge, wenn die Gemeinde auch wieder einen BK-Pfarrer erhielte.⁴²⁴

4.5 Friedberg

Die theologische Lage in Friedberg wird zunächst an dem Geist deutlich, der im Predigerseminar herrschte. Prof. Lic. Ernst Gerstenmaier/Friedberg, wie schon dargestellt, sprach bei Volksmissionsveranstaltungen und äußerte dabei am 30.01.1934: Die NS-Revolution leitet eine neue Epoche deutscher Geschichte ein. Der Führer vertritt „den alten deutschen Glauben an den persönlichen Gott“. „Dieser Gottesglaube erfährt seine Vollendung in Jesus Christus“, der Kraft gibt, „das trotzige Dennoch eines heldischen Glaubens zu sprechen“.⁴²⁵ Das war der Geist, der anfällig war für alle kommenden Irrtümer und Irrwege, die Deutschland und Europa in die Riesenkatastrophe führen sollten. Da war es wie ein Zeichen für den Beginn einer BK in Friedberg, die den Irrwegen entgegentreten sollte, dass am 21.03.1934 Pfarrer Rudolf Marx/Darmstadt mit der Verwaltung der Pfarrstelle 1 in Friedberg beauftragt wurde.⁴²⁶ Er war Initiator des Pfarrernotbundes im hessischen Gebiet der ELKNH.⁴²⁷ Pfarrer Marx schrieb am 20.07.1934 an Pfarrer Heinrich Lebrecht/Groß-Zimmern:⁴²⁸ „Wir bleiben fest [in der BK]! Hoffentlich Sie auch“.⁴²⁹ Im August 1934 wurde ein Disziplinarverfahren gegen Marx eingeleitet wegen einiger Äußerungen, die er in einer Versammlung in Gießen getan hatte.⁴³⁰ Am 20.09.1934 wurde der Reichelsheimer Pfarrer Karl Rühl zum Dekan des Dekanates Friedberg ernannt.⁴³¹ Er war Sozialreferent der HJ und hatte die Jugendarbeit der evangelischen Gemeinde in die HJ überführt.⁴³² Von seinen schlimmen kirchenzerstörerischen Tätigkeiten war bereits zu lesen. Was damals in

422 Dok. 6,1 S. 93 f.

423 Dok. 6,1 S. 94 f.

424 Dok. 6,1 S. 97 f.

425 Dok. 2 S. 144 f.

426 Dok. 2 S. 236.221.332.

427 Geißler 2 S. 159.

428 *1901, +1945; 1927-1945 Pfarrer in Groß-Zimmern, besonders entschiedener Pfarrer der BK, verweigerte die Versetzung und blieb auf seiner Pfarrstelle in Groß-Zimmern, nach Verlesung der Dahlemer Botschaft und öffentlicher Unterstellung unter die BK-Synode aus dem Amt beurlaubt; da er der Versetzung nicht folgte, wurde sein Gehalt gesperrt, war als Halbjude vom Arierparagraphen betroffen, kam 1945 in Organisation Todt um.

429 Dok. 2 S. 393.

430 Dok. 2 S. 440, 431; Geißler 2 S. 159.

431 Dok. 2 S. 482.

432 Dam S. 238, Anm. 183.

der Stadtkirche Friedberg von anderen gepredigt wurde, das zeigen etwa die Aussagen der Predigt von Prof. Heinrich Keller/Friedberg: „Wir bekennen uns mit aller Freudigkeit zum Dritten Reich“. „Wir bekennen uns auch in dieser Äußerlichkeit [Hakenkreuzfahnen an Kirchtürmen; KM] mit ganzer Seele zum neuen Staat. Wir Evangelischen wollen uns von niemand übertreffen lassen in der Treue zum Führer und zum Vaterland“.⁴³³ Und die Hessische Evangelische Vereinigung (Friedberger Konferenz) wandte sich im November 1934 an die Pfarrer und KV in Hessen, indem sie „bedauerte“, dass der presbyterial-synodale Gedanke „liberalistisch und demokratisch umgebogen und verzerrt worden ist“. „Auch die Kirche bedarf der Führung und der Führer“. „Als deutsche Protestanten stehen wir mit unseren Pfarrern ungeteilten und freudigen Herzens zum Dritten Reich und seinem Führer“.⁴³⁴ Dam bezeichnet Friedberg als eine „nationalsozialistische Hochburg“.⁴³⁵

Andererseits aber berichtete der KBR Starkenburg am 13.12.1934 von großen Versammlungen der BK auch in Friedberg wie in Bad Nauheim, Gießen und Bad Vilbel.⁴³⁶ Alle 14 Tage fanden in der Stadtkirche in Friedberg Bekenntnissgottesdienste statt. Thüringer DC-Anhänger gab es nach dem Bericht von Pfarrer Fritz Sauer/Mainz (damals) in Friedberg nicht. Interessanterweise warnten die Professoren Stroh und Gerstenmaier vor dem Weg in die Freikirche,⁴³⁷ der zu dem Zeitpunkt wahrscheinlich bei einigen Kandidaten als Möglichkeit angesichts des verheerenden Zustandes der ELKNH vor Augen stand. In Friedberg hielten jedenfalls die Theologen Peter Brunner und Schlink private Vorlesungen für die dazu willigen Kandidaten.⁴³⁸ Am 21.02.1935 gab der Hessische Bezirksverband bekannt, dass ein Predigerseminar der BK am 01.04.1935 in Gießen eröffnet werden soll zur Ausbildung der Kandidaten, die sich der bischöflichen Kirche nicht zur Verfügung stellen und vom bischöflichen Predigerseminar in Friedberg nicht ausbilden lassen können.⁴³⁹ Der LBR gab jedoch am 27.03.1935 den bekenntnistreuen Kandidaten in Herborm wie in Friedberg den Rat, in ihrem Seminar zu bleiben, um Einfluss zu behalten auf die Gesamtgestaltung der Arbeit in den Predigerseminaren.⁴⁴⁰ Andererseits meldete aber Prof. Stroh dem LB am 28.02.1935, es solle in Gießen ein Predigerseminar der BK eröffnet werden, als dessen Leiter Pfarrer Peter Brunner in Aussicht genommen worden sei.⁴⁴¹ Schlink stellte am 03.12.1934 dar, dass die Verhältnisse im Predigerseminar Friedberg für die Kandidaten der BK untragbar wurden und nicht mehr bejaht werden konnten.⁴⁴² Er schreibt am 12.12.1934: Das Erste Theologische Examen der Gießener Fakultät kann von der

433 Dok. 3,1 S. 53.

434 Dok. 3,1 S. 157 ff.

435 Dam S. 218.

436 Dok. 3,1 S. 234.

437 Dok. 3,3 S. 394 f.

438 Dok. 3,3 S. 404.

439 Dok. 3,3 S. 407.

440 Dok. 3,3 S. 409.

441 Dok. 3,3 S. 499.

442 S. Dok. 4,1 S. 34 f.

BK nur anerkannt werden, wenn die Fakultät allein, nicht aber unter Leitung des LB prüft. Auch das Predigerseminar Herborn kommt nach D. von Sodens⁴⁴³ Meinung erst nach der Klärung der Stellung von Prof. D. August Dell⁴⁴⁴ zur BK in Betracht; es muss klar sein, wie er zur BK steht.⁴⁴⁵ Im Sommer 1934 gab es an Kandidaten der Theologie in Friedberg 28, in Herborn 12 und in Gießen 76, während es im Sommer 1935 in Friedberg 11, in Herborn 10, in Frankfurt/Main 12 und in Gießen sogar 117 waren.⁴⁴⁶

Am 05.04.1936 machte Pfarrer Marx/Friedberg dem DC-Dekan Rühl den Vorwurf, dieser beabsichtige, den LB Dietrich in Friedberg predigen zu lassen; das wäre für viele Gemeindeglieder eine Provokation, „die unsere ruhige Zusammenarbeit [...] schwer gefährden würde“.⁴⁴⁷

Am 07.07.1936 stellte Oberkonsistorialrat Dr. Gustavus/Darmstadt⁴⁴⁸ gegenüber OLKR Dr. Fischer fest, dass die Predigerseminare „nach wie vor“ nur in Friedberg und Herborn seien. Herborn werde insofern umgebildet, als die freiwerdende Stelle von Prof. Lic. Wilhelm Neuser⁴⁴⁹ mit Walter Kreck⁴⁵⁰ besetzt werde.⁴⁵¹ Das von der BK in Frankfurt/Main gebildete Predigerseminar der BK „gilt [...] als in das Theol. Landesseminar zu Herborn überführt“.⁴⁵²

Zu Beginn des Jahres 1937 vernimmt man, dass sich LB Dietrich zu einer neuen Versetzung von Pfarrer Marx/Friedberg nicht entschließen konnte, da Marx den größten Teil der Gemeinde Friedberg hinter sich hat und dass eine Versetzung die Gemeinde beunruhigt hätte.⁴⁵³ Das Polizeiamt Friedberg gab am 20.04.1937 dem Kreisdirektor einen „streng vertraulichen“ Bericht: Die BK hielt am 06.04.1937 in der Stadtkirche Friedberg eine Versammlung, die durch die Krimi-

443 Dr. Hans Freiherr von Soden war Prof. für NT in Marburg, ein Berater des Landesbruderrates, berichtete am 26.10.1934 über Dahlemer Synode auf Pfarrernotbundtagung, begründete die Gleichheit aller Christen mit Bezug auf die Taufe, bezog bei Sitzungen Stellung zum NS-Regime.

444 *1890, +1979; seit 1925 Prof. im Predigerseminar Herborn, am 10.1.1934 scheint es Auseinandersetzung zwischen Dell und dem Landesbischof gegeben zu haben, bei der Dietrich die Sitzung verließ; 1942 Direktor des Predigerseminars, 1953-1959 erster Prof. und Leiter des Predigerseminars.

445 Dok. 4,1 S. 41.

446 Dok. 4,1 S. 74.

447 Dok. 5,1 S. 223.

448 Dr. Walter Gustavus gehörte zur Kanzlei der DEK; Zöllner, der Vors. des Reichskirchenausschusses, entsandte ihn nach Darmstadt, um die Arbeit des Landeskirchenausschusses zu beobachten.

449 1931-1936 Pfarrer in Herborn, 1931-1936 zugleich Prof. im Predigerseminar, 1936 Landessuperintendent der reformierten Lippischen Landeskirche.

450 *1908, +2002; Schüler Karl Barth's, 1935-1937 Leitung des Freien Theologischen Seminars der BK in Frankfurt/Main, 1937 Pfarrer der Franz.-ref. Gemeinde in Frankfurt/Main, 1940 aus Landeskirche ausgewiesen, 1940 Redeverbot, 1941-1945 Pfarrer in Oberfischbach/Siegerland, 1946-1952 Pfarrer in Herborn, zugleich Prof. am Predigerseminar Herborn, 1948 Seminardirektor, 1952 Prof. für System. Theologie in Bonn.

451 Dok. 5,2 S. 428.

452 Dok. 5,2 S. 627; S. Dölemeyer S. 122 ff.

453 Dok. 6,2 S. 163.

nalpolizei überwacht wurde.⁴⁵⁴ Um den 29.05.1937 erfolgte ein Redeverbot für Pfarrer Marx wie auch für die Pfarrer Romberg/Dotzheim, Hechler/Heppenheim, Herrfurth/Heegheim, Vikar Müller/Dotzheim und Vikar Debusmann/Dotzheim.⁴⁵⁵ Am 14.05.1938 wandte sich der KBR Friedberg-Gießen an die Amtsbrüder und erklärte: Es besteht Einigkeit darüber, dass dem staatskirchlichen Regiment des Herrn Kipper „klar und deutlich widerstanden werden muß“.⁴⁵⁶ Eine gewisse Ermüdungserscheinung innerhalb der BK kann vermutet werden hinter der Tatsache, dass in dem Predigerseminar Friedberg, vermutlich auch in Herborn, junge Leute im Dienst der Landeskirche stehen, die zwar die rote Karte der BK besitzen, ohne aber den LBR zu beachten.⁴⁵⁷

OKR Zentgraf meldete am 16.11.1938 dem OLKR: In Friedberg ist die bezeichnende Äußerung gefallen: Jetzt haben wir die Synagoge angesteckt. Genauso stecken wir auch die kath. und evang. Kirchen an! Und: Das nächste Mal geht's an die weißen Juden = Christen.⁴⁵⁸

4.6 Hitzkirchen bei Büdingen

Auch in Hitzkirchen gab es eine BK-Gemeinde, die von Büdingen aus versorgt wurde.⁴⁵⁹ Pfarrer Konrad Maute/Hitzkirchen, Pfarrer Max Weber/Altenstadt, Dr. Erich Winkelmann und Pfarrer Rudolf Goethe/Offenbach/Main beantragten bei der Hauptversammlung des Hessischen Pfarrvereins am 06.05.1935, die im Gefängnis oder KZ befindlichen Amtsbrüder zu grüßen und ihnen ihre Verbundenheit im Glauben zu bezeugen.⁴⁶⁰ Infolge der schwankenden Haltung des KV von Hitzkirchen war es gelungen, einen DC-Pfarrer dorthin zu bringen.⁴⁶¹ 1938 erhielt BK-Pfarrverwalter Bühler für Hitzkirchen Redeverbot durch Kipper, weil er sich nicht der landeskirchlichen Leitung unterstellt hatte.⁴⁶² Der LBR forderte am 02.04.1938 u. a. die Einräumung der Kirchen und Gemeindehäuser für die der BK angehörigen Pfarrer und Vikare, auch für Hitzkirchen.⁴⁶³ Pfarrer Siegfried Bühler⁴⁶⁴ wurde am 30.12.1938 aus Hitzkirchen ausgewiesen wie Pfarrer Stoll⁴⁶⁵

454 Dok. 6,2 S. 257.

455 Früh bei SA, 1935-1936 in Diedenbergen, vom LBR als Hilfsprediger nach Dotzheim gesandt vom 21.7.1936-18.1.1937, am 15.2.1937 ausgewiesen, seit Mai 1939 Stadtvikar in Württemberg; Dok. 6,2 S. 276.

456 Dok. 6,3 S. 591 f.

457 Dok. 7,1 S. 30.

458 Dok. 8,2 S. 341.

459 Dok. 6,1 S. 74.

460 Dok. 4,1 S. 198.

461 Dok. 6,3 S. 450.

462 Dok. 6,3 S. 493.

463 Dok. 6,3 S. 500.

464 *1910; 1934 in BK, Pfarrer in Waldmichelbach, Seeheim, Oppenheim, Hitzkirchen, 1945 in Londorf bei Gießen, 1957 in Weiterstadt.

465 Pfarrer Adolf Stoll/Grünigen im Dezember 1938 aus Hessen ausgewiesen, ging nach Württemberg.

aus Grüningen, Pfarrer Hans Goethe⁴⁶⁶ aus Dorf-Güll, Pfarrer Ernst aus Bleichenbach, Pfarrer Lorenz aus Büdingen und Pfarrer Alt⁴⁶⁷ aus Heegheim.⁴⁶⁸ Als der Plan aufkam, den Weg zu einem Gottesdienst in der Kirche zu erzwingen, bat der LBR, davon Abstand zu nehmen, da dies sofort von der Behörde als Erregung öffentlicher Unruhe gedeutet werden würde. Es sei aber durchaus möglich, dass ein Gesuch an die Gestapo, dass die Kirche der BK-Gemeinde zur Abhaltung des Gottesdienstes eingeräumt werde, Erfolg hätte.⁴⁶⁹ 1939 wurde Pfarrer Bühler mit vielen anderen Pfarrern aus Hessen und Nassau ausgewiesen.⁴⁷⁰ Bereits am 13.10.1936 hatte der Reichsstatthalter in Hessen die Erlaubnis für Pfarrer Konrad Mauthe/Hitzkirchen zur Abhaltung von Religionsunterricht in der Volksschule Hitzkirchen widerrufen.⁴⁷¹

4.7 Kefenrod bei Büdingen

Auch in Kefenrod gab es eine BK-Gemeinde, die von der BK-Gemeinde Büdingen aus versorgt wurde wie die von Hitzkirchen. Pfarrer Karl Sieber⁴⁷² berichtet, dass er mit dem Fahrrad hinfuhr, um Gottesdienst zu halten. Er war am 01.03.1939 vom LBR mit der Verwaltung der BK-Gemeinde in Büdingen beauftragt worden. Am 26.03.1939 wurde er von Pfarrer Berthold Eitel in der Schlosskapelle Büdingen ordiniert. Die Gottesdienste in Kefenrod wurden in Bauernhäusern gehalten, da die Kirche für die BK-Gemeinde verschlossen war. „Einigemal brachen wir auch die Kirche in Kefenrod auf, bis sie von der Gestapo verschlossen wurde“.⁴⁷³ Als der LBR vernahm, dass man in der BK-Gemeinde Kefenrod beschlossen hatte, Gottesdienst in der Kirche zu erzwingen, bat er – wie im Fall Hitzkirchen – dringend darum, davon Abstand zu nehmen, da dies von der Behörde als Erregung öffentlicher Unruhe gedeutet werden würde. Und wie im Fall Hitzkirchen wies er darauf hin, dass es, wie auch in anderen Orten, möglich wäre, ein Gesuch an die Gestapo zu richten zum Gottesdiensthalten in dem Gotteshaus, das könnte Erfolg haben.⁴⁷⁴

4.8 Södel bei Friedberg

Der DC-Pfarrer Edwin Marguth/Södel beklagte sich gemeinsam mit dem DC-Pfarrer Karl Rühl/Reichelsheim, den Pfarrern der „kirchlichen Mitte“ Ernst Sie-

466 1935 BK-Vikar in Dorf-Güll, am 28.2.1937 durch Pfarrer Eitel in Dorf-Güll ordiniert, machte 1938 beim Anblick ausgebrannter Synagoge seinem Herzen Luft, wurde angezeigt und kam 8 Tage ins Gefängnis in Gießen, 1940 Redeverbot, 6.5.1940 Ausweisung aus Hessen, 1940 Pfarrer in Württemberg, 1949-1955 Pfarrer Offenheim bei Alzey.

467 Vikar Karl Alt in Heegheim, 15.8.1938 ordiniert, 1938 ausgewiesen aus Hessen.

468 Dok. 7,1 S. 157.

469 Dok. 7,3 S. 511.

470 Dok. 7,3 S. 645 f.

471 Dok. 8,2 S. 314.

472 Am 1.3.1939 vom LBR mit Verwaltung der BK-Gemeinde Büdingen beauftragt, am 26.3.1939 durch Pfarrer Eitel in Schlosskirche Büdingen ordiniert.

473 Dok. 6,1 S. 74.

474 Dok. 7,3 S. 511.

beck/Echzell,⁴⁷⁵ Robert Landmann/Gettenau, Eugen Egelhoff/Griedel, Karl Launhardt/Holzheim,⁴⁷⁶ Johann Georg Theodor Christian/Gambach⁴⁷⁷ und Damerau/Groß-Eichen, es sei unerträglich, von Amtsbrüdern der BK verdächtigt zu werden, sie predigten zwar Evangelium, aber die Frage sei, ob sie es auch so meinten.⁴⁷⁸

Pfarrer Eitel meldete dem Präsidenten Kipper am 12.04.1938, dass DC-Pfarrer Rühl in einer Versammlung in Södel am 16.02.1938 ausdrücklich erklärt habe, das im Kirchenrecht festgelegte Parochialrecht nicht mehr zu achten.⁴⁷⁹ Nicht vergessen werden soll, dass neben der Pfarrfrau Elisabeth Eitel/Wölfersheim auch die Frauenhilfsleiterin Frau Scriba aus Södel verhaftet worden war.

Durch Einschalten eines Generals der Waffen-SS ist nach mehreren Wochen die Freilassung von Frau Scriba erfolgt.⁴⁸⁰ Am 06.07.1941 hielt die Frauenhilfe der BK Oberhessen unter der Leitung von Frau Scriba eine Tagung in der Kirche von Södel, der ein Gottesdienst mit Lic. Storck/Friedberg vorausging, über den der Ortsgruppenleiter in Gießen kritisch berichtete, wieso ein Mann, der „heute noch voll und ganz auf dem Boden einer jüdischen Lehre steht, Geschichtslehrer für die deutsche Jugend sein könne“.⁴⁸¹

4.9 Eberstadt bei Lich

Die reformierte Gemeinde Eberstadt/Obh. hat von Anfang an zur BK gehört.⁴⁸² Am 04.01.1934 unterzeichneten 325 Gemeindeglieder im Gottesdienst eine Erklärung, wonach sie eine Einmischung des Staates in Glaubensfragen ablehnen und entsprechend der Barmer Erklärung an Jesus Christus glauben, ihm vertrauen und gehorchen wollen.⁴⁸³ Pfarrer Heinrich Ködding/Eberstadt⁴⁸⁴ und Pfarrer Dr. Wilhelm Boudriot/Offenbach/Main⁴⁸⁵ luden schon Anfang Dezember 1933 die Kirchenvorsteher und Pfarrer der reformierten Gemeinden zu einer Reformierten Konferenz am 11.12.1933 nach Frankfurt/Main ein, wo eine „ständige reformierte

475 Ernst Siebeck war Pfarrer in Echzell, Mitglied der NSDAP, trat 1937 aus NSDAP aus, sagte, der schlimmste Tag des Konfirmandenunterrichtes sei der Tag gewesen, nachdem die Synagoge und Judenhäuser zerstört worden waren.

476 *1911; 1935-1954 Pfarrer in Holzheim, 1954-64 in Bingenheim bei Friedberg.

477 Johann Georg Christian war 1933-1940 Pfarrer in Gambach, 1940 Pfarrer in Oberrad bei Offenbach/Main, im Führerrat der Pfarrerkameradschaft für Oberhessen, Gegner der BK, stand auf Seiten des Landesbischofs Dietrich.

478 Dok. 4,2 S. 238 f.

479 Dok. 6,3 S. 535 f.

480 Dok. 8,1 S. 144.

481 Dok. 8,2 S. 351.

482 Dok. 4,1 S. 202; vgl. 7,1 S. 66-69; Görlich S. 440.

483 Görlich S. 440.

484 *1874, +1956; 1902/1903 Vikar in Dotzheim, 1903-1905 Pfarrverwalter in Dotzheim, 1906-1914 Pfarrer in Gelnhaar bei Büdingen, 1914-1938 Pfarrer in Eberstadt.

485 *1892, +1948; 1925-1932 Pfarrer in Asbach/Krs. Neuwied, 1932 Pfarrer der Franz.-ref. Gemeinde in Offenbach/Main, 1946-1948 Prof. für reformierte Kirchengeschichte in Universität Mainz, trat entschieden für das reformierte Bekenntnis ein.

Ältesten- und Pfarrer-Konferenz“ gegründet werden sollte⁴⁸⁶ - alles im Rahmen der BK. Der KV Eberstadt schrieb am 08.05.1935: „Als bekennende Reformierte Gemeinde billigen wir [...] die Bildung einer Reformierten Landessynode und eines Reformierten Konvents im Bereich der Evang. LKNH“.⁴⁸⁷ Bei allem entschiedenen geistlichen Eintreten für das reformierte Bekenntnis und dessen Festigung stand Pfarrer Ködding dennoch politisch auf der Seite des Dritten Reiches, wenn er schrieb: Es gilt, „daß wir Deutschen wie ein Mann hinter Adolf Hitler treten und uns zu seiner kühnen Tat [der Remilitarisierung des Rheinlandes] freudig dankbar bekennen ... Erst muss einmal unsere außenpolitische Lage von Grund auf geklärt, gereinigt und gesichert werden. Und dazu braucht unsere Reichsregierung alle lebendigen Aufbaukräfte unseres Volkes, also auch der BK, in vollster Einmütigkeit“.

„Also laßt auch uns mit Freudigkeit und innerer Gewißheit [...] mit Ja stimmen zum Dank für Hitler und zum Heil unseres Volkes“.⁴⁸⁸ Das Ganze zeigt, wie man einerseits gute, biblische Positionen vertreten und auf politischem Gebiet blind sein konnte. Der Kirchenkampf in Eberstadt scheint nun dadurch deutlicher geworden zu sein, dass das Kreisgericht der NSDAP Darmstadt-Land am 11.01.1938 ein Verfahren gegen den Parteigenossen der NSDAP Heinz K. W. G. Schäfer begann. Ihm wurde zur Last gelegt, um den 15.08.1937 herum in Eberstadt/Obh. „in der Kirche vor Mehreren Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung gemacht zu haben und in Tateinheit hiermit öffentlich gehässige, ketzerische und von niedriger Gesinnung zeugende Äußerungen über leitende Persönlichkeiten des Staates und der NSDAP [...] gemacht zu haben“.⁴⁸⁹

486 Dok. 1 S. 413 ff.

487 Dok. 4,1 S. 202.

488 Dok. 5,1 S. 258 f.

489 Dok. 6,3 S. 443 f.

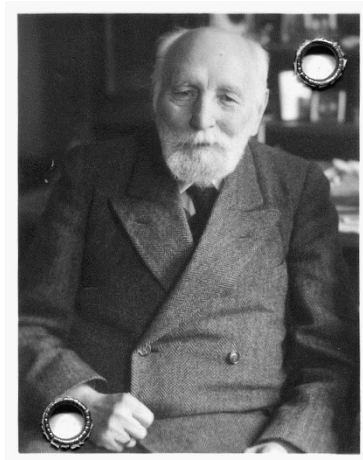


Abb. 4: Heinrich Ludwig Nicolaus Ködding (Zentralarchiv der EKNH).

Am 29.04.1938 nahm der KV Eberstadt deutlich gegen die DC Stellung und erklärte: „Wir lehnen sowohl das DC- als auch staatskirchliche Kirchenregiment in Darmstadt [...] ab“, „weil es die Irrlehre der DC in der Kirche nicht nur duldet, sondern sogar fördert“. „Als zur BK gehörende Gemeinde werden wir unser Gotteshaus nur für einen der BK angeschlossenen Pfarrer öffnen“.⁴⁹⁰ Als die Ruhestandsversetzung für Pfarrer Ködding bevorstand, erklärte das LKA (i. V. Walther), dass Pfarrer Karl Müller aus Büdingen, der dort abberufen worden sei, weil er sich weigerte, das geordnete Kirchenregiment anzuerkennen, nicht als Nachfolger Köddings in Frage komme,⁴⁹¹ wohingegen Pfarrer Eitel/Wölfersheim betonte, dass sich die Gemeinde Eberstadt schon seit Jahren durch einstimmigen Beschluss des KV der BK angeschlossen habe und dass Pfarrer Karl Müller als der dem reformierten Bekenntnis entsprechende rechtmäßige Pfarrer vom KV anerkannt sei. „Der KV Eberstadt und führende Männer der Gemeinde haben bereits unmissverständlich ihren Willen zum Ausdruck gebracht, sich durch nichts von ihrem sachlichen Recht abdrängen zu lassen“.⁴⁹² Pfarrer Karl Müller/Eberstadt schrieb am 14.08.1939 an Pfarrer Eitel: Dem Kipper muss die Maske der Harmlosigkeit heruntergerissen werden, dass die ganze Welt sieht: Er ist nicht nur „ein treues Verwaltungsmännchen, sondern ein ganz gefährlicher Kirchenzerstörer“.⁴⁹³ Bei Nichtanerkennung der Kirchenregierung als geistliches Kirchenregiment sollte dem Pfarrer Karl Müller dasselbe Schicksal wie in Büdingen nochmals blühen, aber Propst Knodt/Gießen schaltete sich ein, um dem drohenden Unheil zu wehren. Er machte Müller das Angebot, sich wieder in die ELKNH aufnehmen zu lassen unter der Bedingung, dass er den Dienstweg einhalte. Die Gemeinde Eberstadt blieb nach wie vor BK-Gemeinde und Karl

490 Dok. 7,1 S. 66.

491 Dok. 7,1 S. 67.

492 Dok. 7,1 S. 68.

493 Dok. 7,2 S. 347.

Müller konnte dortbleiben.⁴⁹⁴ Bemerkenswert ist noch: Am 24.07.1938 konnte ein Jugendsonntag in Eberstadt mit 120 Mädchen unter Leitung von Erna Lindeholz/Zwingenberg stattfinden.⁴⁹⁵

4.10 Dorf-Güll

Auch die reformierte Gemeinde Dorf-Güll gehörte von Anfang an zur BK. Sie begrüßte ebenso die Bildung einer reformierten Landessynode im Bereich der ELKNH wie die Gemeinde Eberstadt. Pfarrer Ködding/Eberstadt betreute von Eberstadt aus die BK-Gemeinde in Dorf-Güll, das Filial von Holzheim war.⁴⁹⁶ Der LBR besetzte die BK-Gemeinde in Dorf-Güll im August 1935 mit Vikar Karl-Heinz Becker.⁴⁹⁷ Am 18.05.1936 fand in Dorf-Güll in der Kirche die Tagung der Freien Synode des Kirchenkreises Hungen-Büdingen statt.⁴⁹⁸ Pfarrer Hans Goethe berichtete am 15.08.1937 an den LBR, dass der KV am 21.07.1937 beschlossen hat, eine Kollekte für die Bedürfnisse der Kirche zu erheben und dies besonders angesichts der Notlage der BK. Am Sonntag, dem 15.08.1937, wurde nun eine Kollekte für die Jugendarbeit der BK erhoben. Während des Gottesdienstes erschien aber Wachtmeister Schäfer von der Gendarmeriestation Lich und beschlagnahmte die Kollekte; abends aber kam Schäfer wieder und erklärte, die Beschlagnahmung sei ein Irrtum gewesen.⁴⁹⁹ Am 09.10.1937 ließ Martin Niemöller aus seiner Untersuchungshaft auch Pfarrer Hans Goethe in Dorf-Güll grüßen.⁵⁰⁰ Als dieser am 10.11.1938 an der verbrannten Synagoge in Gießen vorbeikam und seinem Unmut über die Schandtat Luft machte, wurde er angezeigt, vor Gericht gestellt, acht Tage im Polizeigefängnis Gießen festgehalten und dann mit scharfer Verwarnung entlassen.⁵⁰¹ Um den 30.12.1938 wurde Pfarrer Goethe wie manche anderen Pfarrer ausgewiesen.⁵⁰² Es folgte um den 27.10.1939 herum das Amtsverbot für BK-Pfarrer Goethe.⁵⁰³ Am 28.11.1939 erfolgte aber eine Korrektur durch die Gestapo Darmstadt: Goethe sei nicht ausgewiesen, ihm sei nur ein Betätigungsverbot auferlegt.⁵⁰⁴ Jedoch meldete Dr. Pifrader von der Gestapo Darmstadt am 03.05.1940, er habe den illegalen Pfarrer Hans Goethe „mit sofortiger Wirkung“ aus dem Gebiet des Landes Hessen und - im Einvernehmen mit der Gestapo Frankfurt/Main - aus dem Regierungsbezirk Wiesbaden ausgewiesen, da er sich trotz Verbot auf kirchlichem Gebiet erneut betätigt habe.⁵⁰⁵

494 Dok. 7,2 S. 451.

495 Dok. 8,2 S. 469.

496 Dok. 4,1 S. 202.

497 Dok. 4,2 S. 399.

498 Dok. 5,2 S. 580.

499 Dok. 6,3 S. 404.

500 Dok. 6,3 S. 523.

501 Dok. 7,1 S. 135.

502 Dok. 7,1 S. 157, 197.

503 Dok. 7,3 S. 646.

504 Dok. 7,3 S. 647.

505 Dok. 7,3 S. 664.

4.11 Holzhausen (= Burgholzhausen) bei Friedberg

Pfarrer Dr. Dr. Ferdinand Eichen⁵⁰⁶ in Holzhausen/Oberhessen war Mitglied der BK. Der Bürgermeister von Holzhausen war schon lange zuvor aus der Kirche ausgetreten und bekannt als ein Mann, „der im Kampf gegen die Kirche die größte Initiative entwickelt“.⁵⁰⁷ Präsident Kipper hatte am 14.05.1939 die Versetzung von Pfarrer Eichen in den „einstweiligen Ruhestand“ verfügt, weil Eichen angeblich Kirchenzucht geübt und mit einzelnen Gemeindegliedern Differenzen gehabt habe. So war es am 26.01.1937 zu einer KV-Sitzung gekommen, in der gegen Pfarrer Eichen Stellung genommen worden war und die vom Bürgermeister (!) einberufen und vom DC-Dekan Dr. Jäger⁵⁰⁸ präsiert worden war, der gemeinsam mit dem Bürgermeister dauernd gegen Pfarrer Dr. Eichen konspirierte hatte. Man halte sich vor Augen: Ein DC-Dekan hält gegen seinen Kollegen, der der BK angehört, zusammen mit einem aus der Kirche ausgetretenen und ganz kirchenfeindlichen Bürgermeister eine KV-Sitzung auf dem Rathaus ab! Präsident Kipper, der mit DC-Dekan Jäger „aufs engste befreundet“ war, benutzte die Angelegenheit, um dem Ortpfarrer die Qualifikation zum geistlichen Amt abzuspochen! Pfarrer Eichen wandte sich daher am 01.01.1940 an den Geistlichen Vertrauensrat der DEK z. H. von Landesbischof Marahrens/Hannover. Die In-Ruhestand-Versetzung war formaljuristisch ungültig und entbehrte jeder sachlichen Grundlage. Im Gegenteil, der Chef der Hessischen Gestapo (!), Regierungsrat Dr. Müller, hat Pfarrer Dr. Eichen am 29.12.1938 zugesagt, er werde sich dafür einsetzen, dass ihm eine andere Pfarrstelle und zwar nach Möglichkeit in einer BK-Gemeinde übertragen werde.⁵⁰⁹

Nun ereignete sich ein ganz ähnlicher Fall wie seinerzeit in Wölfersheim. Es ging um die Beerdigung des 18jährigen E. J. am 26. und 27.12.1938. Die Familie J. hatte weder mit Pfarrer Dr. Eichen Fühlung genommen, noch hatte der Dekan Jäger etwas mit der Angelegenheit zu tun. Es bestand die Möglichkeit, dass die Familie nicht von sich aus, sondern auf Anregung des Bürgermeisters sich entschlossen hatte, einen auswärtigen Pfarrer mit der Beerdigung zu betrauen. Jedenfalls war dem Pfarramt keine Mitteilung zugegangen. Pfarrer Dr. Eichen wollte nun die Sache nicht stillschweigend hinnehmen, schloss daher die Kirche ab, nahm den Kirchenschlüssel mit und ließ die zwei Glockenseile entfernen und das Beerdigungskreuz ins Pfarrhaus bringen; dies tat er, um die Gegenseite zu zwingen, sich mit dem Pfarramt in Verbindung zu setzen.⁵¹⁰ Um die Fühlungnahme mit dem Pfarramt zu erleichtern, ging der Pfarrer, der von Pfarrer Dr. Eichen zum Abhalten der Beerdigung beauftragt war, zum Kirchendiener, der aber keinen Kirchenschlüssel hatte, da dieser sich im Pfarrhaus befand. Da ließ der Bürgermeister ohne Fühlungnahme mit dem Pfarramt die Kirche aufbrechen, was objektiv Hausfrie-

506 Pfarrer Ferdinand Eichen, aus röm.-kath. Kirche ausgetreten, 1931 Pfarrer der Ev. Landeskirche Hessen, 1939 in einstweiligen Ruhestand versetzt.

507 Dok. 7,2 S. 356.

508 DC-Pfarrer in Köppern, seit 20.9.1934 Dekan des Dekanats Homburg.

509 Dok. 7,2 S. 356 f.

510 Dok. 7,2 S. 358 f.; vgl. Dam S. 256, Anm. 259.

densbruch war. Am gleichen Nachmittag rief Pfarrer Dr. Eichen den Kreisdirektor in Friedberg an und dieser erklärte: 1) Der Bürgermeister hat die Kirche erbrochen; 2) der Dekan gab dazu die Erlaubnis; 3) Pfarrer Dr. Eichen habe die Beerdigung verweigert.⁵¹¹ Der Vertreter von Pfarrer Eichen, der die Beerdigung hielt, wurde körperlich bedroht, und als Frau Eichen mit dem Zug in Holzhausen ankam, war ihr die Situation ebenso bedrohlich, so dass sie das Überfallkommando anrufen musste. Pfarrer Dr. Eichen fuhr am folgenden Tag sofort zur Gestapo in Darmstadt. Diese machte Pfarrer Eichen keinen Vorwurf, sondern versprach ihm persönlichen Schutz (!) und sagte ihm, er solle ruhig und sicher nach Holzhausen zurückkehren. Als er jedoch nach Holzhausen kam, standen auf dem Weg vom Bahnhof zum Pfarrhaus etwa 50 bis 60 Männer und 10 Frauen in gefährlich bedrohlicher Haltung. Pfarrer Eichen bat daher das Überfallkommando, den Kreisdirektor, die Gestapo und die Gendarmeriestation Ober-Erlenbach um persönlichen Schutz. Aber erst nach ungefähr $\frac{3}{4}$ Stunden kamen zwei Gendarmen, die den Schutz übernahmen. „Die Demonstranten benahmen sich wie toll. Einige streckten die Zunge heraus, andere drohten mit Fäusten“. Und dann kam der Bürgermeister in seinem Amt als Ortspolizei, brüllte wie ein Wilder, spuckte vor dem Pfarrer aus und duzte ihn. Pfarrer Dr. Eichen schreibt: „Mir ist unbegreiflich, warum die Gendarmerie die Vorfälle untersucht und dabei nur die eine Seite verhört, ohne mich zu vernehmen“.⁵¹² Pfarrer Dr. Eichen hat in den letzten Jahren mündlich und schriftlich an das LKA über das „gemeindezerstörende, ganz ungeistliche, unkirchliche und unkollegiale“ Verhalten des Dekans Dr. Jäger mehrfach eindringlich berichtet. „Die ganzen Vorfälle resultieren allein aus dem rechtswidrigen Eröffnen die Kirche durch den Bürgermeister“. Pfarrer Dr. Eichen stellte fest, dass der weitaus größere Teil der Gemeinde hinter ihm steht.⁵¹³ Bereits am 28.07.1939 und Ende September/Anfang Oktober 1939 hat die Gestapo (!) festgestellt, „daß die ununterbrochenen Unruhen in Holzhausen nicht durch den Ortsgeistlichen, sondern ‚nur durch den Bürgermeister S.‘ hervorgerufen wurden“.⁵¹⁴

4.12 Hausen bei Gießen

Ein Beispiel von bürgerlichem Widerstand gegen den Terror des Dritten Reiches gab es in Gießen. Es war eine Gruppe, die sich um den ehemaligen Theologen und Gelehrten Dr. Alfred Kaufmann bildete. Dazu gehörten u. a. der Kunstmaler Heinrich Will und dessen Ehefrau Elisabeth Will geb. Klein und Pfarrer Ernst Steiner⁵¹⁵ aus Hausen. Zu dem Kreis gesellte sich noch die Gestapo-Agentin Dagmar Imgart. Durch sie verloren insgesamt fünf Menschen ihr Leben.⁵¹⁶ Am

511 Dok. 7,2 S. 359 f.

512 Dok. 7,2 S. 362 f.

513 Dok. 7,2 S. 363.366.

514 Dok. 7,2 S. 358; vgl. 7,2 S. 365 f.

515 *1885, +1942, ermordet; zuerst NS, dann Pfarrer in Rothenberg, Worms-Neuhausen, Alsfeld, Ehringshausen, 1927 in Hausen mit Garbenteich, 1942 Tod im Gestapogefängnis in Darmstadt als Gestapoopfer.

516 Dok. 8,1 S. 149 f.; zum sog. Will-Kreis s. Heinrich Will, 1895-1919, Werk und Leben, Hrsg. vom Magistrat der Stadt Gießen und dem Oberhessischen Geschichtsverein Gießen, Be-

06.02.1942 flog der Kreis auf, als die Gestapo alle Teilnehmer verhaftete. Sie wurden nach Darmstadt ins Gefängnis gebracht. Dr. Kaufmann kam (wohl später) ins Zuchthaus Butzbach und berichtete: Im Gestapogefängnis in Darmstadt nahm sich mein Freund und Wingolfbruder Pfarrer Steiner, ein geistig überaus hochstehender idealgesinnter Mensch, das Leben durch Erhängen. So heißt es. Ich glaube aber nicht daran, denn ich habe ihn oft in der Nachbarzelle schreien hören, und die Drohungen gegen den „Pfaffen“ waren alltäglich. Für mich steht fest, dass Pfarrer Steiner von den SS-Wärtern totgeschlagen und nachher erhängt wurde.⁵¹⁷ Nach Aussagen von Mithäftlingen wurde Steiner wiederholt geschlagen und wahrscheinlich erschlagen.⁵¹⁸ Zu Pfarrer Steiners Beerdigung am 21.03.1942 wollten viele Gemeindeglieder nach Gießen fahren, da eine Beerdigung in Hausen verboten worden war.⁵¹⁹

5. Ausgleichsversuche

Es hat bereits recht früh Versuche in der ELKNH gegeben, den Kirchenkampf einzustellen oder überhaupt zu vermeiden. Am Anfang dürfte wohl das Dekanat Wöllstein in Rheinhessen gestanden haben, das am 03.12.1934 feststellte, der gegenwärtige Kirchenstreit bedeute „eine überaus ernste Gefahr für die DEK und das Deutsche Volk und Vaterland“.⁵²⁰ Daher richteten die Geistlichen des Dekanates Wöllstein, die den ernststen Willen hatten, in der Kirche NH den Streit zu beenden, an den LB die herzliche und dringende Bitte, die öffentliche Tätigkeit im Kirchenstreit sogleich einzustellen. „An die Führer der Bekenntnisfront werden sie die gleiche Bitte stellen“.⁵²¹ Am 04.01.1935 wiederholte das Dekanat Wöllstein seine Bitte; sie wollen „einen baldigen Frieden im Kirchenstreit unserer Landeskirche erhoffen“. „Herzlichst wurde gebeten, den Weg der Verständigung mit LB Dietrich zu suchen aus kirchlichen vaterländischen Gründen“.⁵²² Auf diese Bemühungen des Dekanates Wöllstein entgegnete am 09.01.1935 der LBR: „Die bisher bei der sog. ‚Versöhnungsaktion‘ gemachten Erfahrungen und die dabei angewandten Methoden zwingen den LBR, von den Verhandlungen, die auf Grund der Wöllsteiner Vorschläge eingeleitet sind, entschieden abzurücken. Er erwartet, daß die Mitglieder und Freunde der Bekenntnisfront sich an diesen Verhandlungen in keiner Weise beteiligen“.⁵²³ Mit welchem kirchenzerstörenden System man es in

arbeitetet von Bertin Gentges 1995, sowie Jörg Jatho, Das Gießener „Freitagskränzchen“, 1995; s. zur Diskussion um den Kaufmann-Will-Kreis die Ausführungen in MOHG 81, 1966, S. 383-411, insbesondere Winfried Speitkamps Rezension des Buches von Jatho, S. 384 ff. sowie Heinrich Brinkmann, Der Fall Heinrich Will und vom Umgang mit Quellen, S. 389 f.

517 Dok. 8,1 S. 150.

518 S. auch Herbert Höhen S. 142.

519 Dok. 8,1 S. 152.

520 Dok. 3,1 S. 162.

521 Dok. 3,1 S. 162 f.

522 Dok. 3,1 S. 178 f.

523 Dok. 3,1 S. 180.

Wirklichkeit bei der NS-gesteuerten ELKNH zu tun hatte, das war dem Dekanat Wöllstein damals wohl noch nicht bekannt.

Schon recht bald gab es Bemühungen um Beendigung des Kirchenstreites. So schrieb Pfarrer Peter Bock/Hungen am 15.12.1934 an die Amtsbrüder über eine „Versöhnungsversammlung“, der LB habe „die politische Diffamierung der Opposition [BK] [...] ausdrücklich zurückgenommen“. „Erstrebte wird vollständige Einstellung der Bekämpfung in Versammlungen, ehe der Staat den Skandal mit Gewalt unterbindet“. Es gelte nun, den Weg der Verhandlungen zwischen dem LB und der Leitung der Bekenntnisfront zu bahnen.⁵²⁴ Pfarrer Thaer/Groß-Umstadt berichtete auf der Sitzung des KBR, dass aus der vom Dekanat Wöllstein geplanten Befriedungskommission vom 19.12.1934 nichts wurde. Pfarrer Wintermann/Darmstadt⁵²⁵ habe geschrieben, es sei eine naive Zumutung, Angehörige der BK wollten (sollten) die LB-Botschaft verlesen, in der der LB von der „sogenannten“ Bekenntnissynode sprach.⁵²⁶ Der LBR schrieb – wie gesagt – am 09.01.1935: Die bisher bei der sog. „Versöhnungsaktion“ gemachten Erfahrungen und die dabei angewandten Methoden zwingen den LBR, von den Verhandlungen, die auf Grund der Wöllsteiner Vorschläge eingeleitet sind, entschieden abzurücken. Der LBR erwartet, dass die Mitglieder der BK sich an diesen Verhandlungen in keiner Weise beteiligen.⁵²⁷

6. Unklare Mittelwege

Am 13.2.1934 äußerte Studienrat Knöpp/Darmstadt: „Unser Volk ist eben zu seiner Art aufgewacht, faßt eben die Riesenaufgaben der neuen Zeit an, verlangt zu einem freudigen Bekenntnis zu Blut, Boden, Rasse [.] im tiefsten Inneren ebenso das Bekenntnis zu seinem Herrn und Gott“. „Allein unser Glaube bringt das Große, das wir uns von dem Dritten Reich erwarten, zur Reife“. Knöpp äußert weiter, „wiederholt hat uns Hitler dazu aufgerufen: also hat uns Gott selber gerufen“. „Die Oberhessen haben bereits vorgerüstet“. „Feststehend auf Schrift und Bekenntnis wollen wir unserem Volk und unserem Staat Adolf Hitlers uns einordnen und dankbar sein für dein Werk, das der Herr uns in die Hand gibt“. Auch in diesem Sinn denkend haben sich die Lutherische Konferenz, die Nieder-Wöllstädter Konferenz und die Kirchlich-positive Vereinigung in Hessen vereinigt.⁵²⁸ Unter dem Schreiben von Knöpp stehen aber Unterschriften von Leuten, die alle – später – zur BK gehörten (Heinzerling/Selzen, Schlink/Gießen, Theodor Hickel/Darmstadt)! Pfarrer Paul Lenz/Wohnbach hat am 08.01.1935 geäußert, dass durch Aussprachen an der Lage der Kirche nichts geändert werde, einer Lage, „die durch die häretische und rechtswidrige Einstellung und Betätigung der DC und die herrschenden Kirchenregierungen so schwer und innerlich unmöglich

524 Dok. 3,1 S. 171.

525 BK-Pfarrer in Frankfurt/Main, Strafversetzung in Schlossgemeinde in Darmstadt, eindrucksvoller liberaler Prediger.

526 Dok. 3,2 S. 282.

527 Dok. 3,1 S. 180.

528 Dok. 2 S. 172 f.; vgl. 3,2 S. 282.

geworden ist“.⁵²⁹ Lenz schreibt weiter, dass ein Bruder aus Oberhessen über die Friedberger Konferenz und das Dekanat Wöllstein gesagt habe, „daß sie die ganze Not und Last der kirchlichen Kämpfe gar nicht durchlebt haben, daß sie zunächst einfach gar nicht wissen, was sich alles ereignet hat.“⁵³⁰



Abb. 5: Johann Georg Theodor Christian (Zentralarchiv der EKHn).

Am 29.05.1935 „bedauerte“ eine Gruppe von Pfarrern, die z. T. den DC angehörten und z. T. wohl so etwas wie eine Vermittlerposition zwischen DC und theologischer Mitte einnahmen, es sei unerträglich, von Amtsbrüdern der BK in ihrer Stellung zu Bibel und Bekenntnis verdächtigt zu werden, sie predigten zwar Evangelium, aber (es sei fraglich, ob sie es auch so meinten, was sie predigten).⁵³¹ Bereits die Namen der Unterzeichner allein zeigen bereits, um welche Leute und welche theologische und kirchenpolitische Haltung es sich handelt: Der (landesbischöfliche) Dekan Engel/Obbornhofen, DC-Dekan Rühl/Reichelsheim, DC-Pfarrer Marguth/Södel, die Pfarrer Siebeck/Echzell, Landmann/Gettenau, Egelhoff/Griedel, Laukhardt/Holzheim, Christian/Gambach und Damerau/Groß-Eichen.⁵³² Pfarrer Johann Georg Christian/Gambach scheint dabei eine führende Rolle gespielt zu haben. Er war einer der Propsteibeauftragten der Pfarrerkamergesellschaft und gehörte deren Führerrat an.⁵³³ Christian stand in enger Verbindung mit DC-Dekan Rühl, DC-Dekan Walter Mulot⁵³⁴ und dem extrem radikalen DC-

529 Dok. 3,2 S. 281.

530 Dok. 3,2 S. 282.

531 Dok. 4,2 S. 238 f.

532 Dok. 4,2 S. 238 f.

533 Geißler 2 S. 262, Anm. 80.

534 Walter Mulot war radikaler DC-Dekan, verordnete im Oktober 1934, dass Gemeindejugendabende eingerichtet werden sollten, 1941 Auseinandersetzung mit 2 Pfarrern der Marktkirche wegen unzureichender Wiedergabe der Voranzeige der Konfirmationen in der Marktkirche in der Zeitung.

Dekan Hans Schilling⁵³⁵ von der Johanniskirche in Mainz.⁵³⁶ Christian schlug am 21.11.1936 für sieben Amtsbrüder in einem Schreiben an Pfarrer Eitel vor, mit der Bitte an Dekan Kahn/Lich heranzutreten, bald eine Konferenz der Pfarrer des Dekanates zu halten; es sollte dafür von beiden Seiten je eine Mittelperson aufgefordert werden, die Gelegenheit zu einem solchen Zusammentreffen schaffen solle.⁵³⁷ Eitel antwortete Christian am 15.12.1936, es handele sich bei Christians Vorschlag darum, durch eine „Mittelperson“ an einem neutralen Ort Gelegenheit zu einer unverbindlichen Aussprache zu schaffen. Davon verspreche sich aber die BK nach allen bisher gemachten Erfahrungen nichts.⁵³⁸ Es sei unbedingt nötig, dass die Dekanate (dabei) völlig ausgeschaltet werden, sonst überwinden wir nicht das System Dietrich und erreichen keine wahrhaft kirchliche Neuordnung unseres Kirchengebietes.⁵³⁹ Die Pfarrer der BK des Kirchenkreises Hungen-Büdingen stellten am 11.01.1937 fest: Was in Pfarrer Christians Schreiben unausgesprochen blieb, war dies, dass die BK-Pfarrer bei der Besprechung und der Aussprache mit der sog. Pfarrerkameradschaft zusammentreffen würden. Das sei jedoch eine Gemeinschaft, die nicht Bibel und Bekenntnis zur alleinigen Grundlage ihres Daseins und Regel ihres Handelns gewählt habe und darum nicht den Charakter eines Stückes und Werkzeuges der Kirche Jesu Christi an sich trägt.⁵⁴⁰ Welche Haltung Pfarrer Johann Georg Christian/Gambach tatsächlich einnahm, erkannte man am 19.09.1937 an der Großen kirchlichen Kundgebung in der Kirche zu Ostheim bei Butzbach. Dort sprachen LB Dietrich, Generalsuperintendent Schöttler, Pfarrer Christian und Pfarrer Bock/Hungen⁵⁴¹ - Pfarrer Christian vertrat also ganz die landesbischöfliche Linie. Das wurde noch deutlicher, als er am 12.11.1938 eine Einladung ausgehen ließ zu einer Freien Konferenz in Friedberg zum Thema „Für Kirche und Volk, Sammlung evang. Pfarrer und Gemeinden - Arbeitskreis Friedberg/Hessen“; dort wurde als Referent vorgesehen – Präsident Paul Kipper!⁵⁴² Und am 02.02.1940 meldete die Synode Hungen-Büdingen den Pfarrern des Kreises: Pfarrer Georg Probst/Oberrad,⁵⁴³ einst ein Bahnbrecher des NS in Frankfurt/Main, sei aus der Haft entlassen und aus Nassau und Frankfurt/Main ausgewiesen. Pfarrer Christian solle sein Nachfolger in Oberrad werden.⁵⁴⁴

535 Äußerst radikaler DC-Dekan, 1938 Niederlegung des Amtes des Dekans, taufte Kinder nicht im Namen des dreieinigen Gottes, sondern im Namen Deutschlands!

536 Geißler 2 S. 263, Anm. 81.

537 Dok. 6,1 S. 131 f.

538 Dok. 6,1 S. 133.

539 Dok. 6,1 S. 134.

540 Dok. 6,1 S. 134.

541 Dok. 6,2 S. 319.

542 Dok. 7,1 S. 105.

543 *1885, +1962; Pfarrer in Oberrad, Wunschkandidat der DC für das Amt des Landesbischofs, treibende Kraft der DC, NSDAP ließ ihn aber in Ungnade fallen, ein geborener Volksmissionar.

544 Dok. 7,3 S. 509.

7. Die Einigungsbewegung

Am 28.11.1938 baten LB Dietrich, OKR Propst Dr. Müller und Pfarrer Veidt, ohne das LKA in Kenntnis davon zu setzen, den RMkA Kerrl in Berlin um eine Besprechung zwecks Bildung einer geistlichen Leitung in der ELKNH. Sie stellten jedoch zugleich fest, dass eine endgültige Befriedung der Evangelischen Kirche ohne Einbeziehung der BK nicht möglich sei.⁵⁴⁵ Nun fasste der LBR am 09.12.1938 den entscheidenden Beschluss: „Wenn es gelingt, in unserer LK eine geistliche Leitung zu bilden, in der die von Evangelium und Bekenntnis an die KL zu stellenden Anforderungen ausreichend gewahrt sind, so sind wir bereit, die von uns bisher ausgeübten kirchenregimentlichen Befugnisse aufzugeben und dieser neuen Leitung zu übertragen“.⁵⁴⁶

Am 11.01.1939 begrüßte das Dekanat Zwingenberg unter Dekan Clotz/Gronau das von der Arbeitsgemeinschaft Dietrich-Müller-Veidt in Angriff genommene Einigungswerk in der ELKNH mit dem Ziel einer Neuordnung der Kirche.⁵⁴⁷ Und am 06.02.1939 stimmte die Kreissynode Hungen-Büdingen (Eitel) im Schreiben an OKR Dr. Müller zu: „Wir in Villingen versammelten Pfarrer der Synode Hungen-Büdingen haben unter Beachtung der vom LBR auf der Pfarrkonferenz zu Ffm abgegebenen Erklärung dem unter Ihrer Führung laufenden Einigungswerk der NHLK zugestimmt“.⁵⁴⁸ Pfarrer Heinrich Köhl/Büdingen schrieb am 20.02.1939: „Das kirchliche Einigungswerk unserer LK, das ich mit heißem Herzen begrüße, hat einen erfreulichen Widerhall gefunden“.⁵⁴⁹ Am 08.03.1939 wandte sich Pfarrer Karl Herbert/Oberhörten⁵⁵⁰ an Pfarrer Gustav Hanstein/Hermannstein, den Vertrauensmann für die nicht zur BK gehörenden Pfarrer, indem er mitteilte, dass auch die BK-Pfarrer des Hessischen Hinterlandes ernstlich bereit sind, den Weg des Einigungswerkes zu begehen. Jedoch ist es nicht möglich, an den Dekanatskonferenzen teilzunehmen, solange die gegenwärtige Kirchenleitung in Person des Präsidenten Kipper besteht und den Anspruch auf die Gesamtleitung der Kirche erhebt.⁵⁵¹

Das Kirchliche Einigungswerk NH äußerte nun am 14.03.1939: Der Erlass des RMkA stellt fest, dass alle kirchenregimentlichen Befugnisse in der Hand des Präsidenten des LKA Kipper liegen. Allerdings habe dieser keine Entscheidungen zu treffen, die Kultus und Bekenntnis betreffen, d. h. er hat keine geistliche Leitung. Die Herausstellung einer geistlichen Leitung ist aber notwendig. „Wir sehen uns daher veranlaßt, ... die Forderung auf Bildung einer geistlichen Leitung in NH [...]“

545 Dok. 7,1 S. 191.

546 Dok. 7,1 S. 192.

547 Dok. 7,1 S. 219.

548 Dok. 7,2 S. 258.

549 Dok. 7,2 S. 264.

550 *1907; zuerst DC, dann in BK, Mitglied im Pfarrernotbund und Landesbruderrat, organisierte 1935 Volksmissionstag für Jungmänner- und Mädchenverein, am 16.3.1935 kam Polizei mit Haftbefehl, September 1937 lud BK-Pfarrer Herbert zur Jugendfreizeit in Hohensolms ein, 1950 Propst von Nord-Nassau, 1964-1972 stellvertr. Kirchenpräsident der EKHN, maßgeblicher Kopf und Mitstreiter der BK in der NS-Zeit.

551 Dok. 7,2 S. 283.

unvermindert aufrecht zu erhalten“. „Wir sind uns darin einig, daß der uns am 25. Jan[uar] erteilte Auftrag uns verpflichtet, dies Einigungswerk fortzuführen“.⁵⁵² Am 15.05.1939 stimmten die Pfarrer Scriba/Nidda,⁵⁵³ Römer/Schotten, Dr. Heymann/Langsdorf,⁵⁵⁴ Eichner/Usenborn und Flechsenhaar/Ulfa⁵⁵⁵ für das Einigungswerk und luden zu einer amtsbrüderlichen Zusammenkunft für die Dekanate Büdingen, Hungen und Schotten nach Bad Salzhausen ein.⁵⁵⁶ Es gab allerdings auch Kritik an der Zustimmung der BK zu dem Einigungswerk. Pfarrer Paul Lenz/Wohnbach äußerte: „Wie schade, daß die ‚BK‘ die unkirchliche Aktion der 3 Männer [Dietrich, Müller, Veidt] ausdrücklich gebilligt hat und damit ganz und gar auf die Position der Mitte heruntergesunken ist. Will sie nicht endlich ehrlich sich neu ausrichten und öffentlich sagen, was sie noch ist und was sie nicht mehr ist?“⁵⁵⁷

Es stand ja überhaupt die ganz schwierige, brennende Frage für die BK im Raum, ob die BK denn überhaupt und grundsätzlich mit den anderen Christen, die im Dritten Reich sich neutral verhalten oder sich als sog. „Mitte“ gezeigt oder sogar zu den DC gehalten haben und damit an der Zerstörung der Kirche beteiligt gewesen sind, noch eine christliche, kirchliche Gemeinschaft haben konnte! Diese Frage spielte nun bei der BK-Synode am 16.12.1938 in Frankfurt/Main die entscheidende Rolle. Da gab es die eine Gruppe, die sagte: Wir sind am Ende unserer Kraft, wir können nicht mehr die Verantwortung dafür tragen, dass die jungen Brüder ins Nichts geführt werden, dass sie nicht staatlich anerkannt sind usw. Wir müssen uns daher zusammenfinden auf breiterer Grundlage, mit den Intakten, der Mitte. Dann war da die andere Gruppe, die sagte: Wir sind zusammengerufen auf Grund von Barmen und Dahlem. Die Mitte ist ein unsicherer Faktor. Wenn wir nun mit der Mitte zusammengehen und spalteten uns selbst, dann würde unsere Grundlage kaum breiter.⁵⁵⁸ Dazu kam nun die Aktion von Veidt/BK-Müller/Mitte-Dietrich/LK. Man könne an Dietrich nicht vorbeigehen, er habe „eine tiefgehende Wandlung durchgemacht“, wie Pfarrer René Wallau⁵⁵⁹ meinte. Er habe zugegeben, dass von irgendeiner bischöflichen Führung seines Amtes nicht die Rede sein könne.⁵⁶⁰ Er ist auch schon von der Gestapo verhört worden.⁵⁶¹ „Wir tragen in uns eine heilige Verantwortung der LK gegenüber, wie sie auch heute noch, gewiß in fragwürdiger Gestalt, vor uns steht“.⁵⁶² „Wir waren immer der

552 Dok. 7,2 S. 271 f.

553 DC, Dekan in Eichelsdorf, dann in Nidda, 1934 Mitglied der Kirchenregierung, wechselt aber zur BK.

554 Pfarrer Dr. Heymann in Langsdorf, Mitglied der BK.

555 *1907, +1999; BK-Pfarrer in Ulfa bei Nidda/Obh., Ende März/Anfang April 1935 Dienststrafverfahren, am 26.3.1935 Schutzhaft angedroht, 1947-1970 Prof. im Predigerseminar Friedberg.

556 Dok. 7,2 S. 281.

557 Dok. 7,2 S. 171.

558 Dok. 7,1 S. 199 f.

559 1934 im Pfarrernotbund, 1938 in KBR der BK Groß-Frankfurt/Main, 1938 im LBR.

560 Dok. 7,1 S. 202.

561 Geißler 2 S. 387.

562 Dok. 7,1 S. 203.

Überzeugung, daß die BK Landeskirche sein wollte“. „Aber daß die BK *allein* die Kirche sei, ist wohl nicht mehr die Überzeugung, die wir vertreten“. ⁵⁶³ So liest man am Schluss des Protokolls der BK-Synode vom 16.12.1938 das Wort von Veidt: „Bitte lassen Sie sich diesen bescheidenen Dienst, den ich im Rahmen des Drei-Männer-Kollegiums getan habe, gefallen“. ⁵⁶⁴ Dietrich hat sich langsam vom NS-Staat abgewendet. Seine Haltung wurde sichtbar durch sein Auftreten gemeinsam mit der BK beim Frankfurter Pfarrertag am 25.01.1939. ⁵⁶⁵ Seit Dezember 1941 versuchte Landesbischof Wurm von Württemberg in seinem Einigungswerk die BK und die Mitte zusammenzuschließen. Dies bildete dann den Ansatz zum Neuaufbau der Kirche als Evangelische Kirche in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. ⁵⁶⁶

8. Zum Adel

Pfarrer Otto Page/Büdingen war am 04.06.1934 von Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Ysenburg und Büdingen auf die 1. Pfarrstelle zu Büdingen präsentiert worden. ⁵⁶⁷ Die BK in Büdingen ist von der Fürstenfamilie unterstützt worden. Die Fürsten von Ysenburg-Büdingen stellten der BK-Gemeinde Büdingen die Schlosskapelle für ihre Gottesdienste zur Verfügung. ⁵⁶⁸ Sie stellte ebenso das sog. „Casino“ im Schloss zur Verfügung, wo die BK-Gemeinde Bibelabende, Jugendkreise und einen Singkreis unterhalten konnte. ⁵⁶⁹ Hier kann also von einem freundschaftlichen Verhalten einer Adelsfamilie gesprochen werden.

9. Zur Verfolgung der Juden

Am 07.11.1938 hatte der Jude Herschel Grünspan in Paris den deutschen Legationsrat vom Rath erschossen, was die NSDAP nun sofort zum Anlass zu reichsweiten Pogromen veranlasste, bei denen allein im Gebiet der ELKNH etwa 200 Synagogen zerstört und zahllose jüdische Geschäfte und Wohnungen verwüstet wurden. ⁵⁷⁰ Auch z. B. die Synagoge von Wenings bei Büdingen fiel dem NS-Terror zum Opfer; man behauptete, es sei die Vergeltung für den Mord am Gesandtschaftsrat vom Rath durch den Juden Grünspan in Paris. ⁵⁷¹ Der (kommissarische) Regierungspräsident von Pfeffer in Wiesbaden äußerte, dass die Zeitung „Der Stürmer“ „durch unermüdliche Arbeit unser Volk immer wieder über die Gefahren des Judentums aufklärte und im Volke das Rassenbewußtsein weckte und stärkte“. ⁵⁷² So wurde in Oberhessen u. a. auch die Synagoge in Leihgestern zerstört, und der Chronist schreibt dazu lapidar: „Tag der Austreibung der Juden, doch dar-

⁵⁶³ Dok. 7,1 S. 204.

⁵⁶⁴ Dok. 7,1 S. 206.

⁵⁶⁵ Geißler 2 S. 387.

⁵⁶⁶ Wolf Sp. 1451.

⁵⁶⁷ Dok. 2 S. 332.

⁵⁶⁸ Dok. 6,1 S. 63.65.74.

⁵⁶⁹ Dok. 6,1 S. 74.

⁵⁷⁰ Dok. 7,1 S. 125.

⁵⁷¹ Dok. 7,1 S. 133.

⁵⁷² Dok. 8,1 S. 160.

über schweigt des Sängers Höflichkeit“. Ebenso wurde die Synagoge in Stordorf zerstört, wobei es heißt: „Die Entrüstung verantwortungsbewusster Gemeindeglieder verurteilt solche Geschehnisse aufs schärfste ... Die Absicht des Pfarrers, öffentlich in der Predigt des nächsten Sonntags Stellung zu nehmen, wird nach Erörterung und dringlicher Warnung von seiten treuer Gemeindeglieder fallen gelassen“. ⁵⁷³ Von der Zerstörung der Bad Vilbeler Synagoge liest man: Die sinnlose Zerstörungswut der unreifen Jugend [?!] richtete sich in Vilbel wie in anderen kleinen Orten in der Hauptsache gegen an sich unbescholtene und sogar unbemittelte Judenfamilien und einzelne Personen. Und von der Zerstörung der Synagoge in Echzell erfährt man: Eine schlimme Stunde im Konfirmandenunterricht war die Stunde, nachdem die Synagoge und die Judenhäuser zerstört wurden. „Der heimtückische Mord an dem Pariser Gesandtschaftsrat vom Rath durch einen Judenbengel forderte strengste Sühne. Und diese Sühne vollzog sich an der ganzen Judenschaft in Deutschland“. So schrieb Pfarrer Siebeck in der Chronik und er schloss: „Jetzt waren die Juden dran, nun geht's gegen die Kirche“. ⁵⁷⁴ Ganz ähnlich schrieb am 16.11.1938 OKR Zentgraf/Bingenheim an den OLKR (Walther?): In Friedberg ist die bezeichnende Äußerung gefallen: Jetzt haben wir die Synagogen angesteckt. Genauso stecken wir auch die katholischen und evangelischen Kirchen an! Und: „Das nächste Mal geht's an die weißen Juden = Christen“. ⁵⁷⁵

Bei all diesen Verbrechen des NS darf nicht übersehen werden, was der Stützpunktleiter der NSDAP in Münzenberg am 16.01.1938 an den Kreisleiter in Gießen schrieb: In Münzenberg war die Judenfrage fast gelöst. Da kam die BK und pries die Juden als auserwähltes Volk. ⁵⁷⁶ Das dürfte gewiss auf die gute, schriftgemäße Predigt von Pfarrer Hans-Friedrich Lenz/Münzenberg zurückzuführen sein. Er hat als einer der ganz wenigen Pfarrern gewagt, öffentlich Kritik an der Zerstörung der Synagoge zu üben, wenn er sagte: „Und das Verbrennen der Synagogen und Demolieren jüdischer Häuser durch unbekannte [?!] Täter war dumm und feige und sündig“. Lenz wurde denunziert und daraufhin verhaftet. ⁵⁷⁷ An anderer Stelle liest man nur lapidar: „Der Vorgang [der Zerstörung der Synagoge] stimmt sehr bedenklich“. ⁵⁷⁸

Der Antisemitismus hat in Deutschland eine lange Geschichte. In Schwalheim beanstandete der Bürgermeister, dass es immer noch Landwirte gäbe, die mit Juden handeln. Man werde „alles daran setzen, dass diesen Judenknechten das billige Staatsgelände entzogen wird“. ⁵⁷⁹ In Bad Vilbel richtete sich der Hass sogar, wie gesagt, gegen unbemittelte Judenfamilien. ⁵⁸⁰ In Ranstadt drang die SA, wie bereits dargestellt, in die Wohnung eines alten jüdischen Ehepaares ein und verwüstete

573 Dok. 7,1 S. 132.

574 Dok. 7,1 S. 132; vgl. Oelschläger S. 332 f.

575 Dok. 8,2 S. 341.

576 Dok. 6,3 S. 447.

577 Dok. 7,1 S. 127.

578 Dok. 7,1 S. 132.

579 Dok. 8,1 S. 162.

580 Dok. 7,1 S. 132; vgl. Oelschläger S. 334.

diese.⁵⁸¹ In Assenheim sprach der Pfarrer in der Konfirmandenstunde über das Alte Testament, wobei der Konfirmand R. S. die Bemerkung gemacht haben soll, dass das Alte Testament doch nicht gelehrt werden solle. Sein Vater habe gesagt, er solle und dürfe nichts aus dem Alten Testament lernen, weil es jüdischen Ursprungs sei.⁵⁸² In Meiches wurde BK-Pfarrer Bähringer gegenüber wütend ausgerufen: „Heraus mit dem Judas!“ „Heraus mit dem Schuft!“ „Heraus mit dem Volksverräter!“⁵⁸³ Und ganz besonders krass wandte sich der vom NS aufgestachelte Pöbel in Holzhausen am 27.12.1939 gegen Pfarrer Dr. Eichen, indem man brüllte: „Wenn das Judenblut vom Messer spritzt, hei, dann geht’s nochmal so gut“ und „Hängt die Juden, stellt die Pfaffen an die Wand!“⁵⁸⁴

Der Antisemitismus hat nicht nur „weltliche“, er hat leider auch kirchliche Wurzeln. Der Hofprediger Adolf Stöcker in Berlin sagte z. B.: „Die Juden sind unser Unglück“,⁵⁸⁵ und dieser falsche und entsetzliche Satz fand einen Abdruck auf der Titelseite des NS-Hetzblattes „Der Stürmer“.⁵⁸⁶ Man kann zu diesem grauenhaften Thema der Judenverfolgung des Dritten Reiches letzten Endes nur das betonen, was Karl Herbert in der Predigt am Buß- und Bettag 1938 so formuliert hat: „Und als im November die Synagogen brannten und die Verfolgung der Juden begann, hat die Kirche nicht so, wie sie es hätte tun müssen, die Wahrheit bekannt. Wir haben zuviel geschwiegen oder nicht deutlich genug geredet, damals und in den folgenden Jahren. Das war – trotz allem Kampf – unsere Schuld“.⁵⁸⁷

Abkürzungen:

AT	Altes Testament
APU	Altpreußische Union
BDM	Bund deutscher Mädel
BK	Bekennende Kirche
BKNH	Bekennende Kirche Nassau-Hessen
DC	Deutsche Christen
DEK	Deutsche Evangelische Kirche
DOC	Kirchenkampfdokumentation
EKL	Evangelisches Kirchenlexikon
EKNH	Evangelische Kirche Nassau-Hessen
EKR	Evangelisches Kirchenblatt für Rheinhessen

581 Dok. 7,3 S. 641.

582 Dok. 8,1 S. 160.

583 Dok. 4,2 S. 423.

584 Dok. 7,2 S. 362.

585 Nach Oelschläger S. 295.

586 S. Oelschläger S. 319.

587 Dok. 7,1 S. 135; Oelschläger S. 327.

EKZ	Evangelische Kirchenzeitung
ELKNH	Evangelische Landeskirche Nassau-Hessen
ESZ	Evangelische Sonntagszeitung
Gestapo	Geheime Staatspolizei
HJ	Hitlerjugend
JHKV	Jahrbuch der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung
KBR	Kreisbruderrat
KV	Kirchenvorstand
KZ	Konzentrationslager
LB	Landesbischof
LBR	Landesbruderrat
LKA	Landeskirchenamt
LKANH	Landeskirchenamt Nassau-Hessen
LKAu	Landeskirkenausschuss
LKNH	Landeskirche Nassau-Hessen
NA	Nassauische Annalen
NHLK	Nassau-Hessen Landeskirche
NS	Nationalsozialismus, Nationalsozialisten
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
NT	Neues Testament
OBR	Ortsbruderrat
OKR	Oberkirchenrat
OLKR	Oberlandeskirchenrat
PG	Parteigenosse (der NSDAP)
QSHK	Quellen und Studien zur hessischen Kirchengeschichte
RB	Reichsbischof
RK	Reichskirche
RKAu	Reichskirkenausschuss
RMkA	Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten
SA	Sturmabteilung
VLDEK	Vorläufige Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche
VR	Vertrauensrat
WuW	Weg und Wahrheit
TRE	Theologische Realenzyklopädie

Literaturverzeichnis

Albert, Jürgen „Die Innere Mission in Nassau-Hessen und das ‚Dritte Reich‘“, in: „Evangelische Landeskirche Nassau-Hessen und Nationalsozialismus. Auswertungsaspekte der Kirchenkampfdokumentation der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau“, Hrsg. Klaus-Dieter Grunwald-Ulrich Oelschläger, QSHK, Bd. 22, Darmstadt 2014, S. 467-530

Braun, Reiner „Der Kirchenkampf im Hinterland“, JHKV, Bd. 60, Darmstadt-Kassel 2009 S.101-117

Brunotte, Heinz „Kirchenkampf“, in: EKL, Bd. 2, Göttingen 1958, Sp. 737-749

Dam, Harmjan „Jugend und Nationalsozialismus in der Evangelischen Landeskirche Nassau-Hessen 1933-1945“ in: Klaus-Dieter Grunwald-Ulrich Oelschläger (Hrsg.), „Evangelische Landeskirche Nassau-Hessen und Nationalsozialismus.

Auswertungsaspekte der Kirchenkampfdokumentation der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau“, QSHK, Bd. 22, Darmstadt 2014, S. 189-294

Dienst, Karl „Hessen“. in: TRE, Bd. XV (Studienausgabe, T.1), Berlin-New-York 1986 S. 263-279)

Dölemeyer, Barbara „Das Freie theologische Seminar der BK Nassau-Hessen in Frankfurt am Main 1935-1937/39“ in: Klaus-Dieter Grunwald-Ulrich Oelschläger (Hrsg.), Evangelische Landeskirche Nassau-Hessen und Nationalsozialismus. Auswertungsaspekte der Kirchenkampfdokumentation der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau“, QSHK, Bd. 22, Darmstadt 2014, S. 107-134

„Dokumentation zum Kirchenkampf in Hessen und Nassau“, Hrsg. Martin Hofmann u. a., Bd. 1, JHKV, Bd. 25, Darmstadt 1974 S. 1-432., zit.: Dok. 1

Dies., Bd. 2, JHKV, Bd. 27-29, Darmstadt 1979, zit.: Dok. 2

Dies., Bd. 3,1, JHKV, Bd. 30, Darmstadt 1979, S. 1-251, zit.: Dok. 3,1

Dies., Bd. 3,2, JHKV, Bd. 31, Darmstadt 1980, S. 252-364, zit.: Dok. 3,2

Dies., Bd. 3,3, JHKV, Bd. 32, Darmstadt 1981, S. 365-547, zit.: Dok. 3,3

Dies., Bd. 4,1, JHKV, Bd. 33, Darmstadt 1982, S. 1-233, zit.: Dok. 4,1

Dies., Bd. 4,2, JHKV, Bd. 34, Darmstadt 1983, S. 234-507, zit.: Dok. 4,2

Dies., Bd. 5,1, JHKV, Bd. 35, Darmstadt 1984, S. 1-306, zit.: Dok. 5,1

Dies., Bd. 5,2, JHKV, Bd. 36, Darmstadt 1985, S. 307-635, zit.: Dok. 5,2

Dies., Bd. 6,1, JHKV, Bd. 37, Darmstadt 1986, S. 1-146, zit.: Dok. 6,1

Dies., Bd. 6,2, JHKV, Bd. 38, Darmstadt 1987, S. 147-374, zit.: Dok. 6,2

Dies., Bd. 6,3, JHKV, Bd. 39, Darmstadt 1988, S. 375-607, zit.: Dok. 6,3

Dies., Bd. 7,1, JHKV, Bd. 40, Darmstadt 1989, S. 1-224, zit.: Dok. 7,1

Dies., Bd. 7,2, JHKV, Bd. 41, Darmstadt 1990, S. 225-472, zit.: Dok. 7,2

Dies., Bd. 7,3, JHKV, Bd. 42, Darmstadt 1991, S. 473-676, zit.: Dok. 7,3

Dies., Bd. 8,1, JHKV, Bd. 43, Darmstadt 1992, S. 1-256, zit.: Dok. 8,1

Dies., Bd. 8,2, JHKV, Bd. 44, Darmstadt 1993, S. 257-489, zit.: Dok. 8,2

Dies., Bd. 8,3, JHKV, Bd. 45, Darmstadt 1994, S. 491-798, zit.: Dok. 8,3

Dies., Bd. 9, JHKV, Bd. 46, Darmstadt 1995, zit.: Dok. 9

Fleischmann-Bisten, Walter „Evangelischer Bund“. In: „Evangelische Landeskirche Nassau-Hessen und Nationalsozialismus. Auswertungsaspekte der Kirchenkampfdokumentation der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau“, Hrsg. Klaus-Dieter Grunwald-Ulrich Oelschläger, QSHK, Bd. 22, Darmstadt 2014, S. 407-466

Geißler, Hermann Otto „Die Entstehung der Dokumentation zum Kirchenkampf in Hessen und Nassau“. In: „Evangelische Landeskirche Nassau-Hessen und Nationalsozialismus. Auswertungsaspekte der Kirchenkampfdokumentation der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau“, Hrsg. Klaus-Dieter Grunwald-Ulrich Oelschläger, QSHK, Bd. 22, Darmstadt 2014, S. 1-56, zit.: Geißler 1

Ders., „Ernst Ludwig Dietrich (1897-1974). Ein liberaler Theologe in der Entscheidung. Evangelischer Pfarrer – Landesbischof – Religionshistoriker“. In: QSHK, Bd. 21, Darmstadt 2012, zit.: Geißler 2

Giese, Georg „Pfarrer Heinzerling zum Gedächtnis“. EKR, Jg. 27, Nr. 33, Frankfurt/Main 1972, S. 544(b-c)

Görlich, Paul „Eberstadt“: In: „Licher Heimatbuch“, Bearb. Paul Görlich, Hrsg. Magistrat der Stadt Lich, o. O. (Lich) 1989, S. 412-481

Grunwald, Klaus-Dieter „Kirchenkampf und Verwaltung aus gesamtkirchlicher Perspektive in der Evangelischen Kirche Nassau-Hessen von 1933-1945“. In: „Evangelische Landeskirche Nassau-Hessen und Nationalsozialismus. Auswertungsaspekte der Kirchenkampfdokumentation der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau“, Hrsg. Klaus-Dieter Grunwald-Ulrich Oelschläger (QSHK, Bd. 22), Darmstadt 2014, S. 57-106

Herbert, Karl „Der Kirchenkampf. Historie oder bleibendes Erbe?“, Frankfurt/Main 1985, zit.: Kirchenkampf

Ders., „Durch Höhen und Tiefen. Eine Geschichte der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau“, Hrsg. Leonore Siegele-Wenschkewitz-Gury Schneider-Ludorff, Frankfurt/Main 1997, zit.: Höhen

Ders., „Pfarrer Ernst Steiner: Von der Gestapo ermordet“. EKZ, Nr. 92, Frankfurt/Main 1992, S. 22

Kammer, Herbert-Kammer-Hilzinger, Heidemarie „Kirchliches Leben – Versuch einer Darstellung von 778 bis zur Gegenwart“. In: „Licher Heimatbuch“, Bearb. Paul Görlich, Hrsg. Magistrat der Stadt Lich, o. O. (Lich) 1989 S. 126-171, zit.: Kammer

Lenz, Hans-Friedrich „Sagen Sie, Herr Pfarrer, wie kommen Sie zur SS? Bericht eines Pfarrers der Bekennenden Kirche über seine Erlebnisse im Kirchenkampf und als SS-Oberscharführer im Konzentrationslager Hersbruck“. ABCteam, Bd. 276, Gießen 1982²

m., u. „Propst i. R. Karl Trabant gestorben. Er war lange Jahre Schriftleiter von „Weg und Wahrheit“. WuW, Jg. 40, Nr. 10, Frankfurt/Main 1986, S. 20

Müller, Karl „Bibliographie der historischen Beiträge im „Evangelischen Kirchenblatt für Rheinhessen“ und seinen es fortsetzenden Blättern „Weg und Wahrheit“, „Evangelische Kirchenzeitung“ und „Evangelische Sonntags-Zeitung“, Frankfurt/Main 2006, zit.: Bibliographie

Ders., „Der Kirchenkampf im Dillkreis“. NA, Bd. 129, Wiesbaden 2018, S. 359-385, zit.: Dillkreis

Ders., „Der Kirchenkampf in Rheinhessen. Eine Auswertung der Kirchenkampfdokumentation der EKHN. Ein Lesebuch für Alzey und seine Umgebung“, Hrsg. Ev. Kirchengemeinde Alzey/Altertumsverein Alzey und Umgebung, Frankfurt/Main 2017, S. 185-202 zit.: Alzey

Ders., „Der Kirchenkampf in Städten und Dörfern Rheinhessens. Auswertungsaspekte der Kirchenkampfdokumentation der EKHN“, Alzeier Geschichtsblätter, H. 44, Alzey 2019, S. 119-125, zit.: Rheinhessen

Oelschläger, Ulrich „Der Kirchenkampf und die Juden in der EKNH“, on: Klaus-Dieter Grunwald-Ulrich Oelschläger (Hrsg.) „Evangelische Landeskirche Nassau-Hessen und Nationalsozialismus. Auswertungsaspekte der Kirchenkampfdokumentation der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau“ (QSHK, Bd. 22), Darmstadt 2014, S. 295-365)

Prolingheuer, Hans „Der Fall Karl Barth. 1934-1935. Chronographie einer Vertreibung“, Neukirchen-Vluyn 1977, zit.: Barth

Ders., „Kleine politische Kirchengeschichte. Fünfzig Jahre Evangelischer Kirchenkampf von 1919-1969“, Köln 1985², zit.: Kleine

Ders., „Wir sind in die Irre gegangen. Die Schuld der Kirche unterm Hakenkreuz, nach dem Bekenntnis des ‚Darmstädter Wortes‘ von 1947“, in: Kleine Bibliothek, Bd. 451, Köln 1987, zit.: Irre

Rau, Felix „Pfarrer Berthold Eitel 70 Jahre“, EKR, Jg. 20, Nr. 39, Frankfurt/Main 1965, S. 578

Rieß, Eugen „250 Jahre evangelisch-reformierte Kirche Wölfersheim. Festschrift anlässlich des 250. Jahrestag ihrer Einweihung 22. Mai 1991“, Hrsg. Evangelisch-reformierte Kirchengemeinde Wölfersheim, o.O. (Wölfersheim) 1991

Schmidt, Hartmut „Den ‚Weg ins Freie‘ schlug er aus. Vor sechzig Jahren starb der ‚nicht-arische‘ Pfarrer Heinrich Lebrecht aus Groß-Zimmern“. ESZ, Nr. 6, Frankfurt/Main 2005, S. 5), zit.: Lebrecht

Ders., „Synodale sangen Horst-Wessel-Lied“, EKZ, Jg. 37, Nr. 37, Frankfurt/Main 12.9.1993, S. 5, zit.: Synodale

Ders., „Zwangspensioniert und ausgewiesen. Julius Rumpf: Als die evangelische Kirche in Notgeriet, kam seine Stunde“, EKZ, Nr. 29, Frankfurt/Main 1999 S. 6-7, zit.: Rumpf

Schnorr, Hans „Ein Gang durch die Geschichte der Stadt“, in: Licher Heimatbuch“, Bearb. Paul Görlich, Hrsg. Magistrat der Stadt Lich, o. O. (Lich) 1989, S. 16-125

Schnurr, Günther „Zum Tode von Eduard Schlink“. WuW, Jg. 38, Nr.26/27, Frankfurt/Main 1984, S. 7

Steitz, Heinrich „Geschichte der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau“, T. 4, Marburg/Lahn 1971, zit.: Steitz 1

Ders., „Pfarrer i. R. Paul Zipp – ein Nachruf“, WuW, Jg. 35, Nr. 6, Frankfurt/Main 1981, S. 18, zit.: Steitz 2

Ders., „Professor D. Dr. Leopold Cordier zum Gedächtnis“, EKR, Jg. 12, Nr. 35, Mainz 1957, S. 178, zit.: Steitz 3

Waßmann, Dieter „Kooperation und Konfrontation. NSDAP und evangelische Kirche in Kurhessen zwischen 1933 und 1945“, JHKV, Bd. 61, Darmstadt-Kassel 2010, S. 251-290

Wolf, Ernst „Kirchenkampf“. RGG, Bd. 3, Tübingen 1959³ Sp. 1443-1453

Diener zweier Herren. Theologische Forschung und ideologische Betätigung bei Georg Bertram und Karl Friedrich Euler in der NS-Zeit

MICHAEL WEISE

Im Jahr 2007 wies der Vorsitzende des Oberhessischen Geschichtsvereins (OHG), Dr. Michael Breitbach, auf eine markante Leerstelle in der Beschäftigung des Vereins mit seiner eigenen Geschichte hin: „die Aktivitäten und Wirkungen unseres Vereins“ in der NS-Zeit.¹ Breitbach konstatierte, dass bislang weder Vereinsjubiläen noch Nachrufe zu ehemaligen Funktionsträgern des Vereins zum Anlass genommen worden waren, um diese Periode kritisch aufzuarbeiten.² Etwas anders verhält es sich im Fall der Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU), die im selben Jahr ihr 400jähriges Jubiläum feierte. In dem zu diesem Anlass erschienenen *Panorama-Band* wird die Zeit von 1933 bis 1945 keineswegs ausgespart, mehrere Fallstudien widmen sich einzelnen Akteuren dieser Epoche.³ Eine umfassende Geschichte der Gießener Alma Mater im Nationalsozialismus, wie sie etwa die Friedrich Schiller-Universität Jena 2003 veröffentlicht hat,⁴ liegt dagegen noch nicht vor. Zu den Lücken in der historischen Aufarbeitung des OHG und der Universität Gießen gehören u.a. die Biographien ihrer ehemaligen Mitglieder Dr. Doz. Lic. Karl Friedrich Euler (OHG & Universität Gießen) und Prof. Dr. Georg Bertram (Universität Gießen). Zu beiden Wissenschaftlern liegen bislang kaum Forschungsarbeiten vor.⁵ Der vorliegende Beitrag möchte diesen Missstand we-

1 Breitbach, Michael, Zeitgeschichte aus der Sicht eines historischen Vereins: Die Beiträge des Oberhessischen Geschichtsvereins, in: MOHG N.F. 92 (2007), S. 3–17, hier: S. 16.

2 Ebd., S. 16 f., FN 72.

3 Vgl. etwa die Aufsätze in der Sektion „I. Akteure“ von Friedrich Lenger, Martin Greschat, Volker Roelcke und Helmut Berding in: *Panorama 400 Jahre Universität Gießen. Akteure – Schauplätze – Erinnerungskultur*. Hrsg. im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität von Horst Carl et al., Frankfurt a.M. 2007.

4 Hoßfeld, Uwe et al. (Hrsg.), „Kämpferische Wissenschaft“. Studien zur Universität Jena im Nationalsozialismus, Köln 2003.

5 Zu Georg Bertrams Forschungen zur Septuaginta hat Almut Rütten 1994 einen einzelnen Aufsatz veröffentlicht, in Oliver Arnholds umfassendem Werk zum „Entjudungsinstitut“ werden die Aktivitäten von Bertram und Euler im Zusammenhang mit dieser Institution beleuchtet, vgl. Rütten, Almut, „Hellenisierung des semitischen Alten Testaments“ und „Christianisierung des jüdischen heiligen Buches“. Zur Verhältnisbestimmung von Christentum und Judentum bei Georg Bertram, in: Kurz, Wolfram; Lächele, Rainer; Schmalenberg, Gerhard (Hrsg.), *Krisen und Umbrüche in der Geschichte des Christentums*. FS für Martin Greschat (Gießener Schriften zur Theologie und Religionspädagogik 9), Gießen 1994, S. 107–122; Arnhold, Oliver, „Entjudung“ – Kirche im Abgrund, Bd. 2. Das „Institut zur Erforschung und Beseitigung des Jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ 1939–1945 (Studien zu Kirche und Israel 25/2), Berlin 2010. Weitergehende Studien sind bislang Desiderate der Forschung.

nigstens in Teilen beheben und gleichzeitig als Anregung für die weitere vereins-, universitäts- und lokalgeschichtliche Aufarbeitung dieser unheilvollen Allianz von Wissenschaft, Kirche und Nationalsozialismus dienen, die sich in den Lebensläufen von Bertram und Euler widerspiegelt. Der Schwerpunkt dieses Aufsatzes liegt auf der Tätigkeit der beiden Wissenschaftler an der Universität Gießen, der jeweiligen Mitarbeit im „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ sowie der nachträglichen Rechtfertigung ihrer eigenen Rolle in der NS-Zeit.



Abb. 1: Georg Bertram, Aufnahme von 1946 (StADA Bestand H 3 Gießen Nr. 7963)

I. Euler und Bertram als Wissenschaftler an der Universität und als (kirchen-)politische Akteure in Gießen (1933–1938)

Am 1. November 1933 trat Karl Friedrich Euler (1909–1986) seinen ersten Lehrauftrag am Seminar für orientalische Sprachen an der Gießener Ludwigs-Universität an, womit zugleich die Leitung des Seminars einher ging. Die oberhessische Stadt und Hochschule waren dem ursprünglich aus Liedolsheim (bei Karlsruhe) stammenden Theologen und Orientalisten zu diesem Zeitpunkt bereits vertraut, hatte er hier doch die letzte Etappe seines Studiums der Theologie und der „Philologie der orientalischen Sprachen und Musik“ (1929–1932) absolviert. Zuvor hatte er die Universitäten Bonn, Göttingen und Erlangen besucht.⁶ Schon in seiner Gießener Studienzeit knüpfte Euler offenbar engeren Kontakt zu dem dortigen Professor für Neues Testament, Georg Bertram (1896–1979), wobei die Beziehung auch ins Private reichte, denn Bertram heiratete am 24. September 1931 in Koblenz Eulers ein Jahr ältere Schwester Anna Elisabeth (Anneliese).⁷

6 Szczech, Hans, Nachruf Karl Friedrich Euler, in: MOHG N.F. 71 (1986), S. XIII–XV, hier: S. XIII; Arnhold, „Entjudung“, Bd. 2 (wie FN 5), S. 796.

7 Meldeblatt für die polizeiliche Registrierung und die Ausstellung einer deutschen Kennkarte von Georg Bertram, Gießen 15. Juli 1946, StADA, Bestand H 3 Giessen Nr. 79631;

I.1 Georg Bertram als wissenschaftlich-kirchenpolitischer Akteur in Gießen

Georg Bertram hatte damals bereits seit sechs Jahren die Professur für Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludoviciana inne. Seine wissenschaftliche Karriere hatte er – nach einem Theologiestudium in Tübingen und Berlin (1914–1917) – in Berlin begonnen, wo er 1921 zum Lizenziaten der Theologie promoviert wurde und sich bereits ein Jahr später habilitierte. Von 1922 bis 1925 lehrte er als Privatdozent an der Universität Berlin, wo ihm am 31. Oktober 1925 der Titel eines Dr. theol. h.c. verliehen wurde. Sein akademischer Lehrer war der Exeget Adolf Deißmann (1866–1937), der aufgrund seiner sprachwissenschaftlichen Untersuchungen die These vertrat, dass in der Septuaginta die *Koine* – die volkstümliche griechische Umgangssprache – verwendet werde, womit er sich gegen das gängige Vorurteil wandte, dass es sich bei der Sprache der Septuaginta um ein „Judengriechisch“ respektive ein „Ghettokauderwelsch“ handle.⁸ Auch Bertram beschäftigte sich in seinen Forschungen intensiv mit diesem Thema und erarbeitete sich schnell den Ruf eines ausgewiesenen Fachmanns für die Septuaginta, was nicht zuletzt durch seine Mitarbeit als Septuaginta-Sachverständiger am *Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament* (ThWNT) sowie seine Beiträge zu den renommierten Lexika *Religion in Geschichte und Gegenwart* und *Reallexikon für Antike und Christentum* augenfällig wird.⁹ Das vom Tübinger Neutestamentler Gerhard Kittel (1888–1948) initiierte und bis zu seinem Tod herausgegebene ThWNT etablierte sich mit dem Erscheinen des ersten Bandes 1932/33 umgehend als „Standardreferenz“ im Universitätsbetrieb, nicht nur unter protestantischen, sondern auch bei katholischen Exegeten. Zudem wurde und wird es auch im Fach Altes

Personalbogen für Georg Bertram, Gießen 15. Juli 1961, Universitätsarchiv (UA) Gießen, Personalabteilung 2. Lieferung, Georg Bertram; Lang, Wilhelm, Liedolsheimer Familien. Ortssippenbuch 1734 bis 1920, (Badische Ortssippenbücher 123), Dettenheim 2012, S. 68. Dass Karl Friedrich Euler und Georg Bertram miteinander verschwägert waren, wird an dieser Stelle erstmals belegt, nachdem der Verfasser auf diesen bislang unbekannten Umstand kürzlich in einem Zeitungsartikel hingewiesen hatte, vgl. Weise, Michael: Einsatz für eine „arische Kirche“. Wie zwei Gießener Wissenschaftler das Christentum von allen jüdischen Einflüssen „befreien“ wollten, in: Gießener Anzeiger, 19. Juni 2020, S. 19.

- 8 Rütten, „Hellenisierung“ (wie FN 5), S. 111. Als Septuaginta wird eine ab dem 3. Jh. v. Chr. entstandene Sammlung jüdischer Schriften – ursprünglich meist auf Hebräisch oder Aramäisch verfasst – in griechischer Sprache bezeichnet. Einerseits sind darin Übersetzungen des hebräischen Kanons enthalten, andererseits erweiterte Fassungen einige dieser Schriften sowie zusätzliche Bücher (die sog. Spätschriften des Alten Testaments), vgl. Ziegert, Carsten; Kreuzer, Siegfried, Art. Septuaginta (AT), in: WiBiLex. Das wissenschaftliche Bibellexikon im Internet, URL: <https://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/28417/> (letzter Zugriff: 30. November 2020).
- 9 Eine Übersicht zu den jeweiligen Beiträgen Bertrams finden sich in den entsprechenden Registerbänden, vgl. *Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*, Registerband, bearb. von Oskar Rühle, 2., völlig neu bearb. Aufl., Tübingen 1932, Sp. 40; *Das Reallexikon für Antike und Christentum* und das F.J. Dölger-Institut in Bonn. Hrsg. v. Ernst Dassmann, Stuttgart 1994, S. 89.

Testament und in der Altphilologie benutzt.¹⁰ Erst kürzlich hat der Paderborner Theologe Martin Leutzsch allerdings auf die hochproblematische Grundanlage des Wörterbuchs hingewiesen, wo mithilfe „der Neuheitsrhetorik ein Überlegenheitsnarrativ“ entfaltet werde, das „die Superiorität des Christentums lexikografisch“ erweisen solle. Das ThWNT sei demnach ein „Projekt wissenschaftlicher Selbstvergötzung des Christentums“, dem ein struktureller Antijudaismus inhärent sei.¹¹ Georg Bertram steuerte insgesamt 37 Artikel zum ThWNT bei, 17 davon für die ersten vier Bände, die zwischen 1933 und 1942 erschienen.¹² Leutzschs Beobachtung, dass Antisemitismus im ThWNT selten sei – ebenso wie traditioneller christlicher Antijudaismus – gilt seiner Beobachtung nach auch für die Beiträge Bertrams. In dem von ihm verfassten Lemma zu ἔθνος, ἔθνικός (ēthnos, ethnikós) kommt zwar der völkische Propagandabegriff „Rasse“ ausnahmsweise einmal vor, jedoch in ablehnender Funktion, denn Bertram votiert hier dafür, das Judentum als Religion zu betrachten und eben nicht als Rasse.¹³ Der niederländische Neutestamentler Johan S. Vos hat allerdings schon 1984 darauf hingewiesen, dass nachgerade bei Bertram (wie auch bei Walter Grundmann, dem Mitbegründer und ersten wissenschaftlichen Leiter des ‚Entjudungsinstituts‘) der antisemitische Impetus lediglich als „christlicher Antijudaismus getarnt“ sei. Als Beleg führt er mehrere Artikel beider Autoren an, weist u.a. auf die dort auffallende Häufung abqualifizierender Urteile und Termini (wie z.B. „starr“, „erstarrt“, „verfälscht“ oder „verkrampft“) hin und exemplifiziert Bertrams „exegetischen Antisemitismus“ an dessen negativer Bewertung des alttestamentlichen Königs Hiskia.¹⁴

Auch zu den andernorts publizierten Septuaginta-Studien Bertrams liegt eine wissenschaftliche Studie vor, die von Almut Rütten stammt. Darin zeigt die Gießener Theologin auf, dass Bertram das Judentum der griechischsprachigen Diaspora durchaus positiv darstellt, wenn er dessen Aufgeschlossenheit gegenüber der griechischen Kultur betont, woraus die Entwicklung zu einer „weltoffenen, lebensgewandten und heilsgewissen Missionsreligion“ resultiert habe.¹⁵ Als wich-

10 Leutzsch, Martin, Wissenschaftliche Selbstvergötzung des Christentums: Antijudaismus und Antisemitismus im „Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament“, in: Gailus, Manfred; Vollnhals, Clemens (Hrsg.), Christlicher Antisemitismus im 20. Jahrhundert. Der Tübinger Theologe und „Judenforscher“ Gerhard Kittel (Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung. Berichte und Studien 79), Göttingen 2020, S. 101–118, hier: S. 101.

11 Ebd., S. 118. Unter diesen Umständen erscheint es – trotz der neu hinzugekommenen kritischen Einleitung des Marburger Neutestamentlers Lukas Bormann – mehr als diskussionswürdig, dass die Wissenschaftliche Buchgesellschaft im Jahr 2019 einen unveränderten Nachdruck der Originalausgabe des ThWNT veröffentlicht hat.

12 Vgl. das Autoren- und Mitarbeiterverzeichnis in: Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament (ThWNT), Bd. 10, 1. Teil: Register. Begründet von Gerhard Kittel. Hrsg. von Gerhard Friedrich, Stuttgart 1978, S. 88.

13 Bertram, Georg, Art. ἔθνος, ἔθνικός. A. Volk und Völker in der Septuaginta, in: ThWNT, Bd. 2. Hrsg. von Gerhard Kittel, Stuttgart 1935, S. 362–366, hier: S. 362, FN 3.

14 Vos, Johan S., Antijudaismus/Antisemitismus im Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament, in: Nederlands Theologisch Tijdschrift 38 (1984), S. 89–110, hier: S. 97–99.

15 Rütten, „Hellenisierung“ (wie FN 5), S. 116.

tigste Leistung des hellenistischen Judentums betrachtete Bertram gleichwohl die Übernahme des Griechischen als „Kultsprache“, denn mit der Sprache sei auch der „griechische Geist in die alttestamentliche Religion“ eingedrungen und erst in „griechischem Gewande“ wäre das Alte Testament das heilige Buch „einer über alle Rassen und Völker hinausgreifenden Weltreligion“ geworden, deren Trägerin in den „christliche[n] Jahrhunderte[n]“ jedoch nicht mehr das Judentum gewesen sei.¹⁶ Als Leitmotiv in Bertrams Forschungen zur Septuaginta macht Rütten die Formel „Hellenisierung und Christianisierung“ aus. Ihrer Analyse nach sah der Gießener Neutestamentler in der Septuaginta „unter der Voraussetzung der Unvereinbarkeit des griechischen mit dem semitischen Denken“ ein „hellenistische[s] Buch, welches abendländischen Menschen den Zugang zum Alten Testament eröffnet“. ¹⁷ Die Bedeutung der Hellenisierung veranschlagte Bertram deshalb so hoch, weil das Alte Testament dadurch von allen „semitischen Zügen gereinigt“ worden sei: „Damit hat die alttestamentliche Offenbarung eine dem griechischen Menschen eindrückliche Prägung bekommen und so ist das Alte Testament zum unaufgebbaren Bestandteil der griechischen wie schließlich auch der deutschen Bibel geworden.“¹⁸ Rütten arbeitet überzeugend heraus, wie Bertram sein Konzept der Hellenisierung anwendete, um das Alte Testament als unjüdisch darzustellen und gleichzeitig einen scharfen Gegensatz zwischen Judentum und Christentum zu konstruieren. Auf diese Weise kam er „der Forderung der Deutschen Christen nach einer ‚von aller orientalischen Entstellung gereinigten Frohbotschaft‘ entgegen“ und unterstellte dem nachexilischen Judentum im Folgeschluss, es habe die Offenbarung des Alten Testaments verfälscht und zur Gesetzesreligion herabgewürdigt.¹⁹

Neben seinen Forschungsbeiträgen verfasste Bertram seit 1933 jedoch zunehmend auch Schriften, die sich an ein breiteres Publikum wandten und die unübersehbar von der Absicht geprägt waren, sich gegenüber den neuen Machthabern positiv ins Licht zu setzen. Den Anfang markiert in diesem Zusammenhang ein Lehrgang für die hessischen Geistlichen, den der damalige Dekan der Gießener Ev.-Theol. Fakultät, Leopold Cordier (1887–1939), angestoßen hatte. Im Juni 1933 hielten die fünf Ordinarien für Kirchengeschichte (Heinrich Bornkamm), Altes Testament (Wilhelm Rudolph), Neues Testament (Georg Bertram), Systematische Theologie (Ernst Haenchen) und Praktische Theologie (Leopold Cordier) in Gießen und Darmstadt jeweils einen Vortrag zum Thema *Volk – Staat – Kirche*, wobei alle Referenten – mit Ausnahme des theologisch liberalen Alttestamentlers Rudolph – bemüht waren, den positiven Beitrag ihrer Disziplin zum „nationalen Aufbruch“ herauszustellen.²⁰ Am weitesten gingen dabei nach Einschätzung des

16 Bertram, Georg, „Religion“ in der Bibel. Zur Vermenschlichung der biblischen Offenbarung, in: *Kirche im Angriff* 12 (1936), S. 89–103, hier: S. 90.

17 Rütten, „Hellenisierung“ (wie FN 5), S. 119.

18 Bertram, Religion (wie FN 16), S. 103.

19 Rütten, „Hellenisierung“ (wie FN 5), S. 120f.

20 Nowak, Kurt, Protestantische Universitätstheologie und „nationale Revolution“. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte des „Dritten Reiches“, in: Siegele-Wenschkewitz, Leonore; Nicolaisen, Carsten (Hrsg.), *Theologische Fakultäten im Nationalsozialismus* (Arbeiten zur

Kirchenhistorikers Kurt Nowak die Professoren Ernst Haenchen (1894–1975) und Georg Bertram. Zwar attestierte Letzterer „den Juden“, dass sie „zu allen Zeiten im ganzen loyalen Untertanen selbst der feindlichen Obrigkeit“ gegenüber gewesen seien und er stellte auch „Jesu Herkunft aus dem jüdischen Volk“ nicht in Frage, doch er kritisierte die angeblich rein negative Sichtweise des Judentums auf den Staat als einer notwendigen Ordnung zur Vermeidung von gesellschaftlichem Chaos harsch und konstatierte, dass in den Aussagen des Neuen Testaments zu diesem Thema die jüdische Haltung übernommen worden sei, weshalb es die Aufgabe der christlichen Ethik sei, diesen Mangel zu beseitigen und stattdessen die „Gottesgaben des Volkstums und des nationalen Staates“ anzunehmen und mitzugestalten.²¹ Im Fazit formuliert Bertram folgende Aussage, die der Gießener Kirchenhistoriker Martin Greschat kurzum als „Ungeheuerlichkeit“²² apostrophierte:

„Aber in seiner Anwendung auf die Toten des Großen Krieges leuchtet der Glaube auf, daß in der Kampfeswirklichkeit unseres Lebens die Gottestat der Liebe, die in Golgatha geschehen ist, sich als tragende und stählende Kraft in Dienst und Opfer für Volk und Vaterland verwirklicht.“²³

In den folgenden Jahren engagierte sich Bertram zunehmend stärker in kirchenpolitischen Fragen, wobei er sich eng an den „schroff deutschchristlichen Kurs“²⁴ des 1934 eingesetzten Landesbischofs Ernst Ludwig Dietrich (1897–1974) hielt, was sich exemplarisch an der Schrift *Reichskirche und Bekenntnis* ablesen lässt. Darin behauptete der Gießener Ordinarius nicht nur, dass die neue Reichskirche „als wahre Volkskirche“ die Verantwortung für die „Durchdringung des ganzen deutschen Volkes mit dem Evangelium“ übernehme, sondern sprach auch der Institution der Synode jedweden bekenntnismäßigen Charakter ab und legitimierte

Kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B, Darstellungen 18), Göttingen 1993, S. 89–112, hier: S. 103.

21 Bertram, Georg, Volk und Staat im Neuen Testament, in: Volk – Staat – Kirche. Ein Lehrgang der Theolog. Fakultät Gießen, Gießen 1933, S. 35–52, Zitate: S. 42, 40, 51.

22 Greschat, Martin, Die evangelisch-theologische Fakultät in Gießen in der Zeit des Nationalsozialismus (1933–1945), in: Jendorff, Bernhard; Mayer, Cornelius; Schmalenberg, Gerhard (Hrsg.), Theologie im Kontext der Geschichte der Alma Mater Ludoviciana. Vorträge des Fachbereichs Religionswissenschaften gehalten anlässlich des 375-jährigen Jubiläums der Universität Gießen im Jahre 1982, Gießen 1983, S. 139–166, hier: S. 150.

23 Bertram, Volk (wie FN 21), S. 52.

24 Greschat, Fakultät (wie FN 22), S. 152. Ernst Ludwig Dietrich war am 6. Februar 1934 von Reichsbischof Ludwig Müller als Landesbischof der neu gegründeten Evangelischen Landeskirche Nassau-Hessen eingesetzt worden. Dietrich war Mitglied der NSDAP, ob und ggf. wie lange er den „Deutschen Christen“ angehörte, ist hingegen umstritten. Unzweifelhaft ist jedenfalls, dass er die Politik der DC aktiv unterstützte bzw. umsetzte, etwa durch die Eingliederung der nassau-hessischen Landeskirche in die Reichskirche, die Einführung des „Arierparagraphen“ und das Verbot des Pfarrernotbunds in Nassau-Hessen, vgl. ebd.; Herbert, Karl, Durch Höhen und Tiefen. Eine Geschichte der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Hrsg. von Leonore Siegele-Wenschkewitz, Frankfurt a.M. 1997, S. 328f., FN 27; Geißler, Hermann Otto, Ernst Ludwig Dietrich (1897–1974). Ein liberaler Theologe in der Entscheidung. Evangelischer Pfarrer – Landesbischof – Religionshistoriker (Quellen und Studien zur hessischen Kirchengeschichte 21), Darmstadt 2012, S. 71.

stattdessen den Gedanken des „Führertums“ als eine rezente Entsprechung des neutestamentlichen Verhältnisses „von Hirt und Herde, Bischof und Gemeinde.“²⁵ Im sog. Kirchenkampf zwischen den „Deutschen Christen“ (DC) und der „Bekennenden Kirche“ (BK) positionierte er sich damit klar auf Seiten der DC, auch wenn er seine eigene Mitgliedschaft 1934 nach nur acht Monaten offenbar wieder beendete. Erst 1943, als Bertram die Leitung des ‚Entjudungsinstituts‘ übernahm, sollte er der „Nationalkirchlichen Einung DC“ wieder beitreten.²⁶

I.2 Karl Friedrich Euler als wissenschaftlich-politischer Akteur in Gießen

Sein Schwager brachte sich auf diesem Feld hingegen kaum ein. Karl Friedrich Euler arbeitete zu dieser Zeit parallel zur universitären Lehrtätigkeit an der Fertigstellung seiner Dissertation, die er bereits während seines Vikariats in Dutenhofen und Trier (1932/33) begonnen hatte.



Abb. 2: Karl Friedrich Euler. Undatiertes Bild, vermutlich um 1933 (Bildarchiv der Universitätsbibliothek Gießen und des Universitätsarchivs Gießen).

Am 20. Juni 1934 wurde Karl Friedrich Euler mit einer Arbeit über „Die Verkündigung des leidenden Gottesknechts aus Jes. 53 in der griechischen Bibel“ zum Lic. theol. promoviert. Darin unterschied er zwar deutlich zwischen dem rabbinischen und dem hellenistischen Judentum, insgesamt stellte er die Deutung von

²⁵ Bertram, Georg, Reichskirche und Bekenntnis. Darmstadt 1935, S. 6, 8.

²⁶ Spruchkammerverfahren gegen Georg Bertram, Gießen 23. April 1948 (Abschrift), UA Gießen, Personalabteilung 2. Lieferung, Georg Bertram.

Jesaja 53 im antiken Judentum jedoch überwiegend deskriptiv und ohne offen abwertende Haltung dar.²⁷ Im gleichen Jahr übernahm Euler zusätzlich eine Stelle als Hilfsassistent für Hebräisch, die er bis 1938 innehatte. Auch im folgenden Jahr konnte der junge Wissenschaftler seine akademische Karriere weiter vorantreiben, indem er am 21. März 1935 zunächst das 2. theologische Examen ablegte, zwei Monate später erfolgte dann die Habilitation zum Lic. theol. habil. (31. Mai 1935).²⁸ Ab 1936 erhielt er zudem einen Lehrauftrag für orientalische Philologie, den er (formal) bis 1946 ausübte.²⁹ An der Theologischen Fakultät knüpfte Euler offenbar auch Kontakt zu Adolf Allwohn (1893–1975), der Praktische Theologie lehrte und seit 1935 die kirchlich-theologische Monatsschrift *Kirche im Angriff* (als Fortsetzung der Zeitschrift *Christentum und Wissenschaft*) herausgab. Das schon im Zeitschriftentitel prominent auftauchende militärische Vokabular fand in Allwohns Vorwort breite Anwendung. Dort wimmelt es nur so von Begriffen wie „Eroberungswillen“, „Front“ oder „(Vor-)Truppe“ und als Aufgaben der Kirche werden sowohl „der Angriff auf die Welt“ als auch der „Angriff auf sich selbst“ propagiert.³⁰ Euler beteiligte sich an der neuen Zeitschrift des Gießener Kollegen u.a. mit einem Beitrag über *Rasse und Religion im älteren Prophetismus*, in dem er zunächst zwischen einem biologischen und einem mythischen Rassebegriff unterschied, um dann zu behaupten, das alttestamentliche Volk Israel habe Gottes bzw. Jahwes Forderung nach der „Unbeflecktheit des Volkskörpers“ missachtet, wodurch es zu einer „Substanzveränderung des Volkskörpers“ gekommen sei. In diesem Zusammenhang betonte Euler ausdrücklich: „dieser Begriff der Reinheit des Volkskörpers berührt sich aufs engste mit unserer Vorstellung von Rassereinheit.“ Aufgrund des „fehlende[n] Rassebewusstsein[s]“ seien „fremde Elemente [...] in den Volkskörper“ Israels eingedrungen, wodurch es wiederum einen Bruch zwischen Gott und seinem auserwählten Volk gegeben habe. Folglich habe Jahwe nur eine Lösung gesehen: Das Absterben des alten Volkes und die „völlige Neuschaffung des Volkes“.³¹ Durch diese Argumentation versuchte Euler zu belegen, dass es keinerlei Verbindung zwischen dem alttestamentlichen Volk Israel und dem gegenwärtigen Judentum gebe und dass die Juden ihre Stellung als auserwähltes Volk Gottes für immer verloren hätten.

27 Euler, Karl Friedrich, Die Verkündigung des leidenden Gottesknechts aus Jes. 53 in der griechischen Bibel (Beiträge zur Wissenschaft vom Alten und Neuen Testament, Folge 4, H. 14), Stuttgart, Berlin 1934, S. 122–132.

28 Lebenslauf Karl Friedrich Euler (1976), UA Gießen, Personalabteilung 3. Lieferung, Karl Friedrich Euler; Arnhold, „Entjudung“, Bd. 2 (wie FN 5), S. 796; Szczech, Nachruf (wie FN 6), S. XIII. Das Thema der Habilitationsschrift lautete: „Gott und Land im Alten Testament. Zum Begriff des Heiligen Landes.“

29 Lebenslauf Karl Friedrich Euler (1976), UA Gießen, Personalabteilung 3. Lieferung, Karl Friedrich Euler.

30 Allwohn, Adolf, Kirche im Angriff, in: Kirche im Angriff 11 (1935), S. 1–5. Zur Person Allwohns vgl. Allwohn, Adolf, in: Hessische Biografie, URL: <https://www.lagis-hessen.de/pnd/116287950> (letzter Zugriff: 30. November 2020).

31 Euler, Karl Friedrich, Rasse und Religion im älteren Prophetismus, in: Kirche im Angriff 11 (1935), S. 376–388, Zitate: S. 381, 384, 386.

Neben seinem wissenschaftlichen Engagement war Euler aber auch auf politischer Ebene äußerst aktiv. Vier Monate nach der nationalsozialistischen Machtübernahme trat er dem SA-Sturm 12/116 (nach einer Umgliederung: Sturm 8/116) bei (1. Mai 1933), wo er im Winter 1933/34 mit der politischen Schulung seiner „Sturmkameraden“ beauftragt wurde.

Ferner übernahm Euler seit September 1935 immer wieder monatsweise Vertretungen von Pfarrstellen in Hessen und im Rheinland (Sept.–Okt. 1935: Vertretung der Pfarrstelle II Düsseldorf-Gerresheim; Sept.–Okt. 1936: Vertretung der Pfarrstelle Hünxe am Niederrhein; Aug.–Okt. 1937: Vertretung der Pfarrstelle Dutenhofen).³²

Nach der binnen Jahresfrist erfolgreich abgelegten Habilitation stellten die Theologische Fakultät und der Senat der Universität Gießen im Frühjahr 1936 einen Antrag auf Ernennung Eulers zum Dozenten, der jedoch vom zuständigen Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, Bernhard Rust (1883–1945), mit der Begründung abgelehnt wurde, „daß seine [Eulers, MW] wissenschaftliche Eignung für die Theologische Fakultät doch nicht von einer solchen Bedeutung [ist], daß über seinen Mangel an politisch-weltanschaulicher Einsatzfähigkeit hinweggesehen werden kann.“³³ Grundlage für diese kritische Haltung des Wissenschaftsministeriums gegenüber Euler waren eine allgemeine Beurteilung sowie ein Gutachten über dessen Verhalten während eines obligatorischen Schulungs-Lageraufenthalts an einer NS-Dozentenakademie,³⁴ die der Obersturmbannführer Grundig (Beurteilung) und der Heidelberger Professor für Philosophie und Pädagogik, Ernst Krieck (Gutachten), verfasst hatten (Krieck war ab 1939 übrigens ebenso wie Euler Mitarbeiter des „Entjudungsinstituts“³⁵). In einer im Stile eines Zeugnisses verfassten Beurteilung bewertete der „Führer“ des Lehrganges Grundig das nationalsozialistische Denken Eulers als „wirr und unklar“, seine nationalsozialistische Veranlagung als „undurchsichtbar [sic!]“; zudem sei Euler kein „Propagandist in allen Lebenslagen“. In einer kurzen schriftlichen Erläuterung wies Grundig darauf hin, dass sich Euler selbst durchaus als „voll-

32 Für ihre hilfreichen diesbezüglichen Auskünfte möchte ich an dieser Stelle Frau Dr. Ute Dieckhoff vom Zentralarchiv der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) herzlich danken. Zu Eulers pfarramtlichen Tätigkeiten vgl. Zentralarchiv der EKHN, Bestand 120, Personalakten der EKHN, Nr. 3944–3966.

33 Der Reichs- und Preussische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an den Herrn Reichsstathalter in Hessen – Landesregierung – z.H. des Herrn Hochschulreferenten, Berlin 16. Mai 1936 (Abschrift), UA Gießen, Theol. K 12 (Euler, Karl Friedrich, Lehrauftrag für oriental. Sprachen 1935–1939).

34 Die Teilnahme an Wehrsport- und Arbeitslagern sowie die Belegung von Kursen an den NS-Dozentenakademien waren seit 1933 Voraussetzung für die Habilitation. Zudem mussten Habilitationen von Reichswissenschaftsministerium genehmigt werden, vgl. Der Hochschullehrernachwuchs, in: Universität Greifswald im Nationalsozialismus, URL: <https://ns-zeit.uni-greifswald.de/themengebiete/gleichschaltung/der-prozess-der-gleichschaltung/der-hochschullehrernachwuchs/> (letzter Zugriff: 30. November 2020).

35 Arnhold, „Entjudung“, Bd. 2 (wie FN 5), S. 565, 615, 619, 811, 849, 857; Kopke, Christoph, Art. Krieck, Ernst, in: Benz, Wolfgang (Hrsg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart, Bd. 2/1: Personen, Berlin 2009, S. 438f.

wertige[n] Nationalsozialisten“ verstehe, jedoch äußere er „Gedankengänge, die im Widerspruch zu den nat. soz. Prinzipien“ stünden. So habe Euler z.B. behauptet, dass Juden keine Rasse seien, sondern eine Geistesrichtung.³⁶ Ernst Kriek, der Ende August 1935 zum Gaudozentenbundführer in Baden ernannt worden war, kam in seinem Gutachten zu dem Urteil, dass Euler „[i]n nationalsozialistischer u. polit. Hinsicht [...] gänzlich farblos“ geblieben sei. Gerade im Vergleich zu den vier anwesenden katholischen Theologen sei seine Haltung – nachgerade für einen protestantischen Theologen – auffallend schwach gewesen.³⁷

Daraufhin setzte sich vor allem der „linientreue Dekan“³⁸ der Theologischen Fakultät, Ernst Haenchen, dafür ein, Eulers positive Haltung zum NS-Regime und zur NS-Ideologie nachzuweisen. Haenchen betonte, dass die Begründung des Ministeriums im völligen Widerspruch zu seiner eigenen Erfahrung mit Euler stehe. Um dessen Einsatz für den Nationalsozialismus zu belegen, holte er ein Zeugnis von Eulers Sturmführer ein und schilderte selbst folgende Episode: „Nach der letzten Wahl fuhr Lic. Euler aus dem Rheinland, wo er in einer Wahlkommission gewirkt hatte, froh über den Wahlerfolg nach Gießen zurück. Unterwegs in der Bahn erlaubte sich ein Mitreisender über die Art und Weise, wie man diese Wahl vorgenommen habe, unverschämte Kritik. Da brachte Euler mit einer raschen Ohrfeige den Meckerer zum Schweigen. Mögen andre diese Handlung als formwidrig tadeln: ich sehe in ihr ein Zeichen wirklicher und entschlossener Einsatzbereitschaft.“³⁹

Vollauf bestätigt in seiner Einschätzung sah sich Haenchen durch das überaus wohlwollende und positive Zeugnis von Obertruppführer Karl Keibert (1904–?), der den SA-Sturm anführte, in den Euler 1933 eingetreten war:⁴⁰

„Rottenführer Euler hat sich für seine Vorträge genau vorbereitet und dadurch viel Zeit für den Sturm geopfert. Zeitweise hat er doppelten Dienst getan, um sowohl in Trupp I wie auch in Trupp III die Vorträge zu halten. [...] Fast bei jedem Sturmabend hat Rottenführer Euler ein Referat über politische Ereignisse gehalten und dabei seine Kameraden unterwiesen, wie sie die Zeitungsberichte lesen

36 Allgemeine Beurteilung von Karl Fritz Euler durch Obersturmbannführer Grundig, 6. Oktober 1934 (Abschrift), UA Gießen, Theol. K 12.

37 Gutachten von Prof. Ernst Kriek über Karl Friedrich Euler, Heidelberg 3. Februar 1936 (Abschrift), UA Gießen, Theol. K 12.

38 Wriedt, Markus, Kirchenkampf in der Universität – unter besonderer Berücksichtigung der theologischen Fakultät der Universität Gießen, in: Grunwald, Klaus-Dieter; Oelschläger, Ulrich (Hrsg.), Evangelische Landeskirche Nassau-Hessen und Nationalsozialismus. Auswertungsaspekte der Kirchenkampfdokumentation der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (Quellen und Studien zur hessischen Kirchengeschichte 22), Darmstadt 2014, S. 367–406, hier: S. 378.

39 Ernst Haenchen an das Rektorat der Landesuniversität, Gießen 17. Juni 1936, UA Gießen, PrA Theol Nr. 2, Karl Friedrich Euler.

40 Karl Rudolf Keibert, geb. 1904 in Mainz, war 1931 von Bad Nauheim nach Gießen gezogen, wo er zunächst studierte, später dann als Angestellter beim Arbeitsamt beschäftigt war. Am 16. März 1932 trat er der SA bei, im Mai des gleichen Jahres wurde er auch Parteimitglied der NSDAP, vgl. den Eintrag „Keibert, Karl Rudolf“, Stadtarchiv Gießen, Personenstandskartei; SA-Stammliste (1935), StADA, Best. N 1 in Nr. 3020.

mussten. Er kam dabei immer auf weltanschauliche Fragen zu sprechen, indem er zeigte, was die Ereignisse für uns als Nationalsozialisten bedeuten. Aus manchen Zeitungen (SA-Mann, Stürmer) las er auch besondere Abschnitte vor. [...] Er wollte damit nicht nur die SA-Männer mit nationalsozialistischen Gedanken bekannt machen, sondern vor allem sie dafür begeistern und sie zu Nationalsozialisten erziehen.“⁴¹

Eulers Eifer bei der Schulung der SA-Männer ging laut Keibert so weit, dass er nicht nur die gemeinsame Anschaffung von Hitlers *Mein Kampf* für alle „Sturmkameraden“ vorschlug, sondern auch die Bestellung verschiedener Zeitungen für den „Sturm“ anregte, deren Kosten er selbst zu übernehmen bereit war. Des Weiteren lobte der Obertruppführer ausdrücklich die Bescheidenheit Eulers, die sich u.a. darin ausdrückte, dass dieser eine Beförderung zum Scharführer abgelehnt hatte. Keibert ließ keinerlei Zweifel an Eulers Loyalität zur SA aufkommen und betonte: „Er [Euler, MW] hat hier wie auch sonst in [sic!] Dienst gezeigt, dass er gewillt ist, voll und ganz SA-Mann zu sein. Für den Sturm hat er gerne seine Zeit geopfert um seinen SturmDienst zu tun.“⁴² Die Ausführungen des Sturmführers zeichnen das Bild eines Aktivisten, der sich weit über das übliche Maß hinaus in der SA engagierte und es als seine Mission ansah, die NS-Ideologie nicht nur zu vermitteln, sondern sie jedem Einzelnen seiner Kameraden einzuimpfen.

Unterstützt wurde Haenchens Einsatz für Euler durch den Gießener Geologie-Professor und Hochschulgruppenführer des Nationalsozialistischen Deutschen Dozentenbundes (NSDDB) Karl Hummel (1889–1945).⁴³ Hummel gab an, dass die „charakterlichen Eigenschaften und die politische Haltung von Euler [...] unbedingt günstig zu beurteilen“ seien und dass dieser „nach seinem Charakter und seiner politischen Haltung“ nach völlig geeignet sei, um einen Lehrstuhl in einer evangelisch-theologischen Fakultät zu besetzen.⁴⁴ Dem schloss sich der Uni-

41 Zeugnis von [Karl] Keibert, Führer des Sturms 8/116, für Rottenführer Karl-Fritz Euler, Gießen 13. Juni 1936, UA Gießen, PrA Theol Nr. 2, Karl Friedrich Euler.

42 Ebd.

43 Dr. Karl Hummel arbeitete von 1919 bis 1934 als Assistent am Geologischen Institut der Universität Gießen, 1920 erfolgte hier die Habilitation (Geologie und Paläontologie), 1934 erhielt er eine Professur für Geologie und Paläontologie an der Ludoviciana. Von Dezember 1934 bis 1936 war der Leiter der Dozentenschaft in Gießen, von 1933 bis 1937 fungierte er zudem als Kanzler und Prorektor der Universität. 1932 wurde Hummel Mitglied der NSDAP und trat noch im selben Jahr auch der SA bei. Für Volker Press stellte der „mittelmäßige Gehlehrte [...] eine Art Symbolfigur der braunen Universität Gießener Prägung dar“. Am 7. April 1945 beging Hummel in Lanzenhain (Oberhessen) Selbstmord, vgl. Press, Volker, Die Universität Gießen 1933–1957. Niedergang, Auflösung und Wiedergeburt, in: Gießener Universitätsblätter 16 (1983), S. 9–34, Zitat: S. 13; Grüttner, Michael, Biographisches Lexikon zur nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 6), Heidelberg 2004, S. 80f. Ernst Klee datiert Hummels Eintritt in SA und NSDAP abweichend bereits auf 1931, vgl. ders., Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945? Frankfurt a.M. 2003, S. 274.

44 Karl Hummel an den Rektor der Universität, Gießen 30. Juni 1936, UA Gießen, PrA Theol Nr. 2, Karl Friedrich Euler.

versitätsrektor Gerhard Pfahler (1897–1976) uneingeschränkt an.⁴⁵ Anfang August 1936 legte Haenchen Rektor Pfahler dann weisungsgemäß eine Stellungnahme zu den Lagerzeugnissen von Grundig und Krieck vor, in denen er diese zu widerlegen versuchte, nachdem er zuvor eine Aussprache mit Euler hatte. Gegen den Vorwurf, Euler betrachte das Judentum nicht als eigene Rasse, wandte der Theologie-Professor ein, Euler habe in seinem damaligen Vortrag ausgeführt, dass Judentum sei „nicht bloß eine besondere Rasse“, sondern es entwickle als solche „eine bestimmte geistige Haltung, mit der es seine Wirtsvölker infiziert.“ Um sich gegen die „feinsten Verästelungen dieser jüdischen Gefahr“ zu wappnen, müsse man daher „nicht bloß gegen den Juden, sondern auch gegen diese geistige Haltung kämpfen“.⁴⁶ Demnach ging Eulers Ansatz sogar noch über den Rassenantisemitismus hinaus, denn er ergänzte ihn um einen (vermeintlich) wissenschaftlichen Antisemitismus, der das Ziel verfolgte, jeglichen jüdischen Einfluss zu eliminieren.⁴⁷ Kriecks Monitum, Euler sei gerade im Vergleich zu den anwesenden katholischen Theologen auffallend zurückhaltend gewesen, versuchte Haenchen zu entkräften, indem er auf die Themen der behandelten Fragen verwies: Da es vorrangig um die „Meßmagic“ gegangen sei, hätten sich die von diesem Vorwurf betroffenen Katholiken damit auseinandersetzen müssen, nicht aber Euler.⁴⁸ Offenbar überzeugten die vorgebrachten Argumente und Einwände das zuständige Ministerium schließlich, denn am 20. Oktober 1936 wurde Euler zum Dozenten für alttestamentliche Wissenschaft und biblische Geschichte ernannt. Ein halbes Jahr später, am 1. Mai 1937 trat Euler der NSDAP bei. Ob er damit gerade auch gegenüber dem Reichswissenschaftsministerium seine Verbundenheit zum Regime nach-

45 Aktennotiz von Gerhard Pfahler auf dem Schreiben von Karl Hummel vom 30. Juni 1936, Gießen 2. Juli 1936, ebd. Gerhard Pfahler war seit 1934 ordentlicher Professor für Psychologie und Pädagogik an der Ludwigs-Universität, von November 1934 bis März 1937 hatte er das Rektorenamt inne. Bereits während seines Studiums in München lernte er im Wintersemester 1922/23 Adolf Hitler kennen, trat (vorübergehend) in die NSDAP ein und nahm regelmäßig an den von Hitler abgehaltenen „Sprechabenden“ teil. Er trat zunächst der SA bei, wo er den Rang eines Sturmführers bekleidete, 1937 wurde er Mitglied der NSDAP, kirchenpolitisch schloss er sich den „Deutschen Christen“ an. Mit Johann Duken gab er ab 1934 die Zeitschrift „Glaube und Volk in der Entscheidung“ heraus, 1939 veröffentlichte er in der „Zeitschrift für pädagogische Psychologie“ einen Beitrag zu „Rasse und Erziehung“, 1942/43 folgte die zweibändige Abhandlung „Rassekerne des deutschen Volkes“, vgl. Roelcke, Volker, Gerhard Pfahler und Heinrich Wilhelm Kranz. Zwei Rektoren im Nationalsozialismus, in: Panorama (wie FN 3), S. 125–130; Heiber, Helmut. Universität unterm Hakenkreuz, Teil II: Die Kapitulation der Hohen Schulen. Das Jahr 1933 und seine Themen, Bd. 2., München 1994, S. 159–163; Grüttner, Lexikon (wie FN 43), S. 128f.; Klee, Personenlexikon (wie FN 43), S. 457.

46 Ernst Haenchen an das Rektorat der Landesuniversität, Gießen 8. August 1936, UA Gießen, PrA Theol Nr. 2, Karl Friedrich Euler.

47 Zur Eigenart dieses wissenschaftlichen Antisemitismus und seinem integralen Zusammenhang mit der theologisch-völkischen Religionswissenschaft vgl. Schuster, Dirk, Die Lehre vom „arischen“ Christentum. Das wissenschaftliche Selbstverständnis im Eisenacher „Entjudungsinstitut“ (Kirche – Konfession – Religion 70), Göttingen 2017, S. 147f.

48 Ernst Haenchen an das Rektorat der Landesuniversität, Gießen 8. August 1936, UA Gießen, PrA Theol Nr. 2, Karl Friedrich Euler.

weisen wollte, muss bis auf Weiteres offenbleiben. Der nächste Schritt, die Ernennung zum Beamten auf Widerruf für alttestamentliche Wissenschaft, biblische Geschichte und orientalische Sprachen im Dezember 1939 verlief jedenfalls reibungslos.

Parallel zu seinen theologischen Lehr- und Forschungstätigkeiten arbeitete Euler an einer orientalistischen Dissertation über „Königtum und Götterwelt in den altaramäischen Inschriften Nordsyriens“, die er im Sommer 1936 mit der Promotion zum Dr. phil. erfolgreich abschloss.⁴⁹ Im Jahr darauf veröffentlichte er dann zusammen mit seinem Schwager Georg Bertram eine Abhandlung, die unter dem Doppeltitel *Christus für uns. Das Christuszeugnis des Neuen Testaments im Wirken und Leiden Jesu / Daß die Schrift erfüllt wird* in der Publikationsreihe „Kirche in Bewegung und Entscheidung. Eine Schriftenreihe für Gegenwartsfragen“ erschien (anfangs lautete der Untertitel noch: „Schriftenreihe der Deutschen Christen im Rheinland“), die vom Aachener DC-Pfarrer Friedrich Grünagel (1901–1983), der zugleich auch Referent der deutschen evangelischen Kirchenkanzlei und Mitglied des Theologischen Amtes der „Reichsbewegung Deutsche Christen“ war, herausgegeben wurde.⁵⁰ Gewidmet war das gemeinsame Werk dem „Vater und Schwiegervater D. theol. Karl Euler“, der im Jahr 1937 seinen 60. Geburtstag feierte.⁵¹

Euler befasste sich in seinem Teil des Buches mit der Frage, wie das „programmatische‘ Wort“ von Jesus Christus aus der Bergpredigt – „Glaubt nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen“ (Matthäus 5,17) – richtig zu deuten sei. Entscheidend war für den Gießener Theologen in diesem Zusammenhang die Frage „Warum will Jesus überhaupt erfüllen?“.⁵² Euler führte im Weiteren zwar zunächst aus, dass sich in der Nicht-Anerkennung von Jesus als dem im Alten Testament verheißenen Messias durch die Juden nichts anderes vollziehe, als die Erfüllung der Schrift selbst, doch warf er den Juden im Folgenden vor, dass sie die

49 Doktordiplom für Karl Friedrich Euler, Gießen 7. Juni 1939, UA Gießen, Phil Prom 3111. Die Dissertationsschrift veröffentlichte Euler in Form eines Zeitschriftenbeitrags, vgl. ders., Königtum und Götterwelt in den altaramäischen Inschriften Nordsyriens, in: Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft, N.F. 15 (1938), S. 272–313.

50 Faulenbach, Heiner, Ein Brief von Otto Ohl an Heinz Dungs, in: Mehlhausen, Joachim (Hrsg.), ... und über Barmen hinaus. Studien zur Kirchlichen Zeitgeschichte. FS für Carsten Nicolaisen (Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte. Reihe B, Darstellungen 23), Göttingen 1995, S. 296–304, hier: S. 303, FN 23; Meier, Kurt, Die Theologischen Fakultäten im Dritten Reich, Berlin, New York 1996, S. 155. Grünagel wurde später auch in der Mitarbeiterliste aufgeführt, die dem ersten Satzungsentwurf zum ‚Entjudungsinstitut‘ beigelegt war. Nach der Gründung taucht sein Name in den Mitarbeiterverzeichnissen des Instituts indes nicht auf, vgl. Arnhold, „Entjudung“, Bd. 2 (wie FN 5), S. 388, 491f., 854.

51 Bertram, Georg/Euler, Karl Friedrich, Christus für uns. Das Christuszeugnis des Neuen Testaments im Wirken und Leiden Jesu / Daß die Schrift erfüllt wird (Kirche in Bewegung und Entscheidung 36), Bonn 1937. Karl Euler (1877–1960) war von 1906 bis 1913 Pfarrer in Liedolsheim, danach von 1913 bis 1926 Pfarrer in Düsseldorf. Von 1926 bis 1945 war er als Konsistorialrat (ab 1931 als Oberkonsistorialrat) in Düsseldorf zuständig für die Hilfsprediger und Vikare, vgl. van Norden, Günther (Hrsg.), Charlotte von Kirschbaum und Elisabeth Freiling. Briefwechsel von 1934–1939, Göttingen 2014, S. 198, FN 263.

52 Euler, Schrift (wie FN 51), S. 33.

Verheißungen des Alten Testaments durchaus kennen, aber eben nicht verstehen würden. In „klassisch“ antijudaistischer Tradition kommt er im Fazit zu dem Schluss, dass das Judentum eine bloße Gesetzesreligion sei, wohingegen im Christentum „das lebendige Walten und Reden Gottes“ zu finden sei.⁵³

Ungleich tagesaktueller legte Georg Bertram seinen Festbeitrag an, den er im „unmittelbare[n] Vernichtungskampf“, demgegenüber er das Christentum ausgesetzt sah, situierte. Als Angreifer identifizierte er sowohl die Vertreter der rationalistischen Methode, die die Wundertätigkeit Jesu sowie seine Auferstehung in Frage stellten, als auch diejenigen Wissenschaftler, die die Geschichtlichkeit Jesu betonten und damit die universale Geltung seiner Botschaft einschränkten. Bertram argumentierte dagegen, dass der Glaube an Jesus Christus als den Gekreuzigten und Auferstandenen überhaupt erst die „Voraussetzung für das Verständnis der Geschichten und Reden von Jesus“ sei. Das „Kreuz Jesu“ bilde „als geschichtliche Wirklichkeit [die] unbedingte Voraussetzung für das Vorhandensein des Neuen Testaments“, daher müsse man das gesamte Neue Testament stets vom Kreuz her verstehen. Er warf den Juden vor, Jesus nicht nur „vor das Gericht des römischen Statthalters geschleppt“ zu haben, sondern diesen durch ihre „Machenschaften“ auch derart eingeschüchtert zu haben, dass er Jesus wider besseren Wissens zum Tode verurteilt habe.⁵⁴ Doch es bleibt nicht beim stereotypen antijüdischen Vorwurf des Christismordes, sondern Bertram greift auch das seit der Veröffentlichung der *Protokolle der Weisen von Zion* (zuerst 1903) in ganz Europa virulente Ideologem der jüdischen Weltverschwörung auf, wenn er schreibt:

„Das ist die Haltung des Judentums, das auch die alttestamentliche Offenbarung verfälscht hat, um an ihre Stelle eine jüdische Religions- und Kulturpropaganda mit dem Ziele der jüdischen Weltherrschaft zu setzen. Damit ist das im Alten Testament angekündigte, im neutestamentlichen Geschehen erfüllte Heil für das Judentum verschert.“⁵⁵

Jesus selbst habe das Judentum nicht nur abgelehnt und „durchbrochen“, vielmehr stehe „das Christuszeugnis des Neuen Testaments in schroffem Gegensatz zum Judentum.“ Doch selbst im Neuen Testament meinte Bertram Verfälschungen zu erkennen, als deren Urheber er das „Judenchristentum“ ausmachte. So hätten die Judenchristen unter der Führung der Apostel beispielsweise den Tempeldienst mitgemacht, wohingegen Stephanus mit seinem Angriff gegen den Tempel die wahre und eigentliche Haltung Jesu weitergetragen habe.⁵⁶ Den historischen Hintergrund, vor dem Bertram diese offen antisemitischen Ausführungen publizierte, bildete die zunehmend kirchenfeindliche Haltung des NS-Regimes, die seit Mitte der 1930er Jahre immer offener zu Tage trat, nachdem sich innerhalb der NSDAP diejenigen Kräfte durchgesetzt hatten, die das Christentum für unvereinbar mit dem Nationalsozialismus hielten. Im Jahr 1937 schlug sich der neue Kurs in einer Vielzahl von Erlassen, Richtlinien und Anordnungen nieder, die die

53 Ebd., S. 36–41.

54 Bertram, Christus (wie FN 51), S. 10, 17 u. 30.

55 Ebd., S. 20.

56 Ebd., S. 22.

Kirchen auf unterschiedliche Weise schwächen sollten. Es kam zu einer großen Verhaftungswelle gegen Pfarrer der „Bekennenden Kirche“, die Deutsche Evangelische Kirche (DEK) wurde in Finanzfragen faktisch entmündigt, „Deutsche Christen“ wurden reihenweise aus der SA und der SS ausgeschlossen. Viele nationalsozialistisch gesinnte Christen „interpretierten die Ablehnung der Partei vor allem als Versagen der Kirche, sich von überkommenen Traditionen und Denkmustern zu befreien.“⁵⁷

II. Bertram und Euler als Mitarbeiter im „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ (1939–1945)

II.1 Entstehung, Gründung und Ziele des ‚Entjudungsinstituts‘ (1938–1941)

In dieser Situation formulierte der Jenaer Theologe Walter Grundmann (1906–1976) im Juli 1937 erste Gedanken zum Aufbau einer Abteilung „Theologie und Hochschule“ innerhalb der Reichsgemeindeleitung der „Nationalkirchlichen Bewegung Deutsche Christen“, als deren vordringliche Aufgabe er die „Aus-schaltung des Jüdischen aus Lehre und Kultus und Leben der Kirche“ ansah.⁵⁸ Zunächst verfolgte Grundmann diese Pläne nicht weiter, doch sah er nach den Novemberpogromen von 1938 die Zeit gekommen, die von Hitler durchgeführte „Entjudung der Volksgemeinschaft“ nun auch auf kirchlicher Ebene umzusetzen. In nur anderthalb Wochen verfasste er ein Exposé für eine „Zentralabteilung zur Entjudung des religiösen und kirchlichen Lebens“, da „die Judenfrage in ihr akutestes Stadium getreten“ sei und in den Kirchen „die Entscheidung gegen das Judentum mit voller Klarheit vollzogen“ werden müsse.⁵⁹ Die organisatorische Planung für den Aufbau einer solchen Einrichtung übernahm Siegfried Leffler (1900–1983), der Ende der 1920er Jahre die „Deutschen Christen“ im thüringischen Wieratal gegründet hatte und mittlerweile als Referent für kirchliche Angelegenheiten im Thüringer Volksbildungsministerium arbeitete. In dieser Funktion bildete Leffler ein Bindeglied zwischen den „Deutschen Christen“, der Thüringer evangelischen Kirche und der NSDAP (der er bereits seit 1929 angehörte). Zudem war es ihm gelungen, ab 1936 die zuvor zersplitterten DC-Gruppierungen sukzessive zusammenzuführen und mit der „Nationalkirchlichen Einung DC“ eine Art Dachorganisation zu gründen, der die Mehrheit, jedoch keineswegs alle DC-Gruppen angehörten. Anfang 1939 bemühte sich der Reichskirchenminister Hanns Kerrl (1887–1941) darum, die „Nationalkirchliche Einung DC“ mit Ver-

57 Birkenmeier, Jochen; Weise, Michael, *Erforschung und Beseitigung. Das kirchliche „Entjudungsinstitut“ 1939–1945*. Begleitband zur Ausstellung (Veröffentlichungen der Stiftung Lutherhaus Eisenach 4), 2., durchgesehene und erw. Aufl., Eisenach 2020, S. 31.

58 Walter Grundmann an Siegfried Leffler, Jena 6. Juli 1937, Landeskirchenarchiv (LKA) Eisenach, DC 209.

59 Walter Grundmann, *Planung für die Schaffung und Arbeit einer Zentralabteilung zur Entjudung des religiösen und kirchlichen Lebens*, Jena 21. November 1938, LKA Eisenach, DC 216.

tretern der kirchlichen „Mitte“ (zwischen DC und BK) – zu denen auch die Evangelische Landeskirche Nassau-Hessen zählte – zusammenzubringen, um die ihm aufgetragene Neuordnung der DEK endlich abzuschließen. Auf einer zu diesem Zweck organisierten Arbeitstagung wurde als Ergebnis der gemeinsamen Beratungen Ende März 1939 die „Godesberger Erklärung“ verabschiedet, die besagte, dass der Nationalsozialismus das Werk Martin Luthers auf der „weltanschaulich-politischen Seite“ fortführe und dass das der christliche Glaube *den* unüberbrückbaren Gegensatz zum Judentum darstelle.⁶⁰ Auf Grundlage dieser Erklärung vereinbarten elf evangelische Landeskirchen, darunter die Evangelische Landeskirche Nassau-Hessen, am 4. April 1939 die Gründung eines „Instituts zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben.“⁶¹ Verbreitet wurde diese „Bekanntmachung über Gemeinschaftsarbeit von Landeskirchenleitern“ im *Gesetzblatt der Deutschen Evangelischen Kirche*.⁶² Zu den Unterzeichnern der „Bekanntmachung“ gehörte auch der Präsident des Landeskirchenamts in Nassau-Hessen, Paul Kipper (1876–1963), der in der Folge dem Institutsverwaltungsrat angehörte.⁶³ Am 6. Mai 1939 wurde das kirchliche ‚Entjudungsinstitut‘ dann feierlich im historischen Wappensaal im Hotel auf der Wartburg eröffnet. In seinem Eröffnungsvortrag skizzierte der Initiator und künftige wissenschaftliche Leiter des Instituts Walter Grundmann, welche Rolle dem Christentum im NS-Staat zukommen sollte, wie die Synthese von Christentum und Nationalsozialismus gelingen könnte und welche Maßnahmen dafür nötig seien. Mithilfe der vergleichenden Religionswissenschaft sollten „jüdische Verfälschungen“ des Christentums identifiziert und eliminiert werden, um so eine wahrhaft deutsche Kirche zu schaffen.⁶⁴

Wie genau die Anwerbung von Georg Bertram und Karl Friedrich Euler für die Mitarbeit in diesem Institut vonstattenging, ist bisher noch nicht bekannt, zweifellos ergaben sich aus dessen ideologischer Ausrichtung und dem von Grundmann dargelegten Arbeitsprogramm jedoch signifikante Übereinstimmungen mit

60 Godesberger Erklärung, abgedruckt in: Herausgefordert. Dokumente zur Geschichte der Evangelischen Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus. Hrsg. von Siegfried Hermle und Jörg Thierfelder, Stuttgart 2008, S. 466f.

61 Übersichtlich dargestellt sind diese Vorgänge jetzt bei: Arnhold, Oliver: „Entjudung“ von Theologie und Kirche. Das Eisenacher „Institut zur Erforschung und Beseitigung des kirchlichen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ 1939–1945 (Christentum und Zeitgeschichte 6), Leipzig 2020, S. 99–111. Eine Karte mit den Gründungs- und Trägerkirche des ‚Entjudungsinstituts‘ findet sich in: Birkenmeier, Weise, Erforschung (wie FN 57), S. 50f.

62 Bekanntmachung über Gemeinschaftsarbeit von Landeskirchenleitern, in: Gesetzblatt der Deutschen Evangelischen Kirche (1939), Ausgabe A, Nr. 4/5, S. 19 f..

63 Ebd., S. 20; Herbert, Höhen (wie FN 24), S. 125–127. Der nassau-hessische Landesbischof Dietrich war zu diesem Zeitpunkt bereits völlig entmachtet und ging zunehmend auf Distanz zum NS-Regime. Dem ‚Entjudungsinstitut‘ sprach Dietrich jede wissenschaftliche Grundlage ab und bezeichnete die Existenz dieses Instituts 1942 als eine „Herabwürdigung und Verdächtigung der Evangelischen Kirche, die seit der Reformation anerkanntermaßen eine ‚deutsche‘ Kirche gewesen“ sei, vgl. Geißler, Dietrich (wie FN 24), S. 414.

64 Grundmann, Walter, Die Entjudung des religiösen Lebens als Aufgabe deutscher Theologie und Kirche, Weimar 1939.

den politischen Ansichten und wissenschaftlichen Forschungsansätzen der beiden Gießener Theologen. Für Euler als Nachwuchswissenschaftler bot das Institut zudem wertvolle Kontakte und zusätzliche Vortrags- und Publikationsmöglichkeiten, die den eigenen Karrierechancen durchaus zuträglich sein konnten.⁶⁵ Euler und Bertram waren dann auch direkt auf den ersten beiden Mitarbeiterlisten vertreten, die in den *Verbandsmitteilungen* – dem institutseigenen Mitteilungsorgan – veröffentlicht wurden.⁶⁶ Die inhaltliche Arbeit des ‚Entjudungsinstituts‘ wurde in Form von über vierzig „Arbeitskreisen“ und „Forschungsaufträgen“ organisiert. Das Gros der über 200 ehrenamtlichen Mitarbeiter war männlich und protestantisch, vereinzelt wirkten jedoch auch Katholiken und Frauen an den Projekten des ‚Entjudungsinstituts‘ mit. Das Ziel der Institutsarbeit bestand darin, Liturgie, Frömmigkeit und Kirche im Sinne eines deutsch-völkischen Christentums so umzuformen, dass es mit der NS-Ideologie im Einklang stand. Die Grundlage hierfür sollten wissenschaftliche Forschungsarbeiten bilden, deren Ergebnisse jedoch insofern prädisponiert waren, als sie allesamt beweisen sollten, dass das Christentum entgegen der damals verbreiteten Propaganda kein „Judentum für Nichtjuden“ sei,⁶⁷ sondern die ‚artgerechte‘ Religion für das deutsche Volk darstellte.⁶⁸ Karl Friedrich Euler arbeitete in drei dieser Arbeitskreise (AK) mit: dem AK Schriftprinzip, dem AK Altes Testament sowie dem AK Religionstypologie. Letzterer wurde in den *Verbandsmitteilungen* wie folgt vorgestellt:

„A.K. 212 (Religionstypologie) Untersuchung und Herausarbeitung des typischen Gegensatzes zwischen arischer und semitischer Religiosität unter besonderer Berücksichtigung der germanisch-deutschen Lebens- und Glaubenshaltung einerseits und der jüdischen andererseits.“⁶⁹

Georg Bertram gehörte gemeinsam mit Euler zum Mitarbeiterkreis des AK Schriftprinzip, ferner zu dem des AK Neues Testament sowie dem des AK Neues Testament und altjüdische Religionsgeschichte. Walter Grundmann zeigte sich

65 Unter den Mitarbeitern befanden sich 28 Professoren von 15 ev. theologischen Fakultäten aus dem gesamten Reichsgebiet, Zur Attraktivität des ‚Entjudungsinstituts‘ als Sprungbrett für Nachwuchswissenschaftler, vgl. Schuster, *Lehre* (wie FN 47), S. 211.

66 Euler auf der ersten Mitarbeiterliste in: *Verbandsmitteilungen* 1 (1939), S. 5; Bertram auf der zweiten Mitarbeiterliste in: *Verbandsmitteilungen* 2/3 (1940), S. 38.

67 Ebenso wie Walter Grundmann stellte auch Bertram die Institutsarbeit als einen Abwehrkampf gegen die Propaganda vom „Christentum als Judentum für Nichtjuden“ dar. Bertram machte für diese kirchenfeindliche Agitation sowohl Teile der NSDAP als auch jüdische Wissenschaftler verantwortlich, die geistigen Wurzeln entdeckte er aber in den Forschungen von Julius Wellhausen (1844–1918), Adolf von Harnack (1851–1930), Hermann Leberecht Strack (1848–1922) und Paul Billerbeck (1853–1932), die Jesus als Bindeglied zwischen Judentum und Urchristentum verstanden und beschrieben hätten, vgl. Heschel, *Susannah*, Theologen für Hitler. Walter Grundmann und das „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“, in: Siegele-Wenschkewitz, Leonore (Hrsg.), *Christlicher Antijudaismus und Antisemitismus. Theologische und kirchliche Programme Deutscher Christen* (Arnoldshainer Texte 85), Frankfurt a.M. 1994, S. 125–170, hier: S. 150.

68 Birkenmeier, *Weise*, *Erforschung* (wie FN 57), S. 47, 61, 64–67.

69 Die Arbeitsgliederung des Institutes. Arbeitskreise und Forschungsaufträge, in: *Verbandsmitteilungen* 1 (1939), S. 3.

gegenüber dem Reichskirchenminister geradezu stolz, in Bertram „de[n] einzige[n] deutsche[n] Fachmann für die Fragen des hellenistischen Judentums“ zur Mitarbeit im neu gegründeten Institut gewonnen zu haben.⁷⁰ In den kommenden Jahren gehörte der Gießener Neutestamentler zu den aktivsten Institutsmitgliedern und das, obwohl er von Oktober 1939 bis März 1942 als Sonderführer beim Oberkommando der Wehrmacht diente. Auf der ersten Jahrestagung (1. bis 3. März in Wittenberg) war er mit einem Referat über *Philo und die jüdische Propaganda in der antiken Welt* vertreten, bei der zweiten Jahrestagung, die vom 3. bis 5. März 1941 in Eisenach stattfand und von circa 600 Teilnehmerinnen und Teilnehmern besucht wurde, trug er über *Josephus und die abendländische Geschichtsidee* vor.⁷¹ In seinem daraus hervorgegangenem Aufsatz legte Bertram dar, wie der jüdisch-hellenistische Historiker Flavius Josephus schon in der Antike versucht habe, die Weltherrschaft des Judentums zu propagieren, wobei sein historisches Werk von „Hinterlist und Ränkespiel“ durchzogen sei und das zugrunde liegende Geschichtsbild eine „lügnerische Geschichtsklitterung“ darstelle. Bertram sprach dem Judentum im Weiteren ab, Träger der „israelitischen Volksreligion“ zu sein und stellte in Bezug auf das Alte Testament fest: „Das Alte Testament enthält weder Weltgeschichte noch Heilsgeschichte für die abendländische Menschheit. Weder die Ahnen unserer völkischen noch die unserer religiösen Geschichte sind in ihm zu suchen und zu finden.“⁷²

Auf der Eisenacher Tagung traf er 1941 auch seinen Schwager wieder, der im September 1939 ebenfalls zur Wehrmacht eingezogen worden war. Dort war Euler zunächst bei der Abwehrbereitschaft an der Oberrheinfront eingesetzt worden, später dann als Vorfeldkämpfer zwischen Mosel und Rhein. Am 20. März 1940 erfolgte seine Abberufung zur Auslandsbriefprüfstelle bei der Abwehrstelle im Wehrkreis III Berlin, wohin man ihn wegen seiner Sprachkenntnisse beordert hatte. Für seine wissenschaftliche Arbeit erhielt er bei der Auslandsbriefstelle unbezahlten Urlaub, sodass er Zeit fand, sich weiterhin an der Institutsarbeit zu beteiligen.⁷³ Für die zweite Jahrestagung des ‚Entjudungsinstituts‘ hatte Euler einen Vortrag über die *Rassengeschichte des vorderen Orients und die Wissenschaft vom Alten*

70 Walter Grundmann informiert Reichskirchenminister Kerrl am 8. September 1939 über die Arbeit des Instituts zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben, in: Löw, Andrea (Bearb.), *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945*, Bd. 3: *Deutsches Reich und Protektorat Böhmen und Mähren. September 1939–September 1941*, München 2012, S. 94–97, hier: S. 96.

71 Arnhold, „Entjudung“, Bd. 2 (wie FN 5), S. 601, 606f., 788.

72 Bertram, Georg, *Josephus und die abendländische Geschichtsidee*, in: Grundmann, Walter (Hrsg.), *Germanentum, Christentum und Judentum. Studien zur Erforschung ihres gegenseitigen Verhältnisses*, Bd. 2: *Sitzungsberichte der zweiten Arbeitstagung des Instituts zur Erforschung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben vom 3. bis 5. März 1941 in Eisenach* (Veröffentlichungen des Instituts zur Erforschung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben), Weimar 1942, S. 43–82, Zitate: S. 45, 52, 82.

73 Karl Friedrich Euler an das Rektorat der Ludwigs-Universität, Berlin 25. Januar 1941, UA Gießen Personalabteilung 3. Lieferung, Karl Friedrich Euler, Arnhold, „Entjudung“, Bd. 2 (wie FN 5), S. 796f.

Testament vorbereitet, der ebenso wie Bertrams Beitrag auch im anschließend publizierten Tagungsband abgedruckt wurde. Euler vertrat in seinem Aufsatz die These, dass zwischen der „Geisteswelt des Alten Testaments und der abendländischen Geisteswelt – erst recht der des deutschen Menschen – [...] kein innerer Zusammenhang“ bestehe, denn das Alte Testament entstamme der „Geisteswelt des alten Orients“ und sei auch „rassegeschichtlich“ mit diesem verbunden. Aus wissenschaftlicher Sicht erkannte Euler dem Alten Testament noch einen Wert zu, nämlich zur Klärung der Frage nach der Entstehung des Judentums. In Bezug auf die kirchliche Praxis lautete sein Urteil jedoch: „in dem seiner deutschen Art bewußten Christenglauben ist für das Alte Testament kein Raum.“⁷⁴ Seine konkrete Umsetzung fand diese Ansicht im „Volkstestament“, das der gleichnamige AK im Jahr 1940 veröffentlicht hatte.⁷⁵ Die *Botschaft Gottes* – so der offizielle Titel des Werks – lehnte sich sprachlich zwar bewusst an die Lutherbibel an, inhaltlich hatte man jedoch grundstürzende Veränderungen vorgenommen: Das Alte Testament wurde gänzlich eliminiert, im verbliebenen Neuen Testament wurden hebräische Begriffe und Stellen, in denen das Judentum positiv dargestellt wurde, beseitigt. Alle Hinweise auf die jüdische Abstammung von Jesus Christus entfielen, stattdessen wurde er als überzeugter Kämpfer gegen das Judentum dargestellt.⁷⁶

II.2 Radikalisierung und Propaganda (1942–1945)

1942 – das Jahr in dem auf der Wannseekonferenz die systematische Ermordung der europäischen Juden besprochen und erste Schritte hierfür koordiniert wurden – veröffentlichte Euler gemeinsam mit Grundmann ein Buch in der Schriftenreihe des Instituts, das die „Entstehung und Art“ des Judentums vermeintlich wissenschaftlich darzulegen vorgab. Das tatsächliche Anliegen wurde indes bereits im Vorwort offen formuliert:

„Aber die eine Tatsache wird durch alle Zeiten unverrückbar bleiben: ein gesundes Volk muß und wird das Judentum in jeder Form ablehnen. Diese Tatsache ist vor der Geschichte und durch die Geschichte gerechtfertigt. Möge man

74 Euler, Karl Friedrich, Rassengeschichte des vorderen Orients und die Wissenschaft vom Alten Testament, in: Grundmann, Germanentum, Bd. 2 (wie FN 72), S. 231–272, Zitate: S. 270, 271, 272.

75 Die Botschaft Gottes. Hrsg. vom Institut zur Erforschung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben, Weimar / Leipzig 1940. Die „Botschaft Gottes“ erschien, wie einige weitere Institutspublikationen, parallel im Verlag Deutsche Christen (Weimar) und im Georg Wigand Verlag (Leipzig). Ob zwischen den jeweiligen Ausgaben inhaltliche Unterschiede existierten und worin diese ggf. bestanden, ist bislang noch nicht erforscht. Die in der „Botschaft Gottes“ vorgenommenen Änderungen und Umdeutungen hat Elisabeth Lorenz in einer komparativen Studie detailliert herausgearbeitet, vgl. dies., Ein Jesusbild im Horizont des Nationalsozialismus. Studien zum Neuen Testament des „Instituts zur Erforschung und Beseitigung des Jüdischen Einflusses auf das Deutsche Kirchliche Leben“ (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, 2. Reihe 440), Tübingen 2017.

76 Birkenmeier, Weise, Erforschung (wie FN 57), S. 83; Arnhold, Oliver, Art. Botschaft Gottes (1940), in: Benz, Wolfgang (Hrsg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart, Bd. 6: Publikationen, Berlin, Boston 2013, S. 77–79.

sich auch über Deutschlands Haltung gegen das Judentum ereifern, Deutschland hat dennoch die geschichtliche Rechtfertigung zum Kampf gegen das Judentum auf seiner Seite! Diesen Satz zu beweisen, ist das besondere Anliegen dieser Schrift; und an diesem Satz wird auch spätere Forschung nichts mehr abändern können!“⁷⁷

Im ersten, von Euler verfassten Teil des Buches reihen sich antisemitische Verunglimpfungen und Formulierungen in der Diktion des *Stümmers* nur so aneinander. Dem Titel seines Beitrags gemäß ging es Euler darum, die drei Begriffe „Hebräer, Israeliten, Juden“ klar voneinander abzugrenzen, um die „jüdische“ Kontinuitäts-erzählung vom Alten Testament bis in die Gegenwart als Geschichtsverfälschung zu entlarven. Er vertrat die Ansicht: „[D]as Judentum ist nichts anderes als die Verlebendigung und Verkörperung eines rassischen und geistigen Pariatums – ein Satz, für den es Beweise in genügender Fülle gibt.“ Euler bemühte sich darzulegen, dass es sich beim Judentum ursprünglich um eine „Rassenmischung“ gehandelt habe, der es im Gegensatz zu den anderen Rassen jedoch nicht gelungen sei, ein eigenes Heimatgefühl oder gar eine eigene Muttersprache zu entwickeln. Während etwa Araber und Armenier eine empathische Beziehung zu ihrer Heimat und zu ihrer Sprache entwickelt hätten, verhielte es sich bei den Juden so: „Der Jude hingegen wird diejenige Sprache als seine Muttersprache bezeichnen, die in seinem Geburtsland oder in seinem Aufenthaltsland gesprochen wird. Er hat keine eigene Sprache – nur eine eigene Denkweise, mit der er die von ihm gesprochene Sprache zersetzt.“ Während andere Stämme eine Heimat suchten und schließlich ein Land fänden, in dem sie sich dauerhaft niederließen, hätte das Judentum nirgendwo Wurzeln geschlagen, denn: „Der jüdische Anspruch auf Weltherrschaft und der jüdische Anspruch auf Palästina schließen sich gegenseitig aus – nur ein einziger Anspruch ist für das Judentum, wenn es Judentum sein will, möglich: der Anspruch auf die Weltherrschaft.“ Euler hatte für sich die Zeichen der Zeit erkannt und beendete den ersten Buchteil daher mit folgender Feststellung: „Dort, von wo heute das Judentum auszieht, um sich die Welt untertan zu machen, dort ist seine Heimat! Nicht der alte Orient, die Heimat der Hebräer; nicht Palästina, die einstige Heimat der Israeliten und Judäer – die Heimat des Judentums ist das Getto!“⁷⁸

In einem kurzen Anhang setzte Euler abschließend noch die jiddische Sprache herab, indem er behauptete, dass zu jeder Sprache ein bestimmter Menschentyp gehöre, weshalb Jiddisch „nur im Munde des Menschen [klingt], dessen ganzer Typ von Ghetto-Erlebnis und Weltbürgerschafts-Sehnsucht gestaltet ist. Oder nennen wir diesen Typ mit seinem Namen: das Jiddisch ist die Sprache Ahasvers, die Sprache des ewigen Juden!“⁷⁹

77 Euler, Karl Friedrich; Grundmann, Walter, Vorwort, in: dies., Das religiöse Gesicht des Judentums. Entstehung und Art (Beiheft zu: Germanentum, Christentum und Judentum. Studien zur Erforschung ihres gegenseitigen Verhältnisses/Veröffentlichungen des Instituts zur Erforschung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben), Weimar, Leipzig 1942, o. S.

78 Euler, Hebräer, Israeliten, Juden. Zur Frage nach der Entstehung des Judentums, in: ders., Grundmann, Gesicht (wie FN 77), S. 1–50, Zitate: S. 34 f., 39, 47, 48.

79 Euler, Die jiddische Sprache als Ausdruck jüdischer Geistesart (Anhang), in: ders., Grundmann, Gesicht (wie FN 77), S. 163–175, hier: S. 175.

Trotz seiner offen bekundeten Übereinstimmung mit der judenfeindlichen NS-Politik wurde der Antrag der Ludwigs-Universität auf Verleihung einer außerordentlichen Professur an Euler am 14. April 1942 vom Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung abgelehnt. Dahinter verbarg sich indes keine persönliche Geringschätzung Eulers, sondern eine generelle Aversion gegenüber den theologischen Fakultäten, deren Lehrbetrieb im Zuge des „totalen Kriegseinsatzes“ 1944/45 flächendeckend eingestellt wurde und deren mittelfristige Abschaffung zuvorderst Martin Bormann (1900–1945) und Bernhard Rust forcierten.⁸⁰ Der Universität wurde mitgeteilt, dass über die Zukunft der theologischen Fakultäten erst nach Kriegsende entschieden werde, weshalb der Antrag derzeit nicht genehmigt werden könne. Doch auch diese Enttäuschung änderte Eulers Haltung zum NS-Regime offenbar nicht. Im Nachgang zur Sitzung des erweiterten Beirats des ‚Entjudungsinstituts‘, die vom 22. bis 24. März 1944 in Eisenach stattfand, wurde von Heinz Dungs (1898–1947/49), dem Pressereferenten des Instituts, ein Mitarbeiter-Rundbrief verschickt, dem auch ein Auszug aus einem Vortrag Eulers über „Wesen und Entstehung der Judenfrage“ beigelegt war.⁸¹ Seinen dortigen Ausführungen zufolge diene der Krieg dazu, jeglichen jüdischen Einfluss endgültig zu überwinden und zu vernichten. Aus Eulers Sicht gab es „keine andere Lösung der Judenfrage als die, daß sich die ganze Welt erhebt, sich für oder gegen das Judentum entscheidet und nun solange miteinander ringt, bis die Welt verjudet oder restlos entjudet ist.“ Für den Ausbruch des Krieges sei nicht das Deutsche Reich verantwortlich, dieses habe lediglich den Fehdehandschuh aufgenommen und sich seiner historischen Aufgabe gestellt: „Deutschland, das Land der Denker und Forscher, Dichter und Künstler – dieses Land ist vom Schicksal gerufen, der Welt das Größte zu erkämpfen, was möglich ist: Die Lösung der Judenfrage!“⁸²

Die wissenschaftliche Leitung des ‚Entjudungsinstituts‘ hatte zu diesem Zeitpunkt bereits Georg Bertram übernommen, nachdem Walter Grundmann am 27. März 1943 seine Einberufung zum Wehrdienst erhalten hatte und sich sein Nach-

80 Dok. 53: Schreiben des Stableiters des Stellvertreters des Führers an den Reichserziehungsminister betr. Zusammenlegung von Theologischen Fakultäten, Berlin 26. April 1940; S. 158f.; Dok. 193: Schreiben des Reichserziehungsministers an den Chef der Reichskanzlei betr. Schliessung von Theologischen Fakultäten, Berlin 30. September 1943, S. 469–472, jeweils in: Dokumente zur Kirchenpolitik des Dritten Reiches. Bd. V: 1939–1945. Bearb. von Gertraud Grünzinger und Carsten Nicolaisen, München, Gütersloh 2008; Greschat, Fakultät (wie FN 22), S. 158.

81 Institut zur Erforschung des jüdischen Einflusses auf das deutsche christliche Leben, Mitarbeiter-Rundbrief Nr. 3, Weimar 28. April 1944, S. 14–16, LKA Eisenach, DC 217, Bl. 255–257.

82 Ebd., Bl. 257. Anders als von Hansjörg Buss angegeben, trug Euler bei der Beiratssitzung nicht selbst vor, wie aus der erhaltenen Programmübersicht sowie dem Vorwort des Mitarbeiter-Rundbriefs eindeutig hervorgeht, vgl. ders., „Entjudung der Kirche“. Ein Kircheninstitut und die schleswig-holsteinische Landeskirche, in: Göhres, Annette; Linck, Stephan; Liß-Walther, Joachim (Hrsg.), Als Jesus „arisch“ wurde. Kirche, Christen, Juden in Nordelbien 1933–1945. Die Ausstellung in Kiel, 2. Aufl., Bremen 2004, S. 162–186, hier: S. 174f. Programmübersicht der Beiratssitzung und Vorwort des Mitarbeiter-Rundbriefs: LKA Eisenach, DC 217, Bl. 214 und 242.

folger, der Jenaer Systematiker Heinz-Erich Eisenhuth (1903–1983) nur drei Monate später freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet hatte. Bertram dagegen war seit Ende März 1942 wieder in Gießen, allerdings gab es an der Ludoviciana seit dem Sommersemester 1943 keinen einzigen Theologiestudenten mehr, sodass er keinerlei Lehrverpflichtungen besaß.⁸³ Trotz der zunehmend schwierigeren Arbeitsbedingungen führte er die Institutsarbeit eifrig weiter, u.a. in Form von Vorbereitungen für ein *Theologisches Wörterbuch Deutsch*, für das bis Kriegsende eine Kartei von 30 Zettelkästen bis zum Buchstaben G vorlag.⁸⁴ Der neue wissenschaftliche Leiter setzte dabei „den Kurs einer zunehmenden Radikalisierung des vom Institut vertretenen Antisemitismus“ fort.⁸⁵ Unmittelbar einsichtig wird dies bei der Lektüre von Bertrams Artikel *Vom Wesen des Judentums* für den *Welt-Dienst*, einer vom Amt für Juden- und Freimaurerfragen herausgegebenen Halbmonatsschrift, die im Zweiten Weltkrieg zur internationalen Verbreitung der offiziellen NS-Propaganda diente.⁸⁶ Bertram konstatierte darin zunächst, dass sich die Völker seit dem Bestehen des Judentums schon immer „aus unwillkürlicher, natürlicher Abneigung gegen das jüdische Parasitentum gewehrt“ hätten. Allerdings sei eine „klare und tiefgreifende Erkenntnis seines Wesens“ notwendig, um den gegenwärtigen Kampf zu gewinnen. Das postulierte „Wesen des Judentums“ beschrieb der Theologe zunächst über eine Aufzählung von Negationen: Das Judentum sei kein Volk, denn ihm fehlten „alle Merkmale eines gesunden Volkstums“; das Judentum besitze keine Sprache, denn die Juden hätten seit dem frühen Mittelalter die Sprachen ihrer Gastvölker angenommen und – wie im Falle des Jiddischen – vergewaltigt. Das Judentum verfüge über kein Heimatland, vielmehr hätten sich die Juden schon vor der Eroberung und Zerstörung Jerusalems im Jahr 70 n. Chr. systematisch über die Welt ausgebreitet. Das Judentum sei nicht einmal eine Rasse wie andere Rassen, denn es besitze keine „natürlichen Rassenmerkmale“. „Scharf gekennzeichnet“ sei der Jude nur durch „seinen Rationalismus und Materialismus“. Nicht einmal eine Religion sei das Judentum – was Bertram 1935 in seinem oben zitierten ThWNT-Lexikonartikel noch selbst behauptet hatte⁸⁷ – denn es habe zu seinem eigenen Gott eine rein geschäftliche Beziehung. Schon immer hätten die Juden „die Herrschaft des Geldes aufgerichtet“ und ihre Gastvölker hinterlistig verführt. Daher sah sich Bertram zu folgender Warnung berufen: „Wurzelloos und Abschaum des natürlichen Lebens der Menschheit, ist er [der Jude, MW] eine schwere Gefahr für

83 Arnhold, „Entjudung“, Bd. 2 (wie FN 5), S. 588, 742f; Greschat, Fakultät (wie FN 22), S. 158.

84 Inventar des Instituts [Eisenach Mai/Juni 1945], LKA Eisenach, A 921-2; Arnhold, „Entjudung“, Bd. 2 (wie FN 5), S. 589.

85 Arnhold, „Entjudung“, Bd. 2 (wie FN 5), S. 743.

86 Schörle, Eckart, Internationale der Antisemiten. Ulrich Fleischhauer und der „Welt-Dienst“, in: WerkstattGeschichte 51 (2009), S. 57–72, hier: S. 70. 1943 erschien der „Welt-Dienst“ in 18 Sprachen.

87 Vgl. FN 13.

die Gastvölker geworden, da er die naturfremden Tendenzen des Lebens unterstützt und Rationalismus und Materialismus verbreitet.“⁸⁸

Diesen unverblümten Antisemitismus verbreitete Bertram nicht nur in NS-Propagandablättern, sondern auch in institutseigenen Organen wie der von ihm 1944 angefertigte Institutsarbeitsbericht für die Jahre 1942/43 zeigt. Dort bezeichnete er das Judentum als den „eigentliche[n] und letzte[n] Gegner“ Deutschlands, denn im Judentum erkannte er den „Fäulniserreger [...], der alle Lebenskräfte der Völker, ihr ursprüngliches Wesen und all die Kulturgüter, die daraus geflossen sind, zersetzt und zerstört.“ Stelle man sich diesem nicht entschlossen entgegen, dann „wäre dem Untermenschentum und den diabolischen Mächten der Weg bereitet und die Voraussetzung für die jüdische Weltherrschaft durch Geld und (zersetzen-den) Geist geschaffen.“⁸⁹ Wenn Oliver Arnhold im Zusammenhang mit dieser Tirade feststellt, dass sich diese „sachlich und stilistisch in keiner Weise von jener der Nationalsozialisten unterschied“, dann kann dem nur zugestimmt werden.⁹⁰

Die oben zitierte „zunehmende Radikalisierung“ lässt sich im Falle Bertrams auch an dessen Haltung zur Frage nach der Herkunft Jesu ablesen. 1933 hatte er noch keinerlei Zweifel gehegt, dass dieser aus dem jüdischen Volk abstamme, elf Jahre später stellte er folgende Behauptung auf:

„Jesus ist kein Angehöriger dieser künstlich geschaffenen jüdischen ‚Rasse‘ oder Unrasse. Er stammt nicht aus dem jüdischen Judäa, sondern aus dem ‚Kreis der Heiden‘, dem erst seit 100 Jahren zwangsweise zum Judentum bekehrten Galiläa. Er gehört also aller Wahrscheinlichkeit nach der dort geschichtlich gewordenen Mischbevölkerung an, in der körperlich wie seelisch mannigfache, auch arische Rassenanlagen vorhanden waren [...]“⁹¹

Je deutlicher sich die deutsche Kriegsniederlage abzeichnete, desto intensiver beschäftigte sich Bertram mit dem angeblichen Zusammenhang zwischen Christen- und Ariertum. In der fächerübergreifenden Zeitschrift *Forschungen und Fortschritte* publizierte er im Herbst 1944 einen kurzen Beitrag über *Das griechische Alte Testament im Abendland*, worin er die Septuaginta zwar einmal mehr als „Mittel jüdischer Propaganda“ denunzierte, gleichzeitig aber feststellen zu können meinte, dass in ihr auch „arische Gedanken von einem Jenseits des Todes aufgenommen“ seien. Aus diesem Umstand erklärte sich nach seinem Dafürhalten auch die Aneignung des Alten Testaments „durch die abendländischen Völker“, denn diese hätte

88 Bertram, Georg, Vom Wesen des Judentums, in: Welt-Dienst. Internationale Korrespondenz zur Aufklärung über die Judenfrage (1943) X/17, S. 1–4. Bertrams Artikel erschien in identischer Form auch in: Der SA-Führer. Zeitschrift der SA-Führer der NSDAP 8 (1943) H. 11, S. 7–11.

89 Georg Bertram, Arbeitsbericht 1942/43, LKA Eisenach, DC 217, Bl. 259r.

90 Arnhold, „Entjudung“, Bd. 2 (wie FN 5), S. 588.

91 Bertram, Georg, Bericht über Arbeit und Aufgaben des Neutestamentlichen Arbeitskreises, 14 S., masch., (o.J. [1944]), S. 4, LKA Eisenach, Bibliothek des Predigerseminars Eisenach, NT 600, Nr. 5. Die Argumentation bzgl. der nichtjüdischen Herkunft Jesu bei gleichzeitiger Andeutung einer arischen Abstammung lehnt sich eng an Walter Grundmanns These von „Jesus dem Galiläer“ an, vgl. ders., Jesus der Galiläer und das Judentum, Leipzig 1940 (2. Aufl. 1941).

das enthaltene „arische Geistesgut“ angesprochen, auch wenn es infolge der jüdischen Bearbeitung verschüttet gewesen sei.⁹²

Auch mit der Frage nach der Herkunft des Apostels Paulus befasste sich Bertram in dieser Zeit. Dessen Familie stamme, so der Theologe, nach einer bekannten Überlieferung zwar aus Galiläa, doch gehöre sie nicht zu den alteingesessenen Galiläern, sondern zu den „jüdischen Sendlingen des 1. vorchristlichen Jahrhunderts“. Noch als christlicher Apostel habe Paulus den „Gedanken an den jüdischen Zentralismus“ in die entstehenden Gemeinden hineingetragen und das Christentum damit auf lange Zeit dem Anspruch Roms ausgeliefert. Insgesamt zeichnete Bertram ein ambivalentes Bild von Paulus, dessen Briefe an die Gemeinden „Zeugnisse eines Kampfes um die Ausdrucksformen des Evangeliums in einer Welt, die fast schon dem Judentum unterworfen war“, seien. Letztlich zeige sich in der Person des Paulus exemplarisch der Zwiespalt des hellenistischen Judentums zwischen „der Enge des Ghettos und der ersehnten Weite des Weltbürgertums.“ Paulus Leistung bestehe darin, dass er der „verjudeten hellenistischen Welt das Evangelium in der Form gebracht [hat], in der sie es vielleicht allein aufnehmen und begreifen konnte.“ Darin sei er „Christusapostel. Daß er selbst Jude blieb und bleiben mußte, das ist seine Grenze.“⁹³ Anders als sein Institutskollege Carl Schneider (1900–1977) bemühte sich Bertram nicht darum, Paulus zu „arisieren“.⁹⁴ Ihm lag daran, auf die den Paulusbriefen unweigerlich inhärenten jüdischen Einflüsse hinzuweisen, um in Zukunft scharf zwischen dem wahren Christuszeugnis des Apostels und den „rassebedingten“ Verformungen der von ihm verkündeten frohen Botschaft zu unterscheiden.

Bertram beschränkte sich bei der Verbreitung seiner Ansichten jedoch nicht auf die gedruckten Medien, sondern unternahm noch gegen Ende des Krieges zwei ausgedehnte Vortragsreisen (vom 10. August 1944 bis zum 31. Oktober 1944 sowie vom 20. November 1944 bis zum 28. Februar 1945) mit Stationen in Koblenz, Mainz, Düsseldorf, Frankfurt, Heidelberg, Eisenach, Weimar, Leipzig, Dessau, Berlin, Frankfurt/Oder und Cottbus, die ihm aufgrund ihres „kriegswichtige[n]“ Charakters behördlich gestattet wurden. Auch bei der Beantragung eines Ferngesprächs-Telefonservice im November 1944 verwies er in der notwendigen Begründung darauf, dass die Arbeit des Instituts als kriegswichtig anerkannt sei. Zwei Jahre zuvor hatte Bertram sogar noch zusammen mit Heinz-Erich Eisenhuth

92 Bertram, Georg, Das griechische Alte Testament im Abendland, in: Forschungen und Fortschritte. Nachrichtenblatt der Deutschen Wissenschaft und Technik 20 (1944) Nr. 28/29/30, S. 225 f.

93 Bertram, Georg, Paulus, Judensending und Christusapostel, in: Grundmann, Walter (Hrsg.), Germanentum, Christentum und Judentum. Studien zur Erforschung ihres gegenseitigen Verhältnisses, Bd. 3: Sitzungsberichte der dritten Arbeitstagung des Instituts zur Erforschung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben vom 9. bis 11. Juni 1942 in Nürnberg, Weimar / Leipzig 1943, S. 85–136, Zitate: S. 92, 100, 135, 136.

94 Zum Mythos vom „arischen“ Paulus, den Carl Schneider übrigens auch nach 1945 noch in seinen Schriften vertrat, vgl. Leutzsch, Martin, Der arische Paulus. Ein Seitenstück des Mythos vom arischen Jesus, in: Texte & Kontexte 40 (2017) Nr. 153/155, S. 65–99. Zu Carl Schneiders Mitarbeit im ‚Entjudungsinstitut‘, vgl. Schuster, Lehre (wie FN 47), S. 224–235.

eine Vortragsreise auf Einladung der Außenstelle des ‚Entjudungsinstituts‘ in Sibiu / Hermannstadt nach Rumänien geplant, die das Wehrmeldeamt Gießen, das Reichskirchenministerium und der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung im April 1943 auch genehmigt hatten, die letztlich aber an der fehlenden Erlaubnis des Auswärtigen Amtes scheiterte.⁹⁵

Nachdem die Gießener Wohnung Bertrams bei Luftangriffen beschädigt worden war, siedelte er mit seiner Familie im März 1945 nach Eisenach in die Bornstraße 11 über, wo auch das ‚Entjudungsinstitut‘ seinen Hauptsitz hatte. Am 10. April wurde er zum Pfarrer ordiniert und gleichzeitig zum Dozenten im Eisenacher Predigerseminar ernannt.⁹⁶ Im Angesicht des Untergangs des NS-Regimes verfasste Bertram zwei Tage vor der bedingungslosen Kapitulation aller deutschen Truppen eine Denkschrift, in der er dem Thüringer Landeskirchenrat die künftigen Aufgaben eines „theologischen Forschungs-Instituts zu Eisenach“ darlegte, in das er das ‚Entjudungsinstitut‘ umzuwandeln gedachte. Dessen Gründung im Mai 1939 deutete er als eine apologetische Handlung, die lediglich dem Abwehrkampf gegen die antichristliche Propaganda gedient habe. Mit der Verbreitung der These vom „Christentum als Judentum für Nichtjuden“ sei insbesondere Alfred Rosenbergs „Institut zur Erforschung der Judenfrage“ jedoch letztlich selbst der jüdischen Propaganda aufgesessen, denn diese habe die inkriminierende Behauptung überhaupt erst in die Welt gesetzt. Die sachliche Begründung für die Arbeit des ‚Entjudungsinstituts‘ meinte Bertram in der Haltung Jesu Christi finden zu können, der selbst „den Kampf gegen das Judentum in aller Schärfe aufgenommen“ habe und ihm zum Opfer gefallen sei. Das Institut habe jedoch auch weiterführende Aufgaben in Angriff genommen, nämlich die „Erforschung und Pflege der Frömmigkeit des deutschen Volkes“, denn ohne Christentum könne es auch kein „Deutschtum“ geben. In diesem Sinne könnte und sollte die Institutsarbeit fortgesetzt werden. Auch die Arbeit an der Bibel selbst sei nach wie vor bedeutsam, denn die moderne Lutherbibel enthalte „judaisieren[de]“ Elemente, die das richtige Verständnis von Gottes Wort erschwerten bzw. verhinderten. Für die Umorganisation des bisherigen Instituts schlug er vor, die Leitung beim Landeskirchenrat anzusiedeln, er selbst erbot sich, kommissarisch die Führung zu übernehmen. Das bis-

95 Georg Bertram an das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, Abt. Ausland-Austauschdienst, Gießen 1. April 1943; Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung u. Volksbildung an Bertram, Berlin 6. April 1943 (Abschrift); Bertram an den Rektor der Universität Gießen, Gießen 17. Juli 1943; Bescheinigung von Rektor Alfred Brüggemann, Gießen 20. November 1944, UA Gießen, PrA Theol. Nr. 2, Georg Bertram; Heschel, Theologen (wie FN 67), S. 149. Zur Institutsaußenstelle in Siebenbürgen, vgl. Schuster, Dirk, Art. Institut zur Erforschung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben – Außenstelle Hermannstadt/Rumänien, in: Fahlbusch, Michael; Haar, Ingo; Pinwinkler, Alexander (Hrsg.), Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme. Teilband 2. 2., grundlegend erw. u. überarb. Aufl., Berlin, Boston 2017, S. 1496–1502.

96 Der Präsident der Thüringer evangelischen Kirche an Georg Bertram, Eisenach 10. April 1945; Ordinationsurkunde für Georg Bertram, Eisenach 10. April 1945, LKA Eisenach F 310, Bl. 21, 24; Aktennotiz von Prorektor Christian Rauch, Gießen 13. Juni 1945, UA Gießen, PrA Theol. Nr. 2, Georg Bertram; Heschel, Theologen (wie FN 67), S. 149.

herige Modell der Arbeitskreise sollte beibehalten werden, inhaltlich gelte es zu beachten, dass „jeder Anschein vermieden“ werde müsse, „als ob das Institut im Sinne einer bestimmten Richtung arbeitete.“⁹⁷ Bertram stellte seine Pläne dem neuen Thüringer Landeskirchenrat kurz nach Kriegsende in einer Sitzung persönlich vor, doch das Gremium zeigte sich wenig begeistert über das „geerbte“ Institut. Nach anfänglichen Überlegungen, das von Bertram vorgeschlagene umorganisierte Institut in die Theologische Fakultät Jena oder in die Luther-Akademie in Sondershausen einzugliedern, beschloss man – nachdem der neue Landesoberpfarrer Moritz Mitzenheim (1891–1977) eine klare Distanzierung der Landeskirchenregierung vom ‚Entjudungsinstitut‘ gefordert hatte – die Auflösung des kirchlichen Instituts. Man verzichtete darauf, Ansprüche auf das Vermögen zu erheben oder die Rückzahlung geleisteter Unterstützungen zu fordern. Auch Bertrams Ansinnen einer persönlichen Weiterbeschäftigung innerhalb der Thüringer evangelischen Kirche erteilte der Landeskirchenrat eine Absage, stattdessen stellte man dem ehemaligen Institutsleiter eine Bescheinigung für die Rückreise nach Gießen aus. Dort angekommen, erklärte er gegenüber dem Rektorat der Universität, er habe in Eisenach lediglich „vikarisch geistliche Ämter“ verwaltet.⁹⁸

III. Selbstrechtfertigung und Eingliederung in die Nachkriegsgesellschaft

Auch Karl Friedrich Euler kehrte nach Gießen zurück, nachdem er am 9. Juni 1945 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden war. Gegenüber der Universitätsleitung legte er Anfang Februar 1946 einen ausführlichen und mehrfach ergänzten Bericht über seine Arbeiten zum Judentum vor. Zum einen schilderte er darin kleinere Akte widerständischen Verhaltens wie z.B. den Bezug der Zeitschrift *Jewish Quarterly Review*, in der offen Stellung gegen den Nationalsozialismus bezogen wurde und die ihm mehrfach nicht zugestellt worden sei oder seinen Einsatz bei Löscharbeiten an der Berliner Synagoge in der Oranienburger Straße, die 1943 bei einem Luftangriff Feuer gefangen hatte. Zum anderen ordnete Euler sein wissenschaftliches Arbeiten als stets neutral, oftmals gegen die NS-Ideologie gerichtet und immer frei von weltanschaulichen oder politischen Einflüssen ein. Sehr ausführlich verwies er auf ein von ihm erstelltes Manuskript, das bei einem Luftangriff auf Berlin 1943 verbrannt sei. Darin habe er u.a. vermerkt, dass seine Ablehnung

97 Georg Bertram, Denkschrift. Aufgaben eines theologischen Forschungs-Instituts zu Eisenach, 10 S., masch., Eisenach 6. Mai 1945, LKA Eisenach, Bibliothek des Predigerseminar Eisenach, NT 600, Nr. 6, Zitate: S. 2, 6, 10. Eine Kopie der Denkschrift befindet sich am selben Ort im Nachlass des ehemaligen Institutsmitarbeiters Herbert von Hintzenstern (1916–1996), vgl. LKA Eisenach, NL Herbert von Hintzenstern 170.

98 Präsident der Thüringer evangelischen Kirche an Georg Bertram, Eisenach 17. April 1945, LKA Eisenach, F 310, Bl. 25; Mitschriften von Herbert von Hintzenstern zur 6., 7. und 8. Sitzung des Thüringer Landeskirchenrats (17. Mai, 23. Mai, 31. Mai 1945), LKA Eisenach, NL Herbert von Hintzenstern Nr. 188; Auszüge aus der Niederschrift über eine Dienstbesprechung am 17. Mai sowie die 7. und 8. Sitzung des Landeskirchenrats, 24. Mai, 25. Mai, 6. Juni 1945, LKA Eisenach, A 921-2; Aktennotiz von Prorektor Christian Rauch, Gießen 13. Juni 1945, UA Gießen, PrA Theol. Nr. 2, Georg Bertram.

des Alten Testaments nur eine unverbindliche Arbeitshypothese sei, dass er den Begriff „Pariatum“ als zu hart empfinde, dass eine sachliche Zusammenarbeit mit jüdischen Forschern wünschenswert sei und er für eine differenzierte Betrachtung des Jiddischen votiere. Zur „Erforschung der Judenfrage“ habe er 1941 auch in die Ghettos nach Warschau und Lublin reisen wollen, doch der Reisezuschuss dafür sei ihm verweigert worden. An einer Verurteilung des Judentums hätte ihm nie gelegen, denn wäre dies der Fall gewesen, hätte sich „ein wesentlich schärferes Bild zeichnen lassen“. Ferner führte er die anfängliche Verweigerung der Dozentur für Altes Testament 1936 durch das Reichswissenschaftsministerium als Beleg für seine Konflikte mit dem NS-Regime an. Grund für die ablehnende Haltung ihm gegenüber seien seine judenfreundlichen Äußerungen gewesen sowie seine politische Unzuverlässigkeit. Der 1942 erfolglos gestellte Antrag auf die Ernennung zum außerordentlichen Professor habe ihm zudem jegliche Berufsaussichten genommen.⁹⁹

Aufschlussreich ist vor allem, was nicht erwähnt wird. Die Mitarbeit im „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ wird an keiner Stelle explizit erwähnt, lediglich der Name Walter Grundmann taucht einmal auf. Auch seine Vorträge bei Tagungen und Sitzungen des Instituts nennt er nicht, ebenso wenig seine schriftlichen Beiträge zu Institutspublikationen. Seine angebliche Gegnerschaft zum und mehrere Konflikte mit dem NS-Regime erläutert Euler ausgiebig, seine Mitgliedschaften in der SA und NSDAP lässt er dagegen unter den Tisch fallen. Aber auch die genannten Argumente stehen auf tönernen Füßen. Die 1941 geäußerte Idee einer sachlichen Zusammenarbeit mit jüdischen Forschern mutet schon deshalb zynisch an, weil die Universitäten zu diesem Zeitpunkt längst all diejenigen Wissenschaftler aus ihrem Dienst entlassen hatten, die nach den „Nürnberger Rassegesetzen“ als Juden galten. Wenn Euler dazu noch angibt, zum Zwecke der „Erforschung der Judenfrage“ in die Ghettos im Generalgouvernement zu reisen vorgehabt hatte, wird die vorher aufgestellte Behauptung einer rein „sachliche[n] Arbeit und Forschung“ schlichtweg ad absurdum geführt. Dasselbe gilt für seine sprachkritische Bemerkung zum Begriff „Pariatum“, den er selbst in seinem oben zitierten Aufsatz in eindeutig affirmativer Art und Weise gebrauchte. Im selben Buch verunglimpfte er auch das Jiddische mit drastischen Worten, sodass von einer „differenzierten Betrachtungsweise“ keine Rede sein kann. Die angeblich nur als Arbeitshypothese formulierte Ablehnung des Alten Testaments hatte Euler 1941 mit apodiktischem Eifer so formuliert: „in dem seiner deutschen Art bewußten Christenglauben ist für das Alte Testament kein Raum.“¹⁰⁰ Wenn er die 1936 im ersten Anlauf gescheiterte Ernennung zum Dozenten auf angeblich „judenfreundliche Äußerungen“ zurückführt, dann entbehrt das jeglicher Tatsachen. In keinem der beiden Gutachten

99 Karl Friedrich Euler, Bericht I; Ergänzender Bericht über meine Arbeiten über das Judentum, Gießen 4. Februar 1946; Bericht über meine Erlebnisse und Haltung seit 1933, Gießen 2. Februar 1946; Bericht über meine Arbeiten bez. Altes Testament und Judentum, Gießen 4. Februar 1946, UA Gießen, PrA Theol Nr. 2, Karl Friedrich Euler.

100 Vgl. FN 74.

war davon die Rede, es wurde lediglich angemerkt, dass Euler die Juden nicht als Rasse, sondern als Geistesrichtung ansah. Darüber hinaus wurde Eulers eigene Überzeugung, ein treuer Nationalsozialist zu sein, nicht in Frage gestellt – moniert wurde stattdessen, dass seine diesbezügliche Überzeugungskraft anderen gegenüber mangelhaft wäre. Wie oben erläutert hatte die Verweigerung der außerplanmäßigen Professur 1942 nichts mit der Person Eulers zu tun, sondern entsprang einer generellen Aversion gegenüber den theologischen Fakultäten an allen deutschen Hochschulen. Die Aussage, ihm sei nie an einer Verurteilung des Judentums gelegen gewesen, bewegt sich spätestens bei der Vergegenwärtigung der von ihm verfassten Abschnitte in *Das religiöse Gesicht des Judentums* fern jeder Realität. Eben dieses Werk wurde *notabene* 1953 vom Ministerium für Volksbildung in der DDR in den dritten Nachtrag zur *Liste der auszusondernden Literatur* aufgenommen, auf der bereits seit 1946 die gemeinsame Publikation von Euler und Bertram aus dem Jahr 1937 stand.¹⁰¹

Offenbar vermochte Eulers Selbstrechtfertigung die zuständigen Behörden nicht zu überzeugen. Der großhessische Minister für Kultus und Unterricht teilte ihm am 15. Mai 1946 mit, dass die amerikanische Militärregierung seine Entlassung aus dem Beamtenverhältnis aufgrund seines politischen Verhaltens verfügt habe. Am 16. August 1946 wurde der Gießener Theologe und Orientalist dann rechtskräftig aus dem öffentlichen Dienst entlassen. Daraufhin wandte sich Euler an die nassau-hessische Landeskirche und wurde von Dezember 1946 bis November 1948 als vikarischer Verwalter der Pfarrstelle Nieder-Erlenbach eingesetzt. Bereits am 2. August 1948 war er endgültig in den Dienst der 1947 gegründeten Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (der Rechtsnachfolgerin der Ev. Landeskirche Nassau-Hessen) übernommen worden, die ihm im März 1950 dann die Rechte eines definitiven Pfarrers verlieh.¹⁰² Seit dem 1. Dezember 1948 war er mit der Verwaltung der Pfarrassistentenstelle an den Gießener Kliniken beauftragt, 1964 wurde er zum Inhaber der Krankenhauspfarrstelle in Gießen ernannt. Im Jahr darauf wurde er für ein halbes Jahr teilweise vom Dienst freigestellt, um eine wissenschaftliche Arbeit über die Geschichte des Krankenhauses und der Krankenhausseelsorge anzufertigen. Von 1950 bis 1973 gab Euler zudem zunächst zwei, dann vier (ab 1952) und später sechs (ab 1955) Wochenstunden Hebräisch-Unterricht am Landgraf Ludwigs-Gymnasium (LLG). Die Erteilung der Unterrichtsgenehmigung wurde seitens des hessischen Ministeriums für Erziehung und

101 Liste der auszusondernden Literatur. Dritter Nachtrag nach dem Stand vom 1. April 1952, hrsg. vom Ministerium für Volksbildung der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1953, S. 47; Liste der auszusondernden Literatur. Vorläufige Ausgabe nach dem Stand vom 1. April 1946, hrsg. von der Deutschen Verwaltung für Volksbildung in der sowjetischen Besatzungszone, Berlin 1946, S. 37. Im Dritten Nachtrag zur Liste der auszusondernden Literatur wurde im Übrigen noch ein weiteres Werk von Georg Bertram aufgeführt: ders., *Volkstum und Menschheit im Lichte der Heiligen Schrift*, Bonn 1937, vgl. ebd., S. 18.

102 Entlassungsverfügung, Wiesbaden 15. Mai 1946; Regierungspräsident Darmstadt, Abt. V, Erziehungswesen an den Sonderbeauftragten der Universität Gießen. Herrn Prof. Dr. Eger, Darmstadt 30. August 1946, UA Gießen, Personalabteilung 3. Lieferung, Karl Friedrich Euler; Arnhold, „Entjudung“, Bd. 2 (wie FN 5), S. 797.

Volksbildung im Jahr 1950 zunächst allerdings nur „ausnahmsweise“ und auch nur „vorübergehend“ gestattet. Die Gründe für diese Vorbehalte gehen aus Eulers Personalakte im Schularchiv des LLG nicht hervor, doch da dasselbe Ministerium vier Jahre zuvor Eulers Entlassung aus dem öffentlichen Dienst verfügt hatte, liegt die Vermutung nahe, dass Eulers NS-Vergangenheit hierfür ausschlaggebend war.¹⁰³

Mit Wirkung vom 1. Januar 1968 wurde er auf eigenen Antrag in den Ruhestand versetzt, in dem er in der Altenheimseelsorge tätig war, Vorlesungen an Schwesterschulen hielt und nicht zuletzt auch lokalhistorische Forschungen zur mittelalterlichen oberhessischen Geschichte anstellte.¹⁰⁴ Mehrere seiner daraus hervorgegangenen Aufsätze wurden in den Mitteilungen des OHG veröffentlicht, in denen schließlich auch der Nachruf auf Euler nach dessen Tod am 15. Dezember 1986 erschien.¹⁰⁵

Ebenso wie Euler war auch Georg Bertram auf Anordnung der Militärregierung am 15. Mai 1946 aufgrund seines politischen Verhaltens aus dem öffentlichen Dienst entlassen worden.¹⁰⁶ Im Zuge des folgenden Spruchkammerverfahrens wandte sich der öffentliche Ankläger der Stadt Gießen am 19. Dezember 1946 an den Thüringer Landeskirchenrat und bat diesen sowohl um Auskünfte zu Bertrams Mitarbeit im ‚Entjudungsinstitut‘ als auch zu dessen Artikel *Vom Wesen des Judentums* aus dem Jahr 1943.¹⁰⁷ Im Auftrag des Landeskirchenrats beantwortete Kirchenrat Erich Hertzsch (1902–1995), der selbst Mitglied der kirchlichen Spruchstelle in Thüringen war, die Anfrage:

„Der Verfasser des Artikels gehört, wie Sie uns mitteilen, zu den aktiven Mitarbeitern des Instituts zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben [...]. Dieses Institut hat versucht, durch seine Vorträge und wissenschaftliche Arbeiten eine Beurteilung des Judentums zu ermöglichen, die auf den Forschungen alttestamentlicher Gelehrter begründet war und sich tatsächlich weitgehend von der Hetzpropaganda anderer Kreise deutlich unterschied. Auch der uns vorliegende Artikel bezeugt, dass der Verfasser die ernst

103 Der Anstaltsleiter des Landgraf Ludwigs-Gymnasiums (LLG) an den Hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung, Gießen 23. August 1950; Der Hessische Minister für Erziehung und Volksbildung an die Direktion des LLG, Wiesbaden 29. August 1950; Der Hessische Minister für Erziehung und Volksbildung an die Staatsoberkasse Darmstadt, Wiesbaden 10. Juli 1952; Der Regierungspräsident in Darmstadt an die Staatsoberkasse, Darmstadt 15. Oktober 1955, Schularchiv des Landgraf Ludwigs-Gymnasiums, Personalakte Karl Friedrich Euler.

104 Lebenslauf Karl Friedrich Euler (1976), in: UA Gießen, Personalabteilung 3. Lieferung, Euler, Karl Friedrich; Der Anstaltsleiter des LLG an den Hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung, Gießen 23. August 1950; Antrag auf Erteilung eines Lehrauftrages für nebenamtlichen Unterricht, Gießen 5. September 1972, Schularchiv des Landgraf Ludwigs-Gymnasiums, Personalakte Karl Friedrich Euler.

105 Szczech, Nachruf (wie FN 6).

106 Entlassungsverfügung für Georg Bertram, Wiesbaden 15. Mai 1946, UA Gießen, Personalabteilung 2. Lieferung, Georg Bertram.

107 Großhessisches Staatsministerium, Der öffentliche Ankläger bei der Spruchkammer der Stadt Gießen an den Landeskirchenrat der Thüringer evangelischen Kirche, Gießen 19. Dezember 1946, LKA Eisenach, A 921-2, Bl. 243.

zu nehmende Wissenschaft gut kennt. [...] Es ist anzuerkennen, dass der Verfasser sich von dem Fehler frei hält, mit seiner Kritik des Judentums gleichzeitig das Christentum und die Kirche anzugreifen. Die christliche Kirche, z.B. Luther, sieht ja auch im Judentum eine Gefahr, sofern die Ablehnung des christlichen Glaubens das Hauptmerkmal der Juden ist. Allerdings hat der Verfasser es unterlassen, seine Kritik durch eine positive Würdigung der Kirche und des Christentums zu ergänzen. [...] Man kann die vorliegende Arbeit als gerade typisch ansehen für die ganze Arbeit des oben genannten Instituts. Man geht von Thesen aus, die wissenschaftlich begründet und völlig unpolitisch sind, zieht auch selbst nicht die politischen Konsequenzen, aber legt dem Leser nahe, Folgerungen zu ziehen, die zu einer rechten Beurteilung des Judentums führen müssen.“¹⁰⁸

Diese apologetische Bewertung Bertrams und auch des ‚Entjudungsinstituts‘ insgesamt lässt offen zu Tage treten, wie tief antisemitische Denkmuster und Vorbehalte sowie das Denken in Rassekategorien in Gesellschaft und Kirche verwurzelt waren und dass diese mit dem Ende des NS-Staats nicht von selbst verschwanden. Denn Erich Hertzsch war nicht etwa selbst Institutsmitarbeiter gewesen, sondern war als Mitglied der Fraktion der Religiösen Sozialisten im Thüringer Landeskirchentag 1933 von den „Deutschen Christen“ zum Rücktritt gezwungen worden und hatte sich in den folgenden Jahren mehrfach für verfolgte Juden eingesetzt.¹⁰⁹ Dennoch verteidigte er die Arbeit des Instituts nicht nur, sondern legitimierte sie mit Rückgriff auf Luthers Judenfeindschaft sogar noch zusätzlich. Als einziges Manko merkte er die fehlende Würdigung von Kirche und Christentum an.

Die Spruchkammer Gießen stufte Bertram im Juli 1947 schließlich als „Belasteten“ (Gruppe II) ein und erlegte ihm Sonderarbeiten auf. Zudem wurden 50 % seines Vermögens eingezogen. Dagegen legte der ehemalige Professor Widerspruch ein, der aufgrund der nicht vorschriftgemäßen Besetzung der Richterbank auch zugelassen wurde. In ihrem Urteilsspruch setzte die Berufungskammer Gießen die Einstufung Bertrams um eine Gruppe herunter und reihte ihn

108 [Kirchenrat Erich Hertzsch] an das Großhessische Staatsministerium, Öffentl. Kläger bei der Spruchkammer der Stadt Gießen, Eisenach 1. Februar 1947, LKA Eisenach, A 921-2, Bl. 244. Bei Dirk Schuster findet sich das Antwortschreiben Hertzschs im vollen Wortlaut abgedruckt. Allerdings konnte Schuster nicht eruieren, auf welchen ehemaligen Institutsmitarbeiter sich die Anfrage aus Gießen bezog, vermutete aber bereits richtig, dass es sich um Bertram handeln könnte, vgl. ders., *Lehre*, S. 255f., FN 1009. Anhand einer Notiz aus dem Nachlass Herbert von Hintzensterns lässt sich diese Vermutung an dieser Stelle nun verifizieren, vgl. Aktennotiz von Herbert von Hintzenstern zu den Mitschriften der Landeskirchenratssitzungen [Mai 1945], LKA Eisenach, NL Herbert von Hintzenstern Nr. 188.

109 Creutzburg, Reinhard, *Religiöse Sozialisten in der Thüringer evangelischen Kirche 1918–1933*, in: Seidel, Thomas A. (Hrsg.), *Thüringer Gratwanderungen. Beiträge zur 75jährigen Geschichte der evangelischen Landeskirche Thüringens (Herbergen der Christenheit, Sonderband 3)*, Leipzig 1998, S. 62–74, hier: S. 72f.; Neubert, Ehrhard, *Art. Hertzsch, Erich*, in: *Wer war wer in der DDR?* Berlin 2010, URL: <https://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/de/recherche/kataloge-datenbanken/biographische-datenbanken/erich-hertzsch> (letzter Zugriff: 30. November 2020).

in die Gruppe der „Minderbelasteten“ ein. In der Begründung wurde erläutert, dass Bertrams Tätigkeit im ‚Entjudungsinstitut‘ an sich keinen Nachweis für „aktivistische[s] Verhalten“ im Sinne des Nationalsozialismus darstelle, denn erstens würde das Institut offiziell nicht als „nationalsozialistische Nebenorganisation“ geführt und zweitens habe die eigentliche Aufgabe dieser Einrichtung nach Bertram darin bestanden, „die Rosenbergsche Auffassung der Gleichstellung von Christentum und Judentum“ zu widerlegen.¹¹⁰ Bertrams diesbezügliche Aussage wurde durch die theologischen Sachverständigen Prof. Dr. Johannes Leipoldt (1880–1965), Konsistorialrat Hans Pohlmann (1892–nach 1958), Adolf Allwohn sowie einen Pfarrer Falk bestätigt – was insofern wenig verwunderlich ist, als Leipoldt und Pohlmann selbst Mitarbeiter des Instituts waren und Allwohn und Bertram sich aus gemeinsamen Zeiten an der Universität Gießen sowie durch die Zusammenarbeit bei *Kirche im Angriff* gut kannten.¹¹¹

Zur Last gelegt wurde Bertram indes sein Aufsatz *Vom Wesen des Christentums*, aus dem in der Begründung auch umfassend zitiert wurde. Dabei wurde treffend festgestellt, dass der Aufsatz Bertrams „mit keinem Wort das Evangelium oder die jenseitige Gedankenwelt Jesu“ erwähnt und sich durch die „Maßlosigkeit und Gehässigkeit seines Stils völlig in der nationalsozialistischen Phraseologie“ bewegt. Zusammenfassend heißt es:

„Er [Bertram, MW] hat nicht nur in objektiver Weise, sondern auch subjektiv die nationalsozialistische Weltanschauung gestützt. Insbesondere dazu beigetragen, die Kriegspolitik Hitlers zu rechtfertigen und der Fortsetzung des Krieges Auftrieb zu geben. Darin liegt seine Schuld. Seine Ausrede, er habe die nationalsozialistischen Propagandaausdrücke nur als Aushängeschild benutzt, um nicht mit den Machthabern in Konflikt zu geraten und um schlimmeres zu verhüten, kann ihn nicht entlasten, zeigt vielmehr, daß er als Christ und Pfarrer keinen Bekennermut hatte. Es fällt auf, daß Bertram bei Zeitangaben nicht, wie man es von einem christlichen Pfarrer erwarten sollte, von der Geburt Christi ab rechnet, sondern daß er sich der nationalsozialistischen Ausdrucksweise bedient, vor, bzw. nach der Zeitenwende.“¹¹²

Dass das Urteil am Ende dennoch milder als der erstinstanzliche Spruch ausfiel, wurde mit einer Vielzahl von Schriften und Predigten ohne politische Tendenz sowie der Verteidigung des Christentums gegen die Rosenbergsche Lehre begründet. Nach Ablauf der auf sechs Monate festgesetzten Bewährungsfrist wurde Bertram am 25. März 1949 folgerecht als „Mitläufer“ eingestuft.¹¹³ Daraufhin versuchte Bertram wieder in den hessischen Staatsdienst einzutreten oder sich alternativ pensionieren zu lassen; doch beide Varianten wurden abgelehnt. Parallel dazu

110 Spruchkammerverfahren gegen Georg Bertram, Gießen 23. April 1948 (Abschrift), S. 3, UA Gießen, Personalabteilung 2. Lieferung, Georg Bertram.

111 Arnhold, „Entjudung“, Bd. 2 (wie FN 5), S. 814, 823f., 857, 859. Zu Leipoldts Engagement für das ‚Entjudungsinstitut‘ im Speziellen: Schuster, Lehre (wie FN 47), S. 149–168.

112 Spruchkammerverfahren gegen Georg Bertram, Gießen 23. April 1948 (Abschrift), S. 3, UA Gießen, Personalabteilung 2. Lieferung, Georg Bertram.

113 Spruchkammerverfahren gegen Georg Bertram, Gießen 25. März 1949 (Beglaubigte Abschrift von Abschrift), UA Gießen, Personalabteilung 2. Lieferung, Georg Bertram.

hatte sich Bertram allerdings um eine Anstellung im Pfarrdienst der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) bemüht und hier war er erfolgreich. Vom 7. Januar 1947 bis 5. November 1949 verwaltete er die Pfarrstelle Düdelsheim, anschließend wurde er Pfarrvikar in Hungen, wo er bis Mitte Februar 1951 blieb.¹¹⁴ Im Mai 1951 schlug die Kirchenleitung der EKHN dem hessischen Kultusministerium vor, Georg Bertram als Religionslehrer an den höheren Schulen in Gießen einzustellen, „insbesondere am Landgraf Ludwig = Gymnasium“,¹¹⁵ wo sein Schwager seit einem Jahr Hebräisch-Unterricht gab. Am LLG kam Bertram jedoch nicht unter, dafür erhielt er jedoch Anfang des Jahres 1952 eine Stelle als Religionslehrer in Frankfurt a.M., wo er auch Hebräisch-Unterricht für Schüler der höheren Schulen gab und im Katechetischen Amt mitarbeitete. Im Oktober 1953 bat Bertram den hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung um die Wiedereinsetzung als Hochschullehrer, was ihm auch gewährt wurde: Zu Beginn des Sommersemesters 1955 erhielt er einen von der hessischen Landeskirche dotierten Lehrauftrag für Altes Testament an der Philosophischen Fakultät der Frankfurter Goethe-Universität, der zum Sommersemester 1959 noch um einen Lehrauftrag für Hebräisch ergänzt wurde. Auch in der wissenschaftlichen Forschung blieb Bertram aktiv, was sich beispielsweise an seinen 20 nach 1945 verfassten Beiträgen zum ThWNT nachvollziehen lässt.¹¹⁶ Die bruchlose Mitarbeit an diesem Wörterbuch weist ebenso wie die Anfragen zur Beteiligung an den beiden damaligen Großprojekten seiner Disziplin, dem *Corpus Hellenisticum* und dem *Septuaginta-Unternehmen*,¹¹⁷ auf die bleibende Reputation hin, die Bertram weiterhin genoss. Dabei hatte er – wie Almut Rütten in ihrer bereits erwähnten Untersuchung herausgearbeitet hat – seine Thesen zum Judentum nach dem Untergang des NS-Regimes zwar abgemildert, aber nie grundsätzlich revidiert. Rütten sieht darin ein Beispiel für die immer noch nachwirkende „antijüdische Auslegungstradition des Alten Testaments“.¹¹⁸

Am 1. April 1962 trat Bertram in den Ruhestand ein, wobei sein Ruhegehalt vom Land Hessen getragen wurde. Sein Antrag auf die Verleihung der Rechts-

114 Aktennotiz Milbrand, Gießen 27. September 1949; Personalbogen für Georg Bertram, Gießen 15. Juli 1961, UA Gießen, Personalabteilung 2. Lieferung, Georg Bertram; Arnhold, „Entjudung“, Bd. 2 (wie FN 5), S. 789.

115 Oberkirchenrat Erwin Wißmann an das Hessische Ministerium für Erziehung und Volksbildung, Wiesbaden 15. Mai 1951.

116 Georg Bertram an den Hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung, Gießen 28. Oktober 1953 (Durchschrift); Georg Bertram, Ergänzender Tätigkeitsbericht. Anlage zu der Bitte um Emeritierung, 14. Dezember 1957 (Abschrift), UA Gießen, PrA Theol. Nr. 2, Georg Bertram; Personalbogen für Georg Bertram, Gießen 15. Juli 1961, UA Gießen, Personalabteilung 2. Lieferung, Georg Bertram; Arnhold, „Entjudung“, Bd. 2 (wie FN 5), S. 789.

117 Vgl. dazu: Manfred Lang, Geschichte des Corpus Hellenisticum, URL: https://www.theologie.uni-halle.de/nt/corpus-hellenisticum/226905_226910/; Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Abgeschlossene Forschungsprojekte: Septuaginta-Unternehmen, URL: <https://adw-goe.de/forschung/abgeschlossene-forschungsprojekte/akademienprogramm/septuaginta-unternehmen/> (letzter Zugriff jeweils: 30. November 2020).

118 Rütten, „Hellenisierung“ (wie FN 5), S. 120 f.

stellung eines entpflichteten Hochschullehrers (Emeritierung) wurde sowohl von der Goethe-Universität als auch von der Justus-Liebig-Universität (JLU) abgelehnt, obwohl sich sein ehemaliger Student Wolfgang Sucker (1905–1968), der mittlerweile das von ihm gegründete Konfessionskundliche Institut des Evangelischen Bundes in Bensheim leitete, stellvertretender Kirchenpräsident der EKHn war und dem Universitätsbeirat der JLU angehörte, in dieser Sache nachdrücklich (und „privatim“) beim Rektor der Universität Gießen eingesetzt hatte. Am 4. Januar 1979 starb Georg Bertram in Wetzlar.¹¹⁹

IV. Schlussbetrachtung

Die hier untersuchten Lebensläufe der beiden Gießener Theologen Georg Bertram und Karl Friedrich Euler weisen einige markante Parallelen auf. Zwar waren beide in unterschiedlichen Stadien ihrer akademischen Karriere an die Ludoviciana gekommen, doch verbrachten sie hier jeweils die gesamte NS-Zeit, abgesehen von ihrer Zeit bei der Wehrmacht sowie Bertrams kurzzeitigem Umzug nach Eisenach. Beide waren seit 1939 Mitarbeiter des „Instituts zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ und beide kamen nach 1945 zunächst im Dienst der EKHn unter. Während Bertram nach zehnjähriger Wartezeit jedoch wieder an die Universität zurückkehren konnte (wenn auch nicht als Ordinarius), fand Euler keinen Zugang mehr in den akademischen Betrieb und widmete sich in seinen Forschungen fortan lokalgeschichtlichen Themen.

Sowohl Euler als auch Bertram unterstützten die NS-Ideologie nach der Machtübernahme aktiv, allerdings in unterschiedlichen Bereichen. Während sich Euler der SA anschloss und sich dort intensiv für die Verbreitung und Verfestigung des nationalsozialistischen Gedankenguts einsetzte, engagierte sich Bertram auf kirchenpolitischer Ebene als treuer Gefolgsmann des neuen Landesbischofs. Bei der Betrachtung ihrer Forschungsbeiträge lässt sich in beiden Fällen eine sukzessive Radikalisierung gegenüber dem Judentum erkennen, die jeweils in christlichen Superioritätsvorstellungen ihren Anfang nahm. Exemplarisch feststellen lässt sich dieser Prozess an der zunehmend ablehnenden und abfälliger werdenden Haltung gegenüber dem Alten Testament bei gleichzeitiger Zunahme antisemitischer Argumentationsmuster und Termini. Der letzte Schritt in diesem Prozess bestand in der Übertragung der nationalsozialistischen „Entjudungspolitik“ auf den Bereich der theologischen(-orientalistischen) Forschung mit dem Ziel, eine „judenfreie“ Kirche und Frömmigkeit zu schaffen. Mit ihren Schriften und Vorträgen leisteten beide wissenschaftliche Legitimationsarbeit für die Verfolgung und Ermordung der europäischen Jüdinnen und Juden. Darüber hinaus betätigte sich insbesondere

119 Herbert Ludat an den Rektor der JLU, Gießen 25. Januar 1961; Wolfgang Sucker an Rektor August Schummer, Gießen 28. Februar 1961; Rektor August Schummer an Oberkirchenrat Wolfgang Sucker, Gießen 27. April 1961; Dekan Rudolf Mosebach an den Rektor der Justus-Liebig-Universität, Gießen 10. Mai 1961, Der Hessische Kultusminister an Georg Bertram, Wiesbaden 14. Mai 1963, UA Gießen, PrA Theol. Nr. 2, Georg Bertram; Arnhold, „Entjudung“, Bd. 2 (wie FN 5), S. 789.

Bertram mit seinem 1943 publizierten Artikel über das „Wesen des Judentums“ unverhohlen als Propagandist der antisemitischen NS-Politik.

Mit dem Zusammenbruch der NS-Diktatur ging für beide das (vorläufige) Ende ihrer akademischen Laufbahn einher. Dennoch gelang es Bertram und Euler schnell, sich in die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft einzugliedern, wozu die EKHN einen wesentlichen Beitrag leistete. Ein offenes Schuldbekenntnis oder irgendeine Form der Einsicht lässt sich in den untersuchten Akten und Dokumenten nicht finden, vielmehr rechtfertigten sich beide mit dem Verweis auf die angebliche Verteidigung der Kirche und den Schutz der christlichen Werte. Tatsächlich lässt sich jedoch insbesondere in denjenigen schriftlichen Zeugnissen, die beide Autoren im Zusammenhang mit ihrer Tätigkeit im ‚Entjudungsinstitut‘ verfasst haben, eine völkisch-antisemitische Umdeutung der christlichen Heilslehre erkennen, wobei die Anbiederung an die NS-Ideologie unübersehbar ist. Diese Form und Rhetorik der Selbstrechtfertigung war typisch für die ehemaligen Mitglieder des Eisenacher Instituts. Mit Ausnahme Siegfried Lefflers, der seine Schuld 1947 in einem öffentlichen Brief, wenn auch mit Einschränkungen, bekannte, stilisierten sich Walter Grundmann und seine Mitstreiter als mutige Kämpfer für das Christentum und Opfer des NS-Regimes.¹²⁰ Eulers Berichte aus dem Jahr 1946 reihen sich nahtlos in diese Narration ein, während aus Bertrams Aussagen im Spruchkammerverfahren eine weitgehend opportunistische Haltung gegenüber den nationalsozialistischen Machthabern spricht, die jeden Konflikt mit der Staatsmacht zu vermeiden suchte. Dass die in der NS-Zeit offen formulierten antijüdischen Denkstrukturen und Ressentiments auch nach 1945 fortwirkten, hat Almut Rütten für die Schriften Georg Bertrams herausgearbeitet und Martin Leutzsch für das ThWNT als Ganzes festgestellt.

Im Falle Eulers lässt sich abschließend noch eine andere Beobachtung machen. Im eingangs zitierten Beitrag von Michael Breitbach kommt dieser auf Grundlage der bisherigen Erfahrungen zu dem Schluss, dass sich insbesondere die Textsorte des Nachrufs „gar nicht oder nur selten für eine kritische Auseinandersetzung mit Vergangenen“ eigne.¹²¹ Unter den von ihm aufgeführten Nachrufen auf verstorbene Mitglieder des OHG, bei denen die NS-Periode nicht zur Sprache kam, befindet sich auch derjenige von Hans Szczech (1909–1999)¹²² auf Karl Friedrich

120 Vgl. dazu: Weise, Michael, ‚Entjudung‘ zur Rettung von Kirche und Christentum. Stellungnahmen und Rechtfertigungsversuche ehemaliger Mitarbeiter des ‚Entjudungsinstituts‘ in der SBZ, in: Spehr, Christopher; Oelke, Harry (Hrsg.), Das Eisenacher ‚Entjudungsinstitut‘. Kirche und Antisemitismus in der NS-Zeit, Göttingen 2021 [in Vorbereitung].

121 Breitbach, Zeitgeschichte (wie FN 1), S. 16f., FN 72.

122 In der Anmerkung ist versehentlich Erwin Knauß als Autor des Nachrufs auf Euler angegeben, vgl. ebd. Hans Szczech verband nicht nur der OHG, sondern auch das LLG mit Euler, wo beide als Lehrer tätig waren (Szczech von 1954 bis 1974). In der Zeit des Nationalsozialismus gehörte Szczech ab 1934 dem NS-Lehrerbund (NSLB) an, vgl. Haupt- und Personalamt der Stadt Gießen an den Regierungspräsidenten in Gießen, Gießen 15. November 1988; Anfrage des Regierungspräsidenten in Gießen an das Berlin Document Center, Gießen 28. November 1988 (Durchschrift), Stadtarchiv Gießen, 7-26, Nr. 167. Zu Szczechs weiteren (politischen) Aktivitäten und ggf. Mitgliedschaften in der NS-Zeit konnte an dieser Stelle nicht ausführlicher recherchiert werden.

Euler. Im ersten Teil seiner Würdigung referiert Szczech den Lebenslauf des Verstorbenen, wobei er sich für die Zeit von 1933 bis 1945 auf die Aufzählung von Eulers akademischen Stationen sowie die Einberufung zur Wehrmacht beschränkt. Eulers Mitgliedschaften in der SA und der NSDAP bleiben ebenso unerwähnt wie seine ehrenamtliche Betätigung im ‚Entjudungsinstitut‘. Szczech weist indes noch daraufhin, dass „[z]ahlreiche Veröffentlichungen [Eulers] über das Alte Testament und Arbeiten zur Vergleichenden Sprachwissenschaft im Rahmen der Orientalistik“ während des Zweiten Weltkrieges vernichtet worden seien bzw. nicht mehr hätten publiziert werden können.¹²³ Ein prüfender Blick in die noch verfügbaren Schriften aus dieser Zeit wäre gleichwohl möglich gewesen – um den Mindestpreis eines Attributwechsels: Aus dem „ehrenden“ hätte ein „mahnendes Gedenken“ werden müssen. Das wäre ein Anfang von Aufarbeitung gewesen.¹²⁴

123 Szczech, Nachruf (wie FN 6).

124 Ich möchte Frau Christina Neuß, Herrn Johannes Röder (beide Landeskirchenarchiv Eisenach), Herrn Jürgen Dauernheim (Archiv des Landgraf-Ludwig-Gymnasiums) und Herrn Christian Pöpkén (Stadtarchiv Gießen) herzlich für die unkomplizierte Bereitstellung von Akten und ihre hilfreichen Auskünfte danken. Mein ausdrücklicher Dank gilt zudem Herrn Dr. Michael Breitbach, Herrn Dr. Joachim Hendel (Universitätsarchiv Gießen) sowie insbesondere Frau Dr. Eva-Marie Felschow für ihre bemerkenswerte Unterstützung bei den Recherchen zu diesem Beitrag.

Zur erinnerungskulturellen Arbeit des Oberhessischen Geschichtsvereins: Der Fall Friedrich Karl Euler – Nachbemerkung zum vorstehenden Beitrag Weise

MICHAEL BREITBACH

Nachrufe als eine sehr besondere Textsorte bieten für deren Autoren gelegentlich besondere Herausforderungen, wenn sie über Personen zu schreiben haben, die in Umbruchszeiten lebten. Ist es doch für Nachrufe¹ guter Brauch, Verstorbenen Gutes in Dankbarkeit nachzurufen und dabei der Maxime des „de mortuis nil nisi bene“ gerecht zu werden. Einem Verein, der sich der Geschichte und damit auch der Zeitgeschichte widmet,² kann diese Maxime dann Probleme bereiten, wenn es nicht nur um die Anerkennung und den Dank für die ihm erbrachte Mitarbeit des zu Ehrenden geht, sondern diese Person zugleich auch eine solche der Zeitgeschichte ist und sie darum zugleich auch Gegenstand ihrer kritischen Erforschung sein muss oder jedenfalls jederzeit werden kann. Erwachsen daraus dann auch Grenzen des „nisi nil bene“? Etwa, dass der als schuldig empfundene Dank an ein verdientes Mitglied auf dessen Leistungen für den Verein beschränkt werden sollte? Oder, wenn aber die Lebensleistung insgesamt zur Sprache gebracht wird, muss der Nachruf bei allem Wohlwollen gegenüber einer Person dann auch unbedingter Wahrhaftigkeit verpflichtet sein, darf also weder Falsches behaupten oder Nachteiliges vernebeln? Dem ist anhand des auch im vorstehenden Beitrag von Michael Weise zitierten Nachrufs, den der Oberhessische Geschichtsverein auf Karl Friedrich Euler in MOHG 71, 1986, S. XIII ff. aus der Feder von Hans Szczech veröffentlicht hatte, nachzugehen. Auch deshalb, weil der Nachruf Euler nicht nur zum Vorbild wissenschaftlichen Arbeitens erklärte, sondern Euler bereits 1985 auch vom Oberhessischen Geschichtsverein zu seinem Ehrenmitglied wegen dessen – so die Begründung – „Verdienste um die wissenschaftliche Erschließung der heimischen Geschichte“ ernannt worden war;³ darum drängt sich eine solche Reflektion geradezu auf.

Eingangs heißt es im Nachruf, der Geschichtsverein habe einen „Freund und Mitarbeiter verloren, der für *immer* nicht nur *unseres ehrenden Gedenkens*, sondern auch unserer Dankbarkeit gewiß sein darf.“ Und der Nachruf schließt gar mit einem „für die *Nachwelt verpflichtenden ... vielfältige(n) Dank* an den Verstorbenen“. Tatsäch-

1 Nachrufe können sich etwa wie Nekrologe der Würdigung der gesamten Lebensleistung eines Verstorbenen widmen, z.B. wie dies in den Medien häufig erfolgt, sie können sich aber auch aus der spezifischen Perspektive und dem begrenzten Lebensbereich von Organisationen und Einrichtungen darauf zurückziehen, nur die für sie erbrachten Leistungen zu würdigen.

2 S. dazu den Beitrag „Zeitgeschichte aus der Sicht eines historischen Vereins: Die Beiträge des Oberhessischen Geschichtsvereins“, MOHG 92, 2007, S. 3-17.

3 S. Protokollbuch OHG vom 2.3.1970-1.2.1991 S. 164, Protokoll der Jahreshauptversammlung vom 27. April 1985, unter TOP 7.

lich also: „unseres“, also des Vereins, auf „immer ehrenden Gedenkens gewiss sein“? Das Gewiss-Sein ist freilich abhängig davon, was man eben weiß – und bedarf dazu gewissenhafter Anstrengung. Dass der Verein die Analyse zu Eulers Wirken insbesondere im und für das „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das kirchliche Leben“ in den Jahren 1939 bis 1945 nun publiziert und damit einen Beitrag zur heimischen Universitätsgeschichte wie auch der eigenen erinnerungskulturellen Arbeit des Geschichtsvereins leistet, hat nun endgültig die Wissensbasis entscheidend verändert – und zeigt ein Bild Eulers als wissenschaftlich arbeitendem Theologen im Nationalsozialismus, zu dem der Verein auch nicht einfach schweigen kann. Ein Widerspruch zum „immerwährenden ehrenden Gedenken“ bestünde nur dann nicht, wenn sich dieses Gedenken ausschließlich auf die Leistungen für den Verein beschränkt hätte – was wissenschaftliche Kritik an diesen Leistungen für den Verein den Prinzipien der Wissenschaft naturgemäß nie ausschließt. Hier geht es indes darum, dass der Nachruf den akademischen Lebensweg Eulers und seine wissenschaftliche Tätigkeit insgesamt und eben weit über den Vereinsbezug hinaus anspricht – dabei allerdings Wesentliches beiseitelässt und ins Dunkel taucht. Der Nachruf schildert nämlich ausdrücklich gerade wichtige berufliche Stationen bis zum Kriegsende 1945. Er erwähnt den akademischen Qualifikationsweg in den 30er Jahren, der ihn schließlich zur Dozentur an die Gießener Universität geführt hat; dessen Lehrtätigkeit 1939 sei, so der Nachruf, durch die Einberufung an die Westfront unterbrochen worden: dass Euler 1939 auch aktives Mitglied des „Institut(s) zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“, des sog. Entjudungsinstituts in Eisenach geworden war, davon kein einziges Wort im Nachruf – ganz so schweigen von seinen dort im Namen wissenschaftlich-theologischen Arbeits erbrachten publizistischen „Leistungen“. Die „Berufung“ zur Mitarbeit in dieser Einrichtung, die sich als richtungsweisendes Forschungsinstitut für die evangelische Theologie begriffen hatte und die von weit mehr als der Hälfte evangelischer Landeskirchen im deutschen Reich eingerichtet und getragen worden war, darf getrost als wichtiger Karriereschritt Eulers in der Zeit des NS angesehen werden. Ihn unerwähnt zu lassen, schafft eine Leerstelle für das Verständnis der weiteren Bemühungen Eulers, in der akademischen Laufbahn zur Erlangung einer Professur aufzusteigen: Die Tätigkeit in diesem Institut bot Euler nämlich genau dazu das Sprungbrett. Dass dieser Aufstieg scheiterte, lag an kriegsbedingten Umständen. Erstaunlicherweise übergeht der Nachruf zwar den gut belegten und von Weise geschilderten Versuch, aus dem Forschungsinstitut heraus eine Ernennung zum Professor in Gießen zu erhalten: die erhoffte und von der Gießener Universität betriebene Ernennung zum außerplanmäßigen Professor im April 1942. Das Reichswissenschaftsministerium wollte darüber aber erst nach dem Krieg entscheiden, weil zuvor über die Ausgestaltung der deutschen Hochschul-landschaft und über den Bedarf an Fakultäten der evangelischen Theologie insgesamt erst noch entschieden werden müsse; die theologischen Fakultäten hatten nämlich kaum noch Studierende, die Gießener etwa keinen einzigen. Im Nachruf wird für den verhinderten Aufstieg indes ein anderer, bis heute quellenmäßig nicht belegter Karriereschritt angeführt: Euler habe im Jahr 1941 „die Berufung an die

Universität Königsberg auf den Lehrstuhl für Altes Testament“ – und will wohl sagen: erhalten, aber - „niemals (...) wahrnehmen können“. Die Personalakte der Gießener Universität enthält hierzu allerdings keine Information, wie dies bei auswärtigen Berufungen eines ihrer Mitglieder ansonsten üblich ist; eine solche Berufung nach Königsberg wird im Übrigen auch in der bisher vorliegenden Forschungsliteratur zu Euler, soweit bekannt, nicht erwähnt. Als wenig wahrscheinlich mutet diese Schilderung deshalb an, weil das für alle Berufungen reichsweit zuständige Ministerium vermutlich auch schon 1941 den für die evangelische Universitäts-Theologie geltend gemachten Neuordnungsbedarf festgestellt haben dürfte.

Zur Entwicklung nach 1945 heißt es nun weiter im Nachruf, „der Zusammenbruch 1945 beendete auch seine Hochschullaufbahn“. Warum dies geschah, bleibt ebenso unerörtert wie das erwähnte Aussparen der Tätigkeit Eulers am sog. Entjudungsinstitut in Eisenach und dessen Auflösung unmittelbar nach Kriegsende. Wir wissen, dass das Land Hessen die Beschäftigung Eulers im Staatsdienst wegen dieser Tätigkeit beendete. Es war die evangelische Kirche in Hessen und Nassau, die Euler sodann als Pfarrer mit Aufgaben der Klinikseelsorge, also keiner gemeindlichen seelsorgerischen Aufgabe, einstellte und so beruflich immerhin aufging. Eulers berufliche Beschäftigung mit wissenschaftlich-theologischer Arbeit war damit an ein Ende gekommen. Der Abschied von Eulers beruflicher theologischer Arbeit seitdem wird im Nachruf nicht ausdrücklich angesprochen, sondern – wenn man so will – eher umkreist, wenn es heißt: „das Jahr 1949 wurde für seine (Eulers) Beschäftigung mit der Geschichte des heimatlichen Raumes von geradezu *schicksalhafter* und entscheidender Bedeutung.“ Warum der vollständige Abschied von der wissenschaftlichen Theologie? Was war daran das Schicksalhafte? Dazu legt der Nachruf immerhin eine Spur: „Zahlreiche Veröffentlichungen über das Alte Testament und Arbeiten zur Vergleichenden Sprachwissenschaft im Rahmen der Orientalistik waren während des Krieges in Berlin vernichtet worden.“ Hier blitzt kurz das Feld der Beschäftigung, dem die engagierte Arbeit Eulers in Eisenach während und zugunsten der Nazi-Herrschaft galt, auf: das Alte Testament – dass Eulers Arbeit daran dem Ziel verpflichtet war, es zu „entjuden“, wird wiederum beschwiegen. Die Information, dass die Veröffentlichungen dazu in Berlin vernichtet worden seien, ist schlicht falsch und unzutreffend – es wäre ein Leichtes gewesen, mittels eines Besuchs von Bibliotheken auch in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts sich eines Besseren zu vergewissern. Woher diese Information über die Vernichtung stammt, ist bislang nicht geklärt, es liegt aber nahe zu vermuten, dass sie von Euler selbst stammen dürfte. Und so fragt man sich, ob diese Aussage im Nachruf entweder naiv bzw. leichtfertig war, weil der Verfasser des Nachrufs, Lehrer am Landgraf-Ludwigs-Gymnasium in Gießen, gutgläubig auf die Aussagen des ebenfalls mit einem Lehrauftrag am selben Gymnasium betrauten Eulers, und der sich in kunstgeschichtlichen Fragen auch „unseren Rat“, des Verfassers des Nachrufes eingeholt habe, nahezu blind vertraute; oder es möglicherweise nicht ganz absichtslos geschah, etwa weil damit die Botschaft verknüpft gewesen sein könnte, „man kann davon nichts mehr finden, ein Nachbohren ist zwecklos“? Oder soll es nur einen erzählerischen Bogen dazu schaffen, weshalb Euler sein künftiges Interessens- und Forschungsgebiet verlassen und wechseln

musste und so zur heimatlichen Geschichte führen ließ? Wurde der behauptete Verlust aller Arbeiten als ein plausibler Grund für diesen Wechsel ins Feld geführt, weshalb er die Ambitionen, theologisch weiter zu arbeiten und wofür er wissenschaftlich ja als qualifiziert gelten durfte, hatte aufgeben müssen: sollte das also das „Schicksalhafte“ sein, dem Euler ausgeliefert war? Euler lag, so legt es der Nachruf nahe, als ein Mann der Wissenschaft aber daran – so kann der Kontext des Nachrufes gedeutet werden –, auch jenseits eines fehlenden beruflichen Auftrages sich wenigstens in seiner Freizeit weiterhin forschend zu betätigen. An die Stelle des zerstörten Feldes, des Alten Testaments, die Bücher waren ja angeblich vernichtet, blieb so scheinbar nur ein anderes, neues Feld: das wurde dann die „Geschichte des heimatlichen Raums“. Der Verlust aller theologischen Arbeiten erweist sich aber als eine Mär, die Publikationen waren nicht kriegsbedingt vernichtet, Euler hätte, wenn er das gewollt hätte, sehr wohl wissenschaftlich-theologisch weiterarbeiten können, auch in seiner Freizeit. Er wollte dies aber offenbar nicht mehr – die Gründe könnten dafür in folgendem gesehen werden: Euler wusste, dass seine Arbeiten für das sog. Entjudungsinstitut den Grund gebildet hatten, ihm den weiteren Zugang zur Hochschule nach dem Kriegsende zu versperren. Den weiteren Aufenthalt in dem von ihm ja intensiv beackerten theologischen Wissenschaftsfeld galt es, eher zu meiden und Erinnerungen daran zurückzudrängen. Insofern versprach ein Wechsel in ein neues Feld, Aufmerksamkeit und Anerkennung für seine wissenschaftliche Arbeit in der eher unverdächtigen heimatlichen Geschichte zu finden, die sich auch nicht auf die Zeitgeschichte erstrecken musste, und damit ein gütiges Schicksal des Vergessens zu versprechen schienen – etwas, was ihm, wie der Nachruf indiziert, auch offenbar zeit seines Lebens gelungen ist.

Schließlich wird im Nachruf noch eine andere Spur gelegt, die zu Euler als dem in einer Hochschule Lehrenden führt und die nur bis zum Kriegsende 1945 bestanden hatte: hinsichtlich Eulers Arbeiten zur heimatlichen Geschichte wird ausgeführt, Euler habe „die gleiche Sorgfalt und Akribie (walten lassen, sc. M.B.), die er als *Dozent gelernt und geübt* hatte.“ Was Euler als Ertrag und wissenschaftliche Prägung aufgrund seines akademischen Weges im Nationalsozialismus beinahe hymnenhaft zugeschrieben wird, verdient darum, ausführlich zitiert zu werden:

„Nie ließ er sich von Erfolgswünschen leiten, nie erhob er Vermutungen voreilig zu verbindlichen Aussagen, nie gestattete er sich, unkritisch Meinungen zu übernehmen, die er nicht gewissenhaft überprüft hatte oder nicht belegen konnte. Unberührt von der Versuchung zu schreiben, was gerne gelesen wird, ging er bei seinen Forschungen allein den Weg unbestechlicher Wahrhaftigkeit, die nur die Wahrheit erhellen will. Eine Methode, die (sich)⁴ nicht nur in Widerspruch zu bekannten Traditionen setzen mußte, sondern auch denen mißfiel, die Überliefertes übernehmen, statt sich durch erschöpfendes, wenn auch oft mühsames Studium der Quellen auf dem laufenden zu halten.“

Lässt man diese Eloge des Nachrufs auf sich wirken und erinnert sich an das, was Weise über Eulers theologische Arbeit berichtet, mit der er seine Theologie

4 Wort fehlt im Original, M.B.

noch weit über den traditionellen christlichen Anti-Judaismus hinaus mit dem politischen Antisemitismus, der sich im Deutschen Reich zur Auslöschung der jüdischen Bevölkerung ideologisch gesteigert hatte und vorangetrieben worden war, zu versöhnen trachtete, dann stellt sich nur noch verständnisloses Kopfschütteln ein: denn was soll daran ein „Weg unbestechlicher Wahrhaftigkeit, die nur die Wahrheit erhellen sollte“, gewesen sein? Und soll das etwa ein gelungenes Beispiel dafür sein, wofür und wie sich „die Methode“ Eulers „in Widerspruch zu bekannten Traditionen setzen musste“?

Ob der Autor des Nachrufes von dem Wirken Eulers im NS konkrete und detaillierte Kenntnis hatte, wissen wir nicht. Wir wissen auch nicht, können aber wohl eher annehmen, dass Euler ihn auch nicht über seine Arbeit im NS in einer Weise informiert hat, die ihm eine eigenständige Urteilsbildung auf einer Wissensbasis geboten hat, der eine historischer Wahrheit verpflichtete Schilderung Eulers zugrunde lag. Das alles macht es jedenfalls heute erforderlich, dem Publikum, dem sich der Oberhessische Geschichtsverein verpflichtet weiß, über das inzwischen bekannt gewordene Wirken von Euler als Theologe im NS zu berichten. Jede Leserin, jeder Leser bleibt aufgefordert und ihr bzw. ihm ist es zu überlassen, sich darüber ein eigenständiges Urteil zu bilden. Als Verantwortlicher für den Oberhessischen Geschichtsverein kommt man um die Feststellung nicht herum: das ehrende Andenken an Euler ist in starkem Maße zu relativieren, ohne den Dank für seine Mitarbeit an der Erforschung der heimatlichen Geschichte⁵ zurückzunehmen.

Was den Nachruf charakterisiert, ist nun zu resümieren: der Nachruf greift weit über die Arbeiten und Erfahrungen des Vereins mit Eulers Beiträgen zur heimatlichen Geschichte über das Vereinsgeschehen hinaus, er thematisiert und bringt dabei einen Lebensabschnitt Eulers ins Spiel, ohne dessen Wirken im Nationalsozialismus konkret, verständlich und nachvollziehbar für einen Leser beschrieben zu haben: Entscheidende *Leerstellen*, wie die zentral wichtige Tätigkeit Eulers am sog. Entjudungsinstitut samt seiner dort publizierten Schriften, *falsche Behauptungen* wie die angebliche Vernichtung des theologischen Schrifttums, die *Auslassung*, was die Gründe für das Ausscheiden aus der staatlichen Hochschullandschaft nach 1945 waren, das *Raunen vom Schicksalhaften* aus Anlass der Zuwendung Eulers zum neuen Forschungsfeld der lokalhistorischen Forschung – daraus wuchs kein einem Nachruf zustehendes diplomatisches „de mortuis nil nisi bene“, sondern eine Vernebelung der Wahrnehmungssinne; diese gezielen weder einem gelingenden Nachruf noch sind sie einem auf die Erforschung auch der Zeitgeschichte angelegten Geschichtsverein angemessen.

5 Von Euler wurden in den MOHG folgende Arbeiten zur lokalen Geschichte publiziert: „Todesdatum, Sterbeort und Grabstätte der Gräfin Clementia“ MOHG 59, 1974, 167-179; „Neue Studien zur Stiftung der Kirche auf dem Schiffenberg“ MOHG 62, 1977, 41-56; „Hartmann von Homberg, Propst auf dem Schiffenberg“ MOHG 63, 1978 17-20; „Ein unbeachteter Propst und ein unbeachtetes Siegel des Schiffenbergs“ MOHG 68, 1983, 127-138; „Die politische Bedeutung der Weihe der Schiffenberger Kirche (1129)“ MOHG 64, 1979, 9-48; „Das Hospital zum ‚Hl. Geist und St. Elisabeth‘ zu Gießen“ MOHG 73, 1988, 1-52; „Die Geschichte des Gießener Aussätzigen-Hospitals“ MOHG 73, 1988, 53-62.

II. Miszellen

Zur Erbauung der Fachwerkkirche in Climbach 1783

SIEGFRIED BECKER

Keineswegs alles, was in den oberhessischen Dörfern an Bemerkenswertem geschah¹ und in der materiellen Kultur manifest wurde, im kollektiven Gedächtnis oder in der archivalischen Überlieferung erhalten blieb, lässt sich mit gleichzeitigen Ereignissen der großen Weltgeschichte in Beziehung setzen. Doch wenn dies zutrifft, sollte es auch in Erinnerung gerufen und erklärt werden. Der Bau einer kleinen Fachwerkkirche in Climbach 1783 ist ein solches Beispiel, auch wenn die Umstände ihrer Errichtung bisher nicht in den Kontext des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges (1775-1783) gestellt wurden, eines Krieges, der mit der Rekrutierung von Soldaten für die hessischen Subsidentruppen,² mit den gefallenen und mit den zurückgekehrten Familienangehörigen Auswirkungen auf die Sozial- und Kulturgeschichte hatte. Der Sold ihres Militärdienstes konnte investiert werden, es wurden aber mit einer Reflexion des Amerikabildes,³ des Andersseins⁴ und der Begriffe von Unabhängigkeit und Freiheit auch Vorstellungen mitgebracht, die weit in die nächsten Generationen wirken sollten.

Die kleine Kirche in Climbach ist die jüngste unter den sechs Fachwerkkirchen im alten Kreis Gießen.⁵ Neben den zahlreichen bedeutenden Fachwerkkirchen in Oberhessen,⁶ die den besonderen Stellenwert Hessens in der Geschichte des europäischen Fachwerkkirchenbaus aufzeigen,⁷ ist sie daher meist nur beiläufig ge-

-
- 1 Ich nehme damit den Begriff der *Notabilia* auf, mit dem in den Kirchenbüchern meist das Festhalten des Bemerkenswerten rubriziert wurde; vgl. etwa Holger Th. Gräf (Hrsg.): Das „renovirte“ Kirchenbuch von Zimmersrode, Gilsa und Dorheim aus dem Jahre 1663. Eine außergewöhnliche Quelle zur Dorfgeschichte im Dreißigjährigen Krieg. Kommentar und Edition. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 46, 11) Marburg 2010.
 - 2 Zum Forschungsstand vgl. Holger Th. Gräf, Andreas Hedwig, Annegret Wenz-Haubfleisch (Hrsg.): Die „Hessians“ im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1776-1783). Neue Quellen, neue Medien, neue Forschungen. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 80) Marburg 2014.
 - 3 Zu den Erwartungen an die Neue Welt vgl. Inge Auerbach: Die hessischen Soldaten und ihr Bild von Amerika 1776. In: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 35, 1985, S. 137-158.
 - 4 Lena Haunert: Einsatz in der Fremde? Das Amerikabild der deutschen Subsidentruppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 168) Darmstadt und Marburg 2014.
 - 5 Peter Weyrauch: Die Kirchen des Altkreises Gießen. Gießen 1979.
 - 6 Zu den herausragenden Kirchen Büßfeld, Dirlammen, Sellnrod und Breungeshain vgl. Ernst-Otto Hofmann: Fachwerkkirchen des Zimmermeisters Hans Georg Haubbruch. Vier Beispiele aus dem Vogelsbergkreis. In: Hessische Heimat 24, 1974, S. 3-11.
 - 7 Fachwerkkirchen in Hessen, hrsg. vom Förderkreis Alte Kirchen. (Die Blauen Bücher) Königstein im Taunus 4. Aufl. 1987.

würdigt worden.⁸ Sie ist jedoch ein gutes Beispiel dafür, dass kleine, arme Gemeinden in der alten Zeit oft auf Kollekten oder Zuwendungen (an Geld oder Bauholz) aus anderen Orten angewiesen waren, um Kirchenbauten finanzieren zu können.⁹



*Abb. 1: Allendorf/Lumda-Climbach, Giebelseite der Fachwerkkirche von 1783
(Fotos: Katharina Müller 2020).*

Nach der Restaurierung 1983 hat Helmut Nachtigall über die Ergebnisse der bauhistorischen Untersuchung berichtet.¹⁰ In der Festschrift von Climbach 1987 teilte Peter Weyrauch die Bauinschrift mit und berichtete kurz über den Anlass ihrer Erbauung, „einer der Herren von Nordeck zur Rabenau“ habe sie „im Gedenken

8 In den Dehio ist sie erst mit der Neuausgabe 2008 aufgenommen worden – Georg Dehio: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Hessen I, Regierungsbezirke Gießen und Kassel, bearb. von Folkhard Cremer, Tobias Michael Wolf u.a., München/Berlin 2008, S. 152.

9 Vgl. etwa Gerald Bamberger: Der Neubau der Kapelle in Silberg im Jahre 1712. In: Hinterländer Geschichtsblätter 82, 2003, S. 84-86.

10 Helmut Nachtigall: Die Fachwerkkirche in Climbach. Anmerkungen zum Gefüge und zur Restaurierung. In: Heimat im Bild 1987, H. 26.

an seinen gerade verstorbenen Sohn“ gestiftet.¹¹ In seinem Buch über die Kirchen im Altkreis Gießen hatte er noch etwas ausführlicher angegeben, dass 200 Gulden für die Kirche gestiftet worden seien, und angenommen, „daß diese Stiftung das wesentliche Kapital zum Bau der Kirche darstellte“.¹²



Abb. 2: Westseite der Kirche in Climbach.

Im Dehio ist diese Deutung sogar absolut gesetzt: „Zu Ehren des in Amerika gestorbenen Kapitäns Karl von Nordeck zu [sic!] Rabenau von dessen Vater gestiftet.“¹³ Wenig mehr ist aus der neuen Denkmaltopographie zu erfahren, in der angegeben ist, es habe „G.L.V. von Nordeck zur Rabenau zum Gedächtnis an seinen in Amerika gestorbenen Sohn, Kapitän Karl von Nordeck zur Rabenau, 200

11 Peter Weyrauch: Die Filial-Kirche in Climbach. In: Erwin Keil: Climbach. Geschichte eines kleinen Dorfes. [Allendorf/Lumda] 1987, S. 26-31.

12 Weyrauch, Kirchen (wie Anm. 5), S. 38.

13 Dehio, Handbuch (wie Anm. 8), S. 152.

Gulden zum Bau der Kirche in Climbach“ gestiftet.¹⁴ Nicht nur, um dem Missverständnis vorzubeugen, Karl von Nordeck zur Rabenau sei als Schiffskapitän auf Handelsfahrt in Amerika gewesen und dort verstorben, sondern auch, um die bauzeitlich angedachte Bedeutung der Kirche als Erinnerungsort in den richtigen Kontext zu rücken, sei etwas mehr über die Personen und Umstände der Stiftung von 1783 mitgeteilt.



Abb. 3: Ebsdorfergrund-Roßberg, Fachwerkkirche von 1753.

Die Bauinschrift im Portal der Kirche ist heute in weißer Farbe hervorgehoben; darin ist auch der Zimmermann genannt: *Groser und erhabener Gott zur Ehre und Verherrlichung deines allerheiligsten Namens ist diese Kirche unter der Aufsicht des Herrn Hauptmann Karl von Nordecken zur Rabenau und hiesiger kleinen Gemeinde erbaut und durch Ludwig Müller aus Londorf gezimert worden 1783.* Nicht nur im Gefüge und in ihren Maßen erinnert die kleine Kirche an die beiden Fachwerkkirchen in Roßberg

¹⁴ Karlheinz Lang, Reinhold Schneider, Martina Weißenmayer: Kulturdenkmäler in Hessen, hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege Hessen. Landkreis Gießen, Band III. Wiesbaden 2010, S. 60.

(1753) und Wermertshausen (1755), auch die Gestaltung des Portals ist an die Wermertshäuser Kirche angelehnt.¹⁵



Abb. 4: Portal der Kirche in Climbach.

Ludwig Müller, *Gemeinds- und Zimmermann dahier in Londorf*, starb 1817 im Alter von 75 Jahren,¹⁶ kann also diese beiden Kirchen nicht errichtet haben. Geboren 1742 als unehelicher Sohn der Anna Maria, Reinhard Müllers Tochter von Londorf,¹⁷ war er zur Zeit der Erbauung der beiden älteren Kirchen erst 11 bzw. 13 Jahre alt. Ob er sie bereits während seiner Lehrzeit, die 1756 begonnen haben dürfte, in der Fertigstellung erlebte oder erst später, vielleicht sogar erst aus Anlass des Kirchenbaus in Climbach aufgemessen hat, ist noch nicht geklärt; immerhin hatten die alteingesessenen Londorfer Familien Müller und Pfeiff¹⁸ im 18. Jahrhundert familiäre Beziehungen nach Roßberg.¹⁹

15 Siegfried Becker: Zimmerleuten auf der Spur. Die Fachwerkkirchen in Roßberg und Wermertshausen. In: Jahrbuch 2022 Landkreis Marburg-Biedenkopf. Wetzlar 2021 (in Vorbereitung).

16 KB Londorf 1808-1828, Beerdigungsregister 1817-09-05.

17 KB Londorf 1734-1786, Taufregister 1742-04-26.

18 Zu den alten Londorfer Familien siehe Walter Pfnorr: Die Londorfer Einwohner. Die Familien vom 16. Jahrhundert bis zum 1. Weltkrieg. In: Erwin Knauß (Bearb.): Das 1200jährige Londorf und die Rabenau. Ein Heimatbuch. Londorf 1958, S. 91-112, hier S. 102 f. und 104.

19 Siehe etwa KB Londorf 1673-1734, Taufregister 1719-05-14: Gotthard, Sohn des Johannes Möller und dessen Ehefrau Anna Elisabeth; Gevatter war Gotthard Pfeiff von Roßberg. Gotthard Müller starb 1794 in Londorf (KB Londorf 1786-1807, Beerdigungsregister 1794-06-20).



Abb. 5: Ebsdorfergrund-Wermertshausen, Portal der Fachwerkkirche von 1755

Der in Amerika gestorbene (und dort begrabene) Sohn, zu dessen Gedenken die 200 Gulden gestiftet worden sind, muss mit den hessischen Truppen am Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg teilgenommen haben. Im LAGIS-Modul HETRINA, in dem die Quellen der hessischen Staatsarchive ausgewertet sind,²⁰ ist er nachgewiesen:

Karl Friedrich von Nordeck zur Rabenau, gestorben im November 1782,²¹ war 1775 zunächst Fähnrich im Regiment von Ditzfurth, wurde 1776 zum Sekondeleutnant, 1780 zum Premierleutnant und 1781 zum Stabskapitän befördert.²² Sein Geburtsjahr ist (errechnet) angegeben mit „ca. 1753“. Wir finden ihn im Kirchenbuch Londorf mit dem Taufeintrag am 10. Februar 1754, getauft auf den Namen Victor Carl Friedrich Wilhelm.²³ Sein Vater war Georg Philipp von Nordeck zur Rabenau in Odenhausen/Lumda, also auf dem Gutshof (heute Appenborner Weg

²⁰ <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/index/sn/hetrina>; vgl. Stefan Aumann: Fortschreitende Annäherungen. Ein Quellenbestand und seine Aufbereitung für die Forschung. In: Gräff/Hedwig/Wenz-Haubfleisch, Die „Hessians“ (wie Anm. 2), S. 113-128; Stefan Giersch: Die HETRINA-Datenbank und ihr Nutzen für die militärgeschichtliche Forschung. In: ebd., S. 129-142.

²¹ HStAM 15 Truppenteile, Garnisonen, Festungen, Nr. 257 Monatliche Listen des Füsilierregiments Ditzfurth, 1783 (Jan.-Juli).

²² HStAM 10a Anciennitätslisten, Nr. 69 Haupt- und Spezialanciennitätslisten des ganzen Armeekorps mit Herkunfts- und Laufbahndaten und historischen Notizen 1778-1789. Es müsste daher in der Literatur und auf Infotafeln korrekt heißen: Stabskapitän, um den militärischen Rang (und nicht das nautische Patent) deutlich zu machen.

²³ KB Londorf 1734-1786, Taufregister 1754-02-10.

11-13) mit seinem imposanten dreigeschossigen Herrenhaus aus dem 17. Jahrhundert.²⁴

Die Zustiftung von 200 Gulden war gewiss beträchtlich, aber sie muss relativiert werden, zumal der Bericht von Weyrauch und die Kurzbeschreibung in der Denkmaltopographie, aber auch die Bauinschrift, die ja die Bauaufsicht durch Hauptmann Karl von Nordeck zur Rabenau²⁵ ausdrücklich erwähnt, darin eine wesentliche Finanzierung des Kirchenbaus nahelegen. Dass gar die Kirche allein mit dieser Stiftung errichtet wurde oder, wie es der Dehio meldet, die Kirche zu Ehren Karl Friedrichs von Nordeck zur Rabenau gestiftet worden sei, muss sogar revidiert werden.²⁶ Aus zeitgenössischen Quellen sind die Baukosten vergleichbarer Fachwerkbauten bereits mitgeteilt, so für das 1799 errichtete Schulhaus in Dreihäusen.²⁷ Hier betrugen die Kosten für den Zimmermann 260 fl. zuzüglich der Nebenkosten für die Waldarbeit in Höhe von 43 fl.; mit den Kosten für Maurer-, Schreiner-, Schlosser-, Schmiede-, Glaserarbeit, für den Ziegelbrenner, für Nägel, Stroh (zum Gefachlehm), Kalk, Dielen, Herbergskosten für die auswärtigen Handwerker, Bauaufsicht, Nebenkosten und Trankgeld für die Baubehe (immerhin 30fl!) betrug die Summe 815 fl., 7 alb. und 4 hlr.. Auch die Kosten für den Bau der Fachwerkkirche in Allna (Kreis Marburg-Biedenkopf) 1783 in Höhe von 710 fl. 24 alb. 2 ½ hlr. sind publiziert, wobei zu bemerken ist, dass das Bauholz aus dem Gemeindewald genommen wurde und daher in der Baurechnung nicht

24 Vgl. Lang/Schneider/Weißmayer, Kulturdenkmäler (wie Anm. 14), Bd. II, S. 497 f.; nach Erlöschen der Linie von Nordeck genannt Braun waren die von Nordeck zur Rabenau 1554 in die Erbrechte eingetreten und hatten das Burggut in Odenhausen übernommen, vgl. Walter Pfnor: Der Londorfer Dorfadel. Die Freiherren von Nordeck zur Rabenau. In: Knauß, Das 1200jährige Londorf (wie Anm. 18), S. 81-83; Friedrich Wilhelm Kraus: Die Herren v. Nordeck gen. Braun zu Odenhausen. In: ebd., S. 85-86. Dieter Wunder: Der oberhessische Adel in der Frühen Neuzeit. In: MOHG 104, 2019, S. 135-172, geht leider auf die von Nordeck nur cursorisch ein, zeigt aber die Beziehungen der Adelsgeschlechter in den Grenzlandschaften in beide hessische Territorien nach 1648 auf.

25 Hier wäre zunächst an einen älteren Bruder des Verstorbenen zu denken. Der in Frage kommende Carl Friedrich Wilhelm (KB Londorf 1734-1786, Taufregister 1750-03-03) starb jedoch als Kleinkind an den Blattern (ebd., Beerdigungsregister 1751-04-13). In einem fürs Konsistorium gefertigten Protokoll ist schon am 30. Oktober 1780 der Hauptmann Carl von Nordeck zur Rabenau *in der Mittelburg* zu Londorf als Bausachverständiger für die Bauaufsicht vorgeschlagen. Seine Erwähnung in der Bauinschrift steht also in keinem Zusammenhang mit der Odenhäuser Stiftung.

26 Eine sehr knappe Kurzfassung des vorliegenden Beitrags, die ich vorab für die Mitteilungsblätter von Allendorf/Lumda und Rabenau entworfen hatte, ist vom Vorsitzenden des Arbeitskreises Heimatgeschichte auch an die Presse gegeben worden; Herrn Werner Heibertshausen danke ich auch sonst für manche Hilfestellung. Der Gießener Anzeiger berichtete am 25.09.2020 unter der bezeichnenden Überschrift „Baukosten: 200 Gulden“; die Intention der differenzierenden Betrachtung ist also von der Redaktion nicht verstanden worden.

27 Alfred Höck: Bau und Kosten eines dörflichen Fachwerkhauses in Hessen, 1799. In: Hessische Blätter für Volkskunde 55, 1964, S. 165-180.

aufscheint.²⁸ Schon hieraus ist zu ersehen, dass die Stiftung für den Kirchenbau in Climbach nur einen kleineren Teil der Baukosten abgedeckt haben dürfte.

Die Bauakte zum Kirchenbau 1783 ist im Pfarrarchiv Londorf erhalten.²⁹ In seiner *Specification von der Gemeinde Klimbach, wegen ihrer Neue erbaute Kirche* berechnete der Zimmermeister Ludwig Müller eine Summe von 1095 fl. 24 alb., die er aufgliederte in die Kosten des Holzes (250 fl.), in Arbeitslohn *von den beyden Zimmermeister* (400 fl. 24 alb.), Kosten für Handwerks- und Schlosserarbeit (125 fl.), an *Kalck und farb zu der Kirche* (80 fl.), Schiefer und Nägel (65 fl.), Ziegel fürs Dach (45 fl. 15 alb.), Dielen und Latten (49 fl. 15 alb.), Lohn des Steindeckers (55 fl.), für *Kreutz und Knöpff auf das Dach* (25 fl.). Weitere *Specificationen* liegen vor wie der schon *Gießen 4ten Xbr. [Decembris] 1781* datierte Anschlag über die Glaserarbeit (*für 6 Stück fenster zu verfertigen ein Stück hat 9 1/2 fuß hoch und 4 fuß breit, betragen mit Lohrer sechseckichten Scheiben zusammen 94 fl. 6 alb.*).³⁰ Der Weißbinder Johannes Rein berechnete *von wegen der Climbacher Kirche zu illumenieren* 84 fl., an einzelnen Posten: fürs Schindeln³¹ der Balken und der Decke 15 fl., für 8000 Decknägel 6 fl., fürs *dinchen* [Tünchen] *inwendig und weiß zu machen und zu illumeniern* 25 fl., fürs Einfassen 8 fl., für *auswendig zu dinchen* [tünchen] *und zu weißen, die Balcken blau zu ferben und ein zu fassen* 30 fl.. Die *MännerBühne* zu bohlen und zu verkleiden, die *Weibsstände*, den Pfarrstuhl, das Gestühl für die Kirchsenioren und den Stand vor dem Altar zu machen, berechnete Zimmermeister Ludwig Müller 80 fl. Arbeitslohn und 30 fl. für die Dielen zu dieser Schreinerarbeit. Auch die Maurerarbeit für die niedrige Grundmauer ist veranschlagt mit 135 fl. 15 alb., darin fürs Steinbrechen *auf der Climbacher Heide* 10 fl., fürs Graben der Fundamente 8 fl. 15 alb., fürs Mauern und die Ecken mit gehauenen Steinen zu setzen 55 fl., fürs Ausfachen (*alle Gefach zu kleiben und zu stiecken*) 30 fl., den Altar und das Pflaster mit gehauenen Platten zu machen 32 fl.. Das Dach war also schon bauzeitlich mit Ziegelsteinen gedeckt, die veranschlagten Schiefersteine waren fürs Giebelfeld und den Dachreiter bestimmt, vielleicht noch für die Wetterseite; doch ist ja auch aufgeführt, dass auswendig *die Balcken blau zu ferben und ein zu fassen* waren. Die Kirche ist also nicht, wie von Wey-

28 Gerald Bamberger: Planung und Bau einer Dorfkirche in Hessen-Kassel. Dargestellt am Beispiel von Allna (1780-1785). In: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 111, 2007, S. 161-202; ders.: Die Kapelle von Allna. In: Die Zeit in Allna 807-2010. Beiträge zur Ortsgeschichte. (Historische Schriften der Gemeinde Weimar/Lahn 2) Weimar (Lahn) 2010, S. 23-84.

29 Herrn Pfarrer Frank Leissler danke ich herzlich für Genehmigung und gastfreundliche Gewährung der Einsichtnahme.

30 Die Scheiben sollten, wie Fillmann im Anschlag vorgesehen hatte, wohl aus Lohr am Main bezogen werden, wo mit der im 18. Jahrhundert bestehenden Spiegelmanufaktur Glasgewerbe ansässig war; vgl. Werner Loibl: Die kurmainzische Spiegelmanufaktur Lohr am Main (1698-1806) und die Nachfolgebetriebe im Spessart. 3 Bände, Aschaffenburg 2012. Weyrauch erwähnte, dass im Dachraum der Kirche die alten Fensterrahmen mit Sechseck-Bleiverglasung gefunden worden seien, „die sicher noch aus dem Jahre 1783 stammen“.

31 Schindeln bezeichnete das Befestigen von Haselgerten oder Weidenruten mit Decknägeln, die dann mit Putz (Haarspeise) überzogen wurden; vgl. Bamberger, Die Kapelle von Allna (wie Anm. 28), S. 44.

rauch vermutet und in der Denkmaltopographie angegeben, schon zur Bauzeit verputzt gewesen.

Auffällig ist besonders der hohe Arbeitslohn von 400 fl. 24 alb., der für die *beyden Zimmermeister* berechnet wurde. Da in der Bauinschrift nur der Zimmermeister Ludwig Müller genannt ist, muss diese Bemerkung in der Kostenaufstellung irritieren. Sie erklärt sich aus dem Umstand, dass mit dem Bau zunächst der Zimmermeister Johann Conrad Fillmann aus Gießen beauftragt war, der den Bau 1781 veranschlagt, das Balkengerüst und das Dachwerk 1782 auch schon aufgeschlagen hatte. In einem Bericht vom 15. Januar 1783 wird Klage darüber geführt, dass *die kaum aus 30 Mann bestehende Gemeinde, deren meiste Glieder ohne hin schon bekandlich sehr arm seyen, bey den berichteten contrahierte Schulden, durch den angefangenen, obgleich längst gewünschten Kirchenbau um so mehr durch den große Schaden, in welche sie der ZimmerMeister Fellman, durch seine trügliche Arbeit gesetzt, abermahlen in eine solche SchuldenLast gefallen, daß sie, wenn ihnen Gott nicht durch andere Auswege helfe, den angefangenen Kirchenbau doch unvollendet liegen lassen müsten.* Der schwerwiegende Vorwurf, *trügliche Arbeit* ausgeführt zu haben, lässt die Aufregung in der Gemeinde ahnen, die im Verlauf der Bauarbeiten entstanden war und von der Sorge um die wachsende Schuldenlast befördert wurde. Was war geschehen?

In der abschließenden Aufstellung der für den Kirchenbau verausgabten Gelder vom 29. Oktober 1787 erläutert die Gemeinde den Vorfall, der einen nahezu vollständigen Neubau erforderlich machte. Der *Zimmermeister Völlmann von Gießen, so den KirchenBau zum erstenmal verfertiget*, hatte dafür bereits 232 fl. erhalten. *Da aber dießer Bau aufgerichtet gewesen, ihn der große Gott mit einem Sturmwitter beimgesucht, und den Oberbau von der Kirch heruntergeschlagen, wodurch das mehrerste Holzwerk entzwey gegangen, wurden wir genöthiget diesen ganzen Bau wieder abzubreichen, und etwas kleiner errichten lassen, wozu wir zu dem Zimmermeister Ludwig Müller von Londorf genommen und solchem abermahlen Lohn gegeben.* Das Gerüst hatte also vollständig abgetragen werden müssen, und die Balken konnten auch nur zum Teil wiederverwendet werden, da die meisten *entzwey gegangen* waren. Da Müller den Neubau auch kleiner dimensionierte, darf die heute noch stehende Kirche als sein originäres Werk angesehen werden, mit dem er sich offenbar an der Kirche in Roßberg orientiert hat. An weiteren Handwerkern waren am Bau beteiligt: der Steindecker Johann Georg Eyer aus Grünberg, Maurermeister Reitz aus Hattenrod, Schreinermeister Johann Friedrich Schomber aus Kesselbach, Weißbinder Johannes Rein aus Treis an der Lumda, Glaser Weller, Schlosser Johannes Stein aus Beuern sowie die Glockengießerei in Gießen, die ein *ganx kleines Glöckgen* von 130 lb. für die Kirche herstellte, wofür 106 fl. bezahlt werden mussten.

Damit waren die Baukosten erheblich angewachsen, der Vergleich mit den Kosten des Schulhauses in Dreihausen und der Kirche in Allna zeigt die enorme Belastung, die sich die Gemeinde aufgebürdet hatte. In der bereits erwähnten, am 29. Oktober 1787 durch den Gerichtsschöffen Johann Peter Magel, den Bürgermeister Ludwig Petter und den Vorsteher Johannes Henrich Römer abgezeichneten abschließenden Kostenaufstellung werden 1509 fl. 13 alb. und 4 hr. aufgeführt, und hier ist nun klar ersichtlich, dass die Stiftung von 200 fl. keineswegs ausreichte, um den Kirchenbau zu bestreiten. Die Gemeinde hatte sich 1780 ge-

wünscht, *eine gewisse Capelle oder TodenKirche vor sich erbauen* zu können, weil die alten Leute dann nicht mehr zwei Stunden Weg *hin und her* zur Kirche in Londorf auf sich nehmen müssten und auch eine Besserstellung des Schuldieners darin gesehen wurde (dem sie fürs Halten der Mittagsbetstunde *eine halbe hiesige Meste Korn zu geben versprochen hätten*), aber auch, um die *Ungemachlichkeit* zu beheben, *welche bey Begräbnissen und Leichen* bestünde, wenn übles Wetter oder Kälte im Winter herrschte. Dieser Wunsch schien am 12. August 1780 noch finanzierbar: *ein solcher Bau würde freylich vielleicht nicht über 400 fl. kommen*. Sechs Jahre später hatten sich die Ausgaben fast vervierfacht.

Zur Finanzierung der Baukosten war bereits 1780 um eine Kollekte ersucht worden, die auch bewilligt wurde, doch sie war an Auflagen gebunden, und das Konsistorium in Gießen sah sich im November 1783 veranlasst zu erinnern, [n]achdem Ser[enissi]mi Nostri Hochfürstl. Durchlaucht der Gemeinde Climbach zur Vollendung ihres angefangenen Capellen-Baues eine Becken-Collecte extra ordinem und zwar nur in dem Oberfürstenthum, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung gnädigst verwilliget haben, daß sie ihr Hirtenhauß zur Wohnung des Schul-Dieners ohne Verzug aptiren – und nothdürftig repariren, auch solches demselben pro futuro ohn entgeldlich einräumen laßen; so solle die Gemeinde nun angewiesen werden, diese Bedingung *ohnverlängt in Erfüllung zu bringen*, auch, damit alsdenn die Collecte erhoben werde, davon *zu berichten*. In die Kalkulation waren auch Spenden der Gemeindemitglieder eingeplant, die sich bereit erklärt hatten, nach ihrem Vermögen über 6 Jahre hinweg jährlich einen bestimmten Betrag aufzubringen, so dass davon 212 fl. Einnahmen veranschlagt werden konnten. Mehrere Bittschreiben an den Landgrafen, an die Herren von Nordeck zur Rabenau, an Hofrat Usener in Lich, an den Oberförster Lauterbach im Kloster Arnsburg, an den Stadtrat in Lich und an die Herren von Riedesel sind in Abschriften vorhanden. Oberförster Johann Heinrich Lauterbach antwortete im Dezember 1780, er erlaube, der Gemeinde Climbach *einen Eichbaum an zu weisen*; Hofrat Franz Adolf Usener aber schrieb, er habe keine Eichen, könne jedoch eine große oder zwei kleine Buchen bereitstellen (die immerhin für die Innenausstattung verwendbar waren). Die angrenzenden Gemeinden schenkten Bauholz; dennoch musste für 388 fl. 15 alb. Bauholz angekauft werden. Dabei ist als Folge der Holznot am Ende des 18. Jahrhunderts offenbar auch Nadelholz verbaut worden. In der Denkmaltopographie ist angegeben, das Gefüge bestünde aus schlanken Fichtenhölzern, was auf Weyrauch zurückgehen dürfte, der 1979 schrieb: „Dünne Balken aus Fichtenholz bilden das Gerüst des Fachwerkhauses, das nie offen sichtbar war.“³² Er bezog sich damit auf die notwendige Sanierung des nordöstlichen Eckstiels, der 1964 ersetzt werden musste. In seinem Beitrag 1987, also nach der Restaurierung 1981 bis 1983, hat er jedoch mitgeteilt, bei der Freilegung 1981 sei festgestellt worden, dass die übrige Konstruktion aus Eichenholz bestünde.³³ Das deckt sich mit den Angaben in der Bauakte, in der mehrfach das Bestreben erkennbar ist, Eichenholz für den Bau zu erhalten. So sind auch 84 fl. 6 alb. Hauerlohn

32 Weyrauch, Kirchen (wie Anm. 5), S. 39. Die These des schon bauzeitlich verputzten Gefüges ist ja oben bereits widerlegt worden.

33 Weyrauch, Filial-Kirche (wie Anm. 11), S. 28.

verbucht für das Eichenwerk zu diesem Kirchenbau. Auch für das Gestühl sind Eichen- und Tannendielen für 65 fl. verbucht.

Die bisherige Darstellung in der Literatur bedarf also zweierlei Korrektur: Nicht die Kirche ist gestiftet worden, sie musste vielmehr mit einer enorm hohen Schuldenlast und erheblichem Aufwand an Bittschreiben von der Gemeinde finanziert werden, die sich damit einen lange gehegten Wunsch erfüllte. Die Zustiftung der 200 fl. war ganz sicher eine willkommene Linderung dieser Schuldenlast, kompensierte aber nicht einmal zur Hälfte den Arbeitslohn der beiden Zimmerleute, geschweige denn die weiteren Lohn- und Materialkosten. Das „wesentliche Kapital zum Bau der Kirche“ war sie nicht. Damit soll die großzügige Unterstützung nicht abgewertet werden, die mit dieser Zuwendung an die Gemeinde verbunden war. Aber diese Zuwendung muss in den richtigen Kontext gestellt werden: Sie diente nicht nur dem Bau einer Kirche, sondern galt auch der Erinnerung.

Karl Friedrich von Nordeck zur Rabenau ist in Amerika gestorben. Und er ist im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gestorben. Damit ist die Kirche, deren Erbauung mit einer beträchtlichen Zustiftung zu seinem Gedächtnis ermöglicht wurde, gewiss ein Denkmal „aus geschichtlichen und künstlerischen Gründen“, ³⁴ sie ist aber mit diesem Zuschuss zu den Baukosten auch ein Denkmal zur Erinnerung an ein im Krieg gebliebenes Familienmitglied des Stifters, ein Denkmal, das damit implizit an einen Krieg erinnert. Es zeigt die in der alten Zeit noch übliche, freilich mit dem Gestus der Patronage verbundene soziale Zweckbindung. ³⁵ Paternalismus als strukturelles Prinzip der ständischen Gesellschaft beruhte auf der Interaktion in Patron-Klientel-Beziehungen, setzte ein ständiges Aushandeln der wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnisse voraus. Wenn sich in dieser Zustiftung zu einem Kirchenbau auch die alten paternalistischen Muster des Kirchenpatronats und der Nutzung von Kirchenräumen für Memoria und Memorialbilder spiegeln, so zeigt die Unterstützung für die *Hintersassen und resp. Gemeindsleute zu Glimbach Londorffer Grundes* in einer erheblichen Notsituation doch soziales Engagement, auf das sich auratische Legitimation von Herrschaft stützte.

Mit den sogenannten Befreiungskriegen kamen die Kriegertafeln in den Kirchen auf, ³⁶ in denen Kriege und die Erinnerung an Teilnehmer und Gefallene

34 In der Denkmaltopographie wird in drei Kategorien klassifiziert: aus geschichtlichen, künstlerischen und städtebaulichen Gründen; sicherlich ist die Zustiftung mit den „geschichtlichen Gründen“ abgedeckt. Doch diese Zuordnung greift zu kurz, wenn das Erinnern an Krieg in der Denkmalbeschreibung nicht abgebildet wird.

35 Dazu würde ich auch ein Monument rechnen wollen, das explizit nicht zum Erinnern an Krieg, sondern zum Erinnern an den Frieden errichtet wurde: der „Friedensstein“ am Brücker Wirtshaus bei Amöneburg; vgl. Siegfried Becker: Krieg und Frieden. Lokale Dimensionen einer europäischen Krise. Festvortrag. In: Festschrift zur Jubiläumsfeier 250 Jahre Friedensschluss im Brücker Wirtshaus. Amöneburg 2012, S. 5-10; Kurzfassung unter dem Titel: 250 Jahre Friedensschluss im Brücker Wirtshaus. Lokale Dimensionen einer europäischen Krise. In: Jahrbuch Landkreis Marburg-Biedenkopf 2013, S. 193-201.

36 In Kurhessen verfügte das Kriegskollegium in Kassel am 21. Februar 1814, dass alle ausgehobenen Rekruten auf hölzernen und mit weißem Papier überzogenen Tafeln zu erfassen seien, die in den Kirchen feierlich aufgehängt werden sollten. Ein Konsistorialausschreiben vom 5. März 1814 traf dann weitergehende Bestimmungen: die Ortsvorgesetzten sollten

wachgehalten und für neue Kriege instrumentalisiert werden konnten. Sie eröffneten und begleiteten damit den Nationalismus des 19. Jahrhunderts – bis hin zu den Kriegerdenkmälern des Ersten Weltkriegs, die den heldenhaften Tod fürs Vaterland inszenierten.³⁷ Es ist vielleicht nötig, in der Auseinandersetzung mit dem Erinnern an Krieg in den Monumenten der Moderne auch die ältere Zeit mitzudenken, um zu verstehen, dass im Erinnern an Krieg und die mit ihm verbundenen Verluste an Menschenleben Denkmäler auch ohne heroisierendes Pathos auskommen konnten, Räume geschaffen wurden, die dem Gemeindeleben galten, um tatsächlich Aufgaben eines Erinnerungsortes zu füllen und dem kommunikativen Gedächtnis dienen zu können.

Namenslisten der aus ihren Gemeinden zum Armee-Corps gestellten Rekruten anfertigen und von den Kantonsverwaltern beglaubigen lassen (also von den Behörden der Kreise, die noch aus der Zeit des Königreichs Westphalen die Bezeichnung Kantone hatten). Aus diesen Tafeln entwickelten sich die später oft ausgemalten, mit Rankenwerk gestalteten Krieger tafeln, die 1870/71 um neue Tafeln ergänzt wurden.

- 37 Michael Hütt, Hans-Joachim Kunst, Florian Matzner, Ingeborg Pabst: Unglücklich das Land, das Helden nötig hat. Leiden und Sterben in den Kriegsdenkmälern des Ersten und Zweiten Weltkrieges. (Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte 8) Marburg 1990; Jost Dülffer: Im Zeichen der Gewalt. Frieden und Krieg im 19. und 20. Jahrhundert. Köln u.a. 2003; Ludwig Brake: Zwischen Trauer und Revanche – Kriegerdenkmäler des Ersten Weltkrieges in Gießen. In: MOHG 104, 2019, S. 237-270.



Abb. 6: Grabstein für Karl Friedrich von Nordeck zur Rabenau (1754-1782) auf dem Friedhof der St. Paul's Church in New York (Foto: Peter Kreuter; Archiv Werner Heibertshausen/Arbeitsgemeinschaft Heimatgeschichte Allendorf a. d. Lunda e. V.).

Ein Topfhändler mit Hauser Ware 1782

SIEGFRIED BECKER

Im Kreis Gießen war seit Beginn des 19. Jahrhunderts vor allem das Dorf Beuern als Geschirrhändlerort bekannt; hier waren, soweit wir bisher wissen, zwar keine Töpfereien ansässig, aber einige Familien lebten vom Handel, der bis ins Elsass und nach Sachsen führte.³⁸ Wegen des hohen Bedarfs an Gebrauchsgeschirr finden sich aber auch an anderen Orten immer wieder Händler, die im Wanderhandel unterwegs waren. Der Handel mit irdenem Geschirr brachte ihnen den Namen „Dippemänner“ ein;³⁹ so findet sich im Kirchenbuch Fronhausen an der Lahn 1700 *Johannes Weimar der töpfenmann starb den 9.1. aprilis vf Charfreitag*. Er war in Fronhausen ansässig, wird aber die Töpfe auch in der Umgebung verkauft haben. Seine Witwe Margaretha ist 1702 in den Notabilia des Konfirmandenregisters in Erinnerung an das Gewerbe ihres verstorbenen Ehemanns, das sie vielleicht sogar weitergeführt hat,⁴⁰ als *töpfermannin* bezeichnet.

Solche „Dippemänner“ waren bis zum Eisenbahnbau im 19. Jahrhundert vielfachvielfach unterwegs und trugen mit ihren Kiepen oder Schubkarren zur oft weiten Verbreitung Verbreitung der Tonwaren bei.⁴¹ Vor allem der Handel mit dem teureren Steinzeug war über weite Entfernungen ambulant organisiert,⁴² und die Topfhändler scheinen zuweilen auch ihre Familien auf die Wanderung mitgenommen zu haben wie in Elnhausen, wo 1760 ein Kind des *Johann Conrad Schnaussen, eines fremden Umgänglers, so steinerne Waahren umträgt* [also Steinzeug], getauft wurde.⁴³ Auch in Fronhausen ließ 1732 ein Steinzeughändler sein Kind taufen – *Johan Peter Eberhardt, eines steinern geschirr führers aus dem Nassau-Hadamarschen*,

38 Alfred Höck: Geschirrhändler in Beuern – aus der Sozialgeschichte eines oberhessischen Dorfes. In: Gerd J. Grein (Hrsg.): Irdenes Geschirr en gros en detail. Geschirrhändler aus Beuern bei Gießen. (Materialien zur Töpferei in Hessen 3) Otzberg 1985, S. 5-16.

39 Aus den Erinnerungen an einen Topfhändler, der nach Grünberg kam, berichtete K. Eckstein: Der Dippemann. In: Heimat im Bild (Gießen) 1936, S. 188.

40 Durchaus zu erwarten ist, dass in der älteren Zeit auch Frauen im Wandergewerbe unterwegs waren; Höck hat auf die 1775 in Gudensberg an einem Schlagfluss verstorbene Anna Elisabeth Elisabeth Dickhaut hingewiesen, sie habe an hiesigem Ort irdene Töpfe feil getragen (Alfred Höck: Zum Geschirrhändlerhandel im nördlichen Hessen. In: Ulf Leinweber [Hrsg.]: Töpferei des Reinhardswaldes Reinhardswaldes vom 12. bis zum 20. Jahrhundert. Kassel 1982, S. 193-198, hier S. 193). Für die jüngere Zeit auch H. Bing: Die Töpfermarie. In: Waldeckischer Landeskalender 1967, S. 74.

41 Vgl. Alfred Höck: Zum hessischen Geschirrhändler. Aspekte und Hinweise. In: Joachim Naumann (Hrsg.): Beiträge zur Keramik. Düsseldorf 1983, S. 44-47.

42 So fielen gerade die Hausierer mit „Steingeschirr“ unter die vagierenden Gruppen, die von der Obrigkeit misstrauisch betrachtet und von der kurhessischen Verordnung zur Einrichtung Einrichtung von Landdragonerkorps 1820 erfasst wurden; vgl. Alfred Höck: Wandernde Geschirrhändler Geschirrhändler und ihre Verbindungen zum Gaunertum. In: Kontakte und Grenzen. Probleme der Volks-, Kultur- und Sozialforschung. Fs. für Gerhard Heilfurth, Göttingen 1969, S. 439-451.

43 KB Elnhausen 1624-1772, Taufregister 1760-1-10.

Geschirr brachte ihnen den Namen „Dippemänner“ ein;⁴⁴ so findet sich im Kirchenbuch Fronhausen an der Lahn 1700 *Johannes Weimar der töpfenmann starb den 9. t. aprilis uf Charfreitag*. Er war in Fronhausen ansässig, wird aber die Töpfe auch in der Umgebung verkauft haben. Seine Witwe Margaretha ist 1702 in den Notabilia des Konfirmandenregisters in Erinnerung an das Gewerbe ihres verstorbenen Ehemanns, das sie vielleicht sogar weitergeführt hat,⁴⁵ als *töpfermannin* bezeichnet.

Anders in einem Kirchenbucheintrag aus Londorf, der zeigt, dass auch das Dreihäuser Steinzeug im Wanderhandel verkauft wurde, die sogenannte Hauser Ware; Dreihäuser im Ebsdorfergrund wurde damals im Nahraum meist spezifiziert in Ober-, Mittel- und Unterhausen, sonst aber oft nur Hausen⁴⁶ genannt: *d. 3te Martius 1782 erat Dom[inica]: Oculi Johann Daniel Bulinger zu Kesselbach aet[at]is: ann[os] 37 denat[us] 28. Febr[ui]arius* NB: *diesser Mann war seines Handtwercks ein Maurer, ginge aber zur Winterszeit mit Haußer töpfen zum Verkauff umher, welches auch anitzo geschehen, indem Er aber im rückweg nacher Haus begriffen ist Er auf dem feldt obnfern Gelschaußen [Geilshausen] liegen blieben und des Morgens am 28. Febr. todt gefunden worden. Bey der inspection hat man keine signa violenta mortis gefunden.*⁴⁷ Da er auf dem Rückweg nach Kesselbach im Feld bei Geilshausen starb, kam er auf seiner letzten Wanderung vermutlich aus dem Umland von Grünberg, dürfte aber zuvor sicherlich auch in den Hüttenberg, ins Solmsische und ins Gießener Becken gegangen sein.

Die bereits im Spätmittelalter einsetzende Steinzeugproduktion in Hausen (Dreihäuser) war durch ein dunkelbraunes Geschirr mit sehr fein gesintertem Scherben gekennzeichnet, das in verschiedenen Formen als Trinkgefäße, Fett-, Milch- und Mustöpfe, Butterdosen, Öl- und Weinkrüge Verwendung fand. Typisch für das Dreihäuser Steinzeug ist eine dunkle, schokoladen- bis violettbraune Engobe, deren Farbe vom Eisen- und Mangan Gehalt herrührt.⁴⁸

44 Aus den Erinnerungen an einen Topfhändler, der nach Grünberg kam, berichtete K. Eckstein: Der Dippemann. In: Heimat im Bild (Gießen) 1936, S. 188.

45 Durchaus zu erwarten ist, dass in der älteren Zeit auch Frauen im Wandergewerbe unterwegs waren; Höck hat auf die 1775 in Gudensberg an einem Schlagfluss verstorbene Anna Elisabeth Dickhaut hingewiesen, sie habe an hiesigem Ort irdene Töpfe feil getragen (Alfred Höck: Zum Geschirrhandel im nördlichen Hessen. In: Ulf Leinweber [Hrsg.]: Töpferei des Reinhardswaldes vom 12. bis zum 20. Jahrhundert. Kassel 1982, S. 193-198, hier S. 193). Für die jüngere Zeit auch H. Bing: Die Töpfermarie. In: Waldeckischer Landeskalender 1967, S. 74.

46 Der Ortsname Hausen kommt häufiger vor, auch ganz in der Nähe. Es ist daher immer wieder zu Verwechslungen mit Hausen im heutigen Kreis Gießen (Stadt Pohlheim) gekommen, selbst in der wissenschaftlichen Literatur; darauf hingewiesen hat Walter Stolle: Volkstümliche Keramik aus Hessen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, dargestellt an Beispielen aus Mittel- und Südhessen. Kassel 1981, S. 59, 114. Vgl. auch Karlheinz Knaus: Die Apfelweinbembel gaben Rätsel auf. Von Steinzeug-Erzeugnissen in Oberhessen – gab es in Pohlheim-Hausen jemals eine Töpferei? In: Heimat im Bild (Gießen) 1998, H. 50.

47 KB Londorf 1734-1786, Beerdigungsregister 1782-03-03.

48 Alfred Höck: Beiträge zur hessischen Töpferei II. Dreihäuser im Kreis Marburg. In: Hessische Blätter für Volkskunde 57, 1966, S. 137-148; Helmut Schomber: Dreihäuser Steinzeug. Ein hessisches Töpferdorf und seine Geschichte. Ebsdorf 1997. Auch in Gießen scheint Steinzeug im 17. Jahrhundert aus Dreihäuser bezogen worden zu sein; Engelbach

Ohne dieses Steinzeuggeschirr wäre Vorratshaltung in Stadt und Land kaum denkbar gewesen; Steinzeugtöpfe waren als Gebrauchsgeschirr für die Hauswirtschaft bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wichtig. Das breite Nutzungsspektrum setzte die vielfältigen Gefäßformen des Dreihäuser Geschirrs voraus,⁴⁹ die wiederum zu seiner weiten Verbreitung in den oberhessischen Dörfern führten.⁵⁰ Wandernde Topfhändler wie Johann Daniel Bulinger dürften durch Hausierhandel ganz wesentlich dazu beigetragen haben.

Der Eintrag verdeutlicht aber auch einen anderen Aspekt. Wie das Maurergewerbe, das wegen der Frostanfälligkeit des Mörtels im Winter nicht ausgeübt werden konnte, wird der Topfhandel ein saisonales Gewerbe gewesen sein, das jenes (und einige andere) ergänzte. Auch die beiden Taufeinträge aus Elnhausen (10. Januar) und Fronhausen (30. November) deuten ja darauf hin, dass die Topfhändler wohl meist in den Wintermonaten unterwegs waren.

Vorhang auf! Kinogeschichte(n) im Landkreis Gießen

Eine Ausstellung der Kommunalarchive im Landkreis Gießen

SABINE RABNER

Filmvorführer, die über das Land ziehen, Lichtspielvorführungen in Turnhallen und Gasthäusern, untergegangene Kinos, ein Kinobetreiber, dem der Revolver locker sitzt ... im Landkreis Gießen gab und gibt es viele interessante und unterhaltsame Geschichten rund um das Thema Kino. Davon erzählt die Ausstellung „Vorhang auf – Kinogeschichte(n) im Landkreis Gießen“ der Arbeitsgemeinschaft der Kommunalarchive im Landkreis Gießen.

Zusammengestellt wurde die Ausstellung vom Kreisarchiv Gießen und den Kommunalarchiven Biebertal, Buseck, Gießen, Grünberg, Hungen, Langgöns, Laubach, Lich, Pohlheim, Staufenberg und Wettenberg. Sie umfasst insgesamt 20 Ausstellungsplakate und wurde als Wanderausstellung konzipiert, sodass sie an unterschiedlichen Orten gezeigt werden kann.

hat die zunächst vertretene These einer eigenen Gießener Produktion (Klaus Engelbach: Beiträge zur Gießener Töpferei I. Gießener Steinzeugkrüge des 17. Jahrhunderts. In: MOHG 64, 1979, S. 147-183) revidiert, da Archivquellen von 1632 und 1655 belegen, dass die Gießener Hafner Krüge der Dreihäuser Qualität nicht erzeugen konnten (ders.: Beiträge zur Gießener Töpferei IV. Gießener Töpfer und ihre Produkte im 16. und 17. Jahrhundert. In: MOHG NF 79, 1994, S. 117-144, hier S. 124 f.).

49 Karl Rumpf: Gefäßformen der volkstümlichen hessischen Töpferei. In: Hessische Blätter für Volkskunde 51/52, 1960, S. 235-276.

50 Beispiele in Helmut Nachtigall: Altes bäuerliches Gebrauchsgut aus Hessen: Geräte und Behälter. 143 Gegenstände aus Privatbesitz in bisher unveröffentlichten Abbildungen. Gießen 1980.

Die Ausstellung beginnt mit einem kurzen Abriss über die Geschichte des Films. Bereits seit dem 18. Jahrhundert versetzte die Laterna magica, eine auf Jahrmärkten verwendete Projektionstechnik das Publikum in Erstaunen. Hinzu kamen weitere Entdeckungen: die des stroboskopischen Effektes, dessen Technik mit einem Daumenkino vergleichbar ist, die der Fotografie Mitte des 19. Jahrhunderts sowie die des Zelluloids. In den 1890er Jahren präsentierten die Brüder Lumière mit ihrem Kinematographen erstmals eine Filmvorführung. In der Folge etablierte sich ein Jahrmarkt- und Wanderkino, das auch kleine Gemeinden erreichte. Bereits um 1900 zogen Wanderkinos durch das Land, um die neuesten Produktionen dem Publikum vorzuführen. Filmvorführungen fanden in Gasthäusern und Gemeindesälen statt. So auch in Ortschaften des Landkreises Gießen. Bereits in den 1920er Jahren befasste sich das Kreisamt Gießen mit der Sicherheit bei Lichtspielvorführungen und machte die Einrichtung der Kinotheater in den Landgemeinden des Kreises Gießen von einer besonderen Erlaubnis abhängig. So mussten zahlreiche Sicherheitsvorschriften eingehalten werden, denn die Nitrocellulose-Filme konnten sich aufgrund ihrer chemischen Zusammensetzung bereits bei Temperaturen über 38° C selbst entzünden und Brände verursachen.

Bereits 1897 sind in der Stadt Gießen erste Filmvorführungen nachgewiesen. Titel wie „Platz der großen Oper in Paris“, „Meereswellen über Felsen brechend“ oder „Eine Eisenbahnstation in Frankreich mit einlaufendem Zug“ lehnten sich daran an, was dem Publikum an sensationellen Aufnahmen bereits geboten werden konnte. War das Kino in der Provinzialhauptstadt Gießen zunächst noch eine Sensation, hatte es sich bis zum Beginn des ersten Weltkrieges bereits eingespielt und bot vielfältige Unterhaltungsfilme. Anfang der 1930er Jahre begannen die bewegten Bilder zu sprechen und der Tonfilm etablierte sich. Im Laufe der Jahre wandelten sich die Lichtspielhäuser in der Stadt von anspruchslosen Vorführhäusern hin zu glamourösen Filmpalästen. Das 1935 im Gießener Seltersweg eröffnete Kino „Gloria Palast“ bot über 1100 Gästen Platz. Mit überformatigen Plakaten und Leuchtreklame wurde für die Filmdarbietungen geworben. Während der Zeit des Nationalsozialismus und während des zweiten Weltkrieges wurden Kinos und die Gestaltung des Filmprogramms in den Dienst der Propaganda genommen. Die Deutsche Arbeitsfront „Kraft durch Freude“ gestaltete für die Dörfer besondere Programmangebote. In Daubringen z. B. wurden im Winter 1941/1942 ein Vortrag, eine Zauberschau und vier Filme geboten. Nach Kriegsende gaben Heimat-, Liebesfilme und Literaturverfilmungen den kriegsmüden Menschen Ablenkung und Hoffnung auf eine bessere Entwicklung.

In zahlreichen Ortschaften des Landkreises Gießen fanden insbesondere in den 1950er und 1960er Jahren Filmvorführungen statt. Kinozweckbauten waren die Ausnahme, die Vorführungen fanden verbreitet in Gaststätten oder Gemeindesälen statt. So wurden zwischen 1950 und 1956 z. B. in Alten-Buseck regelmäßig Filme in einem Nebenraum der Gaststätte des Wilhelm Rühl gezeigt. Da dieser Saal unter der Woche aber auch vom Turn- und Sportverein als Turnraum genutzt wurde, mussten vor den Filmvorführungen die Turngeräte zur Seite geräumt und Stühle und Kirmesbänke für das Publikum aufgestellt werden. Ganz ähnlich war die Situation in vielen anderen Orten. Geworben wurde für die Veranstaltungen

mit Handzetteln, Aushängen in Schaukästen oder sogar - wie in Beuern - mit Durchsagen über die Ortsrufanlage. Mit dem Kinoneubau in Lollar wurde ein „technisches und architektonisches Meisterwerk“ vollendet, wie die Gießener Freie Presse am 18.12.1953 titelte. Auch der bekannte Schriftsteller Peter Kurzeck, als Kind und Jugendlicher in Staufenberg im Landkreis Gießen lebend, schwärmte von dem Kino. Schwindende Zuschauerzahlen, die Konkurrenz der Gießener Kinos und des Fernsehens führten dazu, dass aus dem Kino 1976 ein Kaufhaus wurde.

ASTORIA

Lichtspiele Wissmar

Nur:
 Samstag, 25. Oktober, 20.15 Uhr
 Sonntag, 26. Oktober,
 um 17 und 20 Uhr

Der Farbfilm der großen Stars

Unter Palmen am blauen Meer

Eine romantische und amüsante Reise nach Italien

Jugendfrei

Sonntag, 26. Oktober
 in Jugendvorstellung um 15 Uhr
Mittwoch, 29. Oktober, 20.15 Uhr
 sowie **letzimal**
Sonntag, 2. November, 15 Uhr

Den pockenden Groß-Farbfilm

Der Sohn des Scheik

Aus der Welt von Tausend und einer Nacht, eine blitzende Kette rasanter Abenteuer um Liebe und Verrat

Jugendfrei

Nur:
 Freitag, 31. Oktober, 20.15 Uhr
 und Samstag, 1. November
letzimal um 20 Uhr

» Geliebte Corinna «

Nach dem gleichnamigen Constanze-Roman von Rob. Püschow. Dramatisch und atemberaubend. Jugendverbot

Nur:
 Sonntag, 2. November
 um 17 und 20 Uhr
 und **Mittwoch, 5. November**
letzimal um 20.15 Uhr
(Sonntag, 2. November, außerdem um 15 Uhr
 „Der Sohn des Scheik“, siehe oben)

Der Page vom Palast-Hotel

Der Page vom Palast-Hotel

Mit Erika Remberg und Rudolf Prack. Ein reines Vergnügen für alle, die gerne lachen!

Jugendverbot

Schon ab:
 Freitag, 7. November, 20.15 Uhr
 Samstag, 8. November, 20.15 Uhr
 Sonntag, 9. November
 um 17 und 20 Uhr
(Um 15 Uhr keine Vorstellung)

Ein Farbfilm, von Millionen mit Spannung erwartet

LIANE, die weiße Sklavin

Atemberaubend — abenteuerlich voller Geheimnisse und Rätsel

Jugendfrei

Nur:
 Mittwoch, 12. November, 20.15 Uhr
 und Freitag, 14. November
letzimal um 20.15 Uhr

Sensationell — spannend — dramatisch

Flammen über Afrika

„Der Mann auf der Spitze“

Jugendverbot

Nur:
 Samstag, 15. November, 20.15 Uhr
 und Sonntag, 16. November
 um 17 und 20 Uhr

Den Groß-Farbfilm

Lassie's Heimat

Das dramatische Schicksal eines schottischen Landarbes, dessen Leben sich in Pflichterfüllung und Nächstenliebe erfüllt.

Jugendfrei

Sonntag, 16. November
 in Jugendvorstellung um 15 Uhr
 und **Buß- und Bettag, 19. November**
 in Jugendvorstellung um 15 Uhr

Smoky, König der Prärie

Jugendfrei

Außerdem bringen wir am Buß- und Bettag (19. November) und Freitag, 21. November, „Die Heilige und ihr Narr“

Außerdem die Neue Deutsche Wochenschau und interessante Kultur-Beiprogramme !

Abb. 1: Programm der Astoria Lichtspiele Wißmar, 1958
 (Gemeindearchiv Wetenberg, o. Signatur)



Abb. 2: Eintrittskarte der 1950er Jahre (Stadtarchiv Pohlheim, o. Signatur).

Einen gewissen Bekanntheitsgrad im Landkreis genoss der Filmtheaterbesitzer Wilhelm Vogt. Ende der 1940er Jahre stieg er in das Filmgeschäft ein und eröffnete zunächst kleine Ladenkinos in Hungen, Watzenborn-Steinberg, Lang-Göns und Großen-Linden. 1954 wurde sein Traum von einem eigenen Kinogebäude mit neuester Technik, Zentralheizung und bequemen Sitzplätzen Wirklichkeit. In seiner Heimatstadt Hungen eröffnete er zunächst 1954 das „Rex“-Kino, nur ein Jahr später ein weiteres in Watzenborn-Steinberg. Auch in Laubach erwarb er eine weitere Niederlassung. Dort kam es allerdings nie zu einem Kinoneubau, denn Vogt hatte sich mittlerweile heillos verschuldet. Bereits 1965 musste er seine Rex-Filmtheaterbetriebe aufgeben.

In Grünberg wurde in dem Gasthof zum Bahnhof, benannt nach seinem Inhaber „Beltrop“, unter dem Namen „Apollo-Lichtspiele“ ein Kino betrieben. Eigentümer des Filmtheaters war Otto Vieregge, der die Leitung der Gastwirtschaft inklusive des Kinos von seiner Schwiegermutter, der Witwe August Beltrop übernommen hatte. Aus Unterlagen des Stadtarchivs Grünberg geht hervor, dass das Filmtheater über die Jahre in Verruf geriet. Vieregge, der unter anderem Vorsitzender der NSDAP-Ortsgruppe Grünberg war, galt als streitsüchtig und dem Trunke ergeben. Überregional in die Schlagzeilen geriet das Kino, als Vieregge nach einem innerfamiliären Streit zunächst seine Tochter erschoss, seinem Schwiegersohn und seiner Frau Schussverletzungen zufügte und sich dann selbst tötete. Fortan hatte das Vieregge'sche Kino seinen Namen als „Revolverkino“ weg.



Abb. 3: Kinosaal des Rex-Kinos in Hungen (Stadtarchiv Hungen, o. Signatur).

Dies war zwar das Ende der Vorführungen im „Beltrop“ aber nicht das Ende des Kinos in Grünberg. Die Kinolizenz wurde an Ludwig Metzger verkauft, der fortan die Kinos in Grünberg und Laubach betrieb. In den 1950er Jahren, als das Bedürfnis nach Zerstreuung und Unterhaltung nach den Kriegsjahren groß war, entschloss er sich zu einem Kinoneubau mit zwei Sälen. Als er 1981 starb, übernahm seine Tochter Edith Weber das Kino und bis heute wird es von ihr mit großem Enthusiasmus weitergeführt.

Schon vor mehr als 100 Jahren begann die Geschichte des Kinos in Lich. Der Licher Heimatforscher August Wagner erinnerte sich in seinen Aufzeichnungen daran, seinen ersten Film 1919 in der Gastwirtschaft Stein in der Licher Bahnhofstraße gesehen zu haben. Später zeigte dann der Licher Fotograf August Hisgen regelmäßig Filme in der alten Turnhalle in der Gießener Straße.

Gegenüber der Turnhalle betrieb er auch die Gastwirtschaft „Stadt Gießen“. Neben seinem Gasthaus erbaute er dann ein Lichtspielhaus, das im Oktober 1936 eröffnet wurde. Auch während der Kriegsjahre 1939 bis 1945 wurde der Kinobetrieb wegen der großen Nachfrage aufrechterhalten. Nach dem Krieg erhielt das Kino einen Anbau und vorübergehend wurde noch ein zweites Kino in Lich eröffnet. Als die Kinos Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre bundesweit in einer Krise steckten und mit schwindenden Zuschauerzahlen zu kämpfen hatten, bekam auch das Licher Kino diese Entwicklung zu spüren.

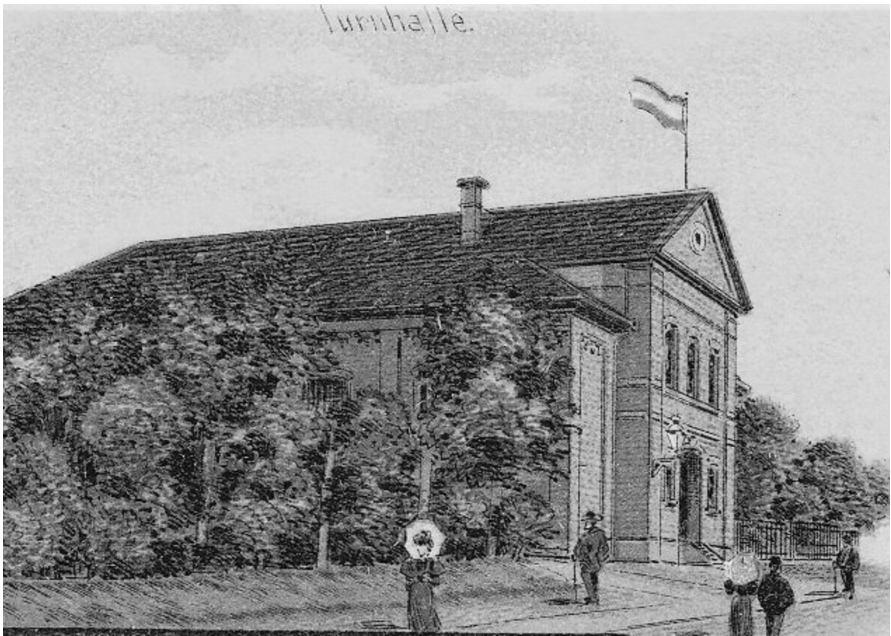


Abb. 4: Die alte Turnhalle in Lich, in der bis Ende der 1920er Jahre Filme gezeigt wurden (Kreisarchiv Gießen, Bestand 40.2 Nr. 317).

Zunächst nur noch an den Wochenenden geöffnet wurde es 1983 geschlossen und stand zum Verkauf. Das Gebäude wurde daraufhin von drei Kinoenthusiasten erworben. Sie renovierten das Kino, erneuerten die technische Ausstattung und eröffneten das Lichtspielhaus unter dem neuen Namen „Kino Traumstern“. Neben Filmen finden bis heute dort auch Musikveranstaltungen, Theater-Auf-führungen und Diskussionsrunden statt. Regelmäßig erhalten das „Kino Traumstern“ und das Grünberger Lichtspielhaus, die beiden einzigen noch privat geführten Kinos im Landkreis Gießen, auch den Preis „Kinokultur auf dem Lande“, der vom Landkreis Gießen zur „Förderung qualitätsbewusster privater Kinos“ alljährlich verliehen wird.

Von all dem erzählt die Ausstellung der Kommunalarchive im Landkreis Gießen. Eigentlich sollte die Ausstellung im März 2020 feierlich eröffnet werden, aber die Corona- Pandemie machte diesen Plan zunichte.

Wenn auch die Auftaktveranstaltung ausfallen musste, so geht die Ausstellung dennoch auf Wanderschaft durch die kreisangehörigen Gemeinden:

Bis Ende September 2020 wurde sie im Museum Fridericianum in Laubach gezeigt, danach in der Gemeindeverwaltung Buseck. Als weitere Ausstellungsorte sind zunächst Grünberg (Museum im Spital, voraussichtlich 05.03. – 02.05.2021) sowie Langgöns (voraussichtlich 10.05 – 30.07.2021) geplant.

Zur Ausstellung wurde auch ein Begleitheft erstellt, das kostenfrei an den jeweiligen Ausstellungsorten erhältlich ist.

Das Grabdenkmal der Sophia Maria Balser, geb. Möller

STEFFEN SOBE

An der Außenwand der Kapelle (Nordwestecke) auf dem Alten Friedhof in Gießen befindet sich das Grabdenkmal der 1708 verstorbenen Sophia Maria Möller. Im oberen Teil, direkt unter der Schrift BALTZERISCH BEGREBNVS, ist das Wappen der Familie Balser (Baltzer) aus Gießen zu sehen. Dieses Wappen besteht nur aus einem Kreuz, das in der Form einem schlichten Eisernen Kreuz ähnelt.

Die Inschrift des Steines lautet:

Dießes EPITAPHIU(M)
hat
Der weyl(and) wohl(-)Edl(en) Fr(au)
Sophien Marien geboh(renen) Möl=
lerin g(e)n(ann)t Schlæ, S(eine)r hertzl(ichen) Ehe=
Liebsten, nachdem Sie A(nn)o 1666
d. 19 (ten) FEBR. gebohren, A(nn)o 1688
d. 19 (ten) APRIL sich mit Ihme Christ(licher)
Ehe verbunden und Ihnen noch
lebend(e) 3 Söhne u(nd) 3 Töchter, des
Höchsten Seegen geschencket, noch ein(s)
als das letzere Söng(en) aber der Seel(ligen)
Fr(au) Mutter 14 Tage in der Sterbe(lichkeit) vor=
gegangen und A(nn)o 1708 d(en) 1 (ten) NOV.
durch ein hitzig Kindbetter fieber
zu aller größten leidwesen im 43
Jahr ihres alters und in 21. Jahr
ihrer Ehe entrißen, zu immer
währenden andencken u(nd) hertzl(ichen)
danck vor alle erwiesene Ehel(ichen)
treu auffgerichtet
Johann Balthasar Balser
H(och) Fürstl(ich) Heß(ische)r Mit Ober=
Einnehmer und Stattschrei=
ber zu Giessen
1708



Abb. 1: Kapelle, Northwest-Ecke (Foto: Dagmar Klein).

Die Bedeutungen der vielen Abkürzungen im Originaltext wurden hier zum besseren Verständnis in Klammern ergänzt. Schlæ (auch Schlä oder Schlähe) ist der Namenszusatz der Familie des Vaters von Sophia Maria Möller. Die Abkürzung Söng bedeutet vermutlich Söngen bzw. Söhngen, also Söhnchen.

Auch wenn sich die meisten Abkürzungen gut erklären lassen, bleiben doch einige Fragen offen. Zum Beispiel wird in der Inschrift der 19.2.1666 als Geburtsdatum genannt. Laut Kirchenbucheintrag in der Stadtkirche Gießen wurde Sophia Maria Möller aber eindeutig bereits am 26.1.1666 getauft. Vermutlich wurde der Taufeintrag nachträglich im falschen Monat eingetragen. Das in der Inschrift erwähnte siebente Kind, welches 14 Tage vor der Mutter verstorben sein soll, ist weder im Tauf- noch im Beerdigungsregister in Gießen aufgeführt.



Abb. 2: Kapelle, Westwand (Foto: Dagmar Klein).

Dessen ungeachtet sind die familiären Verhältnisse von Sophia Maria Möller sehr gut bekannt. Ihre Vorfahren waren über drei Generationen Besitzer des Gasthofes „Zum weißen Roß“, dem damals größten Gasthof von Gießen. Erstmals wird dieser Gasthof in der Familie bei Herman Kröcker (1582-1651) erwähnt. Er wird in den Kirchenbüchern als „Bürger, Gastgeber zum Weißen Roß und der Sechzehnte Raths Collega in Gießen“ bezeichnet. Er hatte mit seiner Frau Maria Reinhardt (ca.1585-1659) 7 Söhne und 4 Töchter. Den Gasthof übernahm die jüngste Tochter Anna Catharina Kröcker (1622-1693) mit ihrem Ehemann Henrich Stumpf (1613-1673), der aus Kirtorf stammte und als „Lieutnant zu Pferd“ bezeichnet wird. Auch dieses Paar hatte 8 Kinder und der Gasthof wurde wiederum von einer Tochter und dem Schwiegersohn weitergeführt. Das waren die Eltern der auf dem Grabstein genannten Sophia Maria Möller. Der Vater hieß laut Taufeintrag Johannes Muller genannt Schlähe (1638-1711) und stammte aus Schmalkalden. 1663 heiratete er Anna Maria Stumpf (1647-1690) in Gießen. Die beiden hatten 8 Kinder, er in zweiter Ehe noch 3 weitere Kinder.

Der Auftraggeber für den Grabstein war der Ehemann Johann Balthasar Balser (1658-1718). Dessen Vater war Kirchenältester in Gießen und hieß Johann Georgius Balthasar (1610-1684). Er wurde in den Kirchenbüchern gelegentlich schon mit dem Nachnamen Balzer statt Balthasar bezeichnet, sodass man annehmen kann, dass hier der Nachname Balser aus dem Namen Balthasar entstanden ist. Die erste Ehefrau von Johann Georgius Balthasar starb bereits 1645. Er heiratete dann Eleonora Judith Neurath (1621-1678) am 7.10.1647 in Gießen, deren Vorfahren ebenfalls aus Gießen stammten.



Abb. 3: Kapelle, Westwand. Balser-Möller-Grabstein (Foto: Dagmar Klein).

Die Familie legte großen Wert auf Bildung, denn beide Söhne waren Schüler des Gießener Pädagogiums.

Die Trauung von Sophia Maria Möller und Johann Balthasar Balser fand 1688 statt, konnte aber bisher weder in den Kirchenbüchern von Gießen noch von Umstadt gefunden werden. Zu der Zeit war Johann Balthasar Balser Stadtschreiber in Umstadt und dort kam 1690 auch der erste Sohn Johannes zur Welt. Die Familie zog noch vor 1693 nach Gießen, wo er ebenfalls als Stadtschreiber und später als Mit-Obereinnehmer tätig war. In Gießen wurden zwischen 1693 und 1706 noch 3 Töchter und 2 weitere Söhne geboren.

Nach dem Tod seiner Ehefrau 1708 heiratete Johann Balthasar Balser die Tochter von Johann Christoph Verdries, Bürgermeister von Gießen. Mit Anna Christina geb. Verdries (1682-1756) hatte er zwischen 1710 und 1718 noch 4 weitere Söhne und 2 Töchter.



Abb. 4: Kapelle, Westwand, Balser-Müller-Grabstein (Giebel) (Foto: Dagmar Klein)

Quellen:

Kirchenbucheinträge der Stadtkirche und Burghkirche von Gießen (<http://www.archion.de>)

Deutsches Geschlechterbuch Band 94

Hessische Biografie (<http://www.lagis-hessen.de>)

Gießener Familienbuch von Otto Stumpf

Dagmar Klein (Foto und Angaben zur Grabinschrift)

Vom Recht zur Kunst.

Emil Preetorius und die Universität Gießen

LUTZ TRAUTMANN

Die Universität Gießen besitzt viele Bücher mit eingeklebten Bucheignerzeichen, sogenannten Exlibris, und in ihrer Universitätsbibliothek auch eine Exlibris-Sammlung.¹ Ein Blatt darin fällt durch seine schöne Gestaltung nach dem Entwurf des Graphikers und Gießener Alumni Prof. Dr. Emil Preetorius (1883-1973) besonders auf.²

Wer gerne in alten Büchern blättert, wird im Deckel des Einbandes oder auf dem fliegenden Vorsatz oftmals ein Exlibris finden. Man nennt die kleinen Blätter „Exlibris“ nach dem traditionellen lateinischen Hinweis auf den Eigentümer: „aus den Büchern (von...)“. Die Gewohnheit eines gedruckten und dann sauber in ein Buch eingeklebten Besitzvermerks geht in der frühen Neuzeit mit dem Entstehen großer Büchersammlungen infolge der Erfindung des Buchdrucks einher und erlebte vor allem im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts weite Verbreitung.³ Wer damals eine größere Büchersammlung besaß, hatte meist auch ein Exlibris. Es sollte ein Buch nicht nur kennzeichnen, sondern auch schmücken, nach Möglichkeit auf individuelle Art. Buchliebhaber, sogenannte Bibliophile, Büchersammler und Bildungsbürger hatten vielfach gleich mehrere Exlibris. Es gab schließlich Eignerzeichen für Einzelpersonen, Eheleute, Familien, Institutionen sowie Geschenk- und Gedenkexlibris. Sie wurden, je nach dem Geschmack der Auftraggeber, von Künstlern, Graphikern und Setzern mehr oder weniger aufwändig gestaltet und in allen vorhandenen Druckverfahren hergestellt. Ähnlich wie man Briefmarken sammelte, entstanden bald auch Sammlungen von Exlibris.⁴ Bibliothekswissenschaftler sahen diese Entwicklung zwar kritisch, da ein aus dem Buch

-
- 1 Zu einigen Exlibris der Sammlung in Auswahl s. Bader, Bernd, Mäzene, Künstler, Büchersammler. Exlibris der Universitätsbibliothek Gießen (Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Gießen 57) Gießen 2007.
 - 2 Zu E. Preetorius vgl. aus der Fülle der Literatur lediglich Emil Preetorius. Ein Leben für die Kunst (1883-1973), hrsg. von Michael Buddeberg, München 2015 und Hölscher, Eberhard, Emil Preetorius. Das Gesamtwerk, Buchkunst, Freie und Angewandte Graphik, Schriftgestaltung, Bühnenkunst, Literarisches Schaffen (Monographien künstlerischer Schrift 10) Berlin Leipzig 1943.
 - 3 U. a. Schottenloher, Karl, Das alte Buch (Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler 14) Berlin 1919 S. 224-227; Mummendey, Richard, Von Büchern und Bibliotheken, 6. Aufl. Darmstadt 1976 S. 163-166; Valter, Claudia, Kunstwerke im Kleinformat. Deutsche Exlibris vom Ende des 15. bis 18. Jahrhunderts (Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum 15) Nürnberg 2014.
 - 4 Die Deutsche Exlibris-Gesellschaft e.V. zum Beispiel wurde 1891 in Berlin unter dem Namen „Exlibris-Verein zu Berlin“ gegründet und besitzt heute, nach 129 Jahren, eine Sammlung von 40.000 Graphiken.

herausgelöstes Exlibris den Zusammenhang zwischen beiden zerstört und die Provenienz eines Bandes nicht mehr nachvollziehbar macht.⁵



Abb. 1: Exlibris für René Ibach-Preetorius (Blattgröße 8 × 11 cm), Entwurf von Emil Preetorius, um 1920 (UB Gießen, 22. 641. 33).

Exlibris haben sich jedoch im Lauf der Zeit zu einer eigenen Kunstgattung in kleinem Format entwickelt und wurden, auch ohne Zusammenhang mit einem Buch, verschenkt, getauscht und antiquarisch verkauft.

Das abgebildete Exlibris gehörte einmal René Ibach-Preetorius (1900-1960). Er trat 1922 in die renommierte, 1794 gegründete Hof-Klaviermanufaktur Rud(olf) Ibach Sohn seiner Familie ein, wurde mit einer staatswissenschaftlichen Arbeit „Die bergisch-märkische Klavierindustrie“ in Würzburg promoviert und verlobte sich 1922 mit Ilse Lothes, seiner späteren Ehefrau. Dr. René (Renatus) Ibach arbeitete ab 1932/33 bei der Klavierbaufirma C. Bechstein und dann wieder bei Rud. Ibach Sohn in Berlin in der Geschäftsführung mit. Ilse Ibach übernahm 1960 nach dem Tod ihres Mannes seine ererbten Anteile an der Firma Ibach.⁶ René

⁵ Schottenloher, wie Anm. 3; Mummendey, wie Anm. 3.

⁶ Speer, Florian, Findbuch zum Familien- und Firmenarchiv Ibach o. O. 2012, S. 13, 16, 32-33, 46-48, 65, 101 zu René und Ilse Ibach. Der Doppelname von René Ibach erklärt sich vermutlich aus familiären Beziehungen zu der Hof-Möbelmanufaktur A. Bembé in Mainz, deren Geschäftsführer und Teilhaber seit 1880 Emil Preetorius' Onkel, Geheimer Kommerzienrat Wilhelm Preetorius (geb. 1852), war. Albert Rudolf Ibach (1873-1940) wird im Findbuch als Onkel von René Ibach bezeichnet. – Aufgrund von Einschränkungen in der derzeitigen Coronaviruskrise konnte keine Einsicht in Unterlagen des Familien- und Firmenarchivs Ibach genommen werden, auch Auskünfte daraus waren nicht zu erhalten. Ich danke Frau Sabine Falke-Ibach geb. Ibach für die frdl. Zusendung des Findbuchs. – Das

Ibach hat eine größere, wohl auch sehr schöne bibliophile Büchersammlung besessen, wie man anhand der in den Antiquariatshandel gelangten Bände teilweise nachvollziehen kann. Unter anderem besaß er die Vorzugsausgabe von Thomas Manns Roman „Buddenbrooks. Verfall einer Familie“ aus dem Jahr 1919 mit der Nummer 28 und der Unterschrift des Autors.⁷

Das Exlibris für Ibach-Preetorius hat, wie bereits erwähnt, der bekannte Buchgestalter und Graphiker Emil Preetorius entworfen und auch mit seiner Signatur „P“ gekennzeichnet. Emil entstammte einer wohlhabenden Lederfabrikantenfamilie in Stromberg bzw. Alzey und Mainz. Sein Vater Dr. Karl Jakob Preetorius (1854-1947) war Jurist und zunächst als Staatsanwalt und Landrichter in Mainz und später als Generalstaatsanwalt in Darmstadt tätig. Emil Preetorius besuchte in seiner Geburtsstadt Mainz das Gymnasium und, durch die Versetzung des Vaters, seit 1893 in Darmstadt das Ludwig-Georgs-Gymnasium, wo er am 14.09.1901 die Abiturprüfung ablegte.⁸ Er studierte als Untertan des Großherzogtums Hessen-Darmstadt u. a. an der Landesuniversität in Gießen. In einem handschriftlichen Lebenslauf im Universitätsarchiv Gießen teilte Preetorius weiter mit:

„1901/1902 genügte ich meiner Militärpflicht im Feldartillerie-Regiment N[ummer]o 25 (Großherzogliches Artilleriecorps) zu Darmstadt. Herbst 1902 bezog ich die Universität München und im Herbst des folgenden Jahres die Universität Berlin. Im Sommer 1904 vertauschte ich diese mit der Landesuniversität zu Giessen, der ich bis zum Herbst 1905 angehörte. Im Winter dieses Jahres bestand ich hier die juristische Fakultätsprüfung mit der Note 3. Seitdem habe ich mich vornehmlich mit der Abfassung meiner Dissertation beschäftigt.“⁹ Preetorius belegte an seinen drei Studienorten die Fächer Medizin, Physik, Kunstgeschichte und Rechtswissenschaft.¹⁰ Hierbei verteilte sich seine Studienzeit auf zwei Semester in München, ein Semester in Berlin und drei Semester in Gießen.¹¹ In München besuchte Preetorius die Vorlesungen der Professoren Birkmeyer, Gareis und Hellmann, in Berlin die der Professoren Gierke, Brunner, Kohler, Wagner und

in Abb. 1 gezeigte Exlibris wurde bei Buchbindearbeiten in der UB Gießen dem Buch Raphael, Max, Von Monet zu Picasso. Grundzüge einer Ästhetik und Entwicklung der modernen Malerei, 2., unveränderte Auflage, München 1919, mit der Signatur 22. 641. 33, entnommen und der Exlibris-Sammlung der UB Gießen zugeführt.

7 Verkauft durch das Antiquariat Carl Wegner, Berlin. In dieser Ausgabe der 100. Auflage von 1919 befand sich ein Exlibris für René Ibach-Preetorius von E. Preetorius, wie Abb. 1. – Das Ehepaar Dr. René und Ilse Ibach hatte auch ein gemeinsames Exlibris, entworfen von Hanns Thaddäus Hoyer (1886-1960). Es wird in Antiquariatskatalogen öfter erwähnt und zeigt zwei Schilde, wie bei einem Allianzwapen, mit Monogrammen.

8 UAG, Jur. Prom. Nr. 1244, Bl. 54r-54v. Lebensdaten abweichend bei Buddeberg, wie Anm. 2, S. 132.

9 Wie Anm. 8.

10 UAG, Stud. Mat., Emil Preetorius, darin sein Studienbuch; Krone-Balcke, Ulrike, Artikel „Preetorius, Emil“, in: Neue Deutsche Biographie 20 (2001) S. 683-684.

11 UAG, Jur. Prom. Nr. 1244, Bl. 53r.

Jastrow. An der Universität Gießen hörte er bei den Professoren Schmidt, Leist, Biermann, Mittermaier, van Calker und Biermer.¹²

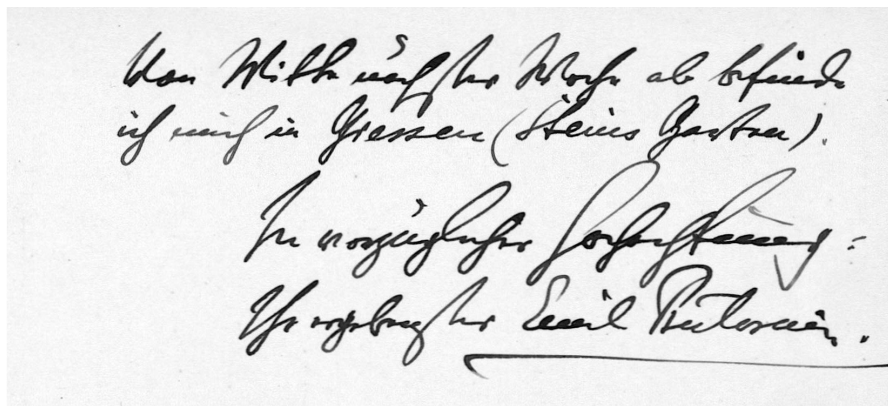


Abb. 2: Unterschrift des Emil Preetorius, 1906 (UAG, Jur. Prom. Nr. 1244, Bl. 50v).

Als Referendar in Darmstadt reichte Emil Preetorius 1906 eine Arbeit über „Die eheherrliche Vormundschaft und das bürgerliche Gesetzbuch“ bei dem Geheimen Justizrat Prof. Dr. Arthur Schmidt in Gießen zur Promotion ein.¹³ Die Beschäftigung mit dem BGB führte Preetorius dabei u. a. zu der Schlussfolgerung: „Das geltende Eherecht entspricht der sozialen Stellung der heutigen Frau nicht. Nie hat die Frau in ihrer Bildung dem Manne so nahegestanden wie heute. Freilich wollen wir damit nicht sagen, daß die Geschlechter überall gleichzustellen sind. Einem jeden hat die Natur ihre Vorzüge gegeben, und ein jedes besitzt seine Schwächen. [...] Man braucht weder die Vorherrschaft der Frau zu wünschen, noch die Abschaffung der Ehe zu verlangen und kann dennoch eintreten für die volle Gleichberechtigung von Mann und Weib. Damit wird kein mechanisches Gleichmachen erstrebt, kein Gleichgelden des Ungleichwertigen, sondern allein die gleiche Möglichkeit für jeden, sich seiner Art, seinen Anlagen entsprechend zu entwickeln, sie zur Geltung zu bringen und so der Gesamtheit am besten zu nützen. Nirgends aber ist die Gleichberechtigung notwendiger, unentbehrlicher als in [...] der Ehe.“¹⁴ Professor Schmidt schrieb als Referent zu der Erstellung und Beurteilung der Promotionsarbeit in seinem Gutachten für die Fakultät: „Ich habe häufig mit dem Verf(asser), der nach seinem Examen noch längere Zeit in Gießen gesessen hat, die Arbeit besprochen. Er hat mir auch wiederholt eingehende Mitteilungen über den Fortgang seiner Arbeit gemacht.“ Im Ganzen habe ihm, Schmidt, die Arbeit aber nicht vorgelegen und er mache verschiedene Verbesserungsvorschläge. „Über das Ergebnis, zu dem Verf(asser) gelangt, kann man verschiedener Ansicht

12 Preetorius, Emil, Die eheherrliche Vormundschaft und das bürgerliche Gesetzbuch, Diss. jur. (Gießen) 1906, hinter S. 78

13 UAG, Jur. Prom. Nr. 1244, Bl. 3r-45r, 49r. Jahresangaben abweichend bei Buddeberg, wie Anm. 2, S. 132.

14 Preetorius, wie Anm. 12, S. 69.

sein. Ich selbst teile die Ansicht des Verfassers nicht, gebe aber zu, daß sich über diese Frage streiten läßt. Jedenfalls führt Verfasser seine Ansicht konsequent durch und begründet sie mit Wärme und nicht ohne Geschick. Die Ausführungen de lege ferendo sind – wenigstens zum Teil – jugendlich und vergreifen sich wiederholt im Ausdruck. Ich lasse aber dem Verfasser gerne seinen Standpunkt und auch seine Begeisterung für eine Reform.“ Der Referent beantragte am Ende seines Gutachtens die Annahme der eingereichten Dissertation durch die juristische Fakultät, machte aber zur Auflage, dass der Kandidat sich mit ihm ins Einvernehmen setzen und die erforderlichen Änderungen vor der Drucklegung vornehmen solle.¹⁵ Ende Juli 1906 bezahlte Preetorius die fälligen Promotionsgebühren von 433,- Mark an die Universität und unterzog sich am 31. Juli 1906 der mündlichen Prüfung. Dabei anwesend waren sämtliche Mitglieder der juristischen Fakultät. Es prüften ihn die Professoren Dr. Arthur Schmidt als Referent über deutsche Rechtsgeschichte und Bürgerliches Gesetzbuch, Dr. Wolfgang Mittermaier über Strafrecht, Dr. Alexander Leist über Handelsrecht, Dr. Johannes Biermann über Sachenrecht und Dr. Wilhelm van Calker über Staatsrecht. Zum Schluss erklärte die Fakultät die Prüfung für bestanden und erteilte dem Kandidaten die Note „cum laude“ (gut).¹⁶

Nach Ablieferung von 170 Belegexemplaren seiner Dissertation am 19.02.1907 wurde Emil Preetorius zum Abschluss des Promotionsvorgangs am 20.02.1907 mit einer Urkunde der Ludwigs-Universität Gießen zum Doktor beider Rechte promoviert.¹⁷

Einen juristischen Beruf hat er danach jedoch nicht ausgeübt. Es darf vermutet werden, dass sein Studium, das Referendariat und die Promotion auf Wunsch der Familie erfolgten. Nach der endgültigen Übersiedlung nach München Ende 1906 entschied sich Preetorius, der schon in seinen Gymnasial- und Studienzeiten als Karikaturist hervorgetreten war, dann für eine künstlerische Laufbahn. Er bildete sich dazu autodidaktisch weiter. Seit 1907 war er als Zeichner für die Kunst- und Literaturzeitschrift „Jugend“ sowie für die Satirezeitschriften „Simplicissimus“ und „Ulk“ tätig. In diese Zeit fallen auch seine Anfänge als Buchillustrator, -graphiker

15 UAG, Jur. Prom. Nr. 1244, Bl. 52v.

16 Wie Anm. 15, Bl. 49r, 50r. – Die Promotionsgebühren waren laut Promotionsordnung vor Antritt der Prüfungen zu bezahlen, wenn die Fakultät über die Zulassung des Kandidaten entschieden hatte. Wurde die Dissertation als ungenügend bewertet und der Kandidat daher nicht zur mündlichen Prüfung zugelassen, verfielen M. 100,-. Wenn die mündliche Prüfung nicht bestanden wurde, behielt die Universität die Hälfte der Gebühren ein. Über die Höhe der Gebühren entschied jede Fakultät mit eigenen Bestimmungen. Schüling, Hermann, Die Promotions- und Habilitationsordnungen der Universität Gießen im 19. Jahrhundert (Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek Gießen 22) Gießen 1971 S. 49, 52. – Die Kaufkraft von M. 433,- wird deutlich, wenn man sie im Verhältnis zu dem Durchschnittsentgelt der Bevölkerung von M. 946,- im Jahr 1906 betrachtet und dieses mit dem Durchschnittsentgelt im laufenden Jahr 2020 von ca. Euro 40.551 vergleicht. Sozialgesetzbuch (SGB) Sechstes Buch (VI) - Gesetzliche Rentenversicherung - (Artikel 1 des Gesetzes v. 18. Dezember 1989, BGBl. I S. 2261, 1990 I S. 1337), Anlage 1 Durchschnittsentgelt in Euro/DM/RM, in: BGBl. I 2002, S. 869 - 870.

17 UAG, Jur. Prom. Nr. 1244, Bl. 59v.

und Exlibriskünstler.¹⁸ Mit seinem Sinn für das Komisch-Groteske sowie biedermeierliche Romantik prägte Preetorius einen dynamischen Figurenstil, der vorwiegend Männer mit Frack, Zylinder oder fliegenden Haaren und Frauen sittsam mit Haube und Krinoline, in überzeichneten Posen präsentierte.

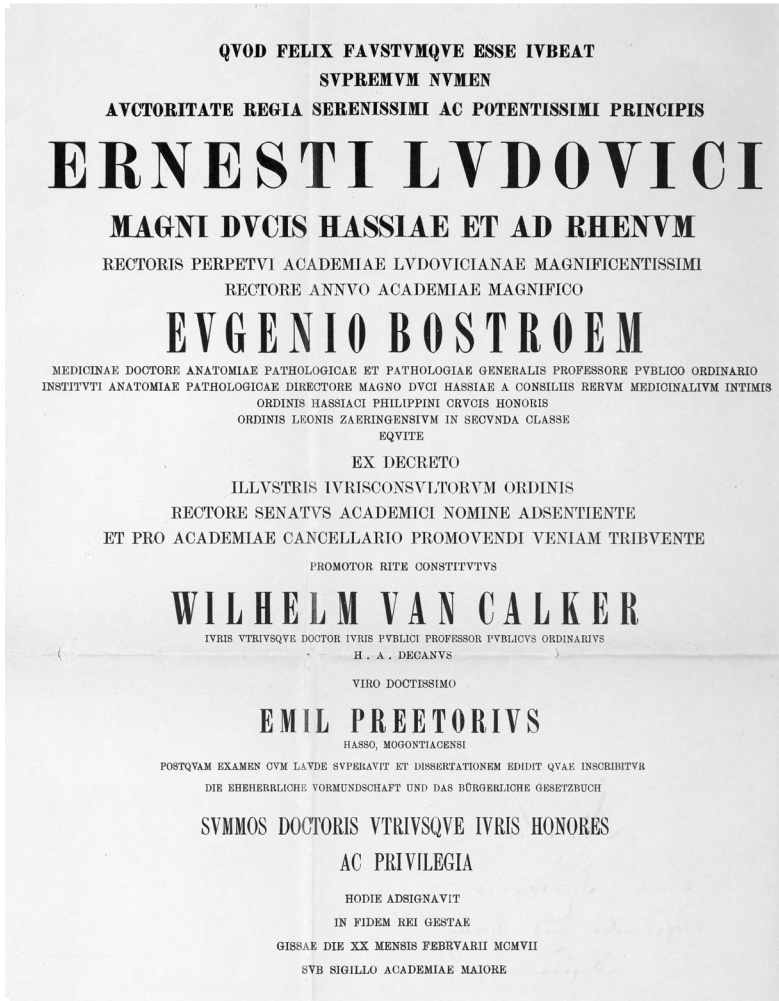


Abb 3: Promotionsurkunde, 1907 (UAG, Jur. Prom. Nr. 1244, Bl. 59).

Früh schon hat sich Emil Preetorius auch mit der kleinen Kunstform des Exlibris⁴ und der von Firmensignets befasst. Darin war er schnell erfolgreich und bald bekannt, denn bereits 1909 und 1925 erschienen zwei Monographien zu seinen

18 Krone-Balcke, wie Anm. 10; Buddeberg, wie Anm. 2, S. 132, wonach Preetorius erst 1907 nach München übersiedelte.

Werken.¹⁹ Bis zum Lebensende schuf Preetorius dann laut einer Exlibris-Werkliste mindestens 98 Stück.²⁰ „Diese durchweg kleinen graphischen Gebilde, die man leicht zu übersehen geneigt ist, sind keineswegs nebensächliche Gelegenheitsarbeiten, sondern als vollgültige Zeugnisse einer überlegenen künstlerischen Disziplin gerade für das Schaffen von Emil Preetorius charakteristisch,“ urteilte E. Hölscher 1943.²¹

Im Jahr 1907 erschien mit Adalbert von Chamisso's „Peter Schlemihl's wundersame Geschichte“ Preetorius' erste Arbeit als Buchgestalter und Illustrator bei Hans von Weber im Hyperion-Verlag München. Das Buch hat eine Einbandzeichnung des Künstlers, sowie zehn ganzseitige Farbtafeln in Gelbdruck und 23 Vignetten in Form von Schattenbildern als Illustrationen.



Abb. 4: Einbandbild zu A. von Chamisso, *Peter Schlemihl's wundersame Geschichte*, Kur Wolff-Verlag, Leipzig o. J. (ca. 1920). Entwurf von Emil Preetorius (Privatbesitz).

19 Dülberg, Franz, *Das Exlibris-Werk Emil Preetorius* Darmstadt 1909; Hausenstein, Wilhelm, Emil Preetorius. *Exlibris und Signete* München 1925; Mummendey, wie Anm. 3, S. 166. – Im Jahr 1919 entwarf E. Preetorius auch ein Exlibris für Thomas Mann mit dem Motiv „Herr und Hund“. Abb. u.a. bei Fabian, Claudia und Maximilian Schreiber, *Der Nachlass von Emil Preetorius in der Bayerischen Staatsbibliothek. Was sich hinter der Signatur „Ana 674“ verbirgt*, in: *Bibliotheksforum Bayern* 10 (2016), S. 100-103, hier S. 103 und bei Buddeberg, wie Anm. 2, S. 41.

20 Buddeberg, wie Anm. 2, S. 37. Bis auf eins sind alle Exlibris von E. Preetorius als Vorlagen gezeichnet und dann im Buchdruck als Klischee (Strichätzung) vervielfältigt worden.

21 Hölscher, wie Anm. 2, S. 12.

Die Zeichnungen waren zu dieser Zeit hochmodern und innovativ, dabei aber nicht avantgardistisch. Emil Preetorius arbeitete in den folgenden Jahren für die bis heute unter Sammlern geschätzten Verlage wie Hans von Webers Hyperion, Kurt Wolff, Insel, Rowohlt und andere. Diese meist in München oder Leipzig ansässigen Verlage waren Vorreiter der neuen deutschen Buchkunstbewegung, die das bibliophile, qualitativ hochwertige Buch förderten. Preetorius' Neuerungen in Graphik und Buchgestaltung, wie die Wiederentdeckung des Schattenbildes, waren so stilbildend, dass sie für unsere Sichtweise heute selbstverständlich geworden sind.

Begabung, Phantasie und Schaffensdrang von Emil Preetorius ließen ihn nicht bei Buchgestaltung und Gebrauchsexlibris als Ausdrucksform seines Könnens verharren.

Er widmete sich in den 1920er Jahren auch der Werbegraphik, entwarf Geschäftspapiere und Diplomurkunden, bis hin zu großformatigen Plakaten, u. a. für den Leibniz-Keks der Firma H. Bahlsen.²² Von Plakatkunst und Gebrauchsgraphik ging Preetorius ab 1923 zum Entwurf von Bühnenbildern über, erst für die Münchner Kammerspiele, dann für Theater- und Opernbühnen, u. a. in Berlin, Dresden und Hamburg. Große, auch internationale Erfolge in Paris, Amsterdam, London und Mailand errang er dabei mit Bühnenbildern zu Werken von Richard Wagner. 1926 wurde Emil Preetorius zunächst Klassenleiter an der Staatsschule für angewandte Kunst in München, zwei Jahre später 1928 Professor an der Hochschule für bildende Kunst in München. Ab 1932 war er für die Festspiele in Bayreuth als szenischer Leiter verantwortlich. 1951 trat Preetorius in den Ruhestand.²³ Im Dezember 1951 nutzte er wohl die dadurch neu gewonnene Freizeit und hielt in Gießen einen Vortrag über „Das Vorbild Japans und das abendländische Kunstschaffen“.²⁴

Ehrungen und Auszeichnungen wurden Prof. Emil Preetorius vielfach zuteil, u. a. war er seit 1948 Ordentliches Mitglied, Vizepräsident und von 1953 bis 1968 Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, sowie von 1960 bis 1965 Präsident der Gesellschaft der Bibliophilen.²⁵ Eine Ehrendoktorwürde der Universität München erhielt Preetorius 1953, 1956 wurde er Ehrenbürger der Universität Mainz und - in seinem 75. Lebensjahr - promovierte ihn 1958 die Justus Liebig-Universität Gießen zum Dr. phil. h(onoris) c(ausa).²⁶ Diese Ehrenpromo-

22 Wie Anm. 21, S. 56-57.

23 Krone-Balcke, wie Anm. 10; Buddeberg, wie Anm. 2, S. 132-134.

24 UAG, Sammlungen Nr. 10/3, lose vor S. 53. Die öffentliche Gastvorlesung fand am 07.12.1951 im Hörsaal Ludwigstraße 34 (heute Margarete-Bieber-Saal) im Amerika-Haus statt. – Zwanzig Jahre früher, am 20.11.1931, hatte Preetorius bereits an gleicher Stelle im damaligen Kunstwissenschaftlichen Institut der Universität Gießen einen Vortrag über „Chinesische Kunst“ gehalten. UAG, Sammlungen Nr. 10/2, S. 47.

25 Wie Anm. 23.

26 Buddeberg, wie Anm. 2, S. 134-135; Bayerische Staatsbibliothek München, Ana 674, PU-9, PU-10. – Durch einen Bombenangriff auf München im Juli 1944 wurde das Wohnhaus von Prof. Preetorius im Zweiten Weltkrieg zerstört. Die gesamte Korrespondenz vor 1945, sämtliche Manuskripte und fast die gesamte Privatbibliothek gingen dabei verloren. Fabian,

tion erfolgte „in Würdigung seines künstlerischen Lebenswerks“.²⁷ Spät noch heiratete Preetorius 1945 die Graphikerin und Kostümbildnerin Lilly Krönlein (1900-1997). Privat war er ein bekannter Sammler von ostasiatischer Kunst. Seine wertvolle, umfangreiche Sammlung von Ostasiatika, die sich heute im Museum Fünf Kontinente in München befindet, verkaufte Preetorius 1960 gegen eine Leibrente für sich und seine Frau an den bayerischen Staat.²⁸

Auf dem Einband einer aktuellen Insel-Taschenbuchausgabe des „Peter Schlemihl“ ist das einprägsame Bild einer weit ausschreitenden Figur im Schattenriss zu sehen, für die Emil Preetorius 1907 das Vorbild geschaffen hat.²⁹ Durch dieses und weitere Einbandbilder bei Insel erfreut sich das elegante graphische Werk eines bedeutenden deutschen Buchkünstlers der Moderne auch weiterhin großer Beliebtheit.



Abb. 5: Zwei Vignetten aus *A. von Chamisso, Peter Schlemihl's wundersame Geschichte*, Kurt Wolff-Verlag, Leipzig o. J. (ca. 1920) S. 89, 90. Entwurf von Emil Preetorius (Privatbesitz).

Schreiber, wie Anm. 19, S. 101 (hiernach erfolgte die Ehrenpromotion in München 1954. Ebd., S. 102.).

27 Mitteilungen der Universitäts-Pressestelle, in: Gießener Hochschulblätter der Justus-Liebig-Universität 6/1 (1958) o. Seitenzählung.

28 Krone-Balcke, wie Anm. 10; Buddeberg, wie Anm. 2, S. 134-135; Fabian, Schreiber, wie Anm. 19, S. 102. – Zur Sammlung s. u. a. Buddeberg, wie Anm. 2, S. 79-116.

29 Eine Abbildungserlaubnis für die in Abb. 1, 4 und 5 gezeigten Druckgraphiken von E. Preetorius wurde von der Preetorius-Stiftung am 25.11.2020 frdl. erteilt, wofür ich der Stiftung und Herrn Dr. Michael Buddeberg, Starnberg, danke.

„Wenn es doch bald zu Ende wäre!“

Szenische Lesung im Rahmen der Gedenkveranstaltung zum Jahrestag des Bombenangriffs auf Gießen am 6. Dezember 1944

Durch die Bombenangriffe im Dezember 1944, insbesondere in der Nacht vom 6. auf den 7. Dezember, wurden rund drei Viertel des Gießener Stadtkerns zerstört und hunderte Menschen getötet. Im Rahmen einer Gedenkstunde erinnert der Magistrat der Universitätsstadt Gießen alljährlich an den verheerenden Luftangriff auf Gießen und gedenkt der Opfer der Stadt. Heute, 76 Jahre danach, geht die Ära der Zeitzeuginnen und -zeugen, die von diesen und ähnlichen Schreckensereignissen berichten können, zu Ende. Wichtiger denn je ist es daher, die lebende Erinnerung in alternative und dauerhafte Formate zu überführen, um sie nachhaltig in der kollektiven Erinnerung zu verankern, damit sie auch für nachfolgende Generationen zugleich Mahnung und Warnung sein kann. Dies bedarf nicht nur einer kontinuierlichen, engagierten und beharrlichen Erinnerungsarbeit, sondern erfordert vor allem einen konfrontativen Blick jedes Einzelnen auf die Ereignisse der jüngsten Geschichte. Dabei ist es unbedingt notwendig, auch die ‚unbequemen‘ Erinnerungselemente nicht auszublenden oder zu bagatellisieren, sondern auch sie ins Bewusstsein jedes Einzelnen zu transferieren, um durch die aktive Erinnerung den Weg zu einer gewalt- und vorurteilsfreien Zukunft ohne Krieg, Ausgrenzung und Verfolgung zu ebnen.



Abb. 1: Mirjam Sommer: Szenische Lesung im LZG

Ein erster wichtiger Schritt hin zu einem neuen, aber auch reflexiven Gedenken war die diesjährige Gedenkveranstaltung in der Pankratiuskapelle Gießen am 6.12.2020, die das Literarische Zentrum Gießen e.V. (LZG) auf Einladung des Magistrats im Rahmen einer szenischen Lesung mitgestalten durfte. Hierbei hat Janine Clemens unter Mitwirkung des LZG-Mitarbeiterenteams ausgewählte Passagen aus unterschiedlichen (zeitgenössischen) Dokumenten so collagiert, dass das Ereignis der Gießener Bombennacht aus zwei fundamental gegensätzlichen Blickwinkeln heraus beleuchtet wurde. Überlagert wurden die offiziellen propagandistischen Stimmen der Gießener Tageszeitung der NSDAP von denen der Gießener Zivilbevölkerung, wodurch - nicht zuletzt durch die eindrückliche Umsetzung der beiden Schauspieler Mirjam Sommer und Sebastian Songin - eine zuweilen verstörende Wirkung erzielt werden konnte.

Zeitzeugenstimme:	Zwischen Niederaula und Alsfeld flogen unzählige Geschwader über uns laut brummend in Richtung Gießen, und gleich darauf sahen wir den Nachthimmel schrecklich erleuchtet von ‚Christbäumen‘, den Leuchtzeichen, die dem präzisen Zielen der Flugzeuge dienten. - Nachträglich wundert es mich, dass die Mitreisenden im Zuge, vom Gedonner der Flugzeuge aufgeschreckt, wohl untereinander vom Angriff auf Gießen sprachen und aus den Wagenfenstern in diese Richtung schauten - der Zug war natürlich verdunkelt -, aber keiner stöhnte oder seufzte. Wahrscheinlich traute sich keiner das auszusprechen, was alle wohl empfanden: ‚Wenn's doch bald zu Ende wäre!‘ Denn wer wusste, ob nicht ein Spitzel im Abteil war? ¹
Stimme der NS-Propaganda:	Männer und Frauen der Stadt Gießen! ²
Zeitzeugenstimme:	Wenn's doch bald zu Ende wäre!
Stimme der NS-Propaganda:	Männer und Frauen der Stadt Gießen! Der verbrecherische Terror des Feindes hat nun auch unsere Stadt in Schutt und Asche gelegt. Mit Brand- und

-
- 1 Zeitzeugenbericht von Dr. Helene Waltraud Haibach, geb. Lade (1995). In: Gießen - ein Kriegsende. Erinnernte Zeitgeschichte der letzten sechs Kriegsmonate. Hrsg. von Humphrey, Richard; Kross, Meike und Miriam Pagenkemper. Gießen: Gießener Allgemeine 1995, S. 82f.
 - 2 Brück (Kreisleiter): „Unerschütterlicher Gemeinschaftsgeist kämpft mit ungebeugter Standfestigkeit“. In: Gießener Zeitung. Tageszeitung der NSDAP vom 07.12.1944, Nr. 288, S. 1.

	Sprengbomben [...] verbreitet [er] Tod und Verwundung [...]: Er vernichtete die Wohnviertel unserer Bevölkerung und zerstörte geschichtliche und kulturelle Stätten unserer Heimat, die uns, von Generationen überliefert besonders ans Herz gewachsen waren. ³
Zeitzeugenstimme:	Brandbomben enthalten verschiedene, in der Regel schwer löschbare Brandmittel, die mit sehr hohen Temperaturen an der Aufschlagstelle abbrennen. Die Brandmittel werden mittels der Bomben beim Abwurf effektiv über eine möglichst große Fläche verteilt, indem die Bombe zum Beispiel beim Aufschlag zerplatzt. Als Brandwaffen sind sie seit Inkrafttreten der Konvention über bestimmte konventionelle Waffen im Jahr 1983 geächtet bzw. reglementiert. ⁴
Stimme der NS-Propaganda:	Wir beugen uns mit schmerzerfüllter Trauer vor dem Leid unserer Stadt. Wir gedenken voll Ehrfurcht unserer Gefallenen, die beim feigen Mord zum Opfer fielen. ⁵
Zeitzeugenstimme:	Als die ersten Stabbomben fielen (klingt wie MG-Feuer), hörten wir gegenüber vor dem Eingang zum öffentlichen Luftschutzkeller im Keller des Amtsgerichts lautes Klopfen und Rufen: Nachbarn aus der Landgrafenstraße versuchten noch in diesen Luftschutzkeller zu kommen, da sie ihn für sicherer hielten, als den ihres eigenen Wohnhauses. Doch der Luftschutzwart im Amtsgericht blieb hart und öffnete ihnen die Tür nicht mehr. Sie standen schutzlos auf der Straße! ... ⁶
Stimme der NS-Propaganda:	In unserer kämpferischen Haltung aber, in unserem Widerstandsgeist gegen einen hasserfüllten Feind werden wir nicht wanken. Unerschütterlich steht unsere Gemeinschaft und beweist in helfen-dem Einsatz nun erst recht die ungebrochene

3 Ebd.

4 <https://de.wikipedia.org/wiki/Brandbombe> [letzter Zugriff: 20.12.2020].

5 Brück (Kreisleiter): „Unerschütterlicher Gemeinschaftsgeist kämpft mit ungebeugter Standfestigkeit“ (wie FN 2), S. 1.

6 Zeitzeugenbericht von Wilhelm Magnus (1994). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Gießen - ein Kriegsende (wie FN 1), S. 100.

- Kraft ihrer Tapferkeit und Opferbereitschaft. Wir wissen, dass dem Feind auch diese Verbrechen mit unbittlicher Rache vergolten werden. Unser Sinnen und Trachten gilt daher dem Sieg unseres Volkes. Für ihn tragen wir auch die Not dieser Stunde mit ungebeugter Standfestigkeit.⁷
- Zeitzeugenstimme: Sie standen schutzlos auf der Straße!⁸
- Stimme der NS-Propaganda: Heil Hitler! Das Leben geht weiter!⁹
- Zeitzeugenstimme: ... auch nach einem Terrorangriff, wie ihn Gießen hinter sich hat.¹⁰
- Stimme der NS-Propaganda: ... Aus vielen Wunden blutet die Stadt, die uns allen ans Herz gewachsen ist, die uns Heimat ist und bleibt.¹¹
- Zeitzeugenstimme: Aus einem dreistöckigen Wohnblock leckten aus jedem Fenster meterhohe Feuerzungen, und da waren im Keller noch Menschen drin. Irgendjemand sagte zu mir, ich solle durch das Kellerfenster in den Keller steigen. Ich war ja der Kleinste. Aber das habe ich nicht gemacht: Ich hatte viel zu viel Angst!¹²
- Stimme der NS-Propaganda: Die Fäuste ballen sich vor Zorn, wenn man vor den Leichen unschuldiger Frauen und Kindern steht, wenn man die rauchenden Trümmer der Wohnhäuser oder der Krankenhäuser sieht. Sie sind das Opfer eines barbarischen Feindes geworden...¹³

7 Brück (Kreisleiter): „Unerschütterlicher Gemeinschaftsgeist kämpft mit ungebeugter Standfestigkeit“ (wie FN 2), S. 1.

8 Zeitzeugenbericht von Wilhelm Magnus (1994). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Gießen - ein Kriegsende (wie FN 1), S. 100.

9 Ganssert, Kurt: „Gießen nach dem Angriff. Alle Hände packen zu. - Aufräumarbeiten im vollen Gange. - Die Bergung des Hausrates.“ In: Gießener Zeitung. Tageszeitung der NSDAP vom 09.12.1944, Nr. 290, o.S.

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Zeitzeugenbericht von Gerd Ross (1994). In: Der Untergang des alten Gießen. Hundert Zeitzeugen berichten von den Bombardierungen der Stadt im 2. Weltkrieg. Hrsg. von Humphrey, Richard; Haaser Rolf und Miriam Pagenkemper, unter Mitarbeit von Bernhard Bachmann, Erwin Knauß und Meike Kross. Gießen: Gießener Allgemeine 1994, S. 34.

13 Ganssert, Kurt: „Gießen nach dem Angriff. Alle Hände packen zu“ (wie FN 9), o.S.

- Zeitzeugenstimme: Im öffentlichen Luftschutzkeller des Nachbarhauses - es gehört jüdischen Bekannten, von deren Verbleib wir nichts wissen - verbringen meine Familie und ich schreckliche Minuten [...].¹⁴
- Stimme der NS-Propaganda: In nichts unterscheiden sich die westlichen Gegner vom östlichen Feind, hier wie dort sind die gleichen Kräfte der Vernichtung am Werke. Plutokratie und Bolschewismus [...] sind sich einig im Hasse gegen das deutsche Volk, weil es ihnen die Maske vom Gesicht gerissen und in ihnen die Fratze des [...]...¹⁵
- Zeitzeugenstimme: Im öffentlichen Luftschutzkeller des Nachbarhauses - es gehört jüdischen Bekannten, von deren Verbleib wir nichts wissen - verbringen meine Familie und ich schreckliche Minuten, wie sie die Menschen in Deutschland in diesen Jahren schon hundertfach erlebt haben. Als unser Haus von einer Brandbombe getroffen wird, weigere ich mich zunächst, trotz des hysterischen Gezeters einer Hausbewohnerin, mitzulöschen, da mein Bruder mit anderen schon dabei ist. Ich bleibe bei meiner Mutter, denn die Anwesenden wissen oder ahnen, dass diejenigen, die da Bomben werfen, unsere Befreier sein werden.¹⁶
- Stimme der NS-Propaganda: Ein Gegner, der seine Bomben auf Wohnviertel wirft, der Frauen und Kinder bestialisch mordet, erntet Hass.¹⁷
- Zeitzeugenstimme: Das Verfahren war eine Erfindung der deutschen Luftwaffe.¹⁸
- Stimme der NS-Propaganda: Und unbändiger Hass glüht auch in den Herzen der Gießener.¹⁹

14 Zeitzeugenbericht von Werner Schmidt (1988). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Gießen - ein Kriegsende (wie FN 1), S. 98.

15 Ganssert, Kurt: „Gießen nach dem Angriff. Alle Hände packen zu“ (wie FN 9), o.S.

16 Zeitzeugenbericht von Werner Schmidt (1988). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Gießen - ein Kriegsende (wie FN 1), S. 98.

17 Ganssert, Kurt: „Gießen nach dem Angriff. Alle Hände packen zu“ (wie FN 9), o.S.

18 <https://de.wikipedia.org/wiki/Brandbombe> [letzter Zugriff: 20.12.2020]. Anmerkung zum Eintrag „Brandbombe“ auf Wikipedia: Der Artikel wurde zwischenzeitlich leider angepasst, sodass der Kontext zwar noch stimmt. Der Wortlaut aber nicht mehr gegebenen ist.

19 Ganssert, Kurt: „Gießen nach dem Angriff. Alle Hände packen zu“ (wie FN 9), o.S.

Zeitzeugenstimme:	In Kombination mit Sprengbomben und Luftminen, die zunächst Fenster und Türen einrissen und Dächer abdeckten, ließ sich mit nachfolgenden Brandbomben und Phosphorkanistern – nach mehrmaliger Wiederholung des gesamten Vorgangs in zwei bis drei Wellen – ein Feuersturm verursachen, der durch viele Feuer auf engem Raum gekennzeichnet ist und durch seine Thermik tatsächlich in Nachbarstraßen einen zum Feuer hingerichteten Sturm auslöst. Das Verfahren war eine Erfindung der deutschen Luftwaffe. ²⁰
Stimme der NS-Propaganda:	Unbändiger Hass glüht auch in den Herzen der Gießener! Zugleich erfüllt alle ein trutziger Willen, noch fester als bisher zusammenzurücken und alle Kräfte zu mobilisieren für den Kampf. ²¹
Zeitzeugenstimme:	Wenn's doch bald zu Ende wäre! ²²
Stimme der NS-Propaganda:	Gießen hat den Terrorangriff mannhaft ertragen. Mit Tatkraft und großer Bereitschaft ist die Bevölkerung am Werk, die Auswirkungen der Zerstörungen zu dämmen. Unterstützt wird die Einwohnerschaft von vielen Helfern aus dem Landkreis, die Tag um Tag herbeieilen. Ohne Unterschied des Alters und Standes sind die Männer dabei, die Straßen zu säubern, damit sie passierbar werden. Soldaten, Hitlerjungen, Männer verschiedener Organisationen helfen den betroffenen Volksgenossen bei der Bergung von Hausgerät aus den Trümmern oder Kellern. Keiner nimmt Rücksicht auf Gefahren, wenn es gilt, den Mitmenschen zu helfen. Das ist der Geist der Gemeinschaft, der sich allenthalben offenbart und wie er im Nationalsozialismus verankert ist. ²³
Zeitzeugenstimme:	Wie leicht kann es während eines Angriffs oder danach zu »Racheakten« kommen. Bei der antisemitischen Verhetzung und bei den stets wechselnden

20 <https://de.wikipedia.org/wiki/Brandbombe> [letzter Zugriff: 20.12.2020].

21 Ganssert, Kurt: „Gießen nach dem Angriff. Alle Hände packen zu“ (wie FN 9), o.S.

22 Zeitzeugenbericht von Dr. Helene Waltraud Haibach, geb. Lade (1995) In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Gießen - ein Kriegsende (wie FN 1), S. 83.

23 Ganssert, Kurt: „Gießen nach dem Angriff. Alle Hände packen zu“ (wie FN 9), o.S.

- Leuten in den öffentlichen Luftschutzkellern ist mit allem zu rechnen.²⁴
- Stimme der NS-Propaganda: Überall, wo man hinkommt, spürt man, dass die Not die Menschen zusammengeschweißt hat. Umfassend sind die Hilfsmaßnahmen der Partei. In den Dienststellen ist ein ständiges Kommen und Gehen von Menschen, die Rat und Unterstützung suchen.²⁵
- Zeitzeugenstimme: Als ich in zuversichtlicher Stimmung durch den Wald marschiere, bemerke ich unmittelbar neben dem Weg ein daumendickes, schwarzes Kabel und dann die kräftigen schwarzglänzenden Kontaktverschlüsse. Gewiss ist es eine militärische Leitung, hastig, und daher ungetarnt verlegt, gewiss führt sie aus einem Befehlszentrum Richtung Westen. Man sollte hingehen und einen Kontakt lösen. Man könnte es so machen, dass die Enden des Kabels dicht beieinander liegen, so dass man die Stelle der Unterbrechung nicht so schnell findet. Mit einem Handgriff wäre das getan. Die Konsequenzen wären unabsehbar.²⁶
- Stimme der NS-Propaganda: Natürlich kommt es jetzt darauf an, dass jeder Volksgenosse versucht selbst seine Angelegenheiten zu erledigen, soweit es sich um Dinge handelt, die ohne besondere Anordnungen der Partei oder Behörden geregelt werden können. In der Beseitigung von kleineren Schäden muss jeder erfinderisch sein, und in vielen Fällen haben Volksgenossen ein besonderes Improvisationstalent entwickelt.²⁷
- Zeitzeugenstimme: Vielleicht ist das Kabel inzwischen schon bedeutungslos geworden, vielleicht wird es insgeheim überwacht. Vielleicht würde eine Handlung dem Krieg rascher ein Ende machen. Möglicherweise würden hierdurch auch anständige Leute in große

24 Zeitzeugenbericht von Werner Schmidt (1988). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Gießen - ein Kriegsende (wie FN 1), S. 98.

25 Ganssert, Kurt: „Gießen nach dem Angriff. Alle Hände packen zu“ (wie FN 9), o.S.

26 Zeitzeugenbericht von Werner Schmidt (1988). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Gießen - ein Kriegsende (wie FN 1), S. 98.

27 Ganssert, Kurt: „Gießen nach dem Angriff. Alle Hände packen zu“ (wie FN 9), o.S.

Gefahr gebracht. Wenn man mich dabei erwischt, werde ich gehängt oder erschossen. Vielleicht ist die Leitung weiter vorn schon zerbombt, vielleicht hat sie ein Saboteur irgendwo bereits unterbrochen, vielleicht wird über diesen Draht Sabotage oder ein neues Attentat auf Hitler und Konsorten vorbereitet? Der Krieg geht so oder so bald zu Ende, ist so oder so verloren, weshalb also so etwas noch wagen, sich und die Familie zu guter Letzt in zusätzliche Gefahr bringen? Oder sollte man es dennoch tun? Es ist zu verführerisch. Doch ich mache es nicht.²⁸

Stimme der NS-Propaganda: Partei und die in Frage kommenden Behörden haben alles unternommen, um die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln zu sichern. Viele Geschäftsinhaber haben von selbst behelfsmäßige Verkaufsräume eingerichtet und nicht erst Anordnungen abgewartet. So werden in kürzester Frist wieder genügend Verkaufsstellen für die wichtigsten Dinge des täglichen Lebens eingerichtet sein. Die Gemeinschaftsverpflegung hat die Nationalsozialistische Bewegung (NSB) sofort aufgenommen, eine wertvolle Unterstützung erfolgt durch den Hilfszug. Die verschiedenen Verpflegungsstellen in den Ortsgruppenbereichen versorgen die Bevölkerung mit Kaffee, Mittagessen und Abendessen. Frauen der NS-Frauenschaft und des Deutschen Frauenwerkes, Mädel des BDM und Jungmädel sind eifrige Helfer bei der Essensausgabe.²⁹

Zeitzeugenstimme: Liebe Eltern, lieber Herrmann! Im Keller waren alle Sachen unversehrt, alle meine Wäsche, Max' Wäsche, Anzüge, meine Kleider, Schulzeug, Eingemachtes, Kohlen haben wir gestern und vorgestern mit zwei Leiterwagen hier aus dem Dorf hergefahren. Nur zwei Betttücher, zwei Bettlaken, 4 Kissenbezüge und einige Handtücher, die ich im

28 Zeitzeugenbericht von Werner Schmidt (1988). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Gießen - ein Kriegsende (wie FN 1), S. 98 f.

29 Ganssert, Kurt: „Gießen nach dem Angriff. Alle Hände packen zu“ (wie FN 9) o. S.

- Gebrauch hatte, sind verbrannt. Also, ich kann noch von Glück sagen. [...] [W]ir leben wenigstens [...].³⁰
- Stimme der NS-Propaganda: Die Hitlerjungen, soweit sie nicht bei Aufräumarbeiten oder beim Transport von Hausgerät beschäftigt sind, sind den Menschen behilflich beim Aufsuchen von Dienststellen oder bei der Erteilung von Auskünften.³¹
- Zeitzeugenstimme: Ich hab keine Zahnbürste, Bärbel auch nicht, keinen Kamm, [...] keine Nadel - wir sehen aus wie die Schweine, ich hab seit 8 Tagen meine Strümpfe und Leibwäsche nicht aus [...].³²
- Stimme der NS-Propaganda: Freudig helfen alle, freundlich und zukommend stehen sie den bedrängten Volksgenossen zur Seite. Im Wissen um die allenthalben gern geleistete Hilfe wird den Volksgenossen das Herz leichter, das Ausmaß des Leides wird gemildert.³³
- Zeitzeugenstimme: Ja, ich muss jetzt betteln, aber deswegen schäme ich mich nicht, Mann verloren, Heim verloren, soll das nicht genug geopfert sein?³⁴
- Stimme der NS-Propaganda: Alle wissen auch, dass der gewaltige Kampf Opfer fordert, die gebracht werden müssen, wenn nicht der bestialische Feind über das Volk triumphieren soll.³⁵
- Zeitzeugenstimme: Als wir von unserem brennenden Haus in der Nacht weggingen, [...], sagte ich nur zu Frau Loth, darüber kann ich nicht mehr weinen. Dass Max nie wieder zu uns kommt, ist schlimmer.³⁶

30 Zeitzeugenbericht von Erika Hölzcker (10.12.1944). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Der Untergang des alten Gießen (wie FN 12), S. 227.

31 Ganssert, Kurt: „Gießen nach dem Angriff. Alle Hände packen zu“ (wie FN 9), o.S.

32 Zeitzeugenbericht von Erika Hölzcker (10.12.1944). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Der Untergang des alten Gießen (wie FN 12), S. 227.

33 Ganssert, Kurt: „Gießen nach dem Angriff. Alle Hände packen zu“ (wie FN 9), o.S.

34 Zeitzeugenbericht von Erika Hölzcker (10.12.1944). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Der Untergang des alten Gießen (wie FN 12), S. 228.

35 Ganssert, Kurt: „Gießen nach dem Angriff. Alle Hände packen zu“ (wie FN 9), o.S.

36 Zeitzeugenbericht von Erika Hölzcker (10.12.1944). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Der Untergang des alten Gießen (wie FN 12), S. 228.

- Stimme der NS-Propaganda: Ein Sonntag der Arbeit in Gießen [...]. Kaum dass die Nacht dem Tag gewichen war, standen die Männer des Volkssturmes bereit, um im Rahmen der getroffenen Maßnahmen zu Aufräumarbeiten zum Einsatz zu kommen. Zugleich kamen aus den umliegenden Landgemeinden unter der Führung der Ortsgruppenleiter oder deren Beauftragten Trupps von Männern nach Gießen, Arbeitsgerät brachten sie mit und vor allem den Willen, viel zu helfen. Bald sah man sie alle, die Männer des Volkssturmes und der Landortsgruppen, bei der Beseitigung von Schutt oder der Freimachung von Straßen.³⁷
- Zeitzeugenstimme: Bei typischen [Brandbombenangriffen] [...] werden zuerst schwere Sprengbomben und Luftminen abgeworfen, die durch ihre Druckwelle die Dächer der Häuser abdecken und Fenster zerstören [...] sowie die Straßen für die Feuerwehr unpassierbar machen sollen.³⁸
- Stimme der NS-Propaganda: Diese Volksgenossen, die aus Kellern oder beschädigten Häusern ihr Eigentum zu retten versuchten, fanden in den Räumen eine tatkräftige Hilfe. So waren die Stunden des Sonntags ausgefüllt mit fleißiger Arbeit, die aus dem Gemeinschaftsgedanken heraus geleistet wurde. Auch die Frauen nutzen den Sonntag zu umfassender Arbeit. Vor allem bei der Verpflegung hatten die Frauen der NS-Frauenschaft und des Deutschen Frauenwerkes, unterstützt von vielen freiwilligen Helferinnen aus Stadt und Land, alle Hände voll zu tun. Man sah sie bei den Hilfszügen beim Zubereiten des Essens, beim Spülen der Kübel oder beim Verladen des Essens, oder in den Verpflegungsstellen der NSB bei der Ausgabe. Ebenso wenig wie die Männer dachten die Frauen an etwaige Freizeit, die ihnen sonst der Sonntag brachte, diesmal waren alle nur von dem einen Gedanken beseelt, ihren bedrängten Volksgenossen zur Seite zu stehen. Die

37 o.A.: „Ein Sonntag der Arbeit in Gießen“. In: Gießener Zeitung. Tageszeitung der NSDAP vom 11.12.1944, Nr. 291., S 1.

38 <https://de.wikipedia.org/wiki/Brandbombe> [letzter Zugriff: 20.12.2020].

Jugend stand ebenfalls im Dienste der Hilfsmaßnahmen. BDM-Mädel beteiligten sich in den Verpflegungs- und Sammelstellen, die Hitlerjungen aber standen den Männern in nichts bei den Aufräumarbeiten nach.³⁹

Zeitzeugenstimme:

Auch am 6. Dezember war ich abends im HJ-Haus, als der Angriff begann. Dort gab es wegen der Lahn keine Keller und somit keinen richtigen Schutzraum. Bei Alarm ging es in den früheren Vorratsraum im Erdgeschoss. Wir waren 15 bis 16 Jungen und einige Erwachsene. Ich weiß nicht mehr genau, was ich während des Angriffs gedacht und gefühlt habe. Zwei Frauen schrien bei jedem nahen Einschlag auf. Eine Männerstimme brüllte öfters »Ruhe« oder ähnliches.⁴⁰

Stimme der NS-Propaganda:

Soweit die Männer nicht innerhalb ihrer Organisationen eingesetzt waren, sah man sie zuhause bei Reparaturen, unterstützt von ihren Frauen. Es zeigt sich dabei, dass viele Schäden ohne jede Inanspruchnahme von Handwerkern beseitigt werden können. Mit etwas Umsicht und Überlegung lässt sich manche Lücke schließen, eine Tür oder ein Fensterrahmen zusammensetzen.⁴¹

Zeitzeugenstimme:

Kleine Brandbomben, die anschließend flächendeckend abgeworfen werden, können ungehindert in [...] Häuser einschlagen, Dachstühle in Brand setzen, Holzdecken durchschlagen und Flächenbrände auslösen.⁴²

Stimme der NS-Propaganda:

Man muss nur jedes Stückchen Holz aufheben und richtig zusammensetzen. Das erfordert oft etwas Geduld, aber es lohnt sich. Als die Dunkelheit kam, war viele Arbeit geleistet. [...]. Wir wissen, dass noch viele Schwierigkeiten zu überwinden sind, aber sie werden gemeistert. Im Handumdrehen lassen sich auch nicht alle Wünsche er-

39 o.A.: „Ein Sonntag der Arbeit in Gießen“ (wie FN 37), S 1.

40 Zeitzeugenbericht von Gerd Ross (1994). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Der Untergang des alten Gießen (wie FN 12), S. 33.

41 o.A.: „Ein Sonntag der Arbeit in Gießen“ (wie FN 37), S 1.

42 <https://de.wikipedia.org/wiki/Brandbombe> [letzter Zugriff: 20.12.2020].

füllen, dafür werden die Volksgenossen Verständnis aufbringen.⁴³

Zeitzeugenstimme:

12 Stabbrandbomben räumten die Erwachsenen aus dem Haus, das in der Speisekammer [...] Feuer gefangen hatte. Eine 13. Bombe, die in der Decke des Wohnzimmers steckte, fiel erst am nächsten Morgen herunter und setzte den Tisch und Teppich in Brand.⁴⁴

Stimme der NS-Propaganda:

Aber keiner wird ohne Hilfe bleiben, wenn er sich nicht selbst z.B. beim Beschaffen von Hausrat helfen kann. Wenn jeder sich den getroffenen Maßnahmen entsprechend verhält, kommt jeder zu seinem Recht. Unterordnung [...] ist gerade in einer Notzeit oberstes Gesetz. Beachtet jeder einzelne die Anweisung, dann lassen sich aufkommende Schwierigkeiten viel leichter überwinden. Viel Leerlauf wird vermieden, wenn die Volksgenossen sich immer an die zuständige Stelle wenden, der Sitz aller Dienststellen der Partei und Behörden dürfte allmählich jedem bekannt sein.⁴⁵

Zeitzeugenstimme:

Als alle schrien, haben wir gebetet, ich sagte immer zu Bärbel: Sei ganz ruhig, der liebe Gott beschützt uns. Wir haben die Decke über uns gelegt. Frau Loth, ihr kranker Mann, ihre zwei Kinder saßen in der Ecke im Luftschutzkeller, Frau Loth sagte: Kommen Sie her zu uns, wenn wir dann sterben müssen. Ich sagte, wir kommen noch raus, ich glaub es! Und so sind wir gerettet. Feuer, Feuer überall, mit meinem Kinderwagen hatte ich auch unter dem Rad ein brennendes Bündel mitgeschleift.⁴⁶

Stimme der NS-Propaganda:

Unsere Stadt hat ein anderes Gesicht bekommen, unsere Häuser haben ein anderes Gesicht bekommen wir selbst haben ein anderes Gesicht bekommen! Alles, was wir mit unseren Augen fassen

43 o.A.: „Ein Sonntag der Arbeit in Gießen“ (wie FN 37), S 1.

44 Zeitzeugenbericht von Peter Friedrich (Sammlung Bernhard Bachmann). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Der Untergang des alten Gießen (wie FN 12), S. 226.

45 o.A.: „Ein Sonntag der Arbeit in Gießen“ (wie FN 37), S 1.

46 Zeitzeugenbericht von Erika Hölzcker (7.12.1944). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Der Untergang des alten Gießen (wie FN 12), S. 226 f.

	können, zeigt Spuren schmerzlicher Stunden. Ja zum Teil noch offene blutende Wunden. Wäre es da zum Verwundern, würde man nur in tränenüberströmte Gesichter sehen! Nein, wirklich nicht. Doch es ist anders. Statt fassungsloser Menschen und hilflosen Gejammers finden wir allenthalben Menschen, die entschlossen sind, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und zu meistern. ⁴⁷
Zeitzeugenstimme:	Also Gießen ist vollkommen erledigt, eine tote Stadt; kein Geschäft mehr! Ein Bunker soll zwei Volltreffer gehabt haben, 70 Tote, Kinderklinik Volltreffer, 30 m von unserem Haus Bomben-trichter in der Straße, sie haben Phosphor geschüttet, Stabbrandbomben, hauptsächlich, geworfen, Sprengbomben und Luftminen. Neben an im Haus ist auch im Keller alles verbrannt - meine schöne Wäsche ist wenigstens gerettet. ⁴⁸
Stimme der NS-Propaganda:	[...] [W]er sich irgend selbst helfen kann, tut es [...]. ⁴⁹
Zeitzeugenstimme:	Liebe Tante Gertrud! Gestern Abend vier vor acht Großangriff auf Gießen. Alles verloren [...]. ⁵⁰
Stimme der NS-Propaganda:	Wir wollen nicht jede Träne und jeden herzens-tiefen Seufzer verleugnen, aber [...] dieses stille Heldentum des Gefassten lebt uns vor allem die Frau in beispielhafter Weise vor. ⁵¹
Zeitzeugenstimme:	Es brannte ringsum, aber kein Mensch war zu sehen. Vor uns auf der Straße stand ein Kinderbett-chen, das plötzlich in die Luft flog. Großmutter brachte mich mit dem Karren bis unter die Kasta-

47 o.A.: „Vorbildliche Haltung der Gießener Frauen. Es wird um jeden Preis geholfen. - Ein Bild aufopfernden Menschentums.“. In: Gießener Zeitung, Tageszeitung der NSDAP vom 11.12.1944, Nr. 291., S 1.

48 Zeitzeugenbericht von Erika Hölzcker (10.12.1944). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Der Untergang des alten Gießen (wie FN 12), S. 227.

49 o.A.: „Vorbildliche Haltung der Gießener Frauen“ (wie FN 47), S 1.

50 Zeitzeugenbericht von Erika Hölzcker (7.12.1944). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), Der Untergang des alten Gießen (wie FN 12), S. 226.

51 o.A.: „Vorbildliche Haltung der Gießener Frauen“ (wie FN 47). S 1.

	nien neben dem Brauhaus und lief dann zurück, um löschen zu helfen. ⁵²
Stimme der NS-Propaganda:	Die Frau beherrscht das Leben unserer Stadt. ⁵³
Zeitzeugenstimme:	Dass Max nie wieder zu uns kommt ...
Stimme der NS-Propaganda:	Man muss nur mit offenen Augen durch die Straßen gehen, um all die Größe und Sicherheit zu verstehen, mit denen unsere Frauen alles anpacken. ⁵⁴
Zeitzeugenstimme:	[...] [Wir] zogen uns die nassen Mäntel über den Kopf zum Schutz gegen Flammen, Rauch und Funken. Während Mutter, Onkel und Tante wieder ins Haus stürzten, wohl wegen der Brandbomben, die hier gefallen waren, zerrten Großmutter und ich einen zweirädrigen Karren zwischen den Flammen aus dem Werkstatttor. Auf diesen Karren luden wir die Kiste, in die wir vorher schon unsere 38 Kaninchen gepackt hatten, die wir an der Nordmauer hielten. Wir zogen den Karren auf die Straße. ⁵⁵
Stimme der NS-Propaganda:	Was auf diesem Gebiet die NS-Frauenschaft in zielsicherer Zusammenarbeit mit allen anderen Parteistellen in den letzten Tagen geleistet hat, grenzt ans Unfassliche. ⁵⁶
Zeitzeugenstimme:	Liebe Eltern, [...]! Wir leben! ⁵⁷
Stimme der NS-Propaganda:	Tag und Nacht kennen viele Frauen keine Ruhe[...]. ⁵⁸
Zeitzeugenstimme:	Liebe Eltern, [...]! Wir leben! Sind alle unverletzt aus dem Keller gekommen. Haben nur das, was wir anhaben [...], außerdem meine zwei Wolldecken, Kinderwagen, einige Kindertücher und

52 Zeitzeugenbericht von Peter Friedrich (Sammlung Bernhard Bachmann). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), *Der Untergang des alten Gießen* (wie FN 12), S. 226.

53 o.A.: „Vorbildliche Haltung der Gießener Frauen“ (wie FN 47), S. 1.

54 Ebd.

55 Zeitzeugenbericht von Peter Friedrich (Sammlung Bernhard Bachmann). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), *Der Untergang des alten Gießen* (wie FN 12), S. 226.

56 o.A.: „Vorbildliche Haltung der Gießener Frauen“ (wie FN 47), S. 1.

57 Zeitzeugenbericht von Erika Hölzcker (7.12.1944). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), *Der Untergang des alten Gießen* (wie FN 12), S. 227.

58 o.A.: „Vorbildliche Haltung der Gießener Frauen“ (wie FN 47), S. 1.

den Kinderwagen. Gestern Abend vier vor acht Großangriff auf Gießen. Unser Haus und alle umliegenden brannten lichterloh. Rundherum durch alle Kellerfenster sahen wir die Feuer. 24 Menschen riefen und schrien in Todesangst: Wo können wir raus!?⁵⁹ Da war ich ganz ruhig und dachte: ‚Wir kommen noch raus.‘ Bärbel war ganz ruhig. Wir sind mit Herrn und Frau Loht zusammen. Sind auf dem Wege zu Frau Lohts Eltern aufs Land. 30 km von Gießen entfernt. Bald mehr, Eure Erika.⁵⁹

- Stimme der NS-Propaganda: Männer und Frauen der Stadt Gießen!
- Zeitzeugenstimme: Wenn´s doch bald zu Ende wäre!
- Stimme der NS-Propaganda: Das Kreispresseamt teilt mit: In den Mittagsstunden des Montages, 11. Dezember, griffen anglo-amerikanische Terrorbomber wiederum unsere Stadt an.⁶⁰
- Zeitzeugenstimme: Das Verfahren war eine Erfindung...
- Stimme der NS-Propaganda: Bei geschlossener Wolkendecke warfen die Luftgangster ihre Bomben auf Wohngebiete.⁶¹
- Zeitzeugenstimme: Liebe Eltern, ...
- Stimme der NS-Propaganda: Außer Wohnhäusern wurden auch Lazarette getroffen.⁶²
- Zeitzeugenstimme: ... wir leben!
- Stimme der NS-Propaganda: Auch dieser neue verbrecherische Anschlag auf das Leben und Eigentum der Zivilbevölkerung wird seine Sühne finden.⁶³
- Zeitzeugenstimme: Alles verloren...
- Stimme der NS-Propaganda: Heil Hitler!
- Zeitzeugenstimme: Bald mehr, ...
- (Pause)

59 Zeitzeugenbericht von Erika Hölzcker (7.12.1944). In: Humphrey, Richard u.a. (Hrsg.), *Der Untergang des alten Gießen* (wie FN 12), S. 227.

60 o.A.: „Neue Terrorbomben auf Gießen. Feindlicher Luftangriff bei geschlossener Wolkendecke - Wieder Wohngebiete getroffen“. In: *Gießener. Tageszeitung der NSDAP* vom 12.12.1944, Nr. 292, S. 1.

61 Ebd.

62 Ebd.

63 Ebd.

Zeitzeugenstimme:

Eure Erika.

IV. Rezensionen

Otfried Krafft, Landgraf Ludwig I. von Hessen (1402 – 1458). Politik und historiographische Rezeption (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, Bd. 88), Historische Kommission für Hessen, Marburg 2018, 880 S., 18 farb. Abb., 5 Tafeln, 3 Tab.

Landgraf Ludwig I. findet in nahezu allen Standardwerken zur mittelalterlichen Geschichte der Landgrafschaft Hessen Erwähnung, wobei meist auf Einzelaspekte seiner Regierungszeit eingegangen wird. Geschildert werden vor allem herausragende Ereignisse, die von zentraler Bedeutung für die weitere Entwicklung Hessens waren, wie der militärische Erfolg über das Erzbistum Mainz in der Schlacht bei Fritzlar 1427 oder der Erwerb der Grafschaften Ziegenhain und Nidda im Jahr 1450. Eine umfassende moderne Biographie zur Person und zum politischen Handlungsspielraum des Fürsten stand bislang jedoch aus. Diese Lücke zu schließen hat sich die Studie von Otfried Krafft vorgenommen, die 2015 als Habilitationsschrift an der Universität Marburg eingereicht wurde und nun im Druck vorliegt.

Für seine Annäherung an Ludwig I. setzt Krafft zwei methodische Schwerpunkte. Den in der früheren Forschung vorwiegend auf die innerhessischen Verhältnisse gerichteten Blick weitet er durch die Verbindung der Landesgeschichte mit überregionalen Perspektiven, um so den Aufstieg des Landgrafen und seines Territoriums präziser fassen zu können. Da die Rezeption Ludwigs I. bis in die Gegenwart von Konstanten geprägt wird, die auf die zeitgenössische regionale Historiographie zurückgehen, sieht es Krafft zudem als notwendig an, sich mit den Werken der beiden Hauptchronisten, Johannes Nuhn und Wigand Gerstenberg, auseinanderzusetzen. Um seiner Aufgabe gerecht zu werden hat der Autor die für das 15. Jahr-

hundert schon reichlich vorhandenen Archivalien gründlich gesichtet. Beeindruckend ist die Liste der herangezogenen ungedruckten Quellen, die sich neben dem für die Überlieferung Ludwigs einschlägigen Staatsarchiv Marburg auf mehr als 30 weitere Archive und Bibliotheken verteilen und die vor allem Urkunden, Briefe und Rechnungen umfassen. Hinzu kommt eine Vielzahl von gedruckten Quellenwerken, Regesten und Handschriftenkatalogen. Auf der Grundlage dieses akribischen Quellenstudiums gelangt Krafft zu zahlreichen neuen Erkenntnissen und kann eine Reihe bisheriger Fehleinschätzungen überzeugend korrigieren.

Anders als von einer Biographie zu erwarten wäre folgt die Darstellung nicht chronologisch den Lebensstationen des Protagonisten, sondern entsprechend seinem methodischen Ansatz wählt der Autor die politischen Handlungsfelder des Landgrafen als Gliederungsschema. In den ersten beiden Kapiteln werden die Beziehungen zu den Nachbarn im Norden und Osten untersucht, den Welfen und Wettinern. Die beiden älteren Schwestern Ludwigs waren mit braunschweigischen Fürsten verheiratet, sein Schwager Heinrich der Milde übernahm die Vormundschaft für den jungen Landgrafen im Jahre 1413 nach dem Tod von dessen Vater, Hermann II. Die durch diese familiären Bande geschaffene Verbindung zu den Welfen wurde zu einem wichtigen Baustein für den weiteren politischen Erfolg des Landgrafen und sollte bis zum Ende seiner Regierungszeit Bestand haben. Mit den Wettinern, mit denen bereits während der Vormundschaftszeit nach längerem Streit um die Werrastädte Eschwege und Sontra ein Ausgleich erreicht werden konnte, wurde 1431 eine Erbverbrüderung geschlossen, die u.a. die Heirat Ludwigs mit der Wettinerin Anna, der Schwester des Kurfürsten von Sachsen,

vorsah (Ehe wurde 1433 vollzogen). Diese geographische Ausrichtung der Politik Ludwigs sicherte die nordöstliche Flanke der Landgrafschaft über Jahrzehnte, was sich u.a. in der Auseinandersetzung mit Mainz als vorteilhaft erwies. Die Konflikte mit dem Mainzer Erzbistum werden im nächsten Kapitel geschildert. Zwei weitere Abschnitte widmen sich dem in der Forschung kaum beachteten Engagement Ludwigs im Südosten, seiner Haltung gegenüber dem Hochstift Würzburg, den Hohenzollern und der Grafschaft Henneberg sowie seiner Einflussnahme auf den rheinischen und westfälischen Raum. In beiden Bereichen gelang es ihm jedoch nicht, territoriale Gewinne auf Dauer zu erzielen. In einem eigenen längeren Kapitel wird das zwischen Nähe und Ferne schwankende Verhältnis von Ludwig I. zu Kaiser und Reich untersucht. Die Frage, ob der Landgraf bei der Königswahl 1438/40 tatsächlich kandidierte, kann auch Krafft nicht abschließend beantworten. Die Teilnahme Ludwigs an dem Wahlgesehehen zeigt aber, welches Prestige der Hesse auf Reichsebene erlangt hatte. Es folgen Betrachtungen über innere Konflikte, die vor allem mit Mitgliedern des niederen Adels des landgräflichen Territoriums ausgetragen wurden, über die Stellung Ludwigs zu Johann II. von Ziegenhain und dem letztlich geglückten Erwerb der Grafschaften Ziegenhain und Nidda sowie über die Rolle des Papsttums in der landgräflichen Politik. Nach der Schilderung dieser unterschiedlichen politischen Handlungsfelder richtet Krafft schließlich noch den Blick auf die Frömmigkeit Ludwigs I., seine Klostergründungen und sein Bemühen, die seit längerem auswärts entwickelten Klosterreformen ins eigene Land zu tragen. Dabei wird im Unterschied zum Urteil maßgeblicher hessischer Landeshistoriker deutlich, von welch hohem Stellenwert das Voranbringen zeitgemäßer kirchlicher Reformströmungen für die Politik Ludwigs war.

Durch die Fülle der neu gewonnenen Einzelerkenntnisse wird Vieles im Regierunghandeln Ludwig I. klarer erkennbar als bisher. Vermeintliche Grundkoordinaten der landgräflichen Politik werden kritisch hinterfragt und können auf der Basis des sorgsam ausgewerteten Quellenmaterials in einem neuen, zutreffenderen Licht gesehen werden. Dies soll hier nur an zwei Beispielen verdeutlicht werden. Die in der hessischen Landesgeschichtsschreibung bis in die jüngste Zeit als entscheidenden Wendepunkt gegenüber Mainz angesehene Schlacht bei Fritzlar relativiert Krafft, indem er herausarbeitet, dass der militärische Erfolg erst durch günstige Konstellationen im Reich ermöglicht wurde und wegweisende Neuausrichtungen im Verhältnis zum Erzbistum Mainz erst in der Folgezeit eintraten. Auch die angeblichen Ansprüche Ludwig I. auf das Stammland im Westen, auf Brabant, werden als Legende entlarvt. Der Zug nach Aachen im Jahr 1437 war keineswegs erbrechtlich motiviert, sondern war realpolitischen Einsichten geschuldet. Ludwig unterstützte mit seinem Engagement die jüngeren Rechte Kaiser Sigismunds und der Luxemburger. Viele der vermeintlichen Konstanten im Handeln Ludwig I. gehen auf die zeitgenössischen Chroniken von Johannes Nuhn und Wigand Gerstenberg zurück, deren Darstellungen immer wieder tradiert wurden und bis in die jüngste Forschungsliteratur kritiklos Eingang fanden. In seinem Schlusskapitel analysiert Krafft die Werke dieser beiden Chronisten und deren Nachwirkung und führt damit vor Augen, wie wichtig es ist, überkommene Geschichtsdeutungen durch eigenes Quellenstudium auf den Wahrheitsgehalt zu prüfen.

Bei all dem Positiven soll nicht verschwiegen werden, dass die mehr als 650 Seiten umfassende Abhandlung mit ihren zahlreichen Detailschilderungen und einem großen Anmerkungsapparat die Lektüre nicht gerade einfach gestaltet. Manche Passagen ähneln eher einem

Nachschlagewerk als einer Biographie. Ein etwas strafferer Stil wäre wünschenswert gewesen. Damit soll aber der Wert der Studie nicht geschmälert werden. Die von Krafft vorgelegte Arbeit wird nicht nur für lange Zeit als Standardwerk zu Landgraf Ludwig I. zu gelten haben, sondern sie wird darüber hinaus von allen weiteren Untersuchungen zu dem für die Geschichte der Landgrafschaft Hessen so ereignisreichen 15. Jahrhundert Beachtung finden müssen. Für künftige Forschungen wird sich zudem der Anhang von Kraffts Publikation als besonders hilfreich erweisen. Darin werden neben 33 Urkunden auch die für die Schilderung Ludwigs I. einschlägigen Kapitel aus dem zweiten Buch von Johannes Nuhns „Chronica und altem Herkommen“ ediert. Hinzu kommt das von Krafft erstmals zusammengestellte Itinerar Ludwigs I., aus dem klar zu ersehen ist, dass der Schwerpunkt der landgräflichen Herrschaft bis 1458 eindeutig im nördlichen Landesteil mit der Residenz Kassel lag. Einmal mehr zeigt sich an diesem Anhang das Charakteristische der Arbeit: Die Nähe des Autors zu den Quellen und sein kenntnisreicher Umgang damit.

Eva-Marie Felschow, Wetzlar

Das Augustinerkloster Alsfeld. Beiträge zu seiner Geschichte, hrsg. von Hans Schneider (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 89), Marburg 2019, 422 S., mit zahlreichen Abbildungen.

Das ehemalige Augustinereremitenkloster in Alsfeld gehört zu den Bettelorden (Dominikaner, Franziskaner, Karmeliter, Augustinereremiten), die sich seit der Mitte des 13. Jahrhunderts durch die fortschreitende Urbanisierung nicht mehr wie die älteren Orden in der Abgeschieden-

heit, sondern bevorzugt in den Städten ansiedelten. Die Geschichte ihrer Niederlassungen ist generell noch nicht sehr intensiv erforscht, für das Alsfelder Kloster gilt dies in besonderem Maße. Zu ihm fehlen jüngere Forschungen bislang weitgehend. Auf den ersten Blick überrascht dies, da durch die moderne Edition der Urkunden der oberhessischen Klöster (darunter auch Alsfeld) in der Abteilung Klosterarchive der Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen eine hervorragende Basis für wissenschaftliche Untersuchungen vorliegt.¹ Bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass die für das Alsfelder Augustinerkloster überlieferten Urkunden nicht sehr zahlreich sind und sie sich vor allem auf wirtschaftliche Belange beziehen. Nachrichten über den genauen Zeitpunkt der Alsfelder Klostergründung und deren nähere Umstände sind dagegen eben so wenig vorhanden wie detaillierte Hinweise zu den Konventsmitgliedern und ihren Lebensbedingungen. Diese begrenzte Quellenlage war dem Marburger Theologen Hans Schneider, Initiator und Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes, wohl bewusst. Er beabsichtigte daher mit seinem Buchprojekt keine umfassende Darstellung der Geschichte des Alsfelder Klosters, sondern ihm ging es vielmehr darum, durch die Bearbeitung einzelner Aspekte bisherige Forschungslücken aufzuzeigen und neue Erkenntnisse zusammenzustellen. Hierfür konnte er 14 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus unterschiedlichen Fachgebieten gewinnen, deren Forschungsergebnisse nun ein konkreteres Bild des Alsfelder Konvents zeichnen.

Die Augustinereremiten, deren Niederlassung in Alsfeld 1309 erstmals urkundlich belegt ist, haben das Leben in der kleinen Ackerbürgerstadt mit ihren etwa

1 Albrecht Eckhardt (Bearb.), Die oberhessischen Klöster. Regesten und Urkunden 3,1: Regesten (VHKH 9. Klosterarchive 7), Marburg 1977, sowie Ders.

(Bearb.), Die oberhessischen Klöster 3,2: Texte und Indices (VHKH 9. Klosterarchive 8), Marburg 1988.

2.000 Einwohnern über zwei Jahrhunderte mitgeprägt. Nachdem sich Landgraf Philipp der Großmütige der Reformation angeschlossen hatte, gehörte der Alsfelder Konvent zu den ersten hessischen Klöstern, die 1527 aufgelöst wurden. Im ersten Beitrag des Sammelbandes schildert Ursula Braasch-Schwersmann das Lebensumfeld der Augustinereremiten in der mittelalterlichen Stadt. Die Gründung der Alsfelder Niederlassung erfolgte vermutlich um 1280/90 auf Anregung der in Gotha ansässigen, zur sächsisch-thüringischen Ordensprovinz gehörenden Eremiten und mit Unterstützung Landgraf Heinrichs I., der damit eine Verbesserung der seelsorgerischen Dienste für Arme und Kranke erreichen wollte. Über die Größe des Konvents lassen sich wegen mangelnder Quellen kaum Aussagen treffen, die Mönche stammten wohl überwiegend aus Familien der Stadt Alsfeld und der näheren Umgebung. Zu den Diensten, die die Brüder übernahmen, gehörte das Abhören der Beichte, das Verhängen von Bußen, das Lesen der Messe und das Abhalten von Predigten. Wie in vielen mittelalterlichen Städten erfreuten sich die Mitglieder der Bettelorden und ihre Seelsorge auch in Alsfeld bei der Bevölkerung großer Beliebtheit, woraus sich Spannungen mit dem Weltklerus ergaben. Auf diese Konflikte geht Christoph Galle in seinem Aufsatz über das kirchliche Leben Alsfelds ein. Da sowohl der Stadtpfarrer in der Pfarrkirche St. Walpurgis wie die Mönche in ihrer Klosterkirche Messfeiern für Stifter und Verstorbene abhielten, kam es zur Konkurrenz um Spenden und Stiftungen, die beide für ihren Unterhalt benötigten. Zur Beilegung der Streitigkeiten wurde 1404 auf Drängen des Stadtpfarrers Johann Synning die Übereinkunft getroffen, dass die Mönche nur noch an 16 Tagen im Jahr öffentlich predigen durften. Ob diese Vereinbarung eingehalten wurde und wie lange sie bestand, ist nicht bekannt.

Die lückenhafte Quellenlage bereitet auch Annette Schmelz und Matthias Untermann Schwierigkeiten, die sich mit der Baugeschichte der Alsfelder Klosterkirche beschäftigen. Da schriftliche Quellen für ihre Fragestellung weitgehend fehlen, setzen sie den Schwerpunkt ihrer Studie auf Methoden der Bauforschung. Neben den von ihnen gewonnenen Ergebnissen betonen sie die Notwendigkeit einer dendrochronologischen Untersuchung der Dachkonstruktion für eine noch genauere Datierung der Bau-, Umbau- und Restaurierungsphase der Kirche und regen weitere Vermessungen an, um so zu einer schlüssigen Baugeschichte des Alsfelder Kirchenbaus zu gelangen.

Weitaus besser gestaltet sich die Quellsituation für Ulrich Ritzerfeld, der die wirtschaftlichen Grundlagen des Alsfelder Augustinereremitenklosters untersucht. Außer der urkundlichen Überlieferung konnte er noch auf zwei Inventare von 1524 und 1527 zurückgreifen, die zur Erfassung des Klostervermögens erstellt wurden. Obwohl die Wirtschaft des Alsfelder Klosters wie bei den meisten städtischen Bettelordensniederlassungen vor allem auf Seelgerätsstiftungen, auf durch Schenkungen und Spenden erworbenen Gütern und Grundbesitz, auf Rentenkäufen und auf Einkünften aus Almosen beruhte, zeigen sich im Vergleich zu anderen Klöstern eher bescheidene Besitzverhältnisse der Alsfelder Konventualen. Dennoch waren die Einnahmen offenbar so beträchtlich, dass das Kloster als Kapitalgeber in Form von Rentenkäufen auftreten konnte. Zu seinen Schuldnern gehörten neben der Stadt Alsfeld, die dadurch in eine gewisse finanzielle Abhängigkeit zu dem einzigen in ihren Mauern befindlichen Kloster geriet, auch andere Städte, die Landgrafen von Hessen, die Herren von Riedesel und andere geistliche Einrichtungen, u.a. das Zisterzienserkloster Arnsburg. Insgesamt spielten sich die Finanzgeschäfte des Alsfelder Klosters in einem für die Zeit typischen Rahmen

ab, wie Ritzerfeld überzeugend herausarbeitet.

Nicht nur für den Historiker und Archivar sind die Ausführungen von Albrecht Eckhardt zum Überlieferungsweg der für das Alsfelder Augustinerkloster vorhandenen Quellen besonders spannend. Nach Einführung der Reformation übergab Landgraf Philipp im Jahr 1540 der neugegründeten Universität Marburg eine Reihe von ehemaligen Einkünften, darunter auch diejenigen des 1527 aufgehobenen Alsfelder Konvents. Ausgenommen wurden nur die Klostergebäude in Alsfeld, die künftig zur Unterbringung eines Hospitals dienen sollten. Mit der Klostervogtei gelangten auch die Urkunden an die Universität. Nachdem Landgraf Moritz in seinem Landesteil und damit auch an der Universität Marburg 1605 das calvinistische Bekenntnis eingeführt hatte, kamen die Besitztümer und Einkünfte der oberhessischen Klostervogteien Gießen, Grünberg und Alsfeld an die 1607 gegründete hessen-darmstädtische Landesuniversität in Gießen. Nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges verblieb die Vogtei Alsfeld auch nach 1650 bei Gießen und mit ihr die Urkunden. Sie werden heute noch im Urkundenbestand des Universitätsarchivs Gießen verwahrt und sind mit insgesamt 117 Schriftstücken aus dem Zeitraum von 1343 bis 1524 der größte Teil der für das Alsfelder Kloster noch vorhandenen Urkunden. Besonders wertvoll für weitere Forschungen ist die von Eckhardt erstellte Übersicht über die Provenienz- und Pertinenzurkunden der Alsfelder Augustiner in den hessischen Archiven, die seinem Beitrag als Anhang hinzugefügt ist.

Komplizierter noch sind die Bemühungen von Berthold Jäger zur Rekonstruktion der einstigen Alsfelder Augustinerbibliothek. Trotz sehr zeitaufwändiger Recherchen in den alten Bestandskatalogen der Marburger und Gießener Universitätsbibliothek konnte er nur einige wenige Handschriften (5) und frühe

Drucke (13) mit einiger Gewissheit als ehemaliges Alsfelder Bibliotheksgut identifizieren. Konkrete Aussagen über den Umfang der erstmals vorhandenen Handschriften oder über die nach der Mitte des 15. Jahrhunderts eventuell erworbenen Drucke sind dagegen nicht möglich. Der Bildungshorizont der Alsfelder Konventualen bleibt damit im Dunkeln.

Mit welcher Dramatik sich die Reformation auf das Leben einzelner Gläubiger auswirken konnte, wird an der Biographie von Tilemann Schnabel deutlich, die der Herausgeber Hans Schneider in einem eigenen Beitrag skizziert. Schnabel begann seine Karriere als Mönch im Alsfelder Augustinerkloster, stieg dort zum Prior auf, wechselte um 1523 als Anhänger Luthers zur neuen Lehre und übernahm schließlich eine wichtige Rolle als Superintendent im neu aufgebauten Kirchenwesen der Landgrafschaft Hessen. Er ist zugleich einer der wenigen Alsfelder Konventualen, von deren Leben etwas mehr bekannt ist.

Außer den genannten Beiträgen sind im Sammelband weitere Aufsätze zur Gründung und Ausbreitung des Augustinereremitenordens und zu kunsthistorischen Fragen enthalten. Den Abschluss bilden zwei Studien zur Auflösung des Klosters 1527 und zur Abfindung der damals noch 18 Konventsmitglieder sowie zur späteren Nutzung der Klostergebäude, von denen heute nur noch die Kirche erhalten geblieben ist.

Die Vielfalt der behandelten Themen gibt einen facettenreichen Einblick in die Existenz des Alsfelder Augustinerklosters, seinen Handlungsspielraum und dessen Grenzen. Es war eine kleine Welt, die da vor Augen tritt, aber gerade der Blick in die Normalität hat durchaus seinen Reiz. Ein Manko soll aber nicht verschwiegen werden. Da die Autorinnen und Autoren unabhängig voneinander ihre jeweiligen Fragestellungen bearbeitet haben und eine gemeinsame Tagung nicht stattfand, die

einen Meinungs Austausch ermöglicht hätte – dies merkt der Herausgeber in seinem Vorwort selbst kritisch an –, kommt es in den Darstellungen mehrfach zu Überschneidungen und Wiederholungen. Durch eine redaktionelle Überarbeitung hätte dies vermieden werden können. Der Wert der Publikation wird dadurch aber nicht geschmälert. Der Sammelband präsentiert eine Fülle von auf aktuellem wissenschaftlichem Stand erarbeiteten Forschungsergebnissen und gibt zudem eine Reihe von Anregungen für weitere Untersuchungen.

Eva-Marie Felschom, Wetzlar

Ein neuer Backstein der Georg-Büchner-Forschung – Gideon Stiening, *Literatur und Wissen im Werk Georg Büchners. Studien zu seinen wissenschaftlichen, politischen und literarischen Texten*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter, 2019. 758 Seiten. € 129,95.

Seit Udo Roths epochemachender Studie über *Georg Büchners naturwissenschaftliche Schriften* (Tübingen 2004), mit der er einen vielbeachteten „Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften vom Lebendigen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ am Beispiel des berühmtesten Gießener Studenten ablieferte, gehört es zum Standard der Georg-Büchner-Forschung, nicht mehr nur den literarischen und gesellschaftspolitischen Teil seines Werkes, sondern auch die naturwissenschaftlichen Schriften Georg Büchners in den Fokus der Aufmerksamkeit zu rücken. Denn Georg Büchner als Autor einer Epoche des z.T. radikalen literarischen und politischen Umbruchs bleibt, – selbstverständ-

licher Weise, möchte man meinen –, auch nicht unberührt von dem wissenschaftlichen Feld, auf dem sich nicht minder tiefgreifende strukturelle Veränderungsprozesse mit einer atemberaubenden Beschleunigung vollziehen.² Im Vorwort der genannten Schrift bedankte sich Roth in besonderem Maße bei seinem langjährigen Kollegen und Freund Gideon Stiening, der ihm „an vielen Stellen – manchmal schnell, manchmal erst nach langen Diskussionen – die Augen geöffnet hat für die wirklich wichtigen Dinge.“ (S. IX).

Auf diese Diskussionen rekurriert nun auch seinerseits der genannte Gideon Stiening im Vorwort zu seiner neuen und lange erwarteten Monografie *Literatur und Wissen im Werk Georg Büchners*: „Ein besonderer Dank gilt schließlich meinem Freund und Kollegen Udo Roth, mit dem über Büchner zu debattieren und zu streiten nicht allein eine große Freude ist, sondern die entscheidende Grundlage dafür schuf, sich mit diesem Wissenschaftler, Dichter und Politiker intensiver zu befassen.“ (S. VII). Stiening geht nun, 15 Jahre später, insofern über Roth hinaus, als er den großen Anlauf unternimmt, Georg Büchners Gesamtwerk unter der Perspektive seiner naturwissenschaftlichen und wissenstheoretischen Kompetenzen einer Relektüre zu unterziehen. Auf der methodischen Basis eines Text-Kontext-Modells entfaltet der Verfasser ein umfassendes Panorama an Rekonstruktionen und Kontextualisierungen der Schriften Büchners unter dem Aspekt ihrer Interdependenz mit dem wissenschaftlichen Wissen ihres Verfassers. Das Ergebnis ist ein formidabler und voluminöser neuer Backstein der an ähnlich

2 Zum Phänomen der Beschleunigung bei Georg Büchner vgl. Eke, Norbert Otto, Büchner und die Zeit, in: Ariane Martin und Isabelle Stauffer (Hrsg), *Georg Büchner und das 19. Jahrhundert*, Bielefeld, Aisthesis Verlag 2012, S. 11-28. – In demselben Band befindet sich auch ein Beitrag Gideon Stienings, betitelt

„Büchners Schelling. Die Exzerpte zur *Geschichte der Griechischen Philosophie* im Kontext der Philosophiegeschichtsschreibung der 1830er Jahre (S. 165-182), in dem Stiening bereits einen Vorgeschmack auf seine nun vorliegende neue Büchnerstudie lieferte.

gewichtigen Bänden nicht gerade armen Literatur zu Georg Büchner. Aber Georg Büchner ist ein Weltautor ersten Ranges, weshalb das anhaltend hohe Forschungsinteresse nicht nur selbstverständlich, sondern auch höchst erfreulich ist.

Dass Stienings opus magnum unter erheblichen Geburtswehen zustande kam, deutet der Autor selbst in seinem Vorwort an, wo er bemerkt, dass äußere Umstände eine frühere Publikation verhindert hätten. Es handelt sich nämlich um eine Studie, die bereits im Juli 2009 von der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften an der Ludwig-Maximilians-Universität in München als Habilitationsschrift angenommen wurde. Teile der Arbeit dürften u.a. in Gießen entstanden sein, wo Stiening von 2002 bis 2004 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Neuere deutsche Literatur der Justus-Liebig-Universität Gießen bei Prof. Dr. Friedrich Vollhardt tätig war. Mit Vollhardt wechselte Stiening nach München, und es ist daher konsequent, dass der langjährige Mentor auch das Erstgutachten für das Habilitationsverfahren Stienings verfasste.

Schon bald nach der Habilitation zeigte Stiening sich zuversichtlich, dass das Werk zeitnah erscheinen könne, denn schon die Literaturliste zu seinem Artikel „Natur“ in dem 2009 erschienenen Georg-Büchner-Handbuch enthält u.a. einen Titel „Literatur und Wissen, eine Studie zu den literarischen, politischen und szientifischen Schriften Georg Büchners“, die als bereits erschienen apostrophiert wird: „Berlin/New York 2009“. In der 2012 bei de Gruyter erschienenen Anthologie zur *Poetik des Briefromans*, die Stiening als einer der Herausgeber mitverantwortete, zitiert Stiening (S. 9) dann einen modifizierten Titel „Literatur und Wissen in

Büchners Werk. Studien zu seinen wissenschaftlichen, politischen und literarischen Texten“ ebenfalls als bereits erschienen. Auch in Stienings Beitrag in dem 2013 erschienenen Begleitband zu der großen Büchner-Jubiläumsausstellung auf der Mathildenhöhe Darmstadt³ wird im Anmerkungsapparat ein Titel „Literatur und Wissen in Büchners Werk“ als 2013 in Berlin erschienen ausgewiesen. Im Jahr 2015 figuriert der Phantomtitel dann sogar mit entsprechendem Titelcover im Verlagsprogramm des Berliner Akademie Verlags, und sogar im OPAC kann man noch auf diesen Titel stoßen. Auch wenn diese Irritationen möglicherweise mit der für den Außenstehenden verwirrenden Dynamik des Verlagswesens zusammenhängen mag und man dem Verfasser keine gezielte Irreführung des Lesepublikums unterstellen möchte, so wären doch einige entwirrenden Bemerkungen, angebracht gewesen.

Immerhin erfährt der Leser, dass Stiening die ursprüngliche Habilitationsschrift nun für die 2020 erschienene Buchfassung überarbeitet, an den aktuellen Forschungsstand – soweit sinnvoll – angepasst und um ein Kapitel über *Leonce und Lena* ergänzt habe. Um im Bild der schweren Geburt zu bleiben, so sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass eine zeitaktuelle Überarbeitung eines zehn Jahre alten Manuskripts immer Gefahr läuft, den Geburtsfehler eines Flickwerks mit auf die literarische Welt zu bringen, denn Nachbesserungen lassen sich oft nur scheinbar und unter erheblichem rhetorischem Aufwand bruchlos in die längst festgezurrten eigenen Argumentationslinien integrieren. Diesen Eindruck gewinnt man auch von diesem Werk, das sich in einem polemischen Abgrenzungszusammenhang zu

3 Gideon Stiening, Leben als Selbstzweck. Büchners philosophische Überzeugungen, in: Georg Büchner - Revolutionär mit Feder und Skalpell [... anlässlich der Ausstellung „Georg Büchner - Revolutionär mit Feder und Skalpell“, Mathil-

denhöhe Darmstadt im Darmstadtium, 13. Oktober 2013 - 16. Februar 2014, Museum Strauhof, Zürich, 19. März - 1. Juni 2014] Hrsg. Ralf Beil, Burghard Dedner. Ostfildern: Hatje Cantz, 2013, S. 343-357, Anm. 20.

nahezu der kompletten Büchner-Forschung situiert, wobei nicht einmal Freund Udo Roth ganz ungeschoren davonkommt. Vor allem in der Alleinstellungsrhetorik des eigenen methodischen Ansatzes, vermeint man z.T. überholte theoretische Grundsatzdebatten aufgeholt zu bekommen. Rezensent ist nicht bereit, sich auf solche unersprißlichen polemischen Methodenstreitigkeiten in einer überwiegend selbstreferentiellen Theorie-debatte einzulassen, und verweist stattdessen einen etwaigen an der Polemikgeschichte der Büchner-Forschung interessierten Leser auf das Unterkapitel 1.4 „Geschichte und Stand der Büchner-Forschung“ (S. 26-38) bzw. auf den Fußnotenbereich, in dem so mancher namhafter Büchnerspezialist wie z.B. Günter Oesterle, Burghard Dedner und Jan-Christoph Hauschild gerupft und so manche Forschungseinrichtung wie die Marburger Georg-Büchner-Forschungsstelle oder das Bielefelder Forum Vormärz Forschung gezaust wird. Lediglich in der kritischen Analyse der Forschungstradition und der Diskussion der älteren Interpretationslinien zu dem Lustspiel *Leonce und Lena* kann Stiening einen „durchaus produktiv geführten“ Diskurs der älteren und teilweise auch neueren Büchnerforschung zugestehen. Bezeichnender Weise handelt es sich bei diesem auch insgesamt eleganter verfassten Kapitel um den erst nach Abschluss des Habilitationsverfahrens eingeflossenen Bestandteil der Publikation.

Seinem Modell wissenschaftlicher Kontextualisierung verpflichtet, befasst sich Stiening folgerichtig im ersten, rund 400 Seiten umfassenden Teil seiner Arbeit mit Büchners szientifischem Wissen und schafft damit den Referenzhorizont für

eine Analyse des literarischen Gesamtwerks im zweiten Teil der Arbeit. In drei Großkapiteln rekonstruiert der Verfasser die wissenschaftlichen Kompetenzen Georg Büchners: „Philosophie und Philosophiegeschichte“ (S. 41-204), „Naturphilosophie“ (S. 205-326) und „Politik“ (S. 327-418). Im Philosophiekapitel befasst sich Stiening u.a. mit Büchners Studienzeit in Gießen, wo sich vor allem für das Wintersemester 1833/34 vermehrte Hinweise auf eine Auseinandersetzung mit der Philosophie finden (S. 55). Zwar konzediert der Verfasser, dass die überlieferten Dokumente keinen Aufschluss darüber geben, mit welcher Art Philosophie Büchner sich im Herbst 1833 beschäftigte, doch macht er sich für einen Zusammenhang mit einer Vorlesung des Gießener Philosophen Joseph Hillebrand stark. Stiening bezieht sich dabei vor allem auf Hillebrands *Lehrbuch der theoretischen Philosophie und philosophischen Propädeutik*, das explizit „zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen“ konzipiert wurde (S. 62). Auch für das Sommersemester 1834 war nach Stiening Hillebrand weiterhin zentral, dessen Bedeutung für Büchner en detail diskutiert wird (S.62-77), was in dieser Intensität und Eindringlichkeit durchaus ein Novum in der Georg-Büchner-Forschung darstellt.⁴

Im Naturphilosophiekapitel geht Stiening ebenfalls u.a. auf Georg Büchners Studium in Gießen ein, und zwar konkret und ausführlich im Unterkapitel 3.1.3. „Gießen und Darmstadt 1833-1835: Zwischen Wernekinck und Wilbrand – aber ohne Liebig“ (S. 228-255). Dabei nimmt er vor allem eine grundlegende Neubewertung der Bedeutung der für sein Medizinstudium relevanten Hochschullehrer Friedrich Christian Gregor Werne-

4 Soweit ersichtlich hat bislang nur Hans-Peter Nowitzki in einem 1998 erschienenen Aufsatz ähnlich eindringlich auf die Bedeutung Joseph Hillebrands für Georg Büchner aufmerksam gemacht. – Hans-Peter Nowitzki, „Halt, ist der

Schluß logisch? Zu Büchners anamorphotischer Poesiekonzeption. In: *Euphorion* 92 (1998), S. 309-330. – Zur Abgrenzung Stienings von Nowitzki vgl. Anmerkung 148 auf S. 65.

kinck und Johann Bernhard Wilbrand vor, wobei er insbesondere von einem Protektionsverhältnis Wilbrands gegenüber dem jüngeren Wernekinck ausgeht. Stiening relativiert die von Carl Vogt in seinen Erinnerungen 1896 insinuierte Differenz zwischen Wilbrand und Wernekinck und arbeitet stattdessen deren Gemeinsamkeiten und Berührungspunkte heraus, wobei er nicht nur auf private Verbindungen zwischen beiden verweist, sondern auch fachliche Schwerpunkte Wernekincks untersucht, die ebenso in wissenschaftstheoretischer Hinsicht eine größere Nähe zwischen Wilbrand und seinem Protégé nahelegen, als in der Forschung bislang angenommen. Die Kernkompetenzen Wernekincks erstreckten sich laut Stiening von der vergleichenden Anatomie über die Neurologie und Neuroanatomie bis zur Mineralogie. Diese Wissensfelder spiegelten die komplexe Forschungslandschaft um 1830 wider, die noch immer maßgeblich von verschiedenen Ausformungen der Naturphilosophie geprägt waren. Besonders durch seinen Bezug zur so genannten Wirbeltheorie des Schädels gehöre Wernekinck eindeutig einer wissenschaftstheoretischen Gruppierung an, die man der Naturphilosophie zuzuordnen habe (S. 234). Der Integration Wernekincks in die Phalanx der Naturphilosophen korrespondiert die Rehabilitation Wilbrands als einem der prononciertesten Repräsentanten dieser Forschungsrichtung (S. 235 ff.). Schließlich rekonstruiert Stiening „einige überraschende Gemeinsamkeiten in Prämissenapparat und Demonstrationsbereich der büchnerschen mit der wilbrandschen Naturphilosophie“ (S. 239–251). Abgerundet wird dieses Unterkapitel durch eine Aufstellung von Gründen dafür, dass der Gießener Medizin-Student mit der analytisch-phänomenologischen Naturwissenschaftsvariante Justus Liebig kaum Berührung aufnahm. So macht Stiening u.a. Joseph Hillebrand, den Büchner hörte und der mit Kritik an Liebig Wissenschafts- und

Lehrverständnis keineswegs zurückgehalten habe, in einem nicht unerheblichen Maße dafür verantwortlich, dass man mit Blick auf Büchner und Liebig von einer verpassten Begegnung zweier bedeutender kulturhistorischer Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts sprechen müsse. Aber auch Büchners naturwissenschaftliche und –philosophische Ausrichtung auf die Formulierung eines allgemeinen Naturgesetzes, seine mit Wilbrand konforme explizite Ablehnung einer so genannten Lebenskraft sowie die Einbindung der empirisch-anatomischen Arbeiten Büchners in eine qualitative und eben nicht quantitative Forschung verweisen nach Stiening auf die grundlegende wissenschaftstheoretische Differenz zwischen dem Chemiker und dem angehenden vergleichenden Anatomen (S. 254).

Im Politikkapitel unterzieht Stiening den *Hessischen Landboten* einer wissenschaftlichen Interpretation, die Büchners ‚Politik‘ zwischen den Polen „szientifisches Wissen“ und „Erfahrungswissen“ kontextualisiert. In einem Zusammenhang, in dem er die Wissensmomente in der politischen Flugschrift Büchners untersucht, befasst sich Stiening u.a. mit der Statistik als politischem Instrument Büchners. In diesem Zusammenhang betont er als auffällige Besonderheit der politischen Argumentation im *Hessischen Landboten* die Verwendung von statistischem Material der politischen Verwaltung Kurhessens [!], wobei ihm eine etwas peinliche Verwechslung des Großherzogtums Hessen unterläuft (S.405). Als Beleg für sein Axiom, dass ein wissenschaftsgeschichtlicher Kontext die intellektuelle Atmosphäre der Büchnerzeit prägte, führt Stiening das Beispiel des Gießener Statistikers August Friedrich Wilhelm Crome an. Mit diesem Namen verbinde sich nämlich „das aus einer innovativen Kameralistik des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts und für die Entwicklung einer zeitgemäßen politischen Ökonomie konsti-

tutive Entstehen einer wissenschaftlichen Statistik“ (S. 406). Crome, der dieses innovative statistische Denken an der Universalität Gießens entwickelt und ihm zu europaweitem Ansehen verholfen habe, sei grundlegend für die „Formierung von verwaltungs- und finanzpolitischem Wissen und dessen praktischen Schlussfolgerungen“ (ebd.) gewesen. Büchner habe nun diesem statistisch gestützten Herrschaftswissen ein auf die gleiche Statistik gegründetes Oppositionswissen entgegengehalten, indem er die empirischen Informationen unter neuen Prämissen anders interpretiert habe.

Als Zwischenbilanz des umfangreichen ersten Teils der Arbeit hält Stiening (S. 419 f.) fest, dass Georg Büchner sich vor allem als Naturwissenschaftler verstanden habe, der als vergleichender Anatom an einer naturphilosophischen Evolutionskonzeption im Bereich der Wirbeltiere gearbeitet habe. Die Beschäftigung mit der Philosophie und der Philosophiegeschichte habe Büchner zur Überprüfung und Modifikation seiner naturphilosophischen Kategorienbildung gedient. Umgekehrt habe Büchner innerhalb seiner philosophiegeschichtlichen Arbeiten sein naturphilosophisches Wissen zur Prüfung der systematischen Relevanz oder Irrelevanz seiner philosophischen Konzeptionen genutzt. Selbst noch in seiner politischen Flugschrift zeige sich die allgemein wissenschaftstheoretische Kompetenz des Autors. Dennoch legt Stiening Wert darauf, dass die „wahren gerechtfertigten Überzeugungen [...]“ Büchners keine Einheit im Sinne eines Systems ausbildeten, bei dem aus einem obersten Grundsatz alle weiteren Momente analytisch abzuleiten wären. Vielmehr zeige sein Wissen einen durch und durch synthetischen Zusammenhang.

So gewappnet kann sich Stiening und mit ihm der Leser nun an den kaum minder umfangreichen zweiten Teil der Arbeit (Kapitel 6-9) machen, in dem die poetische Seite Georg Büchners unter dem

Aspekt seines szientifischen Wissens in Betracht gezogen wird. In den Kapiteln, in denen der Autor eine möglichst umfassende Rekonstruktion und Kontextualisierung von Büchners vielfältigem Wissen in Bezug auf die literarischen Texte verspricht, gibt es in der Tat einige eher ungewöhnliche Perspektiven zu referieren.

Mit Blick auf *Danton's Tod* arbeitet sich Stiening an der Prämisse ab, dass Büchner damit ein Drama verfasste, das auf der Grundlage metaphysischer, politiktheoretischer und moralischer Reflexionen die Frage nach der Verbindlichkeit der Großen Revolution für die Gegenwart der 1830er Jahre mit negativem Ergebnis zu beantworten suchte (589f). Im *Lenz* habe Büchner sich an einer Erzählung versucht, die mithilfe der zeitgenössisch neuesten psychiatrischen und naturphilosophischen Erkenntnisse sowie fulminanten erzähltechnischen Verfahren den unaufhaltbaren Erkrankungsprozess eines sich bei diesem Prozess beobachtenden und selbst therapierenden, sozialpolitisch engagierten Dichters zu reflektieren gesucht habe. Dabei habe Büchner die Grenzen einer Pathographie in Richtung einer epistemologischen und soziopolitischen Interpretation psychischer Devianz überschritten (S. 590). Mit Blick auf das Lustspiel *Leonce und Lena* stellt sich Stiening der Frage, ob Büchners wissenschaftliche Tätigkeiten in der Philosophie- und Naturgeschichte auf seine einzige Komödie einen mehr als motivlichen Einfluss hatte (S. 589). Schon in der Einkleideszene des Königs Peter im ersten Akt entdeckt er eine komplexe Ineinanderblendung von Philosophie und Politik auf der Grundlage zeitgenössischer philosophischer Kontexte, die unterschiedliche Herrschaftstechniken und politische Selbstverständnisse des aufgeklärten Absolutismus freizulegen sucht (S. 602).

Im Fall des *Woyzeck*-Fragments kann Stiening sich auf, wie er betont, die unmittelbar evidente Tatsache berufen, dass Büchners philosophiegeschichtliche und

naturwissenschaftliche Arbeiten erheblichen Einfluss auf diese literarische Produktion hatten. Dabei interessiert ihn vor allem die Figur des „Doctors“, in dessen Person seiner Meinung nach „die theoretische Naturforschung und die praktische Medizin (in ihrer internistischen und psychiatrischen Ausrichtung)“ (S. 663) auftritt. Schon in den ersten Dialogpassagen fülle der „Doctor“ eine Position aus, die „wenigstens zwei unterschiedliche, ja sich ausschließende wissenschaftstheoretische Programme verbindet“ (ebd.). Zum einen bediene er sich eines experimentellen Verfahrens, dessen biochemische Ausrichtung und quantifizierende Methodik auf das Paradigma der analytischen Naturwissenschaft hindeute, zum anderen aber als lautstarker Apologet der menschlichen Freiheit an einer „präventösen Freiheitsformel idealistischer Provenienz“ (S. 674) festhalte. Anders als die herkömmliche Forschung bestreitet Stiening mit plausiblen Argumenten, dass es sich bei diesem idealistischen Kontext des „Doctors“ um einen naturphilosophischen Hintergrund handle und die interpretative Verknüpfung mit dem Gießener Lehrstuhlinhaber für Naturphilosophie Johann Bernhard Wilbrand auf einer irrigen Grundannahme beruhe.

Das sorgfältig korrekturgelesene Buch, das mit einem angemessenen bibliographischen Apparat und umfassendem Personenregister ausgestattet ist, rundet Stiening mit einem knappen Ausblick ab, in dem er u.a. eine weitere Sichtung und Interpretation der Texte des Gießener Philosophen Joseph Hillebrand einfordert, nicht ohne in der zugehörigen Fußnote darauf hinzuweisen, dass in dieser Hinsicht aktuell schon gearbeitet worden sei: *Was Büchner hörte. Edition und Kommentierung einer Mitschrift einer Naturrechts- und Politik-Vorlesung Joseph Hillebrands aus dem Sommersemester 1834*. Hrsg. v. Doreen Haring, Udo Roth und Gideon Stiening. Leiden 2019.

Rolf Haaser, Bad Rippoldsau-Schapbach

Jürgen Dauernheim: Das Landgraf-Ludwigs-Gymnasium in Gießen unter dem Hakenkreuz - Zur Geschichte dieser Schule 1933 -1945/46, 126 Seiten, Din A4-Format, historische Fotografien, Eigenverlag, Gießen 2020

Seit 2005 kümmert sich Jürgen Dauernheim um das Archiv des Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums. Er war Lehrer für Deutsch, Gemeinschafts- und Sozialkunde, von 1967 bis 1999. An den Jubiläumsfeiern und -publikationen der traditionsreichen Schule war er seit der 375-Jahr-Feier 1980 beteiligt. Eine Lücke in der Aufarbeitung war geblieben: Die 12 Jahre des Nationalsozialismus. Er sei erstmals Anfang der 80er Jahre darauf gestoßen, als er mit Schülern im Archiv arbeitete, erzählt er. „Doch so ein Thema braucht Zeit und ist nie abgeschlossen.“

Dauernheim versteht das soeben im Eigenverlag publizierte Buch auch als Anstoß zu weiteren Recherchen. Er hat hauptsächlich die Dokumente des Schularchivs genutzt, zitiert aus den schriftlich fixierten Erinnerungen von Schülern und Lehrern. Eine wichtige Quelle ist die seit 1951 erscheinende Ehemaligen-Zeitschrift „Epistula“. Einige der Selbstzeugnisse sind höchst aufschlussreich, andere nur schwer erträglich, wie der Bericht von Ludwig Stern zu den menschenunwürdigen Bedingungen im KZ Theresienstadt.

Vorwiegend geht es in der Chronik um den Schulalltag, der schnell von nationalsozialistischen Vorgaben beeinflusst war. Bereits im August 1933 waren der Hitlergruß bei Unterrichtsbeginn und -ende vorgeschrieben, ab Dezember die Fahnenehrung und das Singen des Horst-Wessel-Liedes. Schon in diesem Schuljahr wurde die Rassenkunde zum Hauptteil des Biologie-Unterrichts, die Schüler übten mit Ahnentafeln der eigenen Familien die entsprechenden Begrifflichkeiten ein. Aber auch in die anderen Fächer schwappte das Thema über. Wieweit die Anordnungen den Schulalltag tatsächlich veränderten

oder wie die einzelnen Lehrer sich dazu verhielten, das ist nur in Einzelaussagen überliefert. Immerhin erfolgte eine Anordnung, die das Diskutieren über Anordnungen von oben verbot. Demnach wurde nicht alles einfach hingenommen an dem humanistischen Gymnasium.

Erschreckend sind auch die Berichte zum Synagogenbrand in der Reichspogromnacht 9./10. November 1938 und über die nachfolgenden Zerstörungs- und Plünderungszüge durch die Innenstadt. Die Sich-Erinnernden haben vor allem junge Beteiligte, auch Gymnasiasten, bei diesem ungezügelter Gewaltausbruch gesehen. Bekanntlich folgten danach die ersten Verhaftungen von Andersdenkenden und die Verbringung in Arbeitslager. In der Schule gab es zunehmend Vorträge von Militärs. Kriege und Heldenverehrung wurden in sämtlichen Unterrichtsfächern geradezu monothematisch behandelt. Zumindest in der Jungenschule, die das LLG ja war. Wäre im Vergleich interessant, wie das in Mädchenschulen ablief.

Nach Kriegsbeginn Ende August 1939 begannen die Luftschutzmaßnahmen, die Jungen wurden zu paramilitärischen Ausbildungen geschickt. Arbeitseinsätze gab es ständig für die gesamte Jugend, auch während der eigentlichen Unterrichtszeit: das Sammeln von Heilkräutern war Pflicht, ebenso Ernteeinsätze, aber auch das Sammeln und Sortieren von Altmaterial, also Müll. Nimmt man dann noch hinzu, dass ein Teil der Lehrer zum Wehrdienst eingezogen, die verbliebenen älter und durch Überlastung häufig krank waren, dann kann man sich ausmalen wie wenig intensiv oder kontinuierlich der Unterricht noch war.

Es kam noch schlimmer: ab September 1943 wurden einige Schüler der oberen Klassen in Frankfurt als Flakhelfer ausgebildet und an neuralgischen Punkten in Deutschland eingesetzt. Lehrer sollten abwechselnd dorthin fahren und noch Grundunterricht erteilen, die Berichte dazu sind dramatisch. Für einige der

Schüler führte der weitere Weg über das sogenannte „Notabitur“ zum vorzeitigen Schulabbruch und Kriegseinsatz. Es gibt Jahrgangsklassen, von denen weniger als ein Viertel den Krieg überlebten. Das Schulgebäude war immer wieder von militärischen Einheiten besetzt, Unterricht fand andernorts und behelfsmäßig statt, auch in der ersten Nachkriegszeit als es an allem mangelte.

Jürgen Dauernheim stellt auch beispielhafte Einzelschicksale vor, von Parteigängern, Mitläufern, Widerständlern und Kriegshelden. Und von den Verfolgten und Misshandelten. Unter den Lehrern ragten positiv hervor: der schon pensionierte Dr. Ludwig Hüter, der in den 20er Jahren bekenndes SPD-Mitglied war, und Dr. Karl Glöckner, der aus seiner Anti-Nazi-Haltung keinen Hehl machte, mit viel Glück und Schutz die Zeit überlebte und nach Kriegsende der erste LLG-Direktor einer neuen demokratischen Zeit wurde.

Die Bestelladresse für die Broschüre ist: archiv@llg-giessen.de. Sie ist erhältlich gegen eine Spende an den Verein „Gegen Vergessen - für Demokratie“, der 1992 von dem einstigen LLG-Schüler Hans Joachim Vogel mitgegründet wurde.

Dagmar Klein, Wettenberg/Gießen

V. Neue Publikationen

2020

Gemeinde Fronhausen (Hg.):

Off de Hieh. 1250 Jahre Oberwalgern 770-2020, Fronhausen 2020. ISBN: 978-3-00-066549-3

Philip Haas/Martin Schürner:

Was von Preußen blieb. Das Ringen um die Ausbildung und Organisation des archivischen Berufsstandes nach 1945, Darmstadt und Marburg 2020, Hessische Historische Kommission Darmstadt und Historische Kommission für Hessen, Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 183, 187 S., 27 s/w Abb. ISBN 978-3-88443-338-6

Mutgart Kuschke:

Damals & Heute. Erlebnisse und Erinnerungen aus 3 Epochen, Bad Nauheim 2020

[A.d.R.: Als ~~Schluss~~ Abschluss einer langen Reihe von Heften mit ganz unterschiedlichen Themenschwerpunkten steht dieses Heft als Letztes der seit 1982 aufgelegten und mit diesem 17 Folgen zählenden ~~Reihe von~~ Lebenserinnerungen der heute 96-jährigen Autorin.]

Sophie-Luise Mävers:

Reformimpuls und Regelungswut. Die Kasseler Kunstakademie im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. Eine Studie zur Künftlerausbildung im nationalen und internationalen Vergleich, Darmstadt und Marburg 2020, Hessische Kommission Darmstadt und Historische Kommission für Hessen, Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 184, 302 S., 48 farb. Abb., ISBN 978-3-88443-339-3

Katrin Marx-Jaskulski, Annegret Wenz-Haubfleisch (Hg.):

Pragmatische Visualisierung. Herrschaft, Recht und Alltag in Verwaltungskarten. 328 Seiten, zahl. farb. Abb., Marburg 2020 (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg 38). ISBN 978-3-88964-223-3, geb. EUR 28,00

2019

Karl Murk (Hg.):

„Etwas sensationell Neues“ - Marburg um 1910 in Farbfotografien von Georg Mylius. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Hessischen Staatsarchiv Marburg, Marburg 2019, 128 Seiten. ISBN: 978-3-88964-222-6, Festeinband: EUR 10,00

VI. AUS DEM VEREINSLEBEN

Zusammengestellt von Dagmar Klein (Presse und Öffentlichkeit)

1. VORTRÄGE 2019/20

Verantwortlich Dr. Michael Breitbach

Jeweils mittwochs um 19 Uhr im Netanya-Saal des Alten Schlosses am Brandplatz

30. Okt. 2019	Der Abend kommt so schnell. Die vergessene Revolutionärin Sonja Lerch	Cornelia Naumann, München
13. Nov. 2019	Der Dünsberg und die Vermes- sung der Erde	Günter Leicht, Biebertal
27. Nov. 2019	Der Versailler Vertrag	Prof. Dr. Eckart Conze, Uni- versität Marburg
11. Dez. 2019	Beginn der Demokratie vor 100 Jahren in Deutschland	Prof. Hans-Werner Hahn, Aßlar
15. Jan. 2020	Der Künstler im Krieg. Der Dreißigjährige Krieg im Werk von Matthäus Merian und Valentin Wagner	Prof. Dr. Holger Thomas Gräf, Universität Marburg
29. Jan. 2020	Die Wiederentdeckung des Licher Kirchenmalers Daniel Hisgen (1733-1812)	Dr. Walter Hilbrands, Langgöns
12. Febr. 2020	Der Kalsmunt über Wetzlar. Wie die archäologische Boden- forschung die historischen Quellen zu ergänzen vermag	Prof. Dr. Felix Teichner, Uni- versität Marburg
26. Febr. 2020	Von der Institution zum Provi- sorium? Hessen und die DDR- Zuwanderer in den 1980er Jahren	Dr. habil. Jeanette van Laak, Leipzig

Pandemiebedingt mussten die drei geplanten Vorträge im Winterhalbjahr verschoben werden; sie sollen später nachgeholt werden.

2. EXKURSIONEN 2020

Im Januar 2020 erfolgte mit einer größeren Gruppe der Besuch des 2002 gegründeten Jüdischen Museums in Nidda, getragen von der Zimmermann-Strauss-Stiftung, das im ehemaligen, sanierten Wohnhaus einer jüdischen Familie unterge-

bracht ist. Soweit als möglich werden dort Gegenstände des jüdischen Lebens aus Nidda gezeigt, im Synagogenzimmer und dem Raum des Vergessens. Das Bibelmuseum beherbergt verschiedene Ausgaben in verschiedenen Sprachen. Eine Bibliothek mit ca. 1500 Bänden verschafft Zugang zu vielen Themen des Judentums. Die Leitung hatten Michael Breitbach und Carsten Lind.

Die für Oktober 2020 geplante Exkursion nach Mainz ins Landesmuseum zur Ausstellung „Die Kaiser und die Säulen ihrer Macht. Von Karl dem Großen bis Friedrich Barbarossa“ wurde Pandemie bedingt verschoben aufs Frühjahr 2021.

Der Ende Oktober angebotene Rundgang zu Gefallenen-Denkmalen im Stadtzentrum Gießen wurde in kleiner Runde durchgeführt. Es begann am einst hochumstrittenen Denkmal an der Licher Gabel, führte über den Alten Friedhof mit den Denkmälern für die toten Soldaten des Krieges 1870/71 bis zum Bergkasernen-Relief. Dagmar Klein zeigte im weiteren Spuren des verschwundenen Skagerak-Denkmal an der Pestalozzi-Schule, das versetzte Mohrungen-Denkmal im Stadtpark Wieseckau und erzählte die Geschichte des 116er Denkmals am Philipp-Platz.

3. MITGLIEDERVERSAMMLUNG 2020

Die Mitgliederversammlung war geplant für den 06. Mai 2020 und musste wegen des Pandemie-bedingten Lockdowns ausfallen. Die Jahresberichte des Vorstands wurden vorab versendet, so dass die Mitglieder über die Tätigkeiten des Vereins und den Kassenstand des Vorjahres informiert waren.

4. BESONDERES

Die Arbeitsgruppe Archäologie führte Arbeiten an einem altgegrabenen Hügelgrab im Muschenheimer Vorderwald im Frühjahr und Herbst 2019 aus. Mit dem Dorfverein Muschenheim richtete die AG die Relikte des Hügelgrabs so wieder her, dass interessierten Besucherinnen und Besuchern dessen grundlegender Aufbau nachvollziehbar ist.

Der Freundeskreis Alter Friedhof konnte in Kooperation mit der Hein-Heckroth-Gesellschaft Gießen den Grabstein des Bühnenbildners, Malers und Oscar-Preisträgers Hein Heckroth (1901-1970) nach Gießen translozieren. Die Frankfurter Stadtverwaltung zeigte sich desinteressiert an dem Erhalt des Grabes über die Nutzungszeit hinaus. Der Grabstein, gefertigt von dem mit Heckroth befreundeten Bildhauer Hans Steinbrenner, wurde im Oktober 2019 auf der großen Wiese südlich der Kapelle aufgestellt.

VII. Presseberichterstattung

Über OHG-Vorträge im Winterhalbjahr 2019/2020*

Das Ende war nicht vorgezeichnet

Vortrag beim Oberhessischen Geschichtsverein zur Entstehung und zum Untergang der Weimarer Republik

Das kurzlebige Schicksal der Weimarer Republik wird in diesen aufgeheizten Tagen immer wieder als warnendes Beispiel bemüht, wenn es um die politischen Fliehkräfte geht, die am Land zerren. Doch wie verhielt es sich wirklich mit der ersten deutschen Demokratie, die 1919 aus den Trümmern des Ersten Weltkriegs entstand und schon im Januar 1933 von der Nazi-Diktatur beendet wurde? Dazu hatte der Oberhessische Geschichtsverein (OHG) den aus Wetzlar stammenden Historiker Prof. Hans-Werner Hahn eingeladen, der im Netanya-Saal Netanya-Saal anschaulich über den Beginn und das Ende dieser dramatisch gescheiterten Parlamentsdemokratie referierte.

Michael Breitbach, Vorsitzender des OHG, erinnerte in seiner Einführung zunächst an eine Begebenheit aus dem Jahr 1927 in Gießen. Damals kam es bei der alljährlichen Verfassungsfeier im Stadttheater Stadttheater zum Eklat, als das versammelte Militär den Saal verließ, weil ein Redner die untergegangene Hohenzollern-Monarchie angegriffen hatte. Ein Vorfall auf lokaler Ebene, der Kreise bis in den Berliner Regierungsapparat gezogen und gezeigt habe, wie zerrissen die Gesellschaft bereits neun Jahre nach Ende des Weltkriegs gewesen sei.

Prof. Hahn, der bis 2015 den Lehrstuhl für die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an der Universität Jena innehatte, bestätigte den OHG Vorsitzenden. Verfassungsfeiern wie diese konnten bereits Mitte der 1920er „nicht mehr auf den Konsens der Bevölkerung setzen“. Der Historiker skizzierte das schnell schwindende Vertrauen vieler Teile der Bevölkerung in die neue Staatsform, was schließlich zur Machtergreifung der Nazis geführt habe. Gleichzeitig beschrieb er die schwierige Ausgangslage für die Parlamentsdemokratie, in der die wichtigste Regierungspartei SPD von vielen Seiten und aus unterschiedlichen Gründen unter Druck geraten ist. Die Weimarer Republik, so der einst in Gießen studierende Hahn, stand in der wissenschaftlichen Rückbetrachtung lange in einem schlechten Ruf. „Heute wird der Umbruch eher positiv gesehen und der revolutionäre Charakter deutlicher betont.“ Dennoch bleibt die Frage nach den Fehlern, die zum Untergang Weimars geführt haben.

Zumal es danach noch nicht aus gesehen hatte, als die erste Deutsche Nationalversammlung im Januar 1919 in der thüringischen Provinzstadt gewählt wurde. Die SPD erzielt eine klare Mehrheit (37,9 Prozent) zudem zogen viele weitere verfassungsstützende Parteien in den Reichstag ein. Doch schon bald darauf wandten sich viele Wähler den radikalen Rändern zu. Dabei habe die SPD unter Reichspräsident Friedrich Ebert bald die Unter-

* Im Hinblick auf die wegen finanzieller Engpässe leider nur sehr eingeschränkte Berichterstattung der beiden Gießener Presseorgane kommen ausnahmsweise nur drei Berichte zum Abdruck. Vorstand und Redaktion des Vereins sind bemüht, ab dem nächsten Jahr wieder für eine möglichst vollständige Besprechung aller Vortragsveranstaltungen Sorge zu tragen.

stützung vieler Arbeiter verloren, weil sie sich zum Erhalt der bestehenden Ordnung mit der Reichswehr zusammentat, die für zahlreiche Blutbäder verantwortlich war. Gleichzeitig habe rechter und linker Terror für eine zunehmende Verunsicherung breiter Bevölkerungskreise gesorgt. Zudem hätten angesichts der dramatischen Wirtschaftskrisen nicht die sozialpolitischen Versprechungen eingehalten werden können, mit denen die Sozialdemokraten als Regierungspartei angetreten waren. Und schließlich habe mit der knappen Wahl des Reichspräsidenten Hindenburg im Jahr 1925 ein Mann die politische Bühne erobert, der als Monarchist der jungen Republik kritisch gegenüberstand und gleichzeitig auf weitreichende Befugnisse zurückgreifen konnte

Es waren zahlreiche Faktoren, die im dramatischen Zusammenspiel zum Scheitern der ersten Republik führten. „Von vorneherein zum Untergang verdammt war sie dennoch nicht“, betonte der Historiker. Ein entscheidender Fehler war es für das Mitglied der Friedrich-Ebert-Stiftung, dass „die Republik nicht selbstbewusst genug gegenüber ihren Feinden aufgetreten ist“. Zumindest diese Lehre aus Weimar darf man auch heute im Hinterkopf behalten.

Björn Ganges, erschienen im Gießener Anzeiger vom 13.12.2019

Biblische Szenen in 13 Gotteshäusern

Ein Licher Kirchenmaler ist neu zu entdecken: Vortrag von Dekan Walter Hilbrands beim Oberhessischen Geschichtsverein

Bei Malern und ihren Werken verhält es sich manchmal wie mit gutem Wein. Es müsse erst viele Jahre vergehen, um zu erkennen, um was für einen edlen Tropfen es sich handelt. Dem hauptsächlich als Kirchenmaler in Erscheinung getretene Daniel Hisgen aus Lich ereilte ein ähnliches Schicksal, nun feiert der Künstler

eine kleine „Wiederauferstehung“ – mehr als 200 Jahre nach seinem Tod. Im vergangenen Jahrzehnt wurden immer mehr Bilder Hisgens wiederentdeckt. In 13 Kirchen Oberhessens sind Emporen-Malereien von ihm erhalten, zwischen Atzbach (Lahnau), Bobenhausen (Lollar), Odenhausen (Lahn) und Ebergöns (Butzbach).

Zu verdanken hat er diesen späten Ruhm dem Theologen Dr. Walter Hilbrands aus Langgöns, langjähriger Dozent und seit 2016 Dekan an der Freien Theologischen Hochschule Gießen beschäftigt, der Hisgen und dessen Werke nun im Netanya-Saal im Alten Schloss vorstellte. Viele Kunst- und Kulturinteressierte folgten der Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen (OHG). „Es gibt insgesamt wenig Nachweisbares über Hisgen und sein Lehren, allerdings haben wir einiges in Erfahrung bringen können, um uns ein Bild von dem Künstler machen zu können“, kündigte Hilbrands an.

Bekannt ist, dass die Familie Hisgens mit hugenottischer Abstammung von Frankreich in die Niederlande umsiedelte, und von dort aus in die Region um Montabaur, Wetzlar und Lich weiterzog. Daniel Hisgen wurde 1733 in Lich geboren, sein Vater war zu dieser Zeit bereits Pfarrer in Nieder-Weisel – bis zu dessen Tod im Jahr 1769. Diese ersten Nachweise über die Tätigkeit seines Sohnes als Kirchenmaler gibt es 1754, also im zarten Alter von 21 Jahren. Hilbrands intensive Recherche ergab, dass der Licher insgesamt 13 verschiedene Kirchen Oberhessens mit Emporen-Malereien ausgeschmückt hat.

Die teils umfangreichen Bilderzyklen stellen biblische Szenen dar, die von der Erschaffung der Welt bis zum Pfingstereignis reichen. Dabei war zunächst unklar, ob diese Werke alle auf Hisgen zurückzuführen sind, da sie teilweise schlecht erhalten waren oder die Gemälde keine erkennbare Signatur aufwiesen. Doch die Werke Hisgens weisen einige Merkmale auf, die auf seine Urheberschaft schließen

lassen. Seine Malereien handeln stets von biblischen Themen, die Figuren tragen zeitgenössische Kleidung des Rokoko und auch ihre Haltung und Gesichtszüge ähneln sich oft stark. Endgültig bestätigt wurde die These des Forschers, als Vorlagen aus Kupferstich gefunden wurden, die eine frappierende Ähnlichkeit mit Hisgens Werken darstellten-

Zu bewundern gibt es in den oberhessischen Gotteshäusern eine breite Palette an Motiven. In der evangelischen Kirche in Oppenrod sind 16 Brüstungsbilder erhalten, mit neutestamentlichen Szenen von der Verkündung Marias bis zur Grablegung. In Bobenhausen II schmücken die vier Evangelisten oder die zwölf Apostel den Kirchensaal, aufgeteilt in 48 Bilder. Auch in seinem Heimatort Lich war er mit Pinsel und Farbe beschäftigt, um die Mariastiftskirche auszuschnücken.

Insgesamt hat Theologe Hilbrands 300 Bilder inventarisiert und über Wikipedia zugänglich gemacht. Doch längst sind noch nicht alle Fragen über Daniel Hisgen geklärt, in den Archiven gab es nur wenig Details über das Leben des Kirchenmalers zu entdecken. Man darf gespannt sein, ob sich weitere Erkenntnisse finden lassen. In den von Hisgen gestalteten Gotteshäusern werden die Besucher künftig aber sicher einen zweiten und dritten Blick auf die Malereien werfen.

Felix Müller, erschienen im Gießener Anzeiger vom 03.02.2020

Die Pforte in das andere Deutschland Leipziger Historikerin van Laak sprach als Gast des Oberhessischen Geschichtsvereins über die Geschichte des Aufnahmелagers im Gießener Meisenbornweg

Gießen spielte in der Zeit des geteilten Deutschland eine ganz besondere Rolle. Denn nach dem Mauerbau im Jahre 1961 war die Aufnahme-stelle für DDR-Bürger

die einzige Einrichtung ihrer Art im kompletten Bundesgebiet. Von den 4,5 Millionen Flüchtling, die zwischen 1945 und 1989 in den Westen kamen, landeten mehr als ein Drittel in Gießens Notaufnahmелanger. Die Leipziger Historikerin Dr. Jeanette van Laak erinnerte jetzt auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins (OHG) an „Das Aufnahmелager Gießen“. Ihr Vortrag zu dieser speziellen deutsch-deutschen Geschichte lockte zahlreiche Besucher in den Netanya-Saal des Alten Schlosses.

Im Gießener Lager ging es nach dem Mauerbau und dem Abriegeln der inner-deutschen Grenze zunächst weitgehend ruhig zu. Um die Einrichtung bei wenig Auslastung trotzdem optimal zu nutzen, arbeiteten die Behörden und Institutionen Hand in Hand. So nutzte die Justus-Liebig-Universität die ungenutzten Räumlichkeiten als Studentenwohlfeld, die Großküche auf dem Gelände bekochte zeitweise die städtischen Altersheime.

Das ändernde sich Anfang der 80er Jahre. Die vor dem Staatsbankrott stehende DDR musste Kredite in der Bundesrepublik aufnehmen. Damit verband Bonn aber die Forderung nach genereller Reiseerleichterung sowie Ausreisegenehmigungen, um DDR-Bürgern Familienzusammenführungen zu ermöglichen. Die Ost-Berliner Staatsführung beugte sich schließlich, was zu drei großen Anreisewellen führte. Die bundesdeutschen Behörden stellte dies wiederholt vor logistische und verwaltungsrechtliche Herausforderungen – und die Gießener Einrichtung stand mehr denn je im Brennpunkt.

„Zu dieser Zeit war großes Improvisationstalent gefragt. Um der Flüchtlingswelle Herr zu werden, wurden Schulen und Turnhallen gemietet, um alle Menschen unterbringen zu können. Auch war man auf die Hilfe der Bürger angewiesen, die Familien und Menschen aus Ostdeutschland bei sich aufnahmen“, erklärte van Laak, die seit 2017 als wissenschaftli-

che Assistentin am Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig arbeitet.

„In den 70er Jahren kamen durchschnittlich 10.000 bis 12.000 DDR-Bürger nach Gießen. 1984 waren es über 30.000,“ ergänzte sie. Damals gab es ebenfalls Überlegungen, einige Mietwohnungen in Richtung Gießen-Schlange zu bauen. Allerdings hatte die Politik Bedenken, es könnte damit ein neuer sozialer Brennpunkt entstehen. Doch auch ohne diese Bauten gelang es der Politik, Mitarbeitern und Bürgern, die Flüchtlingswelle aufzufangen.

Nun stellte sich die Frage, welche Aufgaben das Aufnahmelager übernehmen sollte und wie sich das alltägliche Leben darin organisieren ließ. Neben der Aufnahme und Registrierung sowie der medizinischen Versorgung besaß die Institution für die Bundesrepublik vor allem eine Kontrollfunktion. „Im Notaufnahmelager wurden die Motive der Flucht und Übersiedlung überprüft, um potenzielle Gegner des politischen Systems abzuwehren. Oftmals führte der Geheimdienst Einzelgespräche durch“, berichtete die Leipziger Historikerin, die vom 2012 bis 2018 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl der Neueren Geschichte an der JLU gearbeitet hat.

Für Hunderttausende DDR-Bürger bildete diese Einrichtung die Pforte in den anderen deutschen Staat - verknüpft mit Träumen und Hoffnungen. Der Alltag der Flüchtlinge sah allerdings recht trist aus. Es gab im Lager wenig Beschäftigungsmöglichkeiten. Zwar war eine Schule vorhanden, aber es fehlten die Schüler. Auch hier war man auf die Hilfe von karitativen Vereinen angewiesen, die verschiedene Kurse und Gesprächsgruppen anboten. „Die meisten Flüchtlinge saßen jahrelang auf gepackten Koffern, in der Hoffnung, dass ihr Ausreisereisantrag bewilligt wurde. Das dauerte allerdings meistens drei bis fünf Jahre“, stellte van Laak fest.

Noch im Herbst 1989 wiederholte sich die Geschichte, als die Aufnahme von zahlreichen DDR-Bürgern bewältigt werden musste. „Die Menschen hatten die Sorge, dass die Grenze nur vorübergehend offen sei. So kam es, dass mehr als 300.000 Menschen auf der Flucht waren und viele dabei nach Mittelhessen kamen.“ Jeanette van Laak zeigte mit ihrem Vortrag auf vielschichtige Weise den Entwicklungsprozess eines Flüchtlingslagers, das sich von einer provisorischen Institution mit Schleuser-Funktion zu einer bundesweit bedeutsamen „Erstaufnahmestelle für DDR-Bürger“ entwickelte.

Felix Müller, erschienen im Gießener Anzeiger vom 28.02.2020

VIII. Autorinnen und Autoren dieses Bandes

Dr. Siegfried Becker, Gladenbacher Straße 12, 35096 Weimar (Lahn), drsiegfried-becker@web.de

Dr. Ludwig Brake

Dr. Michael Breitbach, michael.breitbach@magenta.de

Janine.Clemens, info@lz.Giessen.de

Dr. Eva-Marie Felschow, Am Lotzengraben 21 A, 35584 Wetzlar-Naunheim, emfels118@gmail.com

Dr. Rolf Haaser, Am Brühl 13, 77775 Bad Rippoldsau-Schapbach, rolf.haaser@uni-tuebingen-de

Heidrun.Helwig@vrm.de

Dagmar Klein M.A., Talstraße 10, 35435 Wettenberg, dkl35435@web.de

Prof. Dr. Helmut Krasser, Helmut.Krasser@klassphil.uni-giessen.de

Dr. Katharina Mohnike, Wissenschaftliche Baugrund-Archäologie/c/o Vorgeschichtliches Seminar, Biegenstraße 11, 35037 Marburg, mohnike@wiba-hessen.de

Karl Müller, Panoramastraße 24, 75223 Niefern-Öschenbrunn, Karl-Esther@web.de

Stefan Prange, Wetzlarer Straße 77, 35398 Gießen, stefanprange@googlemail.com

Sabine Raßner, sabine.rassner@gmx.de

Steffen Sobe, Valtentalstraße 2, 01904 Neukirch, steffensobe@web.de

Gerhard Steinl, Stettiner Straße 25, 35410 Hungen, steinlhungen@t-online.de

Dr. Gerd Steinmüller, Wetzlarer Straße 27, 35398 Gießen

Lutz Trautmann M. A., Universitätsarchiv Gießen, Otto-Behaghel-Straße 8, 35394 Gießen, lutz.trautmann@admin.uni-giessen.de

Michael Weise, Stiftung Lutherhaus Eisenach, Lutherplatz 8, 99817 Eisenach,
mweise@Lutherhaus-Eisenach.de

Dr. Matthias Willing, Glammbergweg 9, 35039 Marburg, matthias.willing@t-
online.de

OBERHESSISCHER GESCHICHTSVEREIN

Mitgliedsbeitrag: 15 € jährlich für Einzelmitglieder
20 € für Familienmitgliedschaft

Konten: Sparkasse Gießen
IBAN DE23 5135 0025 0200 5085 12, BIC SKGIDE5F

Sparkasse Gießen (Freundeskreis Alter Friedhof)
IBAN DE86 5135 0025 0200 6039 90, BIC SKGIDE5F

Volksbank Gießen
IBAN DE55 5139 0000 0000 4577 01, BIC VBMHDE5F

Die Mitgliedschaft berechtigt:

1. Zum Bezug der jährlich erscheinenden „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“. Die persönliche Abholung im Stadtarchiv ist erwünscht. Die Zustellung ist mit Portokosten verbunden.
2. Zum freien Eintritt zu allen Vorträgen und verbilligter Teilnahme an den Exkursionen des Oberhessischen Geschichtsvereins.

Für Form und Inhalt der Aufsätze in den „Mitteilungen“ sind die Verfasserinnen und Verfasser verantwortlich. Uns zugesandte Manuskripte werden in folgender Form erbeten: Unformatierte Texte als Word-Datei auf CD abgespeichert oder als Anhang zu einer Email und einen Ausdruck. Sofern Abbildungen vorgesehen sind, bitte diese nummerieren und die entsprechende Stelle im Text markieren. Die Abbildungen möglichst gescannt (300 dpi) und auf CD.

Anschrift: Oberhessischer Geschichtsverein Gießen e.V.
Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Postfach 11 08 20, 35353 Gießen
www.ohg-giessen.de

Besuchsadresse: Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Berliner Platz 1, 35390 Gießen
Telefon: 0641/3061549, Fax: 0641/3061545
E-Mail: info@ohg-giessen.de

An alten Jahrgängen der „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ sind noch vorhanden und können über die Geschäftsstelle im Stadtarchiv, Postfach 11 08 20, 35353 Gießen, bezogen werden:

Nr. 43/1959		2,50 €
Nr. 44/1960 Festschrift Prof. Dr. Rauch		2,50 €
Nr. 46/1962, Nr. 47/1963, Nr. 48/1964		2,50 €
Nr. 49/50/1965		2,50 €
Nr. 51/1966; Nr. 52/1967		2,50 €
Nr. 53/54/1969		2,50 €
Nr. 55/1970/Nr. 56/1971		2,50 €
Nr. 57/1972		2,50 €
Nr. 62/1977 Festschrift Dr. Herbert Krüger		2,50 €
Nr. 63/1978 Festschrift 100 Jahre OHG		2,50 €
Nr. 65/1980		2,50 €
Nr. 66/1981		2,50 €
Nr. 67/1982		2,50 €
Nr. 76/1991		2,50 €
Nr. 80/1995		2,50 €
Nr. 81/1996		2,50 €
Nr. 82/1997		2,50 €
Nr. 83/1998		2,50 €
Nr. 85/2000	vergriffen	2,50 €
Nr. 86/2001		2,50 €
Nr. 87/2002		2,50 €
Nr. 88/2003		2,50 €
Nr. 89/2004		2,50 €
Nr. 90/2005		2,50 €
Nr. B1 Beiheft „Amerika-Haus“		7,50 €
Nr. 91/2006		2,50 €
Nr. 92/2007		2,50 €
Nr. 93/2008		2,50 €
Nr. 94/2009		2,50 €
Nr. 95/2010		2,50 €
Nr. 96/2011		14,50 €
Nr. 97/2012		14,50 €
Nr. 98/2013		14,50 €
Nr. 99/2014		14,50 €
Nr. 100/2015		14,50 €
Nr. 101/2016		14,50 €
Nr. 102/2017		14,50 €
Nr. 103/2018		14,50 €
Nr. 104/2019		14,50 €
Nr. 105/2020		14,50 €

Ältere Jahressbände werden öfter für wissenschaftliche Institutionen gesucht. Der Verein bittet seine Mitglieder um Abgabe von „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ Nr. 1-79.

